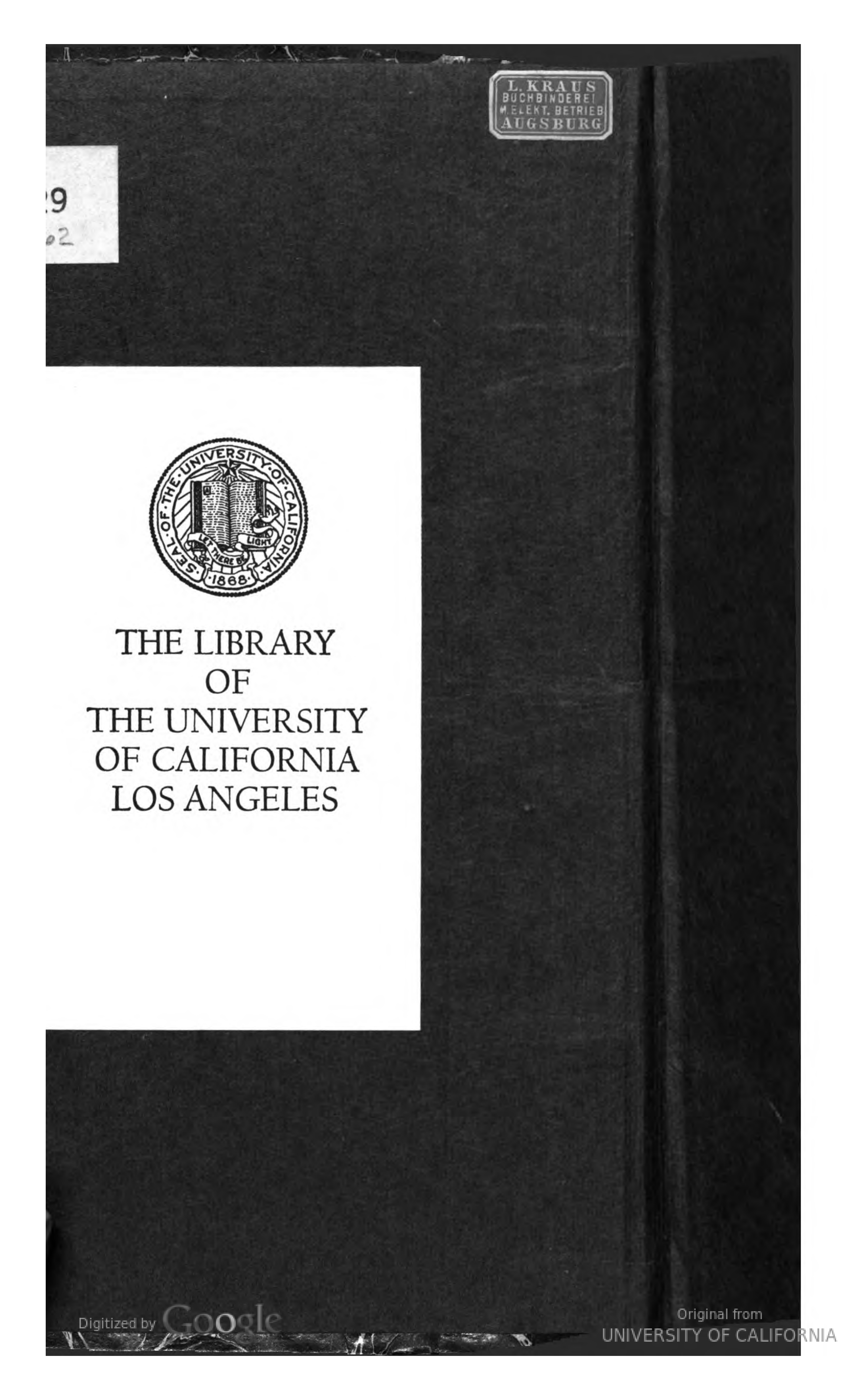



L. KRAUS
BUCHBINDEREI
m. ELEKT. BETRIEB
AUGSBURG

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrganges 1918

zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg von Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hundertzweiundsechzigster Band.

München 1918.

In Kommission von Theodor Riedels Buchhandlung.

Inhaltsverzeichnis.















I.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.[1])

XII.

Den gelehrten Theoretikern, welche Jahrzehnte lang als Wortführer der Sozialdemokratie den Darwinismus für ihre Parteizwecke verwertet haben, sind in jüngster Zeit einige Schriften des Professors Dr. Oskar Hartwig in Berlin sehr in die Quere gekommen. Dessen Buch, „Das Werden der Organismen“, welches für den Darwinismus geradezu eine Katastrophe bedeutet, schleudert angesichts des Weltkrieges diesen Aposteln sozialwirtschaftlicher Weisheit folgende bemerkenswerte Sätze ins Gesicht: „Man glaube doch nicht, daß die menschliche Gesellschaft ein halbes Jahrhundert lang Redewendungen wie unerbittlicher Kampf ums Dasein, Auslese des Passenden, Nützlichen, Zweckmäßigen, Vervollkommnung durch Zuchtwahl usw. wie tägliches Brod gebrauchen kann, ohne in der ganzen Richtung ihrer Ideenbildung tief und nachhaltig beeinflußt zu werden.“

Diese Frage nach der verderblichen Wirkung fehlerhafter Geistesprodukte ist nur zu berechtigt und sollte nicht bloß mit Bezug auf den Darwinismus in Erwägung gezogen werden. In gegenwärtiger Zeit wimmelt es in der großen Öffentlichkeit von Bazillen der geistigen Ansteckung; seit es jedem nächstbesten literarischen Seiltänzer unbenommen ist mit Weltanschauungsfragen wie im Ballspiel herumzuwerfen,

1) S. Bd. 161 S. 649 ff.

sind auf geistigem Gebiet Epidemien beinahe zu einer normalen Erscheinung geworden und zu einer Gefahr, welche schlimmer ist als die Pest und der schwarze Tod im Mittelalter.

Tausenden ist mit dem Ausblick aufs Jenseits und auf die Lebensinteressen der unsterblichen Menschenseele der einzig richtige Maßstab gesunden Denkens gänzlich abhanden gekommen. Sie sehen im jetzigen Krieg nichts weiter als eine Magenfrage und ein ausschließlich wirtschaftliches Problem. Wenn selbst geistig hochstehende Männer für einen hl. Franziskus so wenig Verständnis haben, daß sie wie Friedrich Naumann in seiner Palästinareise seinen Bettlergeist für eine kulturwidrige Narrheit halten und sich sogar die Behauptung erlauben, Christus habe „kein Kulturideal besessen", weil er sich um die wirtschaftliche Besserstellung des Volkes, um Verkehrswege und Bodenkultur nicht bekümmert habe, dann ist es nicht zu verwundern, wenn die jetzige Welt aus den entsetzlichen Wirrnissen der Gegenwart keinen Ausweg mehr zu finden weiß. Ein Blick auf die Blütezeit christlicher Kultur im Mittelalter und auf deren Verfall im jetzigen Weltbankrott läßt keinen Zweifel übrig, ob mit dem Wahlspruch des Unglaubens: Kein Jenseits gibt's, kein Wiederseh'n! der Volkswohlfahrt mehr gedient ist als mit dem Heilandswort: Suchet zuerst das Reich Gottes, das Übrige wird euch dann von selbst in den Schoß fallen! Der Schwerpunkt allen Gedeihens für Leib und Seele liegt in der Sorge für das, was Gottes ist, der Quellpunkt allen Unheils fürs ganze Menschenleben im Diesseits und Jenseits liegt in der ausschließlichen Hingabe an die vergängliche Welt.

Es muß leider gesagt werden: seit es ein Recht der absoluten Denkfreiheit gibt, gibt es allzuviel Weltanschauungsdilettanten, welche das Geschäft der Weltschöpfung und Welterlösung besser zu verstehen glauben als Gott selbst. Solang die Menschen noch normal und gesunden Sinnes waren, glaubte man, daß der Mensch als ein Wesen, welches als eine Kreatur Gottes nicht auch ein Geschöpf des eigenen Beliebens und Wohlgefallens sein kann, aus Leib und

Seele besteht und daß der Seele vor dem Leib der Vorzug gebühre. Auch war man bescheiden genug zu glauben, daß sich der Mensch seine Weltanschauung nicht nach Belieben selbst machen könne, sowenig er selbst es war, der die Welt ins Dasein rief.

Vernünftigerweise kann es nur eine Weltanschauung geben, die der Wahrheit entspricht, und wenn der Mensch, wie er von Natur ist, weit weniger für die Wahrheit empfänglich ist als für den Irrtum und die Lüge, dann darf demselben nichts weniger zugemutet werden als die Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Weltansicht selbst zu übernehmen. In diesem Fall könnte es nur zu leicht geschehen, daß er die Beute jenes Betrügers würde, dem es bereits bei Beginn der Menschengeschichte gelang, die Begriffe der Stammeltern über ihr wahres Verhältnis zu Gott und Welt von Grund aus zu verfälschen. So gefährlich jene Fälschung für die ganze Menschheit war, so gefährlich ist noch heute jeder Versuch die einzig wahre, von Gott selbst im Reich seiner Offenbarung gewährleistete, durch das Oberhaupt der kathol. Weltkirche vertretene Weltanschauung zu fälschen.

Die Erschütterung der christkatholischen Weltanschauung, an welcher seit 400 Jahren alle Geister der Verneinung gearbeitet haben, ist es hauptsächlich, was dem jetzigen Krieg als tiefste Quelle aller Übel zu Grunde liegt und infolge der allgemeinen Entfremdung der Völker das entfesselte Unheil zu keiner Ruhe kommen läßt. Solange die verkehrten Meinungen des Zeitgeistes gleich den Wildwassern der Sündflut ungehindert alles überfluten können, ist nicht daran zu denken, daß wieder erträgliche Zustände einer vernunftgemäßen Ordnung wiederkehren werden. Man gebe sich keiner Täuschung hin: Für eine Menschheit, welche mit dem Glauben an die göttliche Weltordnung den gesunden Menschenverstand verloren hat, gibt es solange keine Möglichkeit für ein friedliches Zusammenleben, so lange sie kein festes Fundament unter den Füßen und kein lichthelles Firmament über dem Haupte hat. Wo alles schwankt und finsteres Gewölk drohend

1*



den Gesichtskreis verdeckt, da ist alle Mühe vergebens zwischen der Szylla des Irrtums und der Charybdis der Ungerechtigkeit glücklich durchzukommen; auf vulkanischem Boden lassen sich keine Häuser bauen. Eine Menschheit, welche sich über ihr Verhältnis zu Gott und Welt Gedanken und Wünsche erlaubt, welche mit den Richtlinien der göttlichen Weisheit nicht übereinstimmen, kann mit den zentrifugalen Bestrebungen ihrer gottvergessenen, einzig nur der Sinnenwelt zugekehrten Diesseitsgedanken nur Unheil erleben. Weil das Wesen der Sünde in der Abwendung von Gott und in der Hinwendung zu den Kreaturen besteht, muß alles Sinnen und Trachten solcher Unglücksmenschen Unglück und Verderben sein. Damit allein erhält das Entsetzliche, was die Welt jetzt durchzukosten hat, im Lichte der Wahrheit die richtige Erklärung.

Gewiß, die materielle Not und Bedrängnis der Zeit ist groß, das geistige Elend aber ist noch weit größer und was das Schlimmste ist: die falschen Grundsätze und Lehrmeinungen, welche das ganze öffentliche Leben seuchenartig verpesten, werden dort, wo sie in den leitenden Kreisen der Wissenschaft und Presse wie auf einer cathedra pestilentiae (Ps. 1, 1) sich eingenistet haben, so hartnäckig festgehalten, wie kaum jemals ein Irrsinniger in seinen Wahnvorstellungen sich verbissen hat. Darin liegt eine ungeheuere Gefahr für die Zukunft. Die materialistische Lebensauffassung wird, das ist sehr zu fürchten, nach dem Kriege abermals ihre ganze Roheit enthüllen um alle geistigen Potenzen bei Seite zu drängen; man wird alle bösen Geister Mammons in Bewegung setzen um ein Erwachen der Völker zu christlichen Gedanken zu verhindern. Man weiß, daß unter der Eisdecke der Erstarrung und des Todes, welche sich mit der modernen Weltanschauung wie ein Leichentuch absoluter Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit über die Völker ausgebreitet hat, noch viele Keime christlicher Erinnerungen schlummern — diese gewaltsam zurückzuhalten, wird mit Hochdruck gearbeitet; die Mächte des Todes und der Finsternis





dürfen nicht gestatten, daß ein Frühlingshauch neuen Lebens die Generationen der Zukunft erwärme um sie auf Wege zu leiten, die der modernen Weltweisheit entgegengesetzt sind. Der kommende Friede darf für keinen Fall ein Gottesfriede sein.

Zur Zeit liegt die Welt den Mächten des Unglaubens und ihrer geistigen Zwingherrschaft noch größtenteils willenslos zu Füßen. Selbst nach einer vierjährigen Selbstzerfleischung gleicht Europa noch immer einem Tobsüchtigen, der, sinnverwirrt und geistesgestört, nicht weiß, wie er daran ist und was er anfangen soll. So ist man angesichts der unermeßlichen Not der Zeit in Verlegenheit, soll man mehr staunen über die Größe des Elendes oder über die Größe der Verblendung, mit welcher die jetzige Welt dem selbstverschuldeten Unheil gegenübersteht. Dürfen sich vielleicht die Großmeister der glaubenslosen Wissenschaft und die Sturmbläser der öffentlichen Meinung freisprechen von aller Schuld, wenn sie sehen, wie ganze Völker infolge der verkehrten Zeitmeinungen und Grundsätze, die ihnen seit mehreren Menschenaltern sind eingetrichtert und eingehämmert worden, geistig so anormal und krankhaft geworden sind, daß sie wegen ihrer hysterischen Überspanntheit beinahe einer psychiatrischen Behandlung bedürftig erscheinen? Infolge einer systematisch betriebenen Verwüstung der Geister haben gewisse soziale Schichten das geistige Gleichgewicht des gesunden Menschenverstandes so vollständig verloren, daß ein vernünftiges Wort mit ihnen kaum mehr zu reden ist. Wenn man bedenkt, mit welcher Raserei mancherorts sogenannte Irredentisten und Machtpolitiker für nationale Ziele schwärmen, die ebenso sinnlos sind wie sie unausführbar erscheinen, wenn man sieht, wie selbst heute noch angesichts einer Welt, die infolge ihrer demokratischen Unordnung in allen Fugen kracht, viele das Heil der Welt von einer über alles Maß gehenden Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechtes erwarten, um wo möglich durch eine Massenüberschwemmung nach der Sündflut auch das Wenige noch zu ersäufen, was



von Autorität und Ordnung übrig blieb, dann muß sich jedem die Überzeugung aufdrängen, daß die geistig-moralischen Übel, an denen die Zeit krankt, noch weit größer und gefährlicher sind als die Notstände der materiellen Mißwirtschaft und Überkultur, wie der hl. Vater erst kürzlich in einem Schreiben an den Vorsitzenden der Société bibliographique in Paris nachdrücklich betont hat. Ganz in demselben Sinn hat auch kurz vor Ausbruch des Krieges im Konsistorium vom 25. Mai 1914 Papst Pius X. seine warnende Stimme erhoben: „Die Bestrebungen der Freunde des Friedens, wie sie von fähigen und angesehenen Männern betätigt werden, in allen Ehren! Gewiß, ein gutes Ziel, aber ein wenig fruchtbringendes Unternehmen, wenn nicht gleichzeitig und nachdrücklich darauf Bedacht genommen wird, daß die Forderungen der christlichen Gerechtigkeit und Liebe in den Herzen der Menschen Wurzel schlagen. Heutzutage hängt es nicht so fast von den Regenten ab, daß ruhige und gesicherte Zustände im Staat und in der bürgerlichen Gesellschaft oder in der Öffentlichkeit herrschen, als vielmehr von der großen Masse. Weil aber die Geister allenthalben des göttlichen Lichtes und der geoffenbarten Wahrheit ermangeln und die Gemüter nicht mehr gewohnt sind sich durch die christlichen Gesetze beherrschen zu lassen, was Wunder, wenn die Menge, von blinden Leidenschaften entflammt, jählings dem gemeinsamen Untergang entgegeneilt, angetrieben durch schlaue Aufwiegler, die einzig und allein auf ihren eigenen Vorteil bedacht sind? Wäre es da nicht ein Werk der Weisheit, der Kirche, die als Wächterin der Gerechtigkeit und Liebe und als Lehrerin der Wahrheit von ihrem göttlichen Stifter aufgestellt ist und allein vor allen zur allgemeinen Rettung verhelfen kann, nicht nur in Ausübung ihres Amtes freie Hand zu lassen, sondern sie auch mit allen Mitteln zu unterstützen?

Demgemäß kann nicht oft genug betont werden, daß jede Hoffnung auf eine bessere und schönere Zukunft aufgegeben werden muß, so lang gegen die herrschenden Not-

stände nur mit Mitteln einer äußerlichen und materiellen Kulturförderung Abhilfe gesucht wird. Nur eine gründliche Heilbehandlung der todkranken Volksseele wird eine wahre Genesung und einen dauernden Frieden bewirken. Eine solche Sanierung der menschlichen Gesellschaft wird aber anders als durch eine Wiederbelebung des Glaubens und durch eine entschiedene Rückkehr zum wahren und ganzen Christentum niemals möglich sein. Nur jene Kirche, welche mit den erforderlichen Mitteln ausgestattet ist um den Irrtümern und der Sittenverderbnis wirksam zu begegnen, wird der großen Aufgabe gewachsen sein, von innen heraus durch die erneuernde Kraft des göttlichen Geistes den Völkern das zu vermitteln, was sie vor allem nötig haben, die Einheit in der Wahrheit und die Ordnung durch die christliche Gerechtigkeit und Liebe.

Das werden rein menschliche Bestrebungen und natürliche Kräfte nie zustande bringen; nur göttliche und geheimnisvolle Gnadenwirkungen, wie sie nur von dorther kommen können, wo Christus als Priester und König den Thron seiner Herrschaft aufgeschlagen hat als derjenige, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, sind imstande das Übel aller Übel, das Schlangengift der Ursünde, wodurch der Mensch in seinem ganzen Wesen im Erkennen und Wollen, nach Leib und Seele, im Verhältnis zu Gott und Welt in Unordnung gekommen ist, in seiner Wurzel anzugreifen. Geistig-sittliche Gefahren können anders als durch geistige Sicherungen nicht beschworen werden, nur so wird der ganze Mensch innerlich erfaßt werden, wenn seine Erkenntnis der göttlichen Wahrheit und sein Wille dem göttlichen Gesetz unterworfen und so jene Ordnung wiederhergestellt wird, die von Gott selbst zwischen Natur und Geist, Gott und Welt, von Anfang an festgesetzt ist.

Aus der Verletzung dieser Ordnung, wie sie aus jeder Art geistiger und menschlicher Empörung gegen Gott sich ergibt, sind alle Übel von Uranfang an hervorgegangen. Es besteht eine überaus fatale Wechselwirkung zwischen der Ur-



sünde Satans und der Erbsünde Adams, so daß man beinahe versucht sein könnte von einer gewissen Solidarität aller gottwidrigen Wirkungskräfte des gesamten Universums zu sprechen. Und in diesen Komplex aller unheilbringenden Kräfte des Verderbens ist auch die Naturwelt mit hineingezogen, so daß sie, wie der Apostel schreibt, nach Erlösung seufzt und zwar, wie es scheint, nicht erst seit der Sünde Adams, sondern bereits seit den Perioden der Urzeit, in deren Bildungen und Mißbildungen sich vieles findet, worauf das Wort des göttlichen Wohlgefallens: Siehe, es war gut! kaum mehr angewendet werden kann.

So findet sich der Mensch mitten in einen Strom gefährlicher Einflüsse hineingestellt und nur tiefgreifende und geheimnisvolle Kraftwirkungen, wie nur Gott, der Schöpfer des Weltalls, sie vermitteln kann, werden ihn gegen das schleichende Unheil schützen und, wenn er demselben anheimgefallen ist, dem Verderben wieder entreißen können.

In jüngster Zeit ist viel von Sicherungen die Rede gewesen, durch welche der Gefahr vorgebeugt werden soll, welche eine übergroße Ausdehnung des Wahlrechtes für ein Volk in sich schließt. Mit Recht dachte man dabei an Maßnahmen, die vorwiegend auf geistigem Gebiete liegen; leider kommt dieser Gedanke, mit dem die öffentliche Aufmerksamkeit längst hätte beschäftigt werden sollen, ziemlich spät und betritt allzu schüchtern seinen Weg. Nachgerade hätte die moderne Welt längst begreifen können, daß es neben der Art und Weise, wie sie sich gegen Hagel und Feuer und gegen alle Arten von zeitlichen Unglücksfällen zu schützen sucht, ein System von viel wirksameren Versicherungen gibt, welches auf göttlicher Anordnung beruht und sich gegen jene Quelle wendet, aus der alle Übel ihren Ursprung nehmen. Alle Sicherungen werden sich vergeblich erweisen, wenn die göttliche Weltversicherung der Offenbarung und Erlösung mit verächtlicher Geringschätzung mißachtet wird. Nachdem jetzt infolge dieser Mißachtung alle Sicherheit in Frage gestellt ist, sollte endlich jeder darüber klar werden, was die Erlösung für das Wohl

und den Frieden der gesamten Menschheit zu bedeuten hat und wie unerläßlich notwendig für den heilsbedürftigen Menschen alle jene Gnadenmittel sind, welche Christus in seiner Kirche vorgesehen hat um den Menschen gegen die Gefahren des Irrtums und der Sünde zu schützen. Wenn irgend etwas notwendig war für die beständig gefährdete Menschheit, so war es ein immerwährendes Opfer zur Versöhnung der Sünden und ein nie versagendes Lehramt der göttlichen Wahrheit, wie es im Papsttum der römischen Kirche wirklich besteht. In diesen beiden Veranstaltungen liegt die stärkste Garantie für die Ordnung und den Frieden der Welt.

Nur der Geist Gottes selbst, der die Tiefen aller Geheimnisse durchschaut, ist imstande zu ermessen, was durch diese beiden Veranstaltungen der göttlichen Gnadenordnung im Lauf der Geschichte Segensvolles bewirkt und Unheilbringendes verhütet worden ist. Auch der jetzige Krieg hätte durch diese Art einer großzügigen göttlichen Weltversicherung verhütet werden können. Gewisse Andeutungen der hl. Schrift lassen erkennen, daß das ganze Heil der Welt vom ungeminderten und unverhinderten Bestand dieser beiden Grundsäulen der göttlichen Weltordnung abhängt, weßhalb dem Widersacher Christi und dem Feind alles Guten nichts so sehr am Herzen lag als in diese beiden Schutzmauern des Gottesreiches Bresche zu legen. An jener denkwürdigen Stelle, wo der Prophet Daniel (8. 12) den Greuel der Verwüstung ankündet, womit König Antiochus das Volk Gottes bis zur völligen Vernichtung heimgesucht hat, sind die Austilgung des Opfers und die Unterdrückung der Wahrheit in engster Wechselbeziehung zusammengestellt. Ebenso läßt der hl. Paulus (II Theff. 2, 9) den Antichrist erst dann mit der ganzen Macht seiner satanischen Vollgewalt erscheinen, wenn das Geheimnis der Bosheit dadurch seinen Höhepunkt erreicht, daß er selbst im Tempel nach dem Umsturz der Altäre sich als Gott huldigen läßt.

Bei Beurteilung der Weltereignisse dürfen auch die in



der Tiefe liegenden Ursachen nicht außer Acht gelassen werden.

Wären die geheimnisvollen Kräfte, welche Christus in seinem Reiche niedergelegt hat, in den letzten Jahrhunderten in ihrer Wirksamkeit nicht gewaltsam niedergehalten worden, wäre das Palladium der christlichen Wahrheit und Gnade nicht in ganzen Ländern gottesräuberisch entwertet worden, hätte Christus überall dort, wo er auf den Altären den Thron seiner weltversöhnenden Liebe aufgeschlagen hatte, die ganze Machtfülle seiner priesterlichen und prophetischen Heilstätigkeit entfalten können, dann wäre vieles nicht möglich gewesen, was seit 400 Jahren sich in der Welt ereignet hat. Dann wäre die Geschichte der europäischen Völker in den letzten Jahrhunderten nicht so über alles Maß tragisch, unruhig und blutig gewesen. Indem Christus das Geheimnis seines priesterlichen Königtums aufs innigste mit der Opferidee seiner unendlichen Barmherzigkeit verband, gab er deutlich zu verstehen, daß nicht der Geist der Selbstsucht und Gewalt, sondern der Geist der Liebe in seinem Reich die Vorherrschaft haben soll. So erhielt nach dem bekannten Spruch: Vom Gotteshaus geht aller Segen aus — im ganzen Umkreis des menschlichen Zusammenlebens alles und jedes eine gewisse übernatürliche Weihe und wurde in den warmen Sonnenschein des göttlichen Segens einbezogen. Indem viele zum Priesterstand und Ordensstand sich meldeten, wurde nicht blos der Gefahr der Übervölkerung gesteuert, sondern auch das Familienleben wohltätig beeinflußt; durch die unentgeltlichen Arbeitsleistungen und Handlangerdienste, welche bei der Aufführung kirchlicher Gebäude um Gotteslohn mithalfen, wurde die frohe Arbeitswilligkeit der kleinen Leute veredelt und geheiligt, durch die reichen Spenden, welche von geldmächtigen Rittern und Bürgern zum Bau und zur Ausstattung der Tempel beigetragen wurden, wurden große Geldsummen der privaten Spekulation entzogen und so das Anwachsen kapitalistischer Geldanhäufung im Dienste der Habgier gehemmt und ver-



hindert, kurz nach allen Seiten floß vom Altare aus die Lebenswärme des kostbaren Blutes in alle Glieder der menschlichen Gesellschaft hinein. Hätte die göttliche Lebenszentrale des christkatholischen Opfergedankens voll und ganz wirksam werden können, dann wäre vieles in der Welt jetzt anders als es heute ist. Nationale Großstaaten, welche weit mehr vom Charakter der heidnischen Weltreiche an sich tragen als vom Königtum des Gottesreiches, wären dann eine Unmöglichkeit gewesen.

Weder die Divergenz der Interessen noch die Verschiedenheit der Sprache und Abstammung hätte die geistige Einheit und solidarische Lebensgemeinschaft der christl. Völker jemals zerreißen und aufheben können. Auch ohne einem Herrschergeschlecht gleichen Stammes unterworfen zu sein, hätten Völker und Volksteile verschiedener Sprache sich in dem Bewußtsein einander nahestehen und angehören können, daß eigentlich Christus selbst, der König der Könige, ebenso ihr gemeinsamer Herr und König sei wie Gott der gemeinsame Vater aller Menschen ist. Unter dieser Voraussetzung konnten sich Grenzberichtigungen und Machtverschiebungen zwischen den Völkern und Staaten ganz schmerzlos auf dem Weg friedlicher Vereinbarung vollziehen; kam auf diese Weise ein Landstrich oder ein Volksteil in den Bereich einer anderen Machtsphäre hinein, so war der Zuwachs des einen Reiches keineswegs immer auch ein Verlust für das andere, wie sich bei Erbteilungen einzelne Vermögensanteile von einer Familie auf eine andere übertragen lassen, ohne daß dadurch dem Gesamtinteresse einer Sippe ein Schaden zugeht. Ist ja auch an einem lebendigen Körper die linke Hand nicht nur kein Nachteil sondern eine Ergänzung für die rechte, obwohl sie sich auf der anderen Seite des einen unteilbaren Leibes befindet. Solange jedes Glied an seiner Stelle die ihm zukommende Lebensfunktion erfüllt, solange nicht das Auge Hand und Fuß ersetzen und ein Teil des Körpers auf Kosten der andern sich breit machen will, wird trotz aller Verschiedenheit alles in schöner Wechselwirkung wohlgeordnet



sein. So hätte die christl. Völkergemeinschaft in schönster Ordnung friedlich bestehen können, wenn nicht durch die Auflehnung gegen Gott und Christus der äußere Mensch mit seinen peripherischen Sinnesorganen sich gegen den inneren und gegen die zentrale Lebensmitte des Herzens und des Hauptes aufgelehnt hätte. Man setzte sich in unbegreiflicher Verblendung im Denken und Wollen in Gegensatz zu jener doppelten Lebenszentrale des Geistes, wo Gott den Thron seiner Wahrheit und den Altar seiner Liebe errichtet hat im Papsttum und im Opferdienst seiner Kirche.

Wie soll nach dem jetzigen Weltkrieg, der außer dem Zerfall jeder Ordnung eine allgemeine Entkräftung der Völker zurücklassen wird, eine Wiederherstellung und Gesundung der materiell und geistig ruinierten Menschheit möglich sein, wenn die heilende Hand nicht vor allem dort zugreift, wo das Grundübel seinen Sitz hat, aus dem wie aus ihrer Quelle alle Übel ihren Ursprung genommen haben? Die Welt hat zwar auch ihre eigenen Mittel, mit welchen sie sich von ihrem Elend befreien zu können glaubt — sie vertraut in ihren wirtschaftlichen und sozialen Verlegenheiten einzig auf die äußeren Machtmittel des Geldes und der Waffen und gleicht so einem Heilkünstler, der zur Behandlung seiner tobsüchtigen Pfleglinge außer der Zwangsjacke kein anderes Mittel übrig hat. In diesem törichten Selbstvertrauen auf ihre eigene Weisheit geht sie eben durch die verkehrte Wahl ihrer falschen Sicherungen zugrunde wie ein Patient, der sich einem Pfuscher anvertraut.

Nicht genug, daß sie den Priestern nach Tausenden den Kelch aus den Händen reißt um sie zum Waffendienst zu zwingen, glaubt sie auch dadurch am besten ihre Interessen zu wahren, daß sie dem Vater der Christenheit kein Wort einer friedlichen Dazwischenkunft gestattet. Alle schlimmen Erfahrungen, welche sie mit ihrem überheidnischen Säkularismus seit Jahrhunderten gemacht hat, haben sie nicht überzeugen können, daß die Parole: „Der Klerikalismus ist der



Feind“ für ein Volk nur Unheil bedeuten und Verderben bringen kann.

Gläubig orientierte Geschichtsforscher können es nicht für einen bloßen Zufall ansehen, wenn sie beobachten, daß sowohl in den Tagen der Reformation wie in der Schreckenszeit der Revolution alle Arten des Unheils, Krieg und Krankheiten, Mißwachs und Teuerung in genauer Aufeinanderfolge mit der Entweihung der Kirchen und mit der Vertreibung und Ermordung der Priester und Ordensleute zusammentrafen.

Eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung sieht freilich nicht die geringste Gefahr darin, wenn in weiten Landstrichen das Opferblut des Lammes zu fließen aufhört, das zur Vergebung der Sünden geschlachtet worden ist; ja man glaubt sogar einen Fortschritt der Kultur darin erblicken zu dürfen, wenn die frommen Stiftungen glaubenstreuer Ahnen und die Segenskapitalien der toten Hand verschleudert und rein weltlichen Zwecken zugewendet werden, wenn die Gotteshäuser veröden und der hl. Dienst der öffentlichen Gottesverehrung wegen Mangels an Priestern zur Unmöglichkeit wird, wenn Theater und Börsenhallen die Tempel ersetzen, wenn die Zahl der betenden Priester und Ordensleute immer kleiner und die Zahl der öffentlichen Dirnen und Gaukler immer größer wird.

Dem Unglauben, der seine Augen, indem er sie beständig von Gott ab- und der Welt der Sinne zuwendet, nicht dazu hat um zu sehen, fehlt jeder Blick für die geheimnißvollen Kräfte, welche den Lauf der Weltgeschichte in ihren tiefsten Tiefen innerlich beherrschen; ganz anders die heilige Schrift, wenn sie durch ihre gotterleuchteten Männer auf die Gefahren zu sprechen kommt, von welchen die Menschheit im Kampf gegen die Widersacher des Gottesreiches beständig bedroht ist. — Nach ihrem Dafürhalten gibt es für ein Volk keine ärgere Strafe, als wenn alle jene Sicherungen und Hemmnisse fallen, welche Gottes weise Vorsehung zum Schutz seiner Wahrheit und Gerechtigkeit



gegen die schmutzigen Wasser der Sündflut aufgerichtet hat, wenn ein Volk hirtenlos und führerlos sich selbst und dem Drang seiner verkehrten Begierden überlassen wird, so daß die Grundfesten der sittlichen Weltordnung zu wanken beginnen.

Angesichts der jetzt zusammenstürzenden Ordnung der Welt kann man nicht ohne Schaudern lesen, was z. B. der Prophet Isaias schreibt im 3. Kapitel: Siehe der Herr der Heerscharen nimmt hinweg von Jerusalem und von Juda alles, was stark ist und kräftig, jegliche Stütze an Brod und jegliche Stütze an Wasser; Helden und Krieger, Richter und Propheten, Angesehene und Weise und Ratgeber — dafür bestelle ich Knaben als ihre Fürsten und Weichlinge sollen herrschen über sie. Wie hier bringt die hl. Schrift stets die Abwendung von Gott und seinem Gesetz in engste Beziehung mit Unheilskatastrophen jeder Art, welche die Natur- und Menschenwelt (vgl. III. Mos. 26, 14 ff.) erschüttern und in Aufruhr bringen, mit Krieg und Pest und Mißwachs und Teuerung und als Zeichen der Verwerfung eines Volkes erscheint durchweg der Umsturz von Thron und Altar (vgl. Oseas 3, 4), weil ein Volk, welches ohne Könige und Priester, ohne Opfer und Altar sich selbst genügen will, sich in seinem stolzen Selbstvertrauen von Gott verlassen sehen wird.

(Schluß folgt.)

II.

Bischof Ignatius von Senestréy.

Zum 100. Geburtstag — 13. Juli 1918.

Von Anton Doeberl.

Nicht bloß die Diözese Regensburg, das ganze katholische Deutschland hat allen Grund den 100. Geburtstag jenes Bischofs zu feiern, der ein Segen und Ruhm für die ganze Kirche war, des Bischofs Ignatius von Senestréy. Mag ein Geissel ihn an staatsmännischem Geist übertroffen, ein Ketteler tiefer und nachhaltiger auf sozialem Gebiete geschürft haben: an entschieden kirchlichem Charakter stand der Regensburger Bischof keinem nach. Auch seine schärfsten Gegner haben wenigstens die Charaktergröße Senestréys auerkennen müssen.

Ignatius war der *Reformbischof* für seine Diözese, eine Stütze des bedrängten Papsttums und eine feste *Mauer der kirchlichen Autorität* gegenüber einer falschen Freiheit, ein *Streiter für das Recht* und die hl. Güter unserer Kirche. Was er getan, war allen seinen Zeitgenossen ein leuchtendes Vorbild, was er gewesen in schwerer und schwerster Zeit, darf nicht vergessen werden, wenn nicht die Dankbarkeit eine ausgestorbene Tugend sein soll.

Bischof Ignatius hat, weniger glücklich als seine berühmten Zeitgenossen auf bischöflicher Kathedra, noch keinen Biographen gefunden, der uns mit der Lebensgeschichte des Bischofs ein gut Stück bayerischer, deutscher und allgemeiner Kirchengeschichte entrollte. Vielleicht steht er uns noch ein wenig zu nahe. Aber kommt einmal die bayerische Kirchengeschichte, wie wir sie seit langem wünschen, und es besteht wirklich gute Aussicht für ein solch wichtiges Werk, dann möge man ein eigenes langes Kapitel ihm widmen.

Wichtiges Material ist noch nicht erschlossen. Eine Darstellung seines Wirkens muß sich vorderhand auf die Haupt-

züge beschränken. Was ich hier bieten kann als Frucht spärlicher Mußestunden, will nur anregen zu einer größeren Schrift, will nur ein Dank sein gegen den großen Toten.[1])

I.

Ignatius hatte bedeutende Vorgänger als Oberhirten des Regensburger Bistums: den milden, klugen Sailer, der einst im Bunde mit dem frommen Regens Wittmann gebrochenene Kirchenmauern wieder aufrichtete, den gemütvoll-seeleneifrigen Bischof Schwäbl, der ganz im Geiste Sailers weiterbaute und als intimer Freund des Ministers Abel einige neue Strebepfeiler dem kirchlichen Aufbau hinzufügen konnte, den aszetisch-strengen Bischof Valentin, der noch mehr im Innern des Heiligtums, was unpassend schien, ausscheiden, was schwach war, stärken konnte. Bischof Ignatius hat immer pietätvoll seiner Vorgänger gedacht. Als das Sailerdenkmal auf dem Emeramsplatz in Regensburg errichtet wurde, wurde Ignatius seinem bedeutenden, „im segensreichen Andenken“ stehenden, Vorgänger voll gerecht. Bischof Schwäbl, der Ignatius die niederen Weihen erteilte, stand ohnehin in Freundschaft zur Familie Senestréy. Aber Ignatius war andererseits nach Temperament und Entwicklung doch stark verschieden von seinen Vorgängern. Innerlich stand ihm vielleicht am nächsten Bischof Valentin, dieser fromme Eiferer, der einst zur Münchener Schule Fühlung hatte. Ignatius gehört eben auch einer anderen Periode der kirchlichen Restauration an. Nach der Schule Sailers, nach der Münchener Schule drücken nun, wie ich schon früher gezeigt habe,[2]) die Germaniker ihren Geist der kirchlichen Restauration auf.

---

1) Benützt wurden: die bischöfl. Verordnungsblätter 1858—1906; ein Nekrolog (von Prälat Leitner) im Schematismus, Regensburg 1907.

2) König Ludwig I. und die katholische Kirche in Bayern 6. in Hist.-pol. Blätter, Bd. 160, S. 349.



Bischof Ignatius war Jesuitenschüler, gerade zu der Zeit als die Jesuiten ihr Bildungs- und Erziehungswesen zeitgemäß umgestaltet hatten. Er saß im Germanikum zu Füßen derselben Lehrer, die kurz zuvor den nachmaligen großen Papst Leo XIII. in die heilige Wissenschaft eingeführt hatten. Der Jesuiten hat Ignatius immer in warmer Dankbarkeit gedacht und sich ihrer mit männlichem Freimut angenommen. Schon 1867 in seiner Ansprache: „Die kirchliche Freiheit und die bayerische Gesetzgebung mit Rücksicht auf die Jesuitenfrage in Regensburg", dann wieder zur Zeit der Maigesetze. Die Jesuiten wußten auch, was sie an Ignatius hatten. Bischof Ignatius studierte gerade damals in Rom, als unter dem Pontifikate Gregors XVI. die großen kirchenpolitischen Ereignisse in Deutschland die Felsenmacht der Kirche aufs neue verkündeten, als der Athanasius unseres Görres allüberall die helle Begeisterung für die Kirche gewaltig entfachte. Im ewigen Rom hat Ignatius mit vollen Zügen den frohen Stolz auf die freie Kirche eingesogen und sich jenen echt katholischen Charakter gebildet, der immer die Feuerprobe bestanden hat. Als er 1842 in die Heimat zurückkehrte, vertauschte er wohl den Ort, nicht aber die Atmosphäre. In Eichstätt, wo er drei Jahre neben Regens Ernst als Präfekt verlebte, wehte derselbe Geist. Hier in Eichstätt sah es der junge Senestréy mit eigenen Augen, was ein tatkräftiger Bischof in wenigen Jahren erreichte, er erlebte mit warmer Teilnahme, was wirkliche Reform ist. Eichstätt wurde zur Schule, zur praktischen Schule für unseren großen Bischof.

Ignatius wäre gern Professor geworden. Die Vorsehung führte ihn andere Pfade. Er wurde Pfarrer und lernte als solcher nicht bloß, was unserem Volke wohl und not tut, sondern auch in eigener Erfahrung, was die Pastoration vom Seelsorger verlangt. Auf seiner einsamen Pfarrei lauschte er aber aufmerksam auf die Stimmen der Zeit. Das Jahr 1848 mit seinem Ruf nach größerer Freiheit auch auf kirchlichem Gebiete, die Ausstrahlungen dieses Jahres auf

der Würzburger und der Freisinger Bischofskonferenz, das Erwachen der katholischen Presse und der katholischen Vereinsbewegung, Erzbischof Reisach und sein Generalvikar Windischmann, denen Senestréy auf ein Jahr nahestand, dann noch einmal fünf Jahre als Domkapitular in Eichstätt — all das, was Ignatius in diesen Lehrjahren wie ein inneres Erlebnis fühlend erlebt hatte, mußte in ihm den Glauben an die Sieghaftigkeit des katholischen Restaurationsgedankens unerschütterlich befestigen. Romtreue und Reformeifer, kernige, männliche Frömmigkeit, namentlich zur Patrona Bavariae, die zähe Art des Oberpfälzers, der kluge Sinn, der ihm im Blute lag — Senestréy von Senestraro verrät italienischen Ursprung — ein energischer, manchmal sehr energischer Wille, der sich unbeugsam durchzusetzen weiß — das sind hervorragende Züge seines Charakters. Der Klerus hat ihn allmählich verstanden, seine Art wie er auftrat und auffuhr. Die späteren Kämpfe für die Kirche haben ein unzertrennbares Band um Bischof und Klerus geschmiedet. Zum 40jährigen Bischofsjubiläum huldigte er ihm als dem „alter Athanasius". Äußerungen seines energischen Willens wurden zudem gemildert durch Züge gutbayerischen Humors; nur schade, daß soviele Bonmots vergessen zu werden drohen, schade für die künftige Lebensgeschichte.

Was Wunder, wenn Bischof Ignatius fortlebt als ein großer Bischof!

Mit brennendem Eifer begann Bischof Ignatius, durch die Gunst König Max II., der ihn persönlich hochschätzte, zum Bischof ernannt, seine Laufbahn. In einem doppelten Hirtenbrief an Klerus und Volk zeichnete er bereits einige Ziele seiner großen Aufgabe: Erneuerung des kirchlichen Lebens, Kampf gegen die falsche Freiheit, die das große Wort im Lande führte, noch mehr als ehedem der Staatsabsolutismus. Dann durcheilte er in einem Jahr die ganze große Diözese, die größte in Bayern. Er hatte seiner allzeit schwachen Konstitution zu viel zugemutet und erkrankte ernstlich.

Im selben Jahre 1858 erklärte er es als seine nächste



Aufgabe das Knabenseminar in Metten allmählich zum Klerikalseminar auszubauen. Die Seminarien haben dem Bischof viel Sorgen bereitet. Es gab Jahre, wo die Zahl der Berufe erschreckend klein war, oftmals unter 20 Ordinanden. Es gab Jahre, wo die freiwilligen Gaben recht spärlich flossen. Ignatius hat aber schließlich alle Schwierigkeiten doch überwunden, Klerus und Volk haben ihren Bischof nicht im Stich gelassen. Und heute bestehen drei Knabenseminare in unserer Diözese. Durch die Aufhebung des nicht mehr lebensfähigen Schottenklosters, das einst König Ludwig I. vergeblich zu neuem Schaffen erwecken wollte, gewann er die Mittel ein schönes Klerikalseminar zu errichten. Und was den inneren Geist am Lyzeum und am Klerikalseminar anlangt, so hat Ignatius alles getan um einen kirchlich gesinnten Klerus heranzubilden. Das Seminar war ihm wie allen großen Bischöfen erste Herzenssache. Wie oft kam er noch in den Tagen seines gebrechlichen Alters hinauf in sein Seminar. Er war ihm ein Vater und der zweite Begründer.

Noch eine andere Aufgabe hat sich der Bischof gleich anfangs gestellt: den Ausbau des Domes und der Domtürme. In 10 Jahren, von 1859—1869, wurde das große Werk vollendet, dank der Unterstützung durch Bayerns Fürsten und Volk, namentlich durch König Ludwig I. Für König Ludwig I., diesen wahrhaft großen König, hatte Ignatius allzeit besondere Verehrung, wie er überhaupt — das beweisen seine Hirtenbriefe in frohen und in ernsten Tagen — gut monarchisch, gut bayerisch und echt deutsch, anfangs großdeutsch war. Nur gehören bei ihm mit vollem Recht Thron und Altar zusammen. Man kann nicht den Glanz des Thrones erhöhen, wenn man an den Grundfesten kirchlicher Freiheit rüttelt. Das ist der tiefere Sinn seiner vielberufenen Schwandorfer Rede. Von König Ludwig I. spricht Bischof Ignatius in einem Schreiben an den Klerus vom 7. November 1863 ganz begeistert: „Ihm verdanket dieses herrliche Meisterwerk kirchlicher und deutscher Baukunst seine

Restaurierung, ihm verdankt unser Dom seine neuen, prachtvollen Glasgemälde. Nun hat er, der schon früher 20,000 fl. zum Turmausbau gespendet, auf weitere 7 Jahre je 20,000 fl. in Aussicht gestellt, wenn das Werk schleunigst vollendet wird." Leider sollte der große König die Vollendung nicht mehr schauen.

Andere Aufgaben und Pläne erwuchsen, je mehr Bischof Ignatius die Not seiner Diözese kennen lernte. Im Norden, in Dekanat Wunsiedel war seit der Reformation das kirchliche Leben erstorben. Nur in Marktredwitz bestand ein Kirchlein, mit dem Doppeladler geschmückt, das Kaiserin Theresia für ihre katholischen Soldaten gebaut hatte. Mit ganzer Seele sorgte Bischof Ignatius für seine Diaspora. In Arzberg, Selb, Wunsiedel, Marktredwitz errichtete er Kirchen, Schulen, Anstalten. Was war das immer für ein Fest, wenn Ignatius in seine Diaspora kam, wenn die Pracht und Schönheit des katholischen Ritus wieder entfaltet wurde! Wie staunten die Andersgläubigen, wie jubelten alle echten Katholiken! Wie hat sich die mühsam ausgestreute Saat so herrlich gelohnt! Ich war einige Jahr selbst in dieser Diaspora und kenne den Glaubensmut der dortigen Katholiken und kenne deren Schwierigkeiten. Aber opferfreudigere, begeistertere Katholiken als die der Diaspora habe ich noch nirgends gefunden.

Was Bischof Ignatius zur Wiedergeburt des katholischen Lebens, zur kräftigen Fortsetzung der schon von seinen Vorgängern eingeleiteten kirchlichen Restauration getan hat, das läßt sich hier nur kurz, nur in Leitsätzen und Schlagworten andeuten. Die Wiedergeburt begann vom Heiligtum des Gotteshauses. Der Kult des Allerheiligsten wurde ganz im Sinn der kirchlichen Vorschriften gefördert, angefangen vom Pastoralerlaß 1869 bis zur Organisation der „Ewigen Anbetung" 1894 beim St. Wolfgangsjubiläum. Die Kirchenmusik entfaltete sich unter großen Meistern zu weltberühmtem Ansehen. Der Verlag Pustet eroberte sich eine halbe Welt. Wo es galt zeitgemäße Volksandachten



zu pflegen, da ertönte sofort die Stimme des frommgläubigen Bischofs. Vom Heiligtum aus griff die Restauration wie lodernd Feuer auf den Klerus über. 1861 wurden die Priesterexerzitien wieder eingeführt, in zahlreichen Erlassen wurde echt priesterlicher Geist gepflegt, erging Wink und Weisung zum fleißigen Studium, zur Teilnahme an Pastoralkonferenzen, zur katechetischen Weiterbildung. In den Stürmen unmittelbar nach dem Vaticanum trat es so klar zutage, daß sich der Bischof auf seinen Klerus unbedingt verlassen konnte, welche Macht die schaffende Arbeit in den Vorjahren dem Bischof verlieh. Die Wiedergeburt der katholischen Bewegung im Volke war die Krone seiner Arbeit. Wiederholt wurden in Regensburg und Amberg allgemeine Katholikenversammlungen abgehalten: in Amberg begegnete der große Bischof dem großen Zentrumsführer Windhorst. Die katholische Presse, die wie in den anderen deutschen Diözesen so in Regensburg vor dem Jahre 1848 soviel wie gänzlich fehlte, erstand in seinem Bistum; ich nenne nur das Regensburger Morgenblatt. Regensburg selbst, das Regensburg eines Thon-Dittmer, wurde eine Burg der katholischen Sache. Von den Vereinen waren es anfangs die Pius-Vereine. Ignatius selbst hielt zu Beginn der 70er Jahre große, eindrucksvolle Versammlungen in Regensburg, Amberg, Straubing. Später, unmittelbar nach der Arbeiterenzyklika Leos XIII. richtete der Bischof eine Ansprache an den Klerus über die soziale Frage. Darin forderte er seinen Klerus auf: „Leset und studieret immer wieder die Enzyklika des hl. Vaters vom 5. Mai 1891.“ „Es muß geholfen werden und zwar bald, weil sonst die Lage für zahllose unerträglich.“ „Die Schuld an der sozialen Frage liegt auf beiden Seiten, die Hauptschuld aber oben, nicht unten, bei den Geldmenschen, nicht bei den Arbeitern“. Dann empfiehlt Ignatius die Gründung von Arbeitervereinen, den Beitritt zum Volksverein. Mit diesem Hirtenbrief ist Ignatius seinem Klerus wirklich ein gut Stück Weges vorausgeeilt. Aber allmählich traten doch die Arbeitervereine auch im Regens-

burger Bistum ins Leben, im Klerikalseminar bildete sich ein sozialer Zirkel zur Besprechung sozialer Fragen.

Soll ich noch eigenes erinnern, wie Bischof Ignatius seinen Klerus immer wieder hinwies auf die segensreiche und verantwortungsvolle Arbeit in der Schule von allem Anfang an bis zum Erlaß vom 18. April 1900, den Religionsunterricht an den Volksschulen betreffend?

Kirche, Schule, Vereine, Presse — keine von den Aufgaben, an denen ein großer Bischof nicht vorüber gehen kann, ist dem Regensburger Oberhirten fremd geblieben. Er war ein Reformbischof.

II.

Die Gestalt des Bischofs wächst aber sichtbar vor unseren Augen ins Große, wenn wir uns vergegenwärtigen, was er für das Papsttum und die Kirche war. Der Diözesanbischof ragt weit über die Grenzen seines Bistums, er greift als kraftvolle, führende Persönlichkeit hinein in die allgemeine Kirchengeschichte. Schon die Hirtenbriefe allein, die er für das bedrängte Oberhaupt der Kirche erließ, waren eine Tat. Die Entwicklung der „römischen Frage" läßt sich an der Hand dieser Hirtenbriefe im einzelnen deutlich verfolgen. Nach dem Verlust der Romagna im September 1859, nach der Annexion Umbriens und der Marken, nach der Erstürmung der Porta Pia, überhaupt so oft die römische Frage aufs neue von sich reden machte, immer erhob Ignatius seine Stimme mit und für den Papst, zum Protest gegen die Revolutionäre, gegen Napoleon, „den Mitschuldigen" am Kirchenraub, für Österreich. Von welcher Kraft diese Stimme bei seinen Diözesanen war, das beweist allein der Umstand, daß auf den Hirtenbrief vom 1. Febr. 1860 nicht weniger als 64826 Unterschriften aus den Reihen der Piusvereine ihre Treue gegen Rom versicherten. 1862, 1867, 1869 und später noch öfter eilte Ignatius nach Rom. Es drängte ihn dem wehrlosen Greise im Vatikan nahe zu sein, ihn zu trösten in seiner Trübsal.



Bei jenen Kämpfen handelte es sich aber um mehr als den Kirchenstaat. Senestréy hat es sofort erkannt. „Die Kirchenfeinde wollen mehr als den Kirchenstaat auflösen, sie wollen die kirchliche Auktorität zerschmettern.“ Bischof Ignatius hat sich nicht achtend der spitzen Pfeile, die man alsbald gegen ihn richtete, wie eine Mauer gestellt vor die kirchliche Auktorität, die auch in Deutschland bedroht war. Der vielgelästerte Syllabus fand alsbald an ihm einen warmen Verteidiger und überzeugenden Erklärer.

Die kirchliche Auktorität wurde aber nicht nur von erklärten Gegnern der Kirche in Frage gestellt, sondern auch von der neuen Münchener Schule, die ihre Schulweisheit über die Kirchenlehre stellte.

Ich habe erst jüngst von den Rekatholisierungsbestrebungen gegenüber den Universitäten Würzburg und München unter der Regierung König Ludwigs I. gesprochen. Minister von Abel hat das unleugbare Verdienst wenigstens an der Münchener Hochschule das katholische Prinzip wesentlich gestärkt zu haben. Seit dem Jahre 1847 vollzog sich aber ein Wandel. Unter dem Wehen des neuen Geistes, den die — wie Jörg einmal ein bischen boshaft sagt — „Fremdenlegion“ nach Bayern importierte, vergaß auch die theologische Fakultät jene Überlieferungen aus der Zeit des großen Königs, als die Münchener Schule, um Görres geschart, noch ein Bollwerk für die Kirche war. Seitdem dann die Zahl der theologischen Hörer in München sank und sinken mußte, seitdem das Projekt einer katholischen Universität durch die Bemühungen des Hofrats Phillips wieder eifriger besprochen wurde, bildete sich immer schärfer eine Kluft zwischen den Romanisten oder Neuscholastikern und den „deutschen Gelehrten“, eine Kluft zwischen Würzburg und München. Vergeblich hatte der Münchener Gelehrtenkongreß 1863 diese Kluft zu überbrücken versucht. Die für 1864 in Würzburg in Aussicht genommene gemeinsame Versammlung unterblieb. Die Münchener Schule wurde nun „neutral“. Sie schwieg, als Minister von Koch

gegenüber Schullehrerexerzitien durch Jesuiten die „Kronrechte“ wahren zu müssen glaubte; sie schwieg in der Speyerer Seminarfrage. Bald verzichtete sie auch auf die Neutralität; bei der Besetzung einer theologischen Professur in Würzburg nahm Döllinger den Minister gegen die Romanisten ein.

Da erschien 1866 in Leipzig eine Schrift, die den etwas stolzen Titel: „Zur Belehrung für Könige“ trug. Sie ist gerichtet gegen den neuerwachten Staatsabsolutismus der Ministerherrschaft, aber auch gegen die neue Münchener Schule, gemeint ist Döllinger. Verfasser dieser Schrift war der bekannte Regensburger Domkapitular Apollinaris Maier — ein intimer Freund seines Bischofs.[1]) Die Schrift hat bereits Jahre vor dem Konzil ahnen lassen, was kommen mag, wenn man seine Weisheit über alles stellt. Sie war ein wichtiges Mahnwort die kirchliche Auktorität zu achten.

Als Stütze der kirchlichen Auktorität erwies sich Bischof Ignatius besonders auf dem Konzil. Er war einer der angesehensten unter den Vätern des Konzils. Als der 1. Präsident, Kardinal Reisach, gestorben war, wußte Döllinger in seinen Konzilsartikeln in der Allgem. Zeitung als mutmaßliche Nachfolger Reisachs als 1. Präsidenten des Konzils zu nennen: Bischof Martin, Bischof Feßler und Bischof Ignatius. Was Döllinger brachte, war nur ein Gerücht,

---

1) Ich verdanke die Angaben über Ap. Maier seinem noch lebenden Bruder, Herrn Benefiziaten Maier in Amberg. M. war ohne Zweifel ein hochbegabter und verdienstvoller Mann. Durch Geiffel wurde er als Redakteur der Kölner Volkshalle nach Köln berufen, später Redakteur der Zeitung „Deutschland“ in Frankfurt. In Regensburg schrieb er anonym das Buch „Gedanken über die Restauration der Kirche in Deutschland“. Die klar entworfenen und gewandt skizzierten Gedanken spendeten, wie Grisar einmal sagt, den weitesten katholischen Kreisen Anregung, Licht und Mut. Bachem, Kath. Presse II, 451, scheint diese Schrift nicht zu kennen. Von Maier stammten die Matrikel, fast sämtliche Hirtenbriefe. Er starb 1874. Maier wie andere verdienstvolle Mitarbeiter des Bischofs, Amberger, Jakob, verdienten eine eingehendere Darstellung.

immerhin ein Beweis, welchen Ansehens sich Senestréy auf dem Konzil erfreute. Ignatius gehörte der wichtigsten Deputation, der pro rebus fidei, an und entfaltete eine unermüdliche Tätigkeit. Er war es, der mit anderen Bischöfen die Unfehlbarkeitsadresse an den Papst richtete und so der Dogmatisierung die Wege bereitete. Zugleich war sein Sekretär, der schon genannte Apollinaris Maier, sehr rührig. Er war Referent de Ecclesia et de Infallibilitate, arbeitete, wie mir sein Bruder erzählte, Tag und Nacht, schrieb außerdem fast täglich Zeitungsartikel für das Regensburger Morgenblatt um das Konzil auch publizistisch gegen die Januspartei und gegen den Staatsabsolutismus zu verteidigen.

Welche bedeutsame Rolle Bischof Ignatius im einzelnen auf dem Konzil gespielt hat, ist wohl am besten aus Granderaths dreibändiger Geschichte des vatikanischen Konzils zu entnehmen.[1]) Im Jahre 1865 hatte Papst Pius IX. wie von den Kurienkardinälen so von 36 Bischöfen des lateinischen Ritus Gutachten darüber gefordert, ob ein allgemeines Konzil gehalten werden solle. Unter diesen 36 Bischöfen gehörten zwei dem jetzigen Deutschland an: Weis und Senestréy. Regensburg sprach sich entschieden für ein Konzil aus in Anbetracht einer „Flut von Irrtümern, welche die ganze Gesellschaft in ihren Strudel zieht". Schon damals wünscht er die Definition der Unfehlbarkeit, schon damals stellt er die Sonderart der neuen Münchener Schule fest, welche die päpstliche Auktorität untergrabe.

Auf dem Konzil wird Senestréy, beraten von seinem Domkapitular Maier, zum diplomatischen Wegbereiter der Definition. Er hält mit dem Erzbischof von Westminster, einer ihm innerlich verwandten, ebenso willensstarken Per-

1) Friedrich, Tagebuch des Konzils, enthält nichts Verbürgtes. Ich verzichte darauf diesen leidenschaftlichen Konzilsgegner zu zitieren. Dagegen verweise ich auf die wertvollen Konzilsartikel in diesen Blättern von Jörg, dieser ungemein starken Persönlichkeit, dem schon längst eine Biographie geschrieben werden sollte.

sönlichkeit wichtige Besprechungen ab, versammelt die Definitionsfreunde um sich, gewinnt ihnen das Versprechen ab keinen in die Glaubensdeputation zu wählen, von dem man weiß, daß er Gegner der Definition ist. Die Wahl zu dieser wichtigsten Deputation wird zum ersten Siege Senestréys.

Senestréy drängt weiter. Die Wohnung Senestréys in Rom ist die Geburtsstätte der Unfehlbarkeitsadresse an den Papst. Sie sollte bald 480 Unterschriften zählen. Manning und Senestréy bleiben die Seele der auf die Definition gerichteten Bewegung, Senestréy scheint seine ganze reiche Energie auf dies eine Ziel konzentriert zu haben. An ihrem (Mannings und Senestréys) unbeugsamen Vertrauen richtet sich die Majorität immer wieder auf, wenn Mutlosigkeit sie beschleichen will angesichts der Gegenagitation. Manning leiht der Definition sein mächtiges Rednertalent, Ignatius, kein so glänzender Redner, gibt der Majorität Halt und den festen Zusammenschluß durch die stille, segensvolle Kleinarbeit der Überzeugung von Mund zu Munde.

Am Ende der Karwoche wird der Präsident der Glaubensdeputation, Kardinal Bilio selbst ängstlich, er fürchtet Unheil für die Kirche durch die Definition. So hatte ihm die Minorität zugesetzt. Nun will er ganz im Sinne der Minorität die Unfehlbarkeit erst zu guter Letzt beraten lassen. Wäre das geschehen, dann wäre die Unfehlbarkeit überhaupt nicht mehr beraten worden. Der Krieg wäre dazwischen gekommen. Senestréy und seine Freunde wenden sich nun an den Papst. Endlich am 27. April muß Bilio verkünden, daß demnächst die Beratungen De Romano Pontifice beginnen.

Kardinal Bilio ist aber auch jetzt noch voller Angst. Er bringt eine Formel, die möglichst weit ist, möglichst wenig der päpstlichen Unfehlbarkeit zuteilt. Manning und Senestréy bekämpfen diese Rücksichten, Senestréy sehr entschieden. In der 60. Generalkongregation (28. Mai) bezeugt Senestréy, daß ein Albertus Magnus und viele andere





deutsche Theologen an die päpstliche Unfehlbarkeit glauben. Das Weitere können wir uns ersparen. Der 18. Juli 1870 brachte den Sieg.

Vom Konzil nach Deutschland zurückgekehrt, verkündete Ignatius alsbald die Konzilbeschlüsse seinen Diözesanen teils in gemeinsamen Hirtenschreiben aller deutschen Bischöfe von Fulda und Eichstätt aus, teils in klaren und packenden Sonderhirtenbriefen. Er klärte sein Volk auf über die Bewegung gegen das Konzil, er wandte sich gegen die kirchenfeindliche Presse und empfahl Schriften und Bücher, die die katholische Lehre verteidigten, so die in Augsburg erscheinende „Sion", das Münchener Sonntagsblatt, die Histor.-polit. Blätter, die Bonifatiusbroschüren usw. Dem Klerus nannte er eine große Anzahl theologischer Abhandlungen. Er entgegnete dem Minister Lutz: „Die ministerielle Antwort auf die Herz'sche Interpellation ist objektiv eine Apologie der Häresie." In einer Vorstellung an den König, 6. Okt. 1870, verwahrte er sich gegen das Plazet bezüglich der Verkündigung der Konzilsbeschlüsse. Im Mai 1871 schlossen sich dann sämtliche Bischöfe der Vorstellung Senestréys an. Als das noch nichts fruchtete, stellte er an den Minister die entschiedene Frage: „Soll künftig etwa die Glaubensregel lauten: Der Katholik muß alles glauben, was Gott geoffenbart hat, die Kirche als geoffenbart zu glauben vorstellt und die betreffende Staatsregierung allenfalls plazetiert?" Darauf trat Ruhe ein. Er bestärkte den Münchener Erzbischof in seinem Vorgehen gegen Döllinger und Friedrich. Und als ob das noch nicht genügte, hielt er selbst Versammlungen, so gewaltig besucht, daß man sie Katholikentage nennen konnte. „Wo Petrus", rief er seinem Volke zu, „da ist die Kirche. Nirgends sonst. Und wer Euch von Petrus trennt, reißt Euch los von der Kirche, los von Christus, los von seinem Geist und Herzen."

Klerus und Volk hörten auf die Stimme ihres Bischofs.

Pius IX. aber hat zeitlebens die Dienste Senestréys nicht vergessen, wie Ignatius mit rührender Liebe an seinem



Päpste hing. Auch Leo XIII. wußte Senestréy zu schätzen. Zum 50. Priesterjubiläum verlieh er ihm das Pallium. Und noch Pius X. gab dem greisen Regensburger Bischof Zeichen seiner Liebe und Verehrung.

Einen treueren Schildträger hatte der Papst nicht als Ignatius von Senestréy, der durch Wort und Tat, durch Gebet und Organisation des Peterspfennigs für die Kirche eintrat.

III.

Bischof Ignatius war in seine Diözese gekommen um Werke des Friedens zu vollbringen. Er hat sie vollführt. Aber die Verhältnisse zwangen ihn das Schwert für die Kirche zu ziehen.

Er hatte drei große Kämpfe zu führen: den Schulkampf, den Kulturkampf, den Kampf um die freie Kirche.

Die Richtung, die seit 1847 obenan in Bayern gekommen war und sich in der ungestörten Herrschaft über die Universitäten sicher fühlte, glaubte nun die Zeit gekommen an dem Bestand der konfessionellen Schulen rütteln zu können. Die Propaganda des 1861 gegründeten bayerischen Lehrervereins trug das ihrige zu dieser Ansicht bei. Eine Adresse der Lehrer an den König verlangte Umwandlung der konfessionellen Schulen in Kommunalschulen. Dagegen sprachen sich die Bischöfe Bayerns auf ihrer Konferenz in Bamberg 1864 aus und traten unter Berufung auf das Konkordat für die Aufrechterhaltung der geistlichen Schulaufsicht ein. Auf der Bischofskonferenz von Passau 1865 erhoben die Bischöfe ernste Bedenken gegen den Geschichtsunterricht und das Monopol Giesebrechts. Sie sprachen zugleich dem Könige den Wunsch aus, daß der Geschichtsunterricht von dem Religionslehrer erteilt werde, und verlangten auf jeden Fall, daß katholische Kandidaten nur von einem katholischen Lehrer in der Geschichte geprüft würden. Die Vorstellungen der Bischöfe an den König Ludwig II. hatten keinen Erfolg.



Nun kommt das zweite Stadium des Schulkampfes. Minister von Gresser brachte seinen bekannten Schulentwurf ein. Die Vorstellungen der Bischöfe, noch bevor der Entwurf an die Kammer gelangt war, waren vergeblich. In der II. Kammer stimmte die Mehrheit für den Entwurf. Der Reichsrat verwarf ihn nach den Referaten des Augsburger Bischofs Pankratius und des Oberkonsistorialpräsidenten von Harleß. Die Neuwahlen 1869 brachten den Sieg der Patriotenpartei, jener Sammlung von Konservativen verschiedener Richtung, die einig waren im Gegensatz gegen das bisherige System.

Drittes Stadium des Schulkampfes. Minister von Lutz erläßt die Schulsprengelverordnung vom 29. August 1873. Den nächsten Anlaß dazu hatten die Beschlüsse der Städte Fürth und Weiden gegeben auf Zusammenlegung von konfessionell getrennten zu konfessionell gemischten Schulen. Also wenigstens Simultanisierung der Schulen unter gewissen Bedingungen. Der Erlaß des Ministers entfachte in der damals ohnehin erregten öffentlichen Meinung auf katholischen wie protestantischen Versammlungen, in der Presse wie im Landtag einen ähnlichen Sturm wie 1867 die Gressersche Schulgesetzvorlage. Schon am 22. Febr. 1875 sah sich der Minister genötigt für Weiden die Genehmigung zur Errichtung einer konfessionell gemischten Schule zu versagen. 1883 trat der Minister den Rückzug vollends an.[1])

Bischof Ignatius war einer der Führer im Schulkampf. Von Regensburg aus wurden Broschüren und Predigten des erwähnten Domkapitulars Maier hinaus in jeden Winkel gesandt.

In Weiden aber ging Ignatius an die Lösung des Simultaneums. Weiden ist heute eine Hochburg der katholischen Sache.

Der zweite Kampf, den Ignatius zu bestehen hatte, war der Kulturkampf. Der Kulturkampf machte sich in

1) M. Doeberl, zur Geschichte der bayerischen Schulpolitik im 19. Jahrhundert, S. 19—22.



Bayern weniger bemerkbar als in Preußen, dank der Patriotenpartei, die die Mehrheit im Landtag hatte. Immerhin mußten die Bischöfe wiederholt Stellung nehmen gegen Kulturkampfgesetze, gegen das Zivilehegesetz, gegen das Ordensgesetz, gegen die Zirkulardepesche des Reichskanzlers. Die Bischöfe sahen sich veranlaßt in einer Vorstellung an den König vom Oktober 1875 zu bitten, daß die Altkatholiken als eine von der katholischen Kirche verschiedene Sekte behandelt werden, daß der Einfluß der kirchlichen Behörden auf die Schule von der Volksschule bis zur Universität nicht gehemmt werde, daß die Klöster, zumeist Schöpfungen der Könige Ludwigs I. und Max II., nicht noch mehr beschränkt werden.

Nicht vergessen darf aber werden, was Bischof Ignatius gleich anderen Bischöfen getan hat um den preußischen Klerus in seinem Seminar unterzubringen und ihm während der ärgsten Stürme eine gastliche Stätte in der Diözese zu bereiten. Die Überlebenden aus jener Kampf- und Leidenszeit werden gewiß noch in Dankbarkeit des gastfreundlichen Bischofs gedenken.

Nach dem Tode König Ludwigs II. richteten die bayerischen Bischöfe, aufgefordert von Leo XIII., am 14. Juni 1888 ein Memorandum an den Regenten. Die Bischöfe bitten darin das große Werk des Friedens, welches König Max I. mit der Erklärung von Tegernsee begonnen und König Max II. durch die in den Jahren 1852 und 1854 erflossenen Anordnungen und Erläuterungen fortgesetzt habe, derart wieder aufzunehmen, daß bezüglich der unleugbaren Widersprüche, wie sie zwischen dem Konkordat und der 2. Verfassungs-Beilage bestehen, ein dauernder, friedlicher Ausgleich endlich zustande komme. Einstweilen verlangen sie für die Kirche Freiheit und Sicherung ihres Einflusses. Die Antwort des Ministers Lutz vom 28. März 1889 war in der Hauptsache ablehnend, in manchen Punkten aber entgegenkommend, so in der Anstellung von geistlichen Professoren, wobei künftig die Bischöfe gehört werden sollten, in der



Pflege des religiösen Lebens an den Mittelschulen, in der konfessionellen Scheidung der Lehrerbildungsanstalten.

Es war kein Ausgleich der Gegensätze, immerhin ein Zugang zum Frieden.

* * *

In der Jakobskirche zu Regensburg ruht, was sterblich war an Bischof Ignatius. Dort steht auch gleich neben der Statue des hl. Christophorus das Denkmal des Bischofs, der wie ein anderer Christophorus Kirche und Schule durch Sturm und Wogendrang trug an das Ufer des Friedens. Das Denkmal hat Georg Busch gefertigt. Ich weiß nicht, ob es in allem gelungen ist, ob namentlich der Kopf des Bischofs porträtähnlich ist. Aber das charakteristische im Wesen unseres Bischofs hat der Künstler getroffen: seinen starken Willen und die väterliche Güte.

III.

Das mittlere landwirtschaftliche Gut und dessen Bedrohung.

Eine ethisch-wirtschaftliche Studie.

> „In kurzer Zeit läßt sich ein Haus nach mannigfaltigen Zwecken zusammenstellen, ein Bauernhof oft nicht in einem Jahrhundert; denn davon hängt auch das Ebenmaß der benachbarten Güter ab. Aber zertrümmern kann man augenblicklich das eine wie das andere." (Ritter v. Koch-Sternfeld.)

Eine der bedauerlichsten Folgen, welche uns der Völkerkrieg auf heimatlichen Boden gebracht hat, ist der vermehrte Aufkauf und Freiverkauf der Bauernhöfe und die weitgehende Zerstückelung des landwirtschaftlichen Besitzes. Im Deutschen Reiche wie in Österreich-Ungarn haben sich neben einzelnen älteren Firmen Genossenschaften oder Landsiedelungsgesell-



schaften zum Ankaufe und zur Zertrümmerung des Grund und Bodens gebildet und die Genehmigung der zuständigen ministeriellen Behörden gefunden. Den Kriegsinvaliden ein Stück anbaufähiger Scholle zur Verfügung zu stellen, das und anderes soll die profitable Zerschlagung von Gütern rechtfertigen. Merkwürdigerweise waren es sozialdemokratische Abgeordnete und sozialdemokratische Blätter, welche auf diese die konservativen Einrichtungen und den konservativen Sinn des Landvolkes aufs tiefste schädigenden Praktiken: auf die intensive und volksverderbliche Tätigkeit der gewerbsmäßigen Güterhändler und Handelsgesellschaften zuerst und mit Nachdruck hinwiesen. Diejenigen Kreise, von welchen man in allererster Linie ein Vorgehen gegen die Vernichtung der alten ländlichen Besitzordnung erwarten durfte, haben zumeist geschwiegen oder die agrarfeindlichen Unternehmungen unterschätzt: einer der vielen Beweise des Absterbens der alten sozial-konservativen Generation und der Zunahme der Pietätlosigkeit bei politischen Führern der heutigen Bauernschaft.

Eine Teilung der bäuerlichen Güter kann ausnahmsweise, wenn sie nicht aus egoistischen Beweggründen erfolgt, ein wirtschaftlich wohltätiges Unternehmen bilden; sie bedeutet aber im übrigen fast durchgehends eine schwere Schädigung des bäuerlichen Mittelstandes und eine Gefahr für die Gesamtwirtschaft eines Bezirkes oder eines Landes. Die ideal-landwirtschaftliche Güterordnung muß unter dem Doppelgesichtspunkte der Abrundung und des richtigen und mittleren Ausgleiches stehen, und sie soll in folgendem und in kurzen Strichen unser Interesse in Anspruch nehmen.

I.

Als anschauliches und nahezu vorbildliches Beispiel der Ordnung und Ausgleichung des landwirtschaftlichen Besitzes möge unsere Heimat dienen. Allerdings nicht die Heimat der Gegenwart, sondern die Heimat der Vergangenheit.

Unsere in einem fruchtbaren Landstriche des südöstlichen Deutschland gelegene Heimatgemeinde konnte man bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als eines der Muster einer richtigen und glücklichen Ordnung der Agrarverhältnisse bezeichnen. Die Bauerngüter bewegten sich zwischen der Minimal- und Maximalgrenze von 13 bis 33 Hektar (40 bis 100 Tagwerk), denen die Größe der solid gebauten Häuser, Scheunen und Stallungen entsprach. Nur ein paar Höfe überschritten die letztgenannte Grenze um 4 bis 10 Hektar. Daneben existierte ein an Zahl kleines, in gesicherter Lage sich befindendes Häusler- oder Gütlertum sowie der kleine Grundbesitz der Handwerker. Wie das Bauerntum war auch das Gütler- und Handwerkertum bezüglich seiner Ernährung nahezu unabhängig gestellt. Das Gütlertum bot der Bauernschaft den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß es zur Erntezeit seine überschüssige Arbeitskraft an letztere abgeben konnte und so die jährliche und sozial bedenkliche Beiziehung nichtheimischer Arbeiter überflüssig machte.

Der bäuerliche Besitz war so weit als möglich arrondiert und verzeichnete in keinem Falle zu entfernt liegende Gründe. Es war außerdem, worin sich die Klugheit und Weisheit sowie der Sinn für ausgleichende Gerechtigkeit bei den Vätern in geradezu unübertrefflicher Weise zeigte, unter den einzelnen Höfen ein gutgeordneter Ausgleich zwischen gutem und weniger gutem Grund und Boden geschaffen; der wenig ertragreiche, der feuchte und trockene Boden, Wiesen und Felder usw. waren nach Möglichkeit verteilt. Diese glückliche Verteilung wurde erst in einzelnen Fällen vernichtet mit dem Eindringen des sogenannten Gutsmetzgertums in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts. So erinnern wir uns eines auf der Höhe gelegenen Bauerngutes, das ein Güterhändler rücksichtslos in zwei höchst ungleiche Hälften, in eine nahezu sterile und in eine fruchtbare zerschlug. Der die erstere Hälfte bewirtschaftende neueingezogene Bauer konnte nicht existieren, der



die zweite Hälfte und den alten Bauernhof Erwerbende war zwar in bescheidenem Maße existenzfähig, hatte aber unnötig große, zur Hälfte leere Scheunen und Stallungen.

In selten gerechter Weise waren die ertragreichsten Wiesengründe der Gemeinde, die Wiesen am nahen See, verteilt. Alle bäuerlichen Besitzer des Pfarrdorfes partizipierten an denselben. Ähnlich verhielt es sich mit dem Walde, der zwei größere Forste und ein paar kleinere Gehölze umfaßte.

Diese ganze als musterhaft zu bezeichnende Ordnung und Ausgleichung des landwirtschaftlichen Besitzes war nicht das Werk eines Jahres oder Jahrzehntes; sie war das reife Ergebnis einer konsequent und zielbewußt durchgeführten Arbeit von Jahrhunderten. Sie war das Resultat des klugen, vom individuellen Egoismus freien, gerechten und christlichen Sinnes der vor mehr als einem halben Jahrtausend lebenden Ahnen der heutigen Generation, welche geleitet und unterstützt wurden durch eine milde geistliche Regierung. Durch eine Regierung, welche auch in der Zeit des Lehensverhältnisses für den bäuerlichen Grund und Boden die iustitia distributiva auf ihr mit dem Kreuze geschmücktes Panier geschrieben hatte.

Die nach der ausgleichenden Gerechtigkeit verteilten, die abgerundeten, mittelgroßen und geschlossenen Güter: das mühevolle Werk von Jahrhunderten durch eine gesetzliche Erbordnung zu **erhalten**, mußte eine selstverständliche Pflicht und Aufgabe der alten Generation und der alten Gesetzgebung sein. Man errichtet keinen soliden, ewige Dauer versprechenden Bau für die Söhne, wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, daß ihn die Enkel wieder zerstören und Proletarierhütten an seine Stelle setzen werden. Dies ist die Aufgabe der Roheit und der Revolution, nicht aber die eines konservativen, die idealen wirtschaftlichen Werte konservierenden Volkes.

Die Krönung dieser gesamten sozialen und wirtschaftlichen Arbeit war die Entstehung eines glücklichen Mittel-



standes: eines wohlhabenden Bauerntums und eines ebenso gut situierten Gewerbestandes. Wie der rätoromanische Bauer des hinteren Rheintales konnte der schuldenfreie Landmann unserer Heimat singen:

„Feld, Scheune ist mein Eigentum,
Mit Weg und Steg mein Land;
Nach keinem schau ich dankend um,
Und — König heißt mein Stand."

Es fehlten dem geschilderten Bauerntume zwar die großen Vermögen unserer Zeit, allein es fehlte auch die Armut. Die Geschichte des ganzen, ehemals geistlichen Landes konstatiert, daß durch mehrere Jahrhunderte kein Bettler in demselben zu finden war. Noch in unserer Kindheit hatte unsere Heimatsgemeinde keine Ortsarmen und darum kein Armenhaus und kein Armenbudget. Es gab Unbegüterte, aber es gab keine Hungernden und Notleidenden, kein Proletariat. Denn auch die Dienstboten erfreuten sich als fernere Familienglieder der Bauernfamilie einer gesicherten Existenz und eines sorgenfreien Alters und fühlten sich, wenn auch nicht als Mitbesitzer, so doch als Mitinteressenten des Bauerngutes. Erst mit der nach dem Umsturzjahre 1848/49 einsetzenden liberalwirtschaftlichen Gesetzgebung und der kommenden Freizügigkeit entwickelte sich in der Gemeinde allmählich ein ländliches Proletariat.

Die mittelständische Güterordnung unserer Heimat glich bis zur Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts einem wohlgefügten Bau, in dem ein Quader den anderen stützte, in dem kein Stein aus dem diffizil konstruierten Gefüge gerissen werden konnte ohne das ganze Gebäude zu erschüttern. Ein Dutzend der dem ausfüllenden Mörtel gleichenden „Kleingütler mag in einer Gemeinde zugrundegehen; das erschüttert sie nicht. Wenn aber auch nur ein ganzer Hof aus der Reihe tritt, ... das fühlt die ganze Flurmark tief im Frieden, um wie viel mehr im Kriege".[1]) Wir konnten

1) Ritter J. E. v. Koch-Sternfeld, Beitäge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde Bd. I, Passau 1825, S. 357.

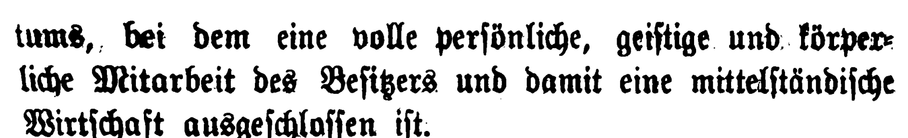
es in unserer Jugend noch beobachten, welche weitgehenden Folgen die wucherische Zertrümmerung eines einzigen großen Bauerngutes für die soziale Struktur und Gesundheit der ganzen Gemeinde im Gefolge hatte. Wir sahen in der Erhaltung der alten Agrarordnung zugleich die Erhaltung der Heimstätten des Glückes und der sozialen Zufriedenheit, und wir sahen mit ihrer beginnenden Zerstörung die Freude der alten Generation hinsterben und die finanzielle Schuld und die Sorge einziehen.

II.

Die Zeichnung der ehemaligen Agrarverhältnisse unserer Heimat hat uns ein ungefähres und ein nahezu ideales Bild eines mittelständischen Bauerntums geliefert. Dieses Bild kann uns zugleich die Prinzipien darbieten, nach welchen eine das Glück der gegenwärtigen und das Glück der künftigen Generation verbürgende ländliche Grund- und Erbordnung gestaltet werden soll.

1. Der erste Grundsatz oder die erste Forderung ist die mittlere Größe des bäuerlichen Gutes. Denn auf sozialem und ökonomischem Felde hat kaum ein Begriff eine größere Bedeutung und Berechtigung als der des Mittelmaßes. So verfehlt das Wort von der „richtigen Mitte“ auf dem Gebiete der Wahrheit und des Irrtums, der Religion und der Moral gewöhnlich sein mag, so fast durchgehends zutreffend ist das Prinzip des Mittelmaßes auf nationalökonomischem Felde. Eine bestimmte Grenze läßt sich für dieses Maß allerdings nicht angeben, da dasselbe je nach der Bonität des Bodens, der Art des letzteren — Feld, Wiese, Weide, Wald, Gartenland —, nach den besonderen örtlichen Verhältnissen usw. wechseln wird. Bei normalen Verhältnissen und bei gutem Grund und Boden könnte die Minimal- und die Maximalgrenze eines Bauerngutes etwa 12 und 40 Hektar sein. Kleinere Güter gehören in die Kategorie der meist auf Nebenerwerb angewiesenen Häusler, bedeutend größere in die Kategorie des angehenden Großgrundbesitzer-





tums, bei dem eine volle persönliche, geistige und körperliche Mitarbeit des Besitzers und damit eine mittelständische Wirtschaft ausgeschlossen ist.

Je weniger ertragreich der Boden, desto größer muß der Umfang des Bauerngutes sein. „Wo die Natur rauh und der Boden mager ist“, sagt ein Kulturhistoriker unseres Heimatlandes[1]), da kann er nur in größeren Massen und bei vereinten Kräften das Familienleben sichern. Darum sehen wir auf Heiden und Höhen und Bergrücken nur die alten Schwaigen bestehen und die Kleingütler verkümmern.“

Aber auch Güter geringer Bonität sollen einen gewissen Umfang nicht überschreiten. Nur soweit die persönliche Mitarbeit des Besitzers möglich ist, wirft das Bauerngut, wie mehrfache Erhebungen bewiesen haben, eine genügende Rente ab. Gewiß ergibt der intensiv bearbeitete Zwergbesitz eine relativ noch höhere Rente. Aber es ist eine überintensive, zeitlich ausgedehnte und körperlich anstrengende Arbeit, bei welcher der Kleinbauer oder richtiger Kleingütler seines Lebens selten froh wird, insbesondere dann nicht, wenn Mißjahre das geringe Ergebnis seines Bodens noch weiter verringern. Nur als Gärtner auf humusreicher Erde, nicht als Bauer, kann der Zwergbesitzer sich eine sorgenfreie Zukunft sichern. Das Glück blüht nicht bei der Latifundienwirtschaft und die sorgenfreie Zukunft erwächst nicht aus dem kleinen oder kleinsten Besitztume, sondern beide entsprossen am schönsten aus dem mittelgroßen Gute.

2. Das mittlere Bauerngut soll möglichst arrondiert sein. Das gilt für den Getreidebau wie für die Wiesenwirtschaft. Zersplitterte Gründe erfordern einen ungleich größeren Aufwand an Zeit, an Arbeitskräften und an Fahrnissen als abgerundete. Nur der Wald, bei dem die Holzarbeit meist im Winter und der Holztransport vielfach durch Schlitten erfolgt und für den sich im übrigen besser die

1) Ritter J. E. von Koch-Sternfeld, a. a. O., Bd. I, S. 340.



Form des beförsterten Gemeindewaldes als des oft schlecht bewirtschafteten und mißhandelten Privatwaldes eignet, gestattet eine größere Entfernung vom Bauernhofe.

Die vollständige Arrondierung des Gutes findet allerdings vielfach ein Hemmnis in dem oben berührten notwendigen Ausgleich zwischen Gründen höherer und niederer Bonität. Diesen Ausgleich, der im alten, mittelständischen Bauerntume Jahrhunderte erforderte, so zu gestalten, daß die meisten Anwesen völlig abgerundet sind und bleiben und zersplitterter Boden sich als die Ausnahme darstellt, bildet das schwierigste Werk einer gemeindlichen Agrarpolitik. „In kurzer Zeit", schrieb treffend v. Koch-Sternfeld[1]) vor nahezu hundert Jahren, „läßt sich ein Haus nach mannigfaltigen Zwecken zusammenstellen, ein Bauernhof oft nicht in einem Jahrhundert; denn davon hängt auch das Ebenmaß der benachbarten Güter ab. Aber *zertrümmern* kann man augenblicklich das eine wie das andere."

Wo eine Zersplitterung der Gründe einzelner Güter des gerechten oder billigen Ausgleiches halber sich als notwendig erweist, sollen die isolierten Parzellen in keinem Falle zu weit vom Hofe entfernt liegen. Und wo eine ungerechtfertigte Zersplitterung als Folge älterer oder neuerer Ursachen besteht, soll mit Hilfe bestehender oder zu schaffender Arrondierungsgesetze und mit Hilfe der Einsicht bäuerlicher Besitzer diese unwirtschaftliche Zerteilung der Feld- und Wiesengründe behoben werden.

3. Die Schaffung eines mittleren bäuerlichen Besitzes und die Arrondierung und gerechte Ausgleichung desselben mit dem Mittel einer durch Generationen dauernden, unbeschreibbar *mühseligen* Kulturarbeit ergibt als klare und eiserne Konsequenz die *dauernde Geschlossenheit* der so geschaffenen Güter. Man baut kein festes und wohnliches Haus um es durch Nachkommen, welche sich über das Erbe

1) A. a. O. Bd. II, S. 414.



nicht einigen können, wieder zerstören zu lassen. Aber noch fester und geheiligter als das von Menschenhänden errichtete Gebäude soll der geordnete Grund und Boden sein. Er war vor den ihn wechselweise besitzenden Personen vorhanden, er rächt jede gewaltsame Mißhandlung, er ist das Bleibende und wird auch dann noch bleiben, wenn die Menschen, das Wechselnde, längst vergangen sind. „Die unendliche Teilbarkeit, die Verschuldbarkeit, Verkäuflichkeit widerspricht seiner Natur und seiner sozialen Bestimmung; sie schwächt sein nachhaltiges wirtschaftliches Erträgnis und, statt dem kräftigsten, konservativsten Stande zur Basis zu dienen, dessen Familien sich Jahrhunderte lang auf ihm erhalten haben, ... erleben wir in manchen unserer Länder Zustände, welche an die Kolonnenflucht zu Ende des alten Rom erinnern".[1])

Das durch einen gesetzgeberischen Akt als „geschlossen" erklärte Gut[2]) muß mehr als ein Gemein- und ein Familien- und weniger als ein Individualbesitz aufgefaßt werden. Denn nur das Individuum stirbt, die Gemeinschaft und die Familie aber lebt fort und das Gut muß darum erblich in der Familie im engeren, und wenn diese im Erlöschen begriffen ist, erblich oder käuflich in der Familie im weiteren Sinne des Wortes sein. In jedem Falle soll das Bauerngut nur durch einen Bauern erwerbbar sein.

Der spekulative, keine Tradition achtende Freiverkauf des Bodens, der stets einen privaten Willkürakt an der ge-

---

1) Frhr. K. v. Vogelsang, Soziale Lehren, zusammengestellt von Dr. W. Klopp. St. Pölten 1894, S. 405.

2) Im Nordwesten Deutschlands wurde „im Laufe des 17. Jahrhunderts ... der Rechtsbegriff des „unteilbaren Bauerngutes" eingeführt, der Rentenanspruch des Grundherrn an dem Bauernhofe fixiert und dem Meier ein Erbrecht an dem Meierhofe verliehen. So wurde die Abweisung der auch hier sich zudrängenden kapitalistischen Auffassung das wirksamste Mittel, den Bauernstand zu erhalten und wohlhabend werden zu lassen." (Dr. G. Ruhland, System der politischen Ökonomie. Bd. II, Berlin 1906, S. 364.)

heiligten und gemeinschaftlichen vaterländischen Erde darstellt, muß in jedem Falle unmöglich gemacht werden. Nur besondere und zwingende, durch eine Agrarbehörde zu prüfende Gründe können den Verkauf eines ertragfähigen Gutes rechtfertigen. Grund und Boden ist kein flüssiges Handelsobjekt, er ist das Stabilste, was wir kennen; ihn gesetzlich wie einen papiernen Wertschein zu mobilisieren und ihn wie ein Stück Papier in Fetzen zu zerreißen ist Unnatur und führt zur Unnatur, zur Untergrabung und zum Verfalle des konservativsten Standes eines Reiches. Die Mobilisierung von Grund und Boden, das Aufgeben der sicher ernährenden Scholle, führte Dr. Gg. Heim auf der zwölften Kriegsgeneralversammlung des bayerischen christlichen Bauernvereins aus, ist die größte Eselei der Landwirte; damit drückt der Bauer seinem Sohne den Bettelstab in die Hand.

(Schluß folgt.)

IV.

Schwierigkeiten in der Polenfrage.

18. Juni.

Am 5. November 1916 ist in Warschau und Lublin durch die Gouverneure Deutschlands und Österreichs verkündet worden, daß die Herrscher der beiden genannten Reiche beschlossen haben aus den von der russischen Herrschaft befreiten Gebieten dieser Okkupations-Gouvernements „einen selbständigen Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung zu bilden“. Das wurde vorerst nur im Prinzip so ausgesprochen, alles Übrige aber, also die ganze Ausführung des Prinzips wurde einer späteren Zeit vorbehalten. Nicht einmal die Grenzen des neuen Königreichs wurden angegeben, geschweige daß über die innere Einrich-



tung irgendwelche auch nur provisorische Verfügungen getroffen worden wären; außer dem Prinzip, wie gesagt, überließen die beiden gleichlautenden Manifeste alles der ungewissen Zukunft. Warum aber hat man das Prinzip proklamiert, wenn man über alles Übrige offenbar noch ganz im Unklaren war? Die Antwort auf diese Frage haben unsere und auch die feindlichen Zeitungen damals übereinstimmend in dem Sinne gegeben, den Zentralmächten habe es sich mit der Unabhängigkeits-Proklamation in erster Linie darum gehandelt, aus dem neuen Polen eine bedeutende militärische Verstärkung zu erhalten. In den Manifesten der beiden Herrscher hieß es denn auch ausdrücklich: „In einer eigenen Armee sollen die ruhmvollen Überlieferungen der polnischen Heere früherer Zeiten und die Erinnerung an die tapferen polnischen Mitstreiter in dem großen Kriege der Gegenwart fortleben." Und auch hier folgte der einschränkende Nachsatz: „Ihre (der Armee) Organisation, Ausbildung und Führung wird in gemeinsamem Einvernehmen geregelt werden." Nach den Berechnungen der erwähnten Zeitungen sollte das neue, das befreite Polen den verbündeten Zentralmächten wohl mindestens eine halbe Million freiwilliger und begeisterter Mitstreiter zuführen können. Und nach damaliger Lage der Frage war es auch überhaupt für jedermann klar, daß sowohl die Ausdehnung des neuen Polenreiches wie auch seine ganze internationale Stellung wesentlich davon abhängen werde, welchen Anteil sich das proklamierte neue Polen an den Erfolgen des im Gange befindlichen Weltkrieges sichern werde. Das war offenbar der Punkt, um den sich die Polenfrage fortan drehen mußte.

Zur Proklamierung des Prinzips der polnischen Unabhängigkeit hatten die polnischen Legionen, wenn auch an der Zahl gering, tapfer mitgeholfen. Was haben nun die Polen nach dieser Proklamation getan um das Prinzip voll ausführen, d. h. den Weltkrieg gut beenden zu können? Die Antwort auf diese Frage kann bei ruhiger Betrachtung der bekannt gewordenen Vorgänge nur lauten: weniger als gar



nichts. Sie haben schier allenthalben nur Schwierigkeiten gemacht, Schwierigkeiten nach Deutschland hin, Schwierigkeiten nach Österreich hin, als ob sie überhaupt kein selbständiges Polen wollten.

Man erinnert sich: es sind nach der Unabhängigkeits-Proklamation die polnischen Legionen, wenigstens ein großer Teil derselben, von der Front abgezogen und nach Warschau verlegt worden, offensichtlich um dort als Kadres für die zu bildende große polnische Freiwilligen-Armee zu dienen. Kaum aber in Warschau disloziert, mußte der Kommandant der Legionen, Pilsudski, interniert werden, weil er und, unter seiner Einwirkung, auch ein großer Teil der Legionäre sich weigerten jenen Eid zu leisten, den die Okkupationsmächte unter den bestehenden Verhältnissen für unumgänglich hielten. Die Maßregelung Pilsudskis hat einen großen Sturm unter der politisierenden Bevölkerung Polens erregt, die übrigens auch sonst kaum eine Gelegenheit verfehlte um in unzweideutigster Weise zu erkennen zu geben, daß sie für die Politik der Zentralmächte keine Sympathien aufzubringen, sich in diese Politik nicht einzufügen vermöge.

Damit war natürlich das Projekt der Bildung einer großen polnischen Armee, wenn es überhaupt realisierbar war, erledigt, die Hoffnung auf eine bedeutende militärische Verstärkung von dieser Seite mußte aufgegeben werden, die Zentralmächte sahen sich ausschließlich wieder auf ihre eigenen Kräfte beschränkt. Umgekehrt war auf diese Weise dargetan, daß die Zentralmächte sich auf das neue unabhängige Polen keineswegs unbedingt verlassen können, sondern gegen dasselbe eher sich etwas vorsehen müssen. Wirklich auch hat man eben jetzt aus einem Kriegsgerichtsprozeß, der am 8. Juni in Marmaros-Sziget begonnen hat, erfahren, daß der Rest der polnischen Legionen unter einem geheimen Oberbefehl stand, eben in Folge eines solchen geheimen Oberbefehls Mitte Februar nach dem Bekanntwerden des Friedens mit der Ukraine aus der österreichischen Ostfront in der Bukowina nach der Ukraine durchzubrechen



versucht hat und deshalb entwaffnet werden mußte. Die Legionen hatten wegen der Cholmer Angelegenheit die verbündeten Armeen ganz verlassen, wenn nicht gar etwa einen neuen Krieg mit der Ukraine beginnen wollen, keinesfalls wollten sie ausdauernd mithelfen vorerst den großen Krieg zu einem guten Abschluß zu bringen. So ist es kaum unberechtigt zu sagen, daß die Haltung der Polen, wenn ihre Legionen *vor* der Unabhängigkeits-Proklamation manche wertvolle Dienste geleistet haben, *nach* dieser Proklamation eher ein Hindernis der Entwirrung geworden ist.

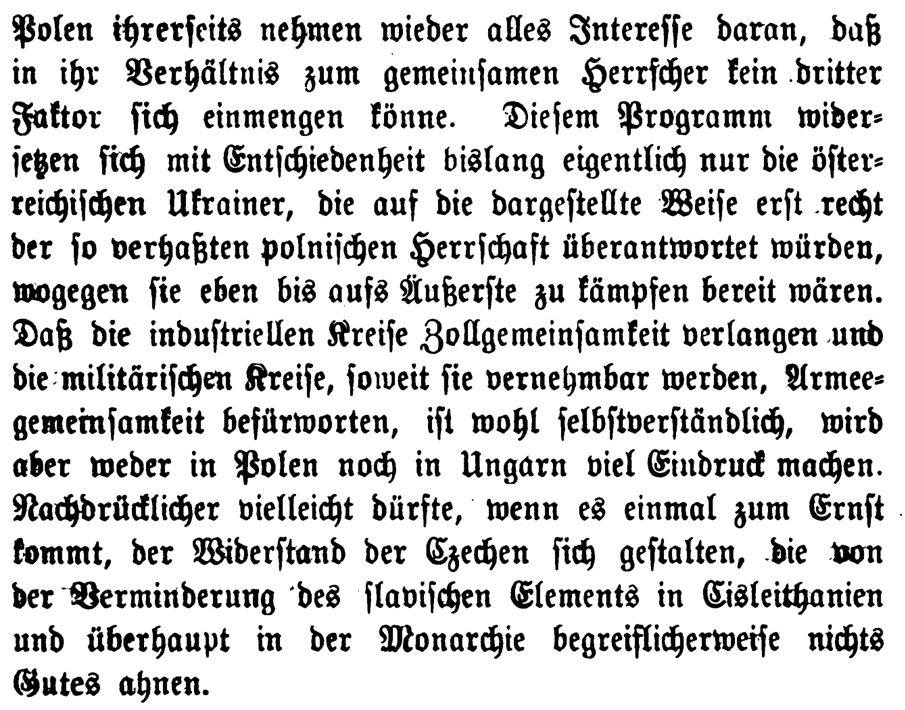
Gewiß ist es nicht notwendig die Politik der Zentralmächte für den Inbegriff aller politischen Weisheit zu halten, es mag darin auch wirklich nicht alles die strengste Prüfung bestehen, aber so viel ist doch für jedermann sonnenklar, daß in dem furchtbaren Ringen, in dem die Zentralmächte jetzt begriffen sind, alles, auch die Befriedigung sehr berechtigter Sonderstandpunkte, von einem endlich guten Ausgang des Krieges abhängt, daß also zunächst der Befreiungskrieg zu Ende gebracht werden muß, bevor die Einzelheiten der künftigen Friedenssituation endgiltig festgestellt werden können. Mag doch selbst die Cholmer Angelegenheit am Ende des Krieges wieder ein ganz anders Aussehen haben als sie in der momentanen Situation hat, wie sie auch vor der Revolution der Bolschewiken völlig anders ausgesehen hat.

Was aber soll mit Polen nun geschehen? Wenn im menschlichen Leben blos die Logik in Frage käme, so wäre die sehr einfache Antwort die: Polen hat jetzt das nachzuholen, was es bisher zu leisten versäumt hat; es soll vorerst alle seine Kräfte aufbieten um die Herbeiführung des allgemeinen Friedens zu beschleunigen. Denn es hängen die Zukunft der Polen und ihre künftige internationale Stellung auch jetzt noch wesentlich von ihnen selber ab. Aber der Gedankengang der tatsächlich führenden Polen hat augenscheinlich schon von Anbeginn sich nicht auf dieser Linie bewegt. Diese tatsächlich führenden Polen sind die sogenannten Passivisten. Sie führen diesen Namen ganz mit Unrecht.



Denn dadurch, daß sie die Aktivisten an jeder aufbauenden Tätigkeit behindern, leisten sie in ihrer Art ungleich mehr Arbeit als den Aktivisten in derselben Zeit möglich wäre. Diesen Passivisten ist es, wie gesagt, offenbar schon von Anfang an sehr ungelegen gekommen, daß Polen just von Deutschland und Österreich wiederhergestellt wurde; sie hatten sich den Gang der Dinge ganz anders gedacht und gewünscht. Nun aber die Tatsachen einmal vorliegen, betrachten sie die prinzipielle Unabhängigkeits-Proklamation der Zentralmächte als einen realen Boden, der ihnen das Recht der Souveränität und *Neutralität* gebe. Sie sind also eigentlich neutral, den Zentralmächten gegenüber zwar wohlwollend neutral, aber im Prinzip doch nur neutral. Sogar österreichische Polen haben manchmal solche Töne angeschlagen. Die Taktik dieser tatsächlichen Polenführer ist einfach die, die Dinge immer so zu drehen, daß nicht das neue Polen den Zentralmächten nach seinen Kräften beizustehen, sondern umgekehrt die Zentralmächte sich vor allem um das neue Polen, *wenn sie ein solches haben wollen*, zu bemühen hätten. Diese Taktik mag sehr schlau sein, aber gerade von einem großen Blick und sehr hoher Gesinnung zeugt sie nicht.

Zum Teil freilich erklärt sich diese Taktik durch den offenkundigen Zwiespalt, der hinsichtlich der Polenfrage in der deutschen und österreichischen Öffentlichkeit hervorgetreten ist. Genauer wohl sollte man sagen: in der deutschen und polnisch-ungarischen Öffentlichkeit, denn im engeren, im cisleithanischen Österreich besteht bisher hinsichtlich Polens kaum das, was man eine öffentliche Meinung nennen könnte; man verhält sich hier zuwartend. Die polnisch-ungarische Auffassung aber geht dahin, daß Galizien, so wie es ist, zum neuen Polen geschlagen und daß dieses Gebilde dann möglichst lose, vielleicht durch bloße Personalunion, an die Monarchie anzuschließen sei. Denn die herrschende Parteigruppe — allerdings nur eben diese Parteigruppe — hat reges Interesse daran, Cisleithanien zu verkleinern und zu schwächen um es leichter beherrschen zu können, und die


Polen ihrerseits nehmen wieder alles Interesse daran, daß in ihr Verhältnis zum gemeinsamen Herrscher kein dritter Faktor sich einmengen könne. Diesem Programm widersetzen sich mit Entschiedenheit bislang eigentlich nur die österreichischen Ukrainer, die auf die dargestellte Weise erst recht der so verhaßten polnischen Herrschaft überantwortet würden, wogegen sie eben bis aufs Äußerste zu kämpfen bereit wären. Daß die industriellen Kreise Zollgemeinsamkeit verlangen und die militärischen Kreise, soweit sie vernehmbar werden, Armeegemeinsamkeit befürworten, ist wohl selbstverständlich, wird aber weder in Polen noch in Ungarn viel Eindruck machen. Nachdrücklicher vielleicht dürfte, wenn es einmal zum Ernst kommt, der Widerstand der Czechen sich gestalten, die von der Verminderung des slavischen Elements in Cisleithanien und überhaupt in der Monarchie begreiflicherweise nichts Gutes ahnen.

Auch in Deutschland sind die Meinungen keineswegs einheitlich. Vor allem haben sich Annexionisten und zwar Annexionisten verschiedener Art schon sehr frühzeitig bemerkbar gemacht. Wie zur Beruhigung der Ostprovinzen wurde seinerzeit und anscheinend halbamtlich versichert, Suwalki und Grodno dürften auf gar keinen Fall zum neuen Polen kommen, also müßten sie wohl annektiert werden. Später tauchten dann auch in Ostschlesien Annexionsgelüste auf. Von anderen Seiten wurden mit Rücksicht auf die Polen Posens verschiedene, zum Teil sehr weitgehende Sicherungen verlangt. Andere schienen als Bedingung der polnischen Selbständigkeit beinahe die Auslieferung des ganzen polnischen Eisenbahnnetzes an die Oberhoheit Preußens fordern zu wollen. Was bliebe da von Polens Selbständigkeit, ja von Polen überhaupt noch übrig? Kein Wunder, daß man auf diesem Wege von den indirekten und teilweisen Annexionen schließlich zum en-gros-Annexionismus gelangte, der zwar jedenfalls die Logik für sich hätte, aber freilich unter anderem auch den nationaldeutschen Charakter Deutschlands stark erschüttern müßte. Diese en-gros-Annexionisten gehören



übrigens auf ein anderes Blatt, wo auch von Kurland usw. die Rede ist. Was aber die teilweisen und indirekten Annexionisten betrifft, so haben dieselben wohl kaum bedacht, daß sie mit ihrer Methode auch selbst manche Warschauer Polen, die gewiß nie austrophil waren, ins austropolnische Lager getrieben haben, von wo ihnen statt territorialer oder anderer Verluste vielmehr ein beträchtlicher territorialer Zuwachs winkte.

In vielen Beziehungen sonach scheint die polnische Frage wie durch eigenes Schwergewicht der sogenannten austropolnischen Lösung zuzuneigen. Und wenn bloß die angegebenen Umstände in Betracht kämen, würden die Dinge wohl auch diesen Lauf nehmen. Aber wir haben bisher nur die Strömungen in der deutschen und österreichischen Öffentlichkeit in Betracht gezogen, die, wie dargetan, weder auf der einen noch auf der anderen Seite einheitlich sind und schon darum nicht auch den Standpunkt der beiderseitigen Regierungen zum Ausdruck bringen können. Wie denken nun die Regierungen der beiden Reiche über die Frage? Zweifellos sind auch in den Regierungen die Ansichten über Polen und dessen Zukunft nicht immer dieselben geblieben. Schon die Personenwechsel in den leitenden Stellen Berlins sowohl wie Wiens, insbesondere aber die inzwischen eingetretenen großen Änderungen der tatsächlichen Verhältnisse mußten notwendig auch Änderungen in der Beurteilung der Frage selbst herbeiführen. Zunächst war sicherlich der eben besprochene polnische Passivismus eine in dieser Intensität kaum erwartete Erscheinung. Dann beispielsweise: Für Deutschland, speziell Preußen konnten früher, wo von einem selbständigen Lithauen usw. noch keine Rede war, manche Sicherungen notwendig erscheinen, die jetzt ganz oder teilweise überflüssig geworden sind; für Österreich wieder ist es natürlich nicht gleichgültig, daß es jetzt im Osten Galiziens und der Bukowina die Ukraine statt des alten Rußland zum Nachbarn hat. Die Verhältnisse haben sich also seit dem 5. November 1916 bedeutend geändert, dieser November-

standpunkt ist in mehrfachen und wichtigen Beziehungen durch die Ereignisse überholt und bedarf einer ernsten Revision. Wie die polnischen Dinge sich heute in den Augen der Berliner und Wiener Regierung spiegeln, darüber sind beglaubigte Äußerungen auch anläßlich der jüngsten Begegnung des Barons Burian und des Grafen Hertling bisher nicht bekannt geworden. Man darf indeß folgendes als sicher annehmen:

Für die beiden Regierungen bilden alle die schwebenden Fragen gewissermaßen einen Block, wenigstens insofern einen Block, als keine dieser Fragen unabhängig von der anderen behandelt und verhandelt werden soll. Vielleicht ist es zutreffend zu sagen: Man will über alle Angelegenheiten pari passu verhandeln. Im Vordergrunde stehen offenbar die Fragen über die sogenannte Vertiefung des Bündnisses. Diese beziehen sich namentlich auf militärische, zollpolitische und gewisse finanzielle Angelegenheiten. Von der Polenfrage kann man wohl sagen, daß sie ebenfalls eine förmliche Gruppe bildet. Endlich müssen sicherlich auch gewisse Balkanfragen erst bereinigt werden, die freilich, wie man weiß und worauf auch der jüngste bulgarische Kabinetswechsel hindeutet, teilweise noch im Flusse sind.

Diese, sagen wir paritätische, Methode derVerhandlung aller erwähnten Angelegenheiten hat gewiß ihre großen Vorteile, einer baldigen Regelung speziell der Polenfrage aber ist sie, soweit momentan ermeßbar ist, keineswegs zuträglich. Wenigstens ein Teil der sogenanten Bedürfnisfragen ist jedenfalls sehr komplizierter Natur und wird viele Zeit erfordern. Es sind dies die wirtschaftlichen Fragen, auf die aber gerade Österreich jetzt allen Wert legen muß. Die rein politische Basis des bisherigen deutsch-österreichischen Bündnisses, nämlich die Gegnerschaft Rußlands, ist ja zusammengebrochen, das alte Rußland existiert nicht mehr. Folglich muß das Bündnis, wenn es fortdauern und sogar vertieft werden soll, eine andere Basis erhalten. Und diese kann für Österreich kaum anderswo als in den Fragen wirtschaft-

licher Natur gefunden werden — es wäre denn, daß man sich ungewöhnlich weitgehende Ziele stecken wollte, für welche Annahme derzeit keine Anhaltspunkte zu entdecken sind. Die wirtschaftlichen Fragen aber sind, wie schon gesagt, außerordentlich komplizierter Natur und bedürfen sicherlich gerade auch von deutscher Seite der sorgfältigsten und vorsichtigsten Behandlung. Wenn nun auch die Polenfrage, wie es freilich anders kaum möglich ist, nur im Zusammenhang mit allen übrigen Bündnisfragen geregelt werden soll, dürfte das die Hinausschiebung auch dieser Angelegenheit auf eine ziemlich lange Zeit bedeuten. Und dies ist insofern auch vom allgemeinen Standpunkt bedauerlich, als dadurch viele polnische Kräfte für ebenso lange Zeit lahm gelegt bleiben. Niemand wird ja bestreiten, daß die Polen, wenigstens in den oberen Schichten, ein Volk mit sehr lebhaftem politischen Temperament und ausgebildeten politischen Fähigkeiten sind, die, wenn richtig verwendet, viel zur Wohlfahrt auch selbst Europas beitragen könnten. Statt dessen bleiben diese Temperamente und Talente größtenteils brach liegen. Freilich wenn man dabei auf den unter den Polen andauernden Passivismus hinblickt, drängt sich auch der Zweifel auf: ist doch vielleicht die Zeit der Polen noch immer nicht gekommen? oder sind die Polen selber etwa eher daran ihre Zeit zu versäumen? J—l.

V.

Aus dem dunkelsten Erdteil — in Deutschland.

Während auf der ganzen Welt die Federn der Entente-Presse in emsiger Tätigkeit sich abmühen um Deutschland als ein Barbarenland zu erweisen, in dem keine Freiheit und Duldung herrscht, während chauvinistische Prälaten und Abbés sich im Schweiße ihres Angesichtes erhitzen um zu zeigen, daß im Deutschen Reiche protestantischer Imperialismus die katholische Kirche knutet und intolerante, engherzige protestantische Minister den Katholiken das Maß ihrer religiösen Betätigung abzirkeln, während das deutsche katholische Abwehr-Comité in großzügiger edler Vaterlandsliebe diese Angriffe zu entkräften sucht, scheint es der ehemalige Chemnitzer Oberbürgermeister und jetzige sächsische Kultusminister Dr. Heinrich Gustav Beck als eine seiner Amtspflichten zu betrachten, den Gegnern Wasser auf ihre Mühle zu treiben und Material für ihre Klagen über deutsche Barbarei zu liefern.

Denn es ist doch wohl eine Barbarei, sogar jetzt mitten im Kriege, wo Katholiken und Protestanten in gleicher Weise ihr Blut in Strömen für die deutsche Freiheit vergießen, einer katholischen Gemeinde von 500 Seelen, die 15 Kilometer von der nächsten katholischen Kirche wohnen, die Erlaubnis zum katholischen Gottesdienst trotz aller Bitten zu verweigern, es ist doch wohl eine Barbarei trotz aller Gesuche nicht einmal einen einmaligen Gottesdienst im Monat zu gestatten, es ist doch wohl eine Barbarei, so vielen armen katholischen Kindern es unmöglich zu machen, in ihren jugendlichen Jahren eine katholische Kirche zu sehen und einem katholischen Gottesdienst beiwohnen zu können.

Diese empörende Barbarei bringt der sächsische Kultusminister Dr. Beck fertig, dessen Mund von Wohlwollen gegen die Katholiken überfließt, dessen einziges Bestreben nach seiner Behauptung dahingeht, den katholischen Glaubensgenossen gegenüber nicht das Gefühl aufkommen zu lassen,



als wenn sie zurückgesetzt würden. Da bleibt nur die eine Alternative: Entweder ist Dr. Beck ein Heuchler, — was wir zu seiner Ehre nicht annehmen —, oder er ist in die bekannten sächsischen unsinnigen Vorurteile gegen seine katholischen Mitbürger so verrannt, daß er absolut unfähig ist Barbarei und Wohlwollen von einander zu unterscheiden, wenn es sich um katholische Dinge handelt.

Und ein solcher Mann ist Kultusminister schon seit einem Jahrzehnt in einem deutschen Staate, dessen König katholisch ist, einem König, dem es doch nicht gleichgültig sein kann, wie seine katholischen Mitchristen und getreuen Untertanen behandelt oder vielmehr mißhandelt werden und zwar von einem durch Königliches Vertrauen gekürten Minister.

Der Kultusminister in einem paritätischen Staate hat sich, wie dies der bayerische Kultusminister Dr. Wehner vor Jahrend treffend ausführte, mit gleichem Wohlwollen der verschiedenen anerkannten Glaubensgesellschaften anzunehmen und deren Interessen zu vertreten. Kann er das infolge anerzogener Vorurteile und tiefeingewurzelter Voreingenommenheit nicht, so taugt er nicht zum Kultusminister und sollte möglichst bald unschädlich gemacht werden.

Wenn ein katholischer Kultusminister in einem vorwiegend katholischen Lande wie Bayern die Protestanten so behandeln würde wie der protestantische Kultusminister in Sachsen die Katholiken behandelt, wäre er längst unmöglich geworden. Aber solche Dinge sind in Bayern überhaupt unmöglich. Ganz zutreffend betont dies das Neue Münchener Tagblatt vom 19. Mai 1918, wenn es schreibt:

In Coswig bei Meißen wollten die dort wohnenden 500 Katholiken sich einen monatlichen Sonntagsgottesdienst einrichten, da die nächste katholische Kirche 13 Kilometer entfernt ist. In dem unter „ultramontanem Druck“ stehenden Bayern versteht man es überhaupt nicht, daß dazu erst umständlich die Genehmigung der Regierung notwendig ist, wenn die baupolizeilichen usw. Voraussetzungen gegeben sind. In dem unter „ultramontaner Gewissenstyrannei“ seufzenden Bayern ist jedenfalls den Protestaten noch nie ein Stein in den Weg gelegt



worden bei der Ausübung der Diasporaseelsorge. In Sachsen aber schneidet die hohe Regierung den katholischen Landeskindern das religiöse Brot vor und wacht ängstlich darüber, daß die Rationen ja nicht zu groß werden. So wurde das Gesuch für Coswig vom sächsischen Kultusministerium richtig abgewiesen, das Bedürfnis sei „nicht dringlich". Ein protestantisches Ministerium maßt sich an, was für den Katholiken religiöses Bedürfnis ist, und versagt, und bejaht nach Gutdünken! Auf die alsbald in ganz Deutschland zutage tretende Kritik forderte man dann schließlich die katholische Kirchengemeinde zu einer neuen Eingabe auf. Diese erfolgte und sie ist jetzt „wohlwollend" dahin verbeschieden worden, daß man die in der nächsten katholischen Kirche in Weinböhla jährlich gestatteten zwölf hl. Messen teilen solle, also sechs in Coswig, sechs in Weinböhla. Siehst du Leser, das Ei des Kolumbus, ausgebrütet im Jahre des Heils 1918 von einem königlich sächsischen Kultusminister!

Die Begründung, womit das erste Gesuch des Pfarramtes vom 15. Dezember 1917 vom Kultusminister Dr. Beck abgeschlagen wurde, ist Zeile für Zeile haarsträubend: „Da, so sagt Dr. Beck, nach den angestellten Erörterungen die Neueinrichtung nur einer geringen Zahl von Katholiken zu gute kommen würde und da auch sonst angesichts der verhältnismäßig geringen Entfernung der in Betracht kommenden Ortschaften die Dringlichkeit des Bedürfnisses für die Abhaltung katholischer Gottesdienste in Coswig neben denjenigen in Weinböhla und Meißen vorerst nicht ausreichend nachgewiesen ist."

Dr. Beck kann sich aber für sein Wohlwollen auf ein Zugeständnis in Großenhain berufen. Großenhain bei Dresden ist ein Ort mit etwa 17000 Einwohner. Die katholische Gemeinde, so berichtet ein Lazarettgeistlicher Oktober 1915, zählt ungefähr 500 Seelen und baute sich vor mehreren Jahren ein Haus mit Betsaal im Parterre und Wohnungen im 1. und 2. Stock. Gottesdienst hält ein Kaplan aus Dresden. Bis zum Kriege war derselbe nur alle vier Wochen, denn die Erlaubnis zum katholischen Gottesdienst hängt vom



Ministerium ab. Auf eine Eingabe der Katholiken hin um Gewährung eines Gottesdienstes alle 14 Tage, fragte das Ministerium bei dem evangelischen Superintendenten an, ob die Bedürfnisfrage zu bejahen sei. Derselbe verneinte natürlich und so blieb es beim alten bis zum Kriege. Da wandte sich die Kirchengemeinde wiederum an die Regierung mit dem Hinweis auf die Worte des Kaisers: „Geht in die Kirche und betet". Jetzt kam vom Ministerium die Erlaubnis, zweimal im Monat in der Kirche zu „beten".

Derselbe wohlwollende Kultusminister Dr. Beck bringt es fertig, das aus der Zeit des schlimmsten Absolutismus stammende freiheitswidrige königliche Plazet, d. h. in Sachsen das Plazet des protestantischen Kultusministers, zur Anwendung zu bringen und zwar mitten im Weltkrieg noch dazu gegen den Hirtenbrief des deutschen Gesamtepiskopates, der in wesentlichen Teilen spezifisch vaterländischen Interessen dient. Ein sehr befangener protestantischer Minister entscheidet endgültig, was aus einem katholischen Hirtenbriefe in katholischen Kirchen den katholischen Gläubigen vorgelesen werden darf. Das ist doch wohl auch ein Zustand, der nicht zuweit von Barbarei entfernt sein dürfte. Unter dem Titel „Unerfreuliches aus Sachsen" berichtete darüber näheres die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 110, 8. Februar 1918).

Dresden, 5. Febr. 1918. In recht unliebsamer Weise wurden die Katholiken Sachsens daran erinnert, daß es hier für Anordnungen und Kundgebungen geistlicher Behörden noch ein königliches Plazet gibt, als das inhaltsreiche Hirtenschreiben der Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands, dessen Inhalt doch so recht geeignet war, das Ansehen der Fürsten und die Staatsgewalt zu stärken, in den katholischen Kirchen zur Verlesung kommen sollte. Zufolge Verordnung des Kultusministeriums waren zwei Stellen beanstandet worden und mußten daher bei der Verlesung wegbleiben. Sie befinden sich in den Sätzen: Aber immer noch halten „unter dem Banne öder, veralteter Vorurteile" einzelne Bundesstaaten ihre Grenze nicht nur den Jesuiten, sondern allen Männerorden verschlossen. . . . „Selbst im gemeinnützigsten Wirken werden diese (die Ordens-

gesellschaften) mit einem Mißtrauen bevormundet und beaufsichtigt, das nicht nur hemmt und hindert, sondern geradezu beleidigend wirkt." Die unter Anführungsstrichen stehenden Worte wurden beanstandet. Wer das von Vorurteilen und Mißtrauen diktierte Verhalten einzelner Bundesstaaten, zu denen leider auch Sachsen gehört, gegen die Orden verfolgt hat, wird diesen Sätzen nur zustimmen müssen. Die sächsische Regierung vermag aber offenbar immer noch nicht die Bedürfnisse der katholischen Kirche von einer höheren Warte aus zu überschauen.

Wie recht übrigens die Bischöfe mit ihrem Urteile hatten, das zeigen deutlich in der letzten Zeit mehrere Vorkommnisse in Sachsen. In einer sehr industriereichen Mittelstadt Sachsens, die mit der näheren Umgebung rund 3000 Katholiken zählt, war schon vor einigen Jahren einmal vergebens um Zulassung von drei katholischen Schwestern für Armen-, Kranken- und Kinderpflege ersucht worden. Jetzt in der langen Kriegszeit war das Gesuch erneuert worden, nachdem zuvor festgestellt worden war, daß mindestens 130 arme katholische Kinder ganz ohne Aufsicht und daher in großer Gefahr völliger Verwahrlosung sind, weil ihre Väter im Kriege und die Mütter in der Fabrik beschäftigt sind. Ihnen sollte tagsüber ein Heim geboten werden. Nicht wenig erstaunt war man daher, als nach sechs Monaten der Bescheid einging, die Regierung könne dem Gesuche nicht entsprechen, da kein Bedürfnis vorhanden sei. Es gebe in der Stadt bereits zwei Kinderheime, die von Laienpersonen geleitet würden und auch den katholischen Kindern offen ständen. Tatsächlich wird aber eins der beiden Kinderheime von Diakonissinnen geleitet. Ihr ersprießliches Wirken wird gewiß jeder gern anerkennen. Aber ebenso wird jeder vorurteilsfrei anerkennen müssen, daß bei einer so hohen Zahl sich selbst überlassener katholischer Kinder das Bedürfnis für ein eigenes Kinderheim vorhanden ist, ebenso auch für eine eigene Armen- und Krankenpflege. Man klagt ja jetzt mit Recht viel über die Verwilderung der Jugend. Daher hätte man meinen sollen, es werde dankbarst begrüßt werden, wenn nun Gelegenheit für ihre Beaufsichtigung geschaffen würde, zumal da kein Pfennig Unterstützung beansprucht wurde. Die ablehnende Ent-



schließung kann daher nur peinlichst berühren. Von einer ähnlichen Engherzigkeit zeugt ferner der Auftrag an einen Pfarrer in einer Großstadt Sachsens, er möge doch nachzählen, ob in seiner Gemeinde nicht mehr Schwestern vorhanden wären, als zugelassen seien.

Die Stadt, um die es sich handelt, ist Meißen. Der Kultusminister Dr. Beck hat laut Verordnung vom 20. November 1917 die Zulassung von drei Borromäerinnen für die Stadt Meißen „mangels Bedürfnisses" verweigert. Die in der Sache gehörten politischen Behörden, die Kreishauptmannschaft Dresden, der Stadtrat zu Meißen und die dortige Amtshauptmannschaft haben die Notwendigkeit weiterer Einrichtungen zur Unterbringung von Kindern für die Stadt und die Umgebung von Meißen zur Zeit nicht anerkannt. In Meißen beständen bereits zwei Kindergärten. Was die Gemeindekrankenpflege anbelangt, so sei nach der Ansicht des Stadtrates dafür genügend gesorgt. Bei diesem Entscheid haben sich die katholischen Organisationen jedoch nicht beruhigt, sondern sie haben eine erneute Eingabe gemacht, worin sie die Haltlosigkeit der ministeriellen Entscheidung darlegten. Insbesondere wiesen sie nach: 1. Das Johannisstift wird nicht von Laienpersonen sondern von Diakonissen geleitet. 2. Im Marienstift werden bei einem Personenwechsel ebenfalls Diakonissen angestellt. 3. Es handelt sich nicht um die Unterbringung von vorschulpflichtigen Kindern allein, sondern in der Hauptsache um die Beaufsichtigung von schulpflichtigen Kindern, die der religiösen Einwirkung nicht entbehren können. 4. Hauptaufgabe des Stiftes ist die Erziehung und die ist ohne Religion nicht möglich. 5. In den beiden Stiftern befinden sich nur wenige katholische Kinder, weil die meisten Eltern eine konfessionelle Anstalt dringend wünschen. 6. Was den Protestanten in Bautzen recht war, mußte den Katholiken in Meißen billig werden. 7. Für die Krankenpflege wünschen die Katholiken keine Diakonissin, sondern eine katholische Pflegerin.

Das machten die katholischen Organisationen am 12. Januar 1918 dem Kultusministerium klar und am 17. April



lehnte der Kultusminister mit seinem Wohlwollen das Gesuch erneut ab. Die Schuldigen, die für diese liebevolle Behandlung der katholischen Kranken und Kinder mitten in den Schrecken des Weltkrieges auf der Anklagebank sitzen, sind also außer dem Kultusminister der Kreishauptmann in Dresden, der Amtshauptmann und der Stadtrat in Meißen.

Ein weiteres Beispiel von dem Wohlwollen des Kultusministers Beck. Die Sächsische Volkszeitung (Nr. 115, 21. Mai 1918) berichtet:

„In Reitzenhain, Amtshauptmannschaft Marienberg, wohnen über hundert Katholiken. In Friedenszeiten gingen die Katholiken von Reitzenhain nach Sebastiansberg in Böhmen in die Kirche und zwar den 1½stündigen Weg zu Fuß. Im Kriege hat das seine Haken. Der Grenzschutz mit seiner Sperre bildete ein großes Hindernis. Da erklärte sich das katholische Pfarramt Marienberg bereit, ab und zu in Reitzenhain Gottesdienst zu halten. Es wurde eine Eingabe an das Ministerium behufs Genehmigung des Gottesdienstes gerichtet, die Amtshauptmannschaft Marienberg bekam diese Eingabe zur Begutachtung und daraufhin lehnte das Ministerium das Gesuch ab. Die Kgl. Amtshauptmannschaft Marienberg hat die Notwendigkeit der Abhaltung von Gottesdiensten in Reitzenhain nicht eingesehen, daher bekommen die mehr als hundert Katholiken dieser Gemeinde im eigenen Ort keine hl. Messe. Dem Staat wären durch die Einrichtung keinerlei Unkosten entstanden, auch die politische Gemeinde hätte keine Lasten gehabt. Das katholische Pfarramt Marienberg wollte sich der Mühe unterziehen an verschiedenen Sonntagen nach Reitzenhain zu kommen, um das hl. Meßopfer zu feiern und somit allen katholischen Einwohnern den Segen des Gottesdienstes zu vermitteln, allein die Amtshauptmannschaft sah die Notwendigkeit nicht ein und daher lehnte das Ministerium das Gesuch ab. In katholischen Kreisen versteht man das nicht, man fragt uns immer wieder, nach welchen Grundsätzen derartige Gesuche erledigt werden. Wir fragen uns auch und wir haben wohl das Recht, das Ministerium zu fragen, welche Vorbedingungen erfüllt sein müssen, um einen katholischen Gottesdienst in Sachsen neu zu bekommen.



Jedenfalls müssen wir die Forderung erneut unterstreichen, daß katholische Angelegenheiten in Sachsen ausschließlich von katholischen Instanzen begutachtet werden. Coswig, Meißen und Reitzenhein sind drei Fälle, die nach Änderung der bestehenden Zustände schreien."

Das Widersinnige der bisherigen sächsischen Praxis wird noch greifbarer, wenn man bedenkt, daß vielen dieser protestantischen Herren, die über die Notwendigkeit des katholischen Gottesdienstes zu befinden haben, von Jugend auf in der Kinderstube, im Konfirmandenunterricht, im Gymnasium usw. dieser katholische Gottesdienst als papistischer Gräuel und „vermaledeiter Götzendienst" dargestellt und eingeprägt worden ist.

In der Sitzung der Ersten Kammer vom 13. Mai 1918 hat Graf Schönburg sich das große Verdienst erworben, auf diese unhaltbaren Zustände aufmerksam zu machen und deren Abschaffung zu fordern. Die Debatte ist so wichtig und für den Minister Dr. Beck so charakteristisch, daß sie verdient hier im Wesentlichen nach dem stenographischen Bericht festgehalten zu werden. Graf v. Schönburg-Glauchau führte aus:

Ich glaube, jeder wird die Mitwirkung dieser Schwestern auf das wärmste begrüßen, zumal durch solche Mitwirkung auch bedeutende Kosten gespart werden. Diese Schwestern verlangen bekanntlich keine Entschädigung für ihre Tätigkeit. Nun ist aber diese Tätigkeit dieser barmherzigen Schwestern bedeutend eingeschränkt durch das Gesetz über die Ausübung der staatlichen Oberaufsicht über die katholische Kirche im Königreiche Sachsen Paragraph 30, wo gesagt wird: „Nur reichsangehörige Mitglieder solcher Frauen-Kongregationen, welche innerhalb des Deutschen Reiches ihre Niederlassung haben und sich ausschließlich der Kranken- und Kinderpflege widmen, dürfen auch ferner als Einzelne mit Genehmigung und unter Aufsicht der Staatsregierung ihre Ordenstätigkeit im Lande ausüben. Die Genehmigung ist jederzeit widerruflich." Es ist dies ein Ausnahmegesetz. Ich will nicht über das Ziel des Gesetzes reden, aber heute wirkt dieses Ausnahmegesetz odios. Ich glaube, daß



diese barmherzigen Schwestern, die samt und sonders nichts getan haben, als nur der Nächstenliebe in aufopfernder Weise sich zu widmen, es nicht verdienen, unter ein solches Ausnahmegesetz gestellt zu werden. Nicht nur die Katholiken, sondern auch die Andersgläubigen können sich nicht genug tun in Anerkennung der Wohltaten, die die barmherzigen Schwestern im Wetteifer mit den evangelischen Diakonissinnen der notleidenden Menschheit leisten. Ich möchte deshalb der Königlichen Staatsregierung anheimgeben, einmal darüber Erwägungen anstellen zu wollen, ob dieser Paragraph noch heute zeitgemäß ist. Ich bin kein unbedingter Freund des Wortes „Neuorientierung", aber es gibt Punkte, wo man mit dem Unzeitgemäßen, Veralteten aufräumen muß. Mit diesem Paragraphen, der ein Schimpf ist für diese Engel der christlichen Nächstenliebe, muß um so eher aufgeräumt werden, als sich nicht ein Grund findet, durch den er sich aufrecht erhalten ließe. Es ist nicht bewiesen und kann und wird nicht bewiesen werden, daß der konfessionelle Friede zu seiner Wahrung einer solchen Bestimmung bedarf. Nichts als Nächstenliebe treibt diese Schwestern zu ihrem Berufe, und nie ist der konfessionelle Frieden gestört worden, weder in der Heimat noch auf dem Schlachtfelde, wo sich diese Schwestern in mustergiltiger Weise bewährt haben. Ich spreche die Hoffnung aus, daß die Königliche Staatsregierung die Frage in ihrem Schoße prüfen wird, ob der Paragraph noch zeitgemäß ist oder abgeschafft werden könnte.

Darauf erwiderte der Staatsminister Dr. Beck: In der vorgerückten Stunde würde ich bei dieser Gelegenheit Ihre Aufmerksamkeit an sich nicht in Anspruch genommen haben, zumal das Gesetz ja nur im beschränkten Grade in die Zuständigkeit des Kultusministeriums greift. Sie werden mir aber nachfühlen, wenn mir die Bemerkung Sr. Erlaucht des Herrn Grafen Schönburg doch Veranlassung gibt, mit einem Worte hierauf zurückzukommen, da Seine Erlaucht in so scharfen Ausdrücken über ein Gesetz, das seinerzeit mit gutem Vorbedacht im Jahre 1876 erlassen worden ist, gesprochen, indem er es als ein Ausnahmegesetz bezeichnet, das odios wirke, und indem er sogar den von ihm angezogenen Paragraph 30 als einen Schimpf



bezeichnet hat. Ich fürchte, daß ein solcher Vorgang, eine so scharfe Bezeichnung, eines Gesetzes in diesem hohen Hause leicht dazu führen kann, Nachahmung und Nachfolge auch außerhalb dieser Räume zu finden, die dann diesem hohen Hause selbst gewiß sehr unangenehm und peinlich sein werden. Deshalb wäre ich dankbar gewesen, wenn Se. Erlaucht die Wünsche, die er zu diesem Gegenstande ausgesprochen, doch in eine andere Form der Beurteilung des Gesetzes gekleidet hätte. Es handelt sich um ein Gesetz, das in der Hauptsache eine Ausführung des Paragraph 56 der Verfassungsurkunde enthält, und das, wie ich hier vor dem Hause erklären muß, von der Regierung immer mit dem großen Wohlwollen gehandhabt worden ist, das die Schwestern verdienen. Es ist mir in diesem Zusammenhange Bedürfnis, hier vor dem Hause und vor der ganzen Öffentlichkeit festzustellen, wie sehr der Staatsregierung selbstverständlich daran gelegen sein muß, ihren katholischen Glaubensgenossen gegenüber das Gefühl nicht aufkommen zu lassen, als wenn sie anders als nur mit dem größten Wohlwollen nach Maßgabe der Verfassung behandelt werden, und gerade auf diesem caritativem Gebiete befindet sich die Regierung in der sehr erfreulichen Lage, die aufopfernde und hingebende Tätigkeit der in unserem Lande wirkenden katholischen Schwestern warm anzuerkennen, die sie nicht nur im Frieden, sondern vor allem jetzt im Kriege in hervorragender Weise geübt haben. Das Kultusministerium, das mit der Durchführung jener gesetzlichen Bestimmung und der Beaufsichtigung aller Religionsgemeinschaften befaßt ist, ist auf diesem Gebiete immer sehr weit gegangen, sodaß ihm viele Vorwürfe darüber gemacht worden sind, bezüglich der Bestimmungen in Paragraph 30 jenes Gesetzes das Wohlwollen den katholischen Ordensschwestern in zu weitem Maße entgegengebracht zu haben. Ich bin aber der Meinung, daß man auf dem caritativem Gebiete, auf dem so unendlich viel Gutes für unsere Bevölkerung, insbesondere im Kriege, zu tun ist, mit einem weiten und warmen Herzen gesetzliche Bestimmungen auslegen muß, einmal im Interesse der betroffenen Schichten unseres Volkes, die davon die größten Vorteile ziehen, und zum anderen, um bei keiner Religionsgemeinschaft das Gefühl auf-



kommen zu lassen, daß sie ihre Liebestätigkeit in beschränktem Sinne ausüben dürfe. Ich bitte Sie also, meine Herren, darüber beruhigt zu sein, daß irgend etwas geschieht, was odios für die Schwestern wirken könnte oder von ihnen sogar als Schimpf empfunden würde.

Der apostolische Vikar Bischof Dr. Löbmann ergriff darauf das Wort:

Daß das Ministerium des Innern das Gesetz von 1876 mit Wohlwollen handhabt, bezweifle ich keinen Augenblick. Aber es müssen doch manche unserer Wünsche zurückgestellt werden. In letzter Zeit sind es doch vielleicht vier oder fünf Fälle gewesen, wo der Wunsch nach barmherzigen Schwestern nicht berücksichtigt werden konnte. Andererseits ist in diesen Kriegszeiten mehrfach in Frage gekommen, daß Schwestern, die nicht die Genehmigung des Ministeriums hatten, zur Unterstützung in den Volksküchen tätig waren. Auch bei diesen ist nachgeforscht worden, ob nicht etwa mehr da waren, als notwendig ist. Ich glaube, in dieser Zeit, wo Katholiken und Protestanten in gleicher Weise ihr Blut für das Vaterland vergießen, in dieser Zeit, wo Katholiken und Andersgläubige hinter der Front in gleicher Weise Entbehrungen ertragen und mit dazu beitragen, daß der Sieg an unsere Fahnen gekettet wird, ist wohl der Wunsch berechtigt, daß keine derartigen Schwierigkeiten aus dem Gesetz entstehen, oder das Gesetz müßte vielleicht so gehandhabt werden, daß die berechtigten Wünsche erfüllt werden.

Schließlich stellte Graf v. Schönburg-Glauchau fest:

Die Worte Sr. Exzellenz des Herrn Kultusminister, welche einen scharfen Tadel enthielten gegen gewisse Ausdrücke, die ich gebraucht hätte, veranlassen mich, nochmals das Wort zu ergreifen. Ich habe ausdrücklich festgestellt, daß ich keine Kritik an den Gesetzgebern aus dem Jahre 1876 üben will. Ich habe nur gesagt: „Das Gesetz ist ein Ausnahmegesetz, es ist für die davon Betroffenen odios und für sie ein Schimpf." Jetzt möge man mir das Wort anders auslegen, als ich es dargestellt habe. Ist es ein Ausnahmegesetz oder nicht, wenn eine gewisse Kategorie von Menschen nur mit besonderer Genehmigung des Ministeriums zur Ausübung der Caritas zuge-



lassen werden darf? Ist es für diese Kategorie liebenswürdig, angenehm und erfreulich, oder ist es odios und schimpflich? Wenn Se. Exzellenz gesagt hat, daß er mit verdientem Wohlwollen die Schwestern behandelt habe und behandle, so hat ja schon mein verehrter, hochwürdigster Herr Vorredner das Nötige darauf gesagt, und ich kann mich beschränken auf die Zurückweisung der mir gemachten Vorwürfe.

Das Gesetz, dessen Aufhebung Graf Schönburg fordert, ist das Kulturkampfgesetz vom 23. August 1876. Es ist ein Hohn auf Recht und Freiheit der Katholiken. Bischof Wahl stellte gleich nach seinem Amtsantritt am 21. März 1892 in der Kammer den Antrag auf Aufhebung dieses Oberaufsichtsgesetzes. Er erbrachte den Nachweis, daß das Gesetz im offenen Widerspruch mit der sächsischen Verfassung von 1830 stehe, die allen Konfessionen Gewissensfreiheit, jeder Konfession selbständige Verwaltung in kirchlichen Angelegenheiten voll und ganz garantiert. [1])

Der wohlwollende Kultusminister bedauert aber, daß ein gehässiges Kulturkampfgesetz von 1876, „das doch mit gutem Vorbedacht erlassen worden", als ein Ausnahmegesetz bezeichnet werde. Diese Begründung charakterisiert wieder den Mann! Sind denn nicht alle Ausnahmegesetze gegen die Katholiken mit gutem Vorbedacht erlassen worden, d. h. aus Furcht vor der ungehemmten Wirksamkeit der katholischen Kirche? Ist das Jesuitengesetz von 1872 nicht auch mit gutem Vorbedacht erlassen worden? Und nachdem dies Gesetz vom Bundesrat und Reichstag mit gutem Vorbedacht aufgehoben worden, da hat derselbe Dr. Beck in der sächsischen Kammer noch eine fulminante Rede gegen die Aufhebung gehalten in Ausführungen, die stets ein trauriges Dokument protestantischer Voreingenommenheit und sächsischer Intoleranz bilden werden.

„Wie die Dinge liegen", so betont mit Recht die Sächsische Volkszeitung am 29. Mai 1918, „erscheint als Weg zur Lösung dieser: Die katholischen geistlichen Behörden stellen sich

1) Vgl. Germania 13. April 1892.

auf den Boden des Reichsgesetzes und der sächsischen Verfassung. Den Mitgliedern kirchlicher Kongregationen steht das Freizügigkeitsrecht zu wie jedem deutschen Bürger. Ihrer Niederlassung in Sachsen dürfen Hindernisse nicht gesetzt werden. Ein gleiches gilt vom Gottesdienst, wo dessen Einführung von der kirchlichen Behörde als nötig erachtet wird. Was die Maßregelung von Geistlichen, wie sie in Sachsen betrieben wird, anbelangt, so sind Zuschriften und Beschwerden politischer Behörden als Denunziation einfach zu den Akten zu legen. Ist es dem Kultusministerium so nicht recht, so möge die Sache vor Gericht zum Austrage kommen, damit endlich klar werde, was mehr gilt: Verfassung von 1830' und die in ihr gewährten Garantien, sowie die Reichsjustizgesetze oder ‚Sächsische Toleranz' im Sinne der Verwaltungswillkür."

Überall erschallt jetzt der Ruf nach Neuorientierung. Mit Recht. Die jetzigen und noch mehr die kommenden Aufgaben erfordern Riesenkräfte. Auch in Sachsen ist im Februar 1918 in der ersten Kammer der Ruf nach Neuorientierung erhoben worden, besonders für größere Verwertung der sittlichen und religiösen Kräfte. Und in Sachsen tut ja das besonders not mit seinen zahlreichen Ehescheidungen und seinem großen Geburtenrückgang. Der Kultusminister Dr. Beck hat bei dieser Gelegenheit erklärt, für diese Neuorientierung habe die Regierung das größte Verständnis, sie werde es als ihre höchste Aufgabe betrachten, das Gefühl der Duldsamkeit zu steigern usw. Worte! Worte! Die Taten sprechen anders. Stehen dieser Neuorientierung in Sachsen Gesetze entgegen, so müssen sie fallen, selbst wenn es Grund- und Verfassungsgesetze wären. In keinem deutschen Lande schreckt man grundsätzlich vor solchen Änderungen zurück. Auch in Sachsen müssen die intoleranten freiheitswidrigen Gesetze gegen die Katholiken, die in der Praxis zur sittlichen Verwilderung und zu tausendfachem Abfall von der Kirche geführt haben und führen, fallen und zwar so bald als möglich. Es ist Pflicht der berufenen Vertreter der Katholiken Deutschlands diese Sache mit der größten Energie und Ausdauer zu betreiben und den Ruf nicht verklingen zu lassen: Fort mit der Barbarei in dem dunkelsten deutschen Lande!

Wenn nur eine einzige protestantische oder jüdische Gemeinde in einem katholischen Landesteile so behandelt würde wie die katholischen Gemeinden in Coswig, Meißen, Reitzenhain usw., so würde ein Sturm der Entrüstung durch die ganze liberale Presse brausen. Jetzt, wo es sich um freiheitswidrige Mißhandlung katholischer Gemeinden in einem protestantischen Landesteile handelt, regt sich kein Lüftchen. Umso mehr ist es Pflicht der gesamten katholischen Presse immer uud immer wieder laut ihre Stimme zu erheben, daß diesen himmelschreienden Zuständen endlich ein Ende bereitet werde. Das schulden wir der katholischen Kirche und unseren katholischen Mitbrüdern in Sachsen.

* * *

Nachschrift.

1. Der Kultusminister Dr. Beck fährt fort, sein „Wohlwollen" gegen seine katholischen Landsleute zu „betätigen". Wie die „Sächsische Volkszeitung" am 20. Juni 1918 berichtet, hat er nenerdings entschieden, daß in Reitzenhain die Notwendigkeit für katholischen Gottesdienst nicht bestehe; daß in Meißen drei barmherzige Schwestern für Kinderhort und Krankenpflege nicht angestellt werden dürfen; daß in Gröditz für zugezogene Eisenwerksarbeiter (Munitionsarbeiter?) ein katholischer Gottesdienst nicht eingerichtet werden darf, weil es nur 134 sind. „So sieht für die Katholiken Sachsens — bemerkt dazu die „Sächsische Volkszeitung" — die Frucht des Weltkrieges, die schmerzlich ersehnte Neuorientierung aus".

2. Auch der Evangelische Bund kann nicht von seiner Art lassen. Der Landesverein Sachsen hat auf seiner General-Versammlung in Meißen (16. und 17. Juni 1918) den Beschluß gefaßt, alle Angriffe gegen die bestehenden Verbote katholischen Gottesdienstes entschieden abzuwehren. Die Mitglieder des Evangelischen Bundes können sich nicht genug ihrer Liebe zum Deutschen Reiche rühmen und trotzdem fahren sie fort, ihre katholischen deutschen Mitbürger in ihren heiligsten Empfindungen zu knechten — zur großen Freude aller Feinde des Deutschen Reiches, dieses Landes „rückständiger, intoleranter Barbaren"!

VI.

Kürzere Besprechungen.

1. **Der neue Kurs.** Erinnerungen von Otto Hammann. Berlin, Reimar Hobbing 1918. 160 S., geb. 4 M.

Der Verfasser dieser politischen Erinnerungen, Geheimrat Otto Hammann, war lange Jahre der Leiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes. Vor mehr als Jahresfrist schied er aus dem Amte. Seine Erinnerungen bringen keine indiskretionären Enthüllungen und Persönliches nur wenig; sie sind vorwiegend politischer Natur, soweit die Wahrung des Amtsgeheimnisses die Mitteilung gestattet. Hamman war der vertraute Berater der vier Reichskanzler nach Bismarck. Er kann aus der Fülle seiner Erlebnisse schöpfen. Das Buch ist in einem gelungenen Stil geschrieben; man merkt des Verfassers Absicht deutlich, viel sachlichen Inhalt zu bieten und dabei große Vorsicht walten zu lassen.

Die Schrift behandelt fast ausschließlich den „neuen Kurs", das Jahrzehnt der beiden Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe. Die Darstellung knüpft an den Riß an, der zwischen Bismarck und Kaiser Wilhelm entstanden war, oder wie Bismarck sich ausdrückte: „Der Kaiser will zugleich Kaiser und Kanzler sein". Für Hammann war „die Reibung zweier willensstarker Naturen von verschiedenem Alter und Temperament die entscheidende Ursache der Krisis". Von den Beziehungen zwischen Bismarck und Moltke sagt Hammann, „daß die beiden alten Paladine immer auf gutem Fuße miteinander waren, ohne daß sie eine warme persönliche Freundschaft fürs Leben verbunden hätte". Das war eben bei dem kühlen, von allem Subjektiven befreiten Zug im Wesen Moltkes möglich.

Für das Charakterbild Caprivis ist die Schrift von hoher Bedeutung; für die ganze Ära Caprivi bringt sie der künftigen Geschichtsschreibung wertvolles Material. Hammann übersieht nicht die Fehler der Diplomatie Caprivis, aus seinen Dar-



stellungen geht aber andererseits auch hervor, daß seine Kanzlerschaft doch fruchtbarer gewesen ist als dies eine tendenziöse, durch Bismarck und die Bismarckfronde faszinierte Geschichtsschreibung gelten lassen will.

Als ein Hauptgrund für den Ärger Bismarcks über seine Entlassung galt stets seine Annahme, daß unser Verhältnis zu Rußland und zum Zaren durch ihn am besten und sichersten verbürgt war. Und doch sagte der Zar in Narwa (1890) zu Caprivi: „Ihrer Aufrichtigkeit vertraue ich, Ihrem Vorgänger habe ich niemals ehrlich vertrauen können.“ Unter Bismarck hatte das System „Freie Bahn dem Tüchtigen“ keine Geltung.

Bismarck hatte am 24. Oktober 1893 einen Erlaß herausgegeben, durch welchen allen Chefs der Reichsbehörden, auch der unpolitischen Fächer, vorgeschrieben war bei der Einberufung von Hilfsarbeitern, die später in die Stellen von vortragenden Räten einrücken sollten, zuvor eine Darlegung über ihre politische und wirtschaftspolitische Haltung einzureichen. Caprivi rechtfertigt die Aufhebung dieses Erlasses mit den Worten: „Ich muß die Chefingenieure (auf Grund seiner Erfahrungen als Chef der Admiralität) nehmen, wo ich sie finde, auch wenn es Sozialdemokraten sind, in den technischen Fächern nützt die politische Gesinnung nichts.“

Von nicht geringem Interesse für den jetzigen Augenblick ist eine in Vergessenheit geratene Stelle aus einer Rede Caprivis vom 10. Dezember 1891, in welcher er den Standpunkt der landwirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit Deutschlands vertrat: „Das Dasein des Staates wird aufs Spiel gestellt, wenn er nicht imstande ist, von seinen eigenen Bezugsquellen zu leben“. Man hat gesagt: „Selbst wenn wir einen Krieg hätten zugleich gegen Frankreich und Rußland, es bleibt uns ja doch der Weg über die See offen; da sind neutrale Staaten, die werden das Korn bei uns einführen. Ich möchte das Wohl des Staates auf so unsichere Faktoren nicht stellen. . . . Was dermaleinst, wenn ein Weltbrand kommt, die zur See mächtigen Staaten für Konterbande, für eine effektive Blockade erklären werden, das wollen wir einmal abwarten, und ich halte es für richtiger,



daß Deutschland sich auf seine Landwirtschaft stützt, sie erhält, selbst wenn es nur mit Opfern geschehen kann, als daß es sich auf einen so unsicheren Kalkül über die Unterstützung durch Dritte im Kriegsfalle verläßt . . . . Mir ist es eine ganz unerschütterliche Überzeugung, daß in einem künftigen Kriege die Ernährung der Armeen und des Landes eine geradezu entscheidende Rolle spielen kann." Diese prophetischen Worte Caprivis haben ihre Erfüllung im jetzigen Weltkriege erfahren und werden ihre Geltung auch in Zukunft beibehalten.

Bekanntlich schätzte Bismarck den Besitz von Sansibar höher als den „Hosenknopf" Helgoland. — Die Entwicklung hat dem Kaiser und der darob vielangefeindeten Politik Caprivis Recht gegeben. Dagegen ist Caprivi, wie Hammann schreibt, „von allen guten Geistern verlassen gewesen", als er seinen Namen unter die Depesche an den Prinzen Reuß, den Botschafter in Wien setzte, welche ihm die Teilnahme an der Hochzeit im Hause Bismarck verbot. Über die Stellung Caprivis als Reichskanzler urteilt Hammann, daß er sich stets bewußt gewesen sei: „Ich kann ja immer nur im Schatten des großen Mannes stehen".

Caprivi war mit Leib und Seele Soldat. „Die Nachfolge des Fürsten Bismarck übernahm er trotz der klaren Erkenntnis, daß er es als Staatsmann niemals seinem großen Vorgänger gleichtun werde, einfach weil es so befohlen war."

Ein Kapitel bringt in die Geschichte des Bismarck'schen Rückversicherungvertrages mit Rußland und in die Folgen des Caprivi'schen Verzichts näheren Einblick. Die bisherige außerordentliche Wertschätzung desselben muß nach den Darstellungen Hammanns fallen gelassen werden. Sehr am Herzen lag dem Kanzler-General der Kampf um die Militärreform. Caprivi erzwang durch die Auflösung des Reichstages im Sommer 1893 die Heeresreform mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit und die entsprechende Vermehrung der Zahl der Rekruten.

Sodann widmet Hammann dem Herrn Fritz von Holstein, dem geistigen Leiter der deutschen auswärtigen Politik seit dem Sturze Bismarcks, ein ganzes Kapitel, welchem sich ein solches über „offiziöse Preßwirtschaft" anschließt. Hier war manches



nicht in Ordnung; hatte doch Caprivi bei seinem Amtsantritte allen Ernstes geplant, in der inneren Reichspolitik ohne alle Beziehungen zur Presse auskommen zu können. Hammann frischt Erinnerungen der verschiedenen unsaubern und gefährlichen Presse-umtriebe auf. Das Kapitel „Caprivis Ausgang" bringt manche sympathische Züge aus dem Leben und dem Charakter des zweiten Reichskanzlers. Sein Lebtag hat er ein einfaches Leben geführt und war stolz darauf. Als einmal behauptet wurde, er habe bei einem Bankbruch 400 000 Mark eingebüßt, schrieb er an Hammann einen Zettel, auf dem es am Schlusse hieß, daß er, seit er Hauptmann war, von seinem Gehalte gelebt, alle seine Pferde von seinem Gehalt bezahlt habe und daß er stolz darauf gewesen sei als armer Offizier sich anständig durchzuschlagen.

Vom Interesse ist sodann noch der Standpunkt Caprivis in der Arbeiter- und Sozialistenfrage. Ein charakteristisches Wort von ihm lautet: „Die Regierung kann niederhalten, niederschlagen; damit ist die Sache aber nicht gemacht, die Schäden, vor denen wir stehen, müssen von innen heraus geheilt werden." Hammann entrollt ein Bild von dem inneren politischen Leben im Deutschen Reiche, namentlich von der sozialdemokratischen Bewegung. Von den heillosen inneren Kämpfen sagt er: „Die Gegensätze unter den Menschen menschlich überwinden, — das war es, was jener Zeit ganz fehlte." Er weist darauf hin, welchen Umschwung der Krieg in dieser Beziehung brachte und webt aus seinen Erinnerungen und dem gegenwärtigen Erleben hoffnungsfrohe Gedanken für die Zukunft. Vielleicht dürfen wir von dem Verfasser auch noch Erinnerungen aus der Zeit der Kanzler Hohenlohe, Bülow und Bethmann-Hollweg erwarten.

R.

2. Foersters Stellung zum Christentum in katholischer Beleuchtung.

Es ist kürzlich an der Hand von Pastor Büchsels Schrift: „Dr. W. Foersters Erziehungsgedanken im Lichte lutherischer Heilsverkündigung" (Hamburg 1917, Agentur des Rauhen Hauses) „Foersters Pädagogik und ihre Stellung zum Christentum" (Bd. 161 S. 548—59 dieser Blätter) näher dargelegt



worden.[1]) Das Resultat war, daß Foerster nicht als orthodox im Sinne des Christentums gelten könne, seine christliche Terminologie sei irreführend, er dürfe in christlichen Dingen nicht als Führer betrachtet werden. Büchsel irrte jedoch darin, daß er den philosophischen Standort Foersters im deutschen Idealismus suchte. Nun wird Foersters Stellung zum Christentum in neue Beleuchtung gerückt, diesmal von katholischer Seite. Der frühere Apologetikprofessor der Würzburger Universität und heutige Domdekan Dr. Kiefl in Regensburg weist Foerster den richtigen Platz in der modernen Gedankenbewegung an, indem er Foersters Pädagogik und seine Stellung zur Religion aus den Einflüssen des anglo-amerikanischen Pragmatismus zu verstehen sucht.

Kiefl hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Daraus erklärt es sich, daß Foersters Pädagogik die Probe des Weltkrieges nicht bestand. Foerster ist kein deutsch-vaterländisch denkender Erzieher. Kiefl sagt richtig, „Foerster habe die Heimatliebe des deutschen Gemütes in so schwerer Zeit nicht einmal in ihren gewaltigen Lebensäußerungen zu verstehen, geschweige denn zu fördern verstanden." Scheler in seiner Schrift: „Die Ursachen des Deutschenhasses" (Leipzig 1917, S. 102, 182) glaubt sogar, daß Foerster von dem Ententehaß gegen Deutschland geradezu angesteckt sei. Ich habe vor dieser Pädagogik nach englisch-amerikanischem Muster wiederholt gewarnt in meinen Abhand-

---

1) Diese Ausführungen haben keine allgemeine Zustimmung gefunden (vgl. z. B. Petrusblätter Nr. 30, Pastor bonus Heft 9, beide Aufsätze vom gleichen Verfasser); es sei an dieser Stelle hingewiesen auf die Artikel in Bd. 145 S. 799 ff. und 148 S. 290 ff. und 527 ff. dieser Blätter; die dortigen Auseinandersetzungen sind lange vor Ausbruch des Krieges erfolgt, also noch frei von dem ungesunden Chauvinismus und der Nervenüberspannung, die nur zu oft im Austrag verschiedener Ansichten beide Parteien über das Ziel hinauszuschießen verleitet. Das ist sicher auch bei Foerster und seinen Freunden und Gegnern von heute vielfach der Fall und kann das doch von beiden Seiten erstrebte gleiche Endziel nicht fördern. Die Schriftleitung.

lungen in der Christlichen Schule[1]) und in der „Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft"[2]) und auf den undeutschen Charakter der Foersterschen Pädagogik hingewiesen, die durch unfruchtbares Moralisieren und Utopien von Selbstregierung und Schülergerichten die gute deutsche Disziplin zerstört. So fremd Foerster deutschem Wesen, deutschem Denken und Fühlen gegenübersteht, ebenso verständnislos verhält er sich zum Christentum. Das zeigt Kiefl in der gründlichsten Weise in der Schrift: „F. W. Foersters Stellung zum Christentum" (Donauwörth, Druck und Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer, 8^0, 38 S.). Foerster handle stets nur von der psychologischen Wirkung der Religion und werfe niemals die Frage der Wahrheit einer religiösen Vorstellung auf; von einer persönlichen Anerkennung der großen christlichen Heilstatsachen sei bei Foerster keine Rede. Kiefl weist in immanenter Kritik schlagend auf die großen Widersprüche Foersters hin, die diesen als einen unklaren Kopf erscheinen lassen, und kommt zum Resultat: „der Foersterkult, wie er in katholischen Kreisen sich ausgewachsen habe, sei eine latente Gefahr für unser einheitliches deutsches und christliches Schulideal". Er bemerkt sehr richtig: „Wir Katholiken haben kein Interesse daran, unsere deutschen christlichen Schulen nach Foersters Bildungsideal in Kathedralen der Demokratie umzubauen und diesem demokratischen Ideal sogar den Religionsunterricht zu opfern, um die Abschaffung des Zarismus in die obersten Zielsatzungen unserer Schulpädagogik aufzunehmen." Man kann diesen Sätzen Kiefls nur zustimmen. Im Interesse unseres deutsch-vaterländischen Schulwesens ist der Kiefl'schen Schrift weiteste Verbreitung zu wünschen.

Würzburg. Prof. Stölzle.

1) „Neudeutschland und die vaterländische Erziehung der Zukunft" (1915 S. 329—57); separat bei Schöningh, Paderborn 1915 S. 4. „Die deutsche Schule und ihre Reformen nach dem Weltkrieg" (Christliche Schule 1917, S. 430—31, 435—36).

2) „Professor Foerster als Gegner der Einheitsschule" (1917, Seite 177—97).





VII.

Das mittlere landwirtschaftliche Gut und dessen Bedrohung.

Eine ethisch-wirtschaftliche Studie.

(Schluß.)

4. Das geschlossene und glücklich arrondierte, in der Familie fortzuerbende Gut führt uns von selbst auf das vielangefochtene *Erstgeburtrecht*. Wir zitieren zu diesem Probleme, ohne selbst dazu Stellung zu nehmen, die Worte von Heinrich *Pesch* S. J.[1]):

„Bei manchen Völkern, z. B. den Israeliten, den Deutschen im Mittelalter, bestand der gesetzliche Brauch, dem *Erstgebornen* gewisse Privilegien hinsichtlich der *Erbfolge* zu *gewähren*. Die französische Revolution räumte prinzipiell mit dem Rechte der Erstgeburt auf.

Voraussetzung für die Berechtigung einer solchen Einrichtung *bleibt jedenfalls*, daß in gebührender, der Billigkeit entsprechender Weise für Erziehung und Unterhalt der übrigen Kinder genügende Fürsorge getroffen sei.

Ist diese Bedingung erfüllt, so sprechen in der Tat gewichtige Gründe für das Recht der Primogenitur.

Bei *gleicher* Teilung nämlich wird unmöglich der Familie jene wirtschaftliche Stellung gewahrt bleiben können, welche für ihre bürgerliche und politische Stellung die unentbehrliche Grundlage bleibt. Alle Vorteile, die aus einer gewissen Stabilität der *leitenden* Kreise für das Gemeinwesen erwachsen, würden also in Wegfall kommen.

---

1) Stimmen aus Maria-Laach, Bd. 49, S. 25 ff.

Aber nicht bloß für die leitenden Kreise, auch für das gewöhnliche Bauerngut empfiehlt sich in gewissem Umfange die Primogenitur oder das Anerberecht, wie es das im April 1894 dem Deutschen Reichstage vorgelegte „Heimstättengesetz“ im Interesse der Landwirtschaft forderte. Die Heimstätte ist unteilbar und durch Erbgang im Falle des Vorhandenseins mehrer Erben nur auf einen derselben, den Anerben, übertragbar . . . . . Die Forderung nach Errichtung von Heimstätten beruht auf dem durchaus richtigen Prinzip, daß Eigentum an Grund und Boden vornehmlich in der Rücksicht auf die Familie seine naturrechtliche Begründung besitzt.

Die Erfahrungen, welche Frankreich mit der gleichen Teilung gemacht hat, lehren sodann, daß dieses System die Gefahr der Volksverminderung im Gefolge hat. Die Eltern fürchten eine zahlreiche Nachkommenschaft, auf welche sich ihr Vermögen nur in geringen Portionen verteilen würde.

Mag ferner auch die Lage des einzelnen nachgebornen Kindes für den Augenblick als eine bessere erscheinen, wenn es seinen Kopfteil an dem elterlichen Nachlasse erhält, der Vorteil ist auf die Dauer geringer als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben möchte. Zunächst für die Nachkommenschaft in ihrer Gesamtheit. Nach drei oder vier Generationen werden die meisten Familienglieder der Dürftigkeit anheimgefallen sein. Auch das einzelne nachgeborne Kind verliert jenen mächtigen Rückhalt an der Familie in Zeiten der Not und in den mannigfachen Wechselfällen des Lebens. Werden speziell die Töchter, wo das System der Primogenitur herrscht, von der Erbschaft ausgeschlossen, so finden sie zum Teil einen Ersatz in dem Vermögen ihres Gatten, das eben durch jenes System eine Steigerung erfährt. Überdies hindert diese Erbfolge ein Vorherrschen des finanziellen Elementes beim Abschluß der Ehe. Die Gattin wird ihrer persönlichen Eigenschaften wegen gesucht, geschätzt, geliebt. Die Ehe bewahrt ihren hohen sittlichen Charakter, während sie heute vielfach zum Handelsgeschäft degradiert ist.“

Das Anerbenrecht, Erstgeburtrecht oder das Majorat



ist nicht zu verwechseln mit der Feudalität. „Auch das Bauerngut kann, wie das Rittergut", schreibt v. Koch-Sternfeld,[1]) „Majorat sein. England hat in allen Katastrophen seines Staatshaushaltes von außen und innen stets in den Majoraten seiner Geschlechter seine Rettung gefunden." Auch bei den den heutigen Bauernstand heimsuchenden Katastrophen wird das Majorat oder das Erstgeburtrecht ein Rettungsinstitut, wenn auch nicht immer für den Einzelnen, so doch für die Gesamtheit darstellen.

5. Das geschlossene bäuerliche Erbgut muß schuldenfrei sein oder, wenn es verschuldet, dessen Schuldenfreiheit angestrebt werden. Die Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes, die schon wiederholt durch Gesetzentwürfe in Angriff genommen wurde, sollte endlich mit aller Energie und Ausdauer durchgeführt werden. Der verschuldete Besitz ist eine drückende Last für den der Knechtschaft des Kapitalismus überlieferten Besitzer und er erweist sich als ein Verhängnis für den Erben und dessen Geschwister. Der unverschuldete Hof bietet die Möglichkeit dem erbenden Sohne eine sorgenfreie Zukunft und den übrigen Söhnen oder Töchtern eine angemessene Mitgift zu testamentieren, der tief verschuldete muß entweder mit einer Abfindungssumme übernommen werden, die seinen Wert übersteigt, oder es müssen — ein heute allerdings selten vorkommender Fall — die Miterbberechtigten mit einer bedeutungslosen Summe vom Elternhaus scheiden.

Die Entschuldung ist, neben anderen zu ergreifenden Maßregeln, eine Grundbedingung für die volle Gesundung der bäuerlichen Besitzungen.

„Zur Wiederherstellung der Lebensfähigkeit des Bauernstandes", schrieb s. Z. in einer bedeutungsvollen Studie Freiherr K. v. Vogelsang[2]) „wäre notwendig:

1) A. a. O. Bd. II, S. 413.

2) Die sozialpolitische Bedeutung der hypothekarischen Grundbelastung. Wien 1881. S. 46.



1. Gesetzliche Wiederanerkennung des Objektes „Bauerngut" und dessen Sicherung gegen Zerfall durch Zerteilung oder Abtrennung von Bestandteilen.

2 Einrichtungen, denen zu Folge in Erbfällen das Gut von einem Erben in einem wirtschaftlich haltbaren und gedeihlichen Zustande übernommen werden kann.

3. Verbot der ferneren Belastung der Bauerngüter mit Hypothekarschulden, welche nicht aus ihrem wirtschaftlichen Bedürfnisse entspringen und mit ihrem wirtschaftlichen Bestande unverträglich sind.

4. Verbot der Abstiftung resp. Beschränkung des exekutiven Verkaufes.

5. Ablösung der bereits haftenden Schulden.

III.

Den Gegensatz des geschlossenen, mittelgroßen Bauerngutes, bildet einerseits der Großgrundbesitz und das Latifundienwesen, anderseits der Zwergbesitz und das Kleingütlertum. Beide, Latifundien und Zwergbesitz, sind, wo sie im großen Umfange auftreten, ungesunde Extreme, elementare Hemmungen einer idealen, mittelständischen Agrarwirtschaft und Agrarpolitik.

1. Die Latifundien und der Großgrundbesitz, bei denen die ersteren mit dem teilweise berechtigten letzteren nicht zu verwechseln sind, erscheinen bereits in den ersten Jahrhunderten der geschichtlichen Zeit. Wir sehen die Latifundienbildung bei den von der Sozialgesetzgebung Moses abweichenden israelitischen Stämmen, deren Folge die Enteignung und Verarmung des Volkes war; wir schauen sie in Griechenland, wo es Sparta ähnlich erging. Dort waren die ursprünglich 9000 Ritter- und 30 000 Bauerngüter in 100 Latifundien aufgegangen und von den auf 700 zusammengeschmolzenen Edlen sechs Siebentel bloß vornehme Proletarier geworden. Wir beobachten dieselbe Entwicklung im klassischen Lande der Latifundienentwicklung, in Rom, das zur fast völligen Ausrottung des Bauernstandes gelangte



und dessen unglücklicher Erbe in dieser Beziehung Italien geworden ist. Auch andere Länder, die einst unter römischer Herrschaft standen, leiden heute noch unter der Latifundienwirtschaft oder ihrer Nachwirkung. So können die klimatisch besten Provinzen Spaniens, Valencia und Andalusien,[1]) infolge der Konzentration des Grundes und Bodens in den Händen weniger, ihre Bevölkerung nicht ernähren. Am ausgedehntesten ist das Latifundienwesen heute in Amerika und in England. Englands ökonomische Herrscher haben seit Adam Smith 160000 freie Grundeigentümer verschwinden lassen.

Die Folgen der Latifundienbildung und der Vergrößerung des Großgrundbesitzes sind überall die gleich verderblichen. Die Ertragsfähigkeit dieser extensiv bewirtschafteten Riesenbesitzungen ist geringer als die des intensiv bearbeiteten Mittel- und Kleinbesitzes; die Gesamtbevölkerung wird geschädigt, indem Tausende vom Grundbesitz ausgeschlossen werden; es entstehen mit dem mit den Latifundien gegebenen ländlichen Proletariat scharfe Klassengegensätze, der vom Bauerntum lebende gewerbliche Mittelstand verschwindet mit jenem, eine unerträgliche wirtschaftliche Despotie gelangt zur Herrschaft.

2. Das Latifundienwesen, das eine Extrem der landwirtschaftlichen Besitzgröße, erfährt von keinem ernst zu nehmenden Nationalökonomen oder Volkswirte eine Verteidigung; merkwürdigerweise aber erfahren wir hundertmal eine Fürsprache für das andere Extrem: den Klein- oder Zwergbesitz.

Der Zwergbesitz, unter dem wir auf Wiesen- und Getreidebau angewiesene Güter von etwa 1 bis 7 Hektar Ausdehnung verstehen, war in den geschichtlichen Anfängen unbekannt. Denn wie das Ganze älter ist als der Teil, so war auch das große Gut vor dem kleinen vorhanden. In einzelnen deutschen Landesteilen begann die Zerstückelung der

1) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 121, S. 907 ff.



Güter und damit der Kleinbesitz schon früh, in den anderen erst in den uns nahe liegenden, ökonomisch liberalen Jahrhunderten. Am meisten übte der fränkische Stamm die Teilung des ererbten Grund und Bodens. Daß man das Verderbliche dieser fortgesetzten Teilungen und Verkleinerungen schon frühzeitig erkannte, beweisen die Kapitularien der karolingischen Könige gegen das Zerstückeln der Güter.[1])

Der Zwergbesitz ist in seiner vergrößerten Zahl und verkleinerten Kleinheit, in seiner Vermehrung vorab im westlichen europäischen Kontinente ein Ergebnis der französischen Revolution. Die atomistische und individualistische Auffassung der revolutionären Doktrinäre erstrekte sich auch auf die heimatliche Erde; das Unbewegliche wurde in den ewigen Strom menschlicher Bewegung hineingezogen, wie eine Banknote mobilisiert und wie ein Kuchen zerschnitten. Die Folgen der von dem Jakobinertume beschlossenen gleichen Erbteilung, welche durch den Code civil Napoléon dauernde Gesetzeskraft erhielt, sehen wir im modernen Frankreich in einer Größe wie in kaum einem anderen Lande. „Dort geht die Teilbarkeit und die Veräußerlichkeit des Bodens so weit, daß 51 Millionen Hektare in 150 Millionen Grundstücke zerteilt sind, und daß es Grundstücke gibt, auf denen nur zwanzig, zehn, ja sechs Weinstöcke Platz haben." [2])

Die fortgesetzte Teilung und der entsprechende Miniaturbesitz an Grund und Boden muß zum Ruin eines ackerbautreibenden Volkes führen.

„Lassen wir uns", mahnt Frhr. K. v. Vogelsang[3]), „wenn wir nicht durch die konservativen Institutionen unserer Vorfahren belehrt werden wollen, durch die Gegner belehren. Als das praktische England teils aus Religionshaß, teils aus merkantiler Eifersucht das unglückliche Irland mit raffinierter

---

1) Vergl. v. Koch-Sternfeld a. a. O. Bd. I, S.344.

2) Albert Maria Weiß O. Pr., Soziale Frage und soziale Ordnung. 3. Aufl. Freiburg i. Br. 1896, S. 569.

3) Soziale Lehren. S. 405 f.

Grausamkeit zu verderben bestrebt war, da schrieb es den katholischen Grundbesitzern eben jenes (die Teilung unter den Söhnen anordnende) Erbrecht vor, welches jetzt auch bei uns den Grundbesitz zur maßlosen Verschuldung treibt, die Nachfrage nach Kapital ins unendliche vermehrt, infolgedessen den Wucher herbeizieht und den alten Bauernstand, die Kraft des Landes, wirtschaftlich und moralisch entnervt, depossediert, proletarisiert, und endlich aus einem konservativen Elemente in ein katilinarisches verwandeln muß."

In der Verteidigung der Freiteilbarkeit des Bodens und seiner Folge, des Zwergbesitzes, wie er auch in einzelnen deutschen Landesteilen besteht, wird die Berechtigung dieses Besitzes vielfach mit historischen Gründen verfochten. Mit den gleichen Gründen kann man auch für das Latifundienwesen eine Lanze einlegen. Es gibt wie ein historisches Recht so auch ein historisches Unrecht; und es gibt in Staaten und bei Völkern ebenso verfehlte Gesetze und ungünstig wirkende Zustände und Einrichtungen, die sich durch Jahrhunderte, wie eine in einer Familie heimische Krankheit, fortgeerbt haben. Die Aufgabe einer konservativen Politik kann es nicht sein alles, auch das schädlich Wirkende und selbst das dem konservativen Prinzipe Entgegengesetzte, zu konservieren, sondern das zu erhalten und zu schützen, was des Erhaltens und des Schutzes wert ist. Und wenn uns vor einem Lebensalter erwidert wurde, daß „geschlossener Grundbesitz oder freie Teilbarkeit" mit konservativen und mit christlichen Grundsätzen nichts zu tun habe,[1]) so ist dies bezüglich der letzteren Grundsätze richtig, bezüglich der ersteren aber grundfalsch. Grundzerstückelung, Behandlung des festen Bodens gleich der beweglichen Habe muß auf den konservativen Geist des ländlichen Volkes notwendig einen ungünstigen Einfluß ausüben. Nicht mit Unrecht schreibt man, wie A. M. Weiß O. Pr.[2]) im Anschlusse an Roscher sagt,

1) Vgl. Augsb. Postzeitung, Jahrg. 1886, Nr. 252.
2) A. a. O. S. 346.



der übermäßigen Zerstückelung des Bodens in Frankreich „den Verfall des konservativen und religiös-sittlichen Lebens im niederen Volke zu.“

3. Grund und Boden ist, wie fünfzig Jahre vorher in Frankreich, so auch in Deutschland, insbesondere mit der im Jahre 1848 einsetzenden liberalen Gesetzgebungsarbeit, eine Ware geworden. Er verlor völlig den ihm noch immer anhaftenden Charakter eines Gemein- oder Familienbesitzes, er wurde privatisiert und damit der Willkür des Einzelnen überliefert. „Die hirnlose Masse jener liberalen und absolutistischen Politiker, die damals das große Wort führten, hatten gar keine Ahnung davon, daß sie das eigentliche Nationalvermögen in Fetzen zerrissen, es teilten und jedem Beliebigen zum gefälligen Mißbrauch an den Kopf warfen. Und was konservativ dachte, das fühlte sich durch die Sturmflut der liberalen Ideen überwältigt und verlor allen Glauben an sich selbst und an die unerschütterliche Wahrheit der richtigen Ideen.“ 1)

Die Güterzersplitterung und der Güterhandel stehen heute in höherer Blüte als beim Beginne der deutsch-liberalen Ära. Der Einfluß der Händler- und Spekulantenkreise ist in fortgesetztem Wachsen begriffen. Als ein bayerisches Gesetz vom Jahre 1910 die gewerbsmäßige Güterzertrümmerung etwas eindämmen wollte, da erhob sich in jenen Kreisen und der ihnen dienstbaren kapitalistischen Großpresse ein Sturm der Entrüstung dagegen. Die Tätigkeit der von den liberal-wirtschaftlichen Traditionen nicht freien Regierungen gegen diese Mißhandlung der vaterländischen Erde besteht meist in „Erhebungen“. Auf eine durchgreifende praktische Tat wartet der von liberal-ökonomischen Theorien und vom Händlergeiste noch wenig erfüllte Teil des Volkes vergebens. Ein Inserat, wie etwa folgendes, wäre zu unserer Väter Zeiten undenkbar gewesen:

1) Frhr. K. v. Vogelsang, Gesammelte Aufsätze. Augsburg 1886. S. 652.

„Ich empfehle mich für den raschen, verschwiegenen und günstigen Verkauf von Anwesen: Landgüter jeder Größe, Villen, Wohnhäuser, Gasthöfe, Sägen, Mühlen, Fabriken und Geschäfte aller Art. Viele schnelle Erfolge nachweisbar. Immobilienbureau X. Y."

Die ganze Empörung des inneren, pietätvoll und vaterländisch gesinnten Menschen muß einen erfassen, wenn man in einem Kreise, oder Gelage, von Güterhändlern die ältesten Bauerngüter, das die ganze Vergangenheit umfassende Werk der Väter, wie eine ordinäre Schacherware behandeln hört und gleichsam wie beschmutztes Geld durch die von Wucherpraktiken befleckten Finger gleiten sieht. Und diese Empörung muß sich steigern, wenn selbst Genossenschaften und Darlehenskassen, die das Wort „christlich" in ihren Namen gefügt haben oder sich eigentümlicherweise „konservativ" dünken, die Güterzertrümmerung durch eine Reihe angestellter Güterhändler fördern und sie, wenn auch in eingeschränktem Maße, verteidigen helfen.

Die Güterschlächterei blüht seit den Kriegsjahren wie nie zuvor. Eine Reihe von Händlern durchzieht Süddeutschland und speziell Bayern, die bekanntesten und angesehensten Bauernhöfe verschwinden als solche. Es war geradezu niederdrückend, wenn man sehen und hören mußte, daß fast nur sozialdemokratische Redner gegen die Riesengefahr des Güterhandels und der Güterzertrümmerung einen energischen Vorstoß wagten. „Der beste Schutz der Landwirtschaft ist", äußerte u. a. der Abgeordnete Auer am 30. Januar 1918 in der bayerischen Abgeordnetenkammer, „die Bodenspekulation zu verhindern."

Man will durch Güteraufkauf und Güterzertrümmerung angeblich Heimstätten für die heimkehrenden kranken und invaliden Krieger schaffen. Diese Bereitstellung von kleinen und kleinsten Gütern für die noch arbeitsfähigen Invaliden könnte akzeptiert werden, wenn diese Maßnahme als eine vorübergehende gedacht wäre oder gedacht werden könnte. So aber bewirkt man mit diesem neuen Zwergbesitz eine



weitere Reduzierung des bäuerlichen Mittelstandes, schafft, wenigstens in indirekter Folge, ein neues ländliches Proletariat und zugleich eine Erhöhung der Schuldenlast des ländlichen Besitzes. Denn der relativ verschuldetste Besitz ist der Kleinbesitz.

Gegenüber der jeden gesunden Konservatismus verneinenden, rücksichtslosen Behandlung des heimatlichen Bodens gilt es, die alten und unvergänglichen Prinzipien des mittelständischen Agrarwesens unbeirrt festzuhalten; festzuhalten vor allem an der elementaren Wahrheit, daß der uns nährende Grund und Boden das Bleibende, die Menschen das Wechselnde sind. Und nach dem ewig Gleichen und Bleibenden, nicht nach dem fortgesetzt Veränderlichen müssen in erster Linie die Einrichtungen der Völker und der Wirtschaft gestaltet werden. Aus vorgeschobenen Gründen der „Gerechtigkeit" den Boden bei jedem Abgang des Besitzers in gleiche Erbteile zu zerschneiden, aus angeblichem Mitleid für die heimkehrenden Krieger ihn in Parzellen zu zerschlagen, dieser flache arithmetische Gedanke hat nur für den Augenblick, nur für die für den Tag geltenden und dann ad absurdum geführte Theorie seine Berechtigung.

Die Erde ist heilig. Der arrondierte bäuerliche Hof ist in tausend Fällen alt und ehrwürdig gleich einem historischen Edelsitze. Ein lebenskräftiges, mittelständisches Bauerntum ist die festeste soziale Grundlage des Staates und Volkes. Die Erde vor kapitalistischer Mißhandlung zu bewahren, den Hof zu verteidigen, das seinen Namen verdienende Bauerntum zu schützen ist vaterländische Politik und ist eine vaterländische Tat, die an Größe und Ruhm alle spekulativen wirtschaftlichen Unternehmungen der modernen Menschheit überragt.

H.



VIII.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

XII.

(Schluß.)

Nach diesen Fingerzeigen der Offenbarung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die göttliche Weisheit himmelweit entfernt ist von den leichtfertigen Lehren und Grundsätzen der Gegenwart, welche trotz einer mehr als hundertjährigen gegenteiligen Erfahrurg noch immer glauben will, daß die menschliche Freiheit ohne jede Sicherung gegen den Mißbrauch sich selbst überlassen werden dürfe, so zwar, daß selbst die letzten Reste hemmender Fesseln, wo solche überhaupt noch vorhanden sind, dem Gassenbubengeschrei demagogischer Hetzer zum Opfer fallen müssen. In offenem Gegensatz dazu sind unter Anlehnung an die hl. Schrift alle, die noch vernünftig zu denken wissen, der festen Überzeugung, daß für den Menschen gegen den Mißbrauch seiner Freiheit entsprechende Schranken und Sicherungen unerläßlich notwendig sind. Und solcher Sicherungen bedarf es, weil der gefallene Mensch im Denken nicht minder gefährdet erscheint wie im Wollen, nicht blos gegen die Überstürzungen seines Tatendranges sondern auch gegen die Ausschweifungen seiner zügellosen Gedanken, welche im Sinn der modernen Weltweisheit gleichbedeutend sind mit der Freiheit, durch einen Akt der geistigen Entmannung und Selbstwegwerfung das Zeichen seiner Gottähnlichkeit und Unsterblichkeit mit Füßen zu treten und so mit dem vernünftigen Gottesbewußtsein die Seele seiner Seele zu erdrosseln und durch einen geistigen Selbstmord an der eigenen Persönlichkeit zum Henker zu werden. Kein Wunder, wenn der Weltheiland den Unglauben den größten Verbrechen beizählt, wodurch der Mensch sich selbst das Urteil der ewigen Verwerfung spricht, weßhalb auch das vatikanische Konzil (De revelatione Canon 1.)



alle jene mit dem Anathem belegt hat, welche mit der Absicht, sich jeder Art glaubensloser Gottvergessenheit ungestört hingeben zu können, der menschlichen Vernunft die Fähigkeit bestreiten zu einer sicheren Gotteserkenntnis gelangen zu können. Ehrlich Denkende, welche sich nicht der Meinung hingeben, Gott habe dem Menschen bei der Schöpfung seiner unsterblichen Seele zugleich ein Schwert in die Hand gegeben um sich damit selbst zu ermorden oder er habe ihm mit dem Licht des Verstandes zugleich ein Irrlicht anerschaffen, damit es ihm unmöglich sei jemals den Weg zur Wahrheit zu finden, haben darum nie daran gezweifelt, daß der Unglaube wesentlich Unvernunft und Wahnsinn sei. Darum ist man in den Tagen der christlichen Vergangenheit, so lang man noch der Meinung war, daß von einer Gleichberechtigung der Lüge mit der Wahrheit keine Rede sein könne, auch allgemein der Überzeugung gewesen, daß der Unglaube als ein gemeingefährliches Verbrechen in der menschlichen Gesellschaft nicht geduldet, noch weniger beschützt und protegiert werden dürfe. Ist ja auch durch die geschichtliche Erfahrung aller Jahrhunderte und Jahrtausende unwiderleglich erwiesen, daß für die Wohlfahrt und den Frieden der Völker nichts heilsamer sei als Gottesfurcht und Frömmigkeit und nichts verderblicher als die Glaubenslosigkeit und Irreligiosität.

Und gegen dieses Verderben soll es keiner Sicherungen bedürfen? Dem Geiste der Verneinung soll es völlig freistehen für religionsphilosophische Forschungen, selbst den Buddhismus, besondere Fakultäten zu gründen, während jeder Gedanke an eine katholische Universität weit zurückgewiesen wird?

Können sich die Vorkämpfer der glaubensfeindlichen Wissenschaft, welche seit mehr als hundert Jahren in Europa fast sämmtliche Hochschulen beherrschen und durch ihre antichristliche Weltanschauung im Einverständnis mit der Freimaurerei den Geist der Zeit bestimmen, aus welchem das entsetzliche Weltunglück des jetzigen Krieges folgerichtig sich ergeben hat, sich freisprechen von dem Vorwurf, daß ihre

destruktive Geistesarbeit geradezu verbrecherisch und gemeingefährlich war?

Und wie soll den Übeln der Zeit in Zukunft wirksam begegnet werden, wenn gegen das Hauptübel, gegen die grundsätzliche Korruption der Geister, alle Sicherungen von der Hand gewiesen werden?

Hauptsächlich der destruktiven Geistesarbeit der modernen Wissenschaft ist es zuzuschreiben, daß die moderne Welt mit dem Glauben auch den Verstand verloren hat. Wie aber soll jemals unter Kontrahenten, die den Verstand verloren haben, ein Verständigungsfriede zustande kommen können?

Unübersehbar ist die Größe der Schwierigkeiten und Gefahren der Zukunft, weit größer als damals, als vor hundert Jahren die Weltweisen der Politik und Diplomatie zum Wiener Kongreß zusammentraten. Bei der bevorstehenden Auseinandersetzung wird es sich wieder um die große Aufgabe handeln neues Leben aus den Ruinen zu schaffen; wie aber soll das möglich sein, wenn gänzlich vergessen wird, daß der Geist es ist, der lebendig macht? Wenn man außer den politischen Machtfragen und wirtschaftlichen Geldfragen für alles Höhere, was Gottes ist und was des Geistes ist, soviel wie kein Verständnis hat? Wenn Vernunft und Glaube gänzlich schweigen müssen, während nur die blinde Wut der Leidenschaften spricht?

Bei der Orientierung der Verhandlungen in Wien hat man viel zu wenig nach den ewigen Sternen Ausschau gehalten, man vergaß beinahe gänzlich nach den Kriegszielen der ewigen Weisheit zu fragen und begnügte sich den unausgegorenen Most der neuzeitlichen Weltanschauung in die alten Schläuche zu gießen; Volkssouveränität und parlamentarischer Absolutismus galt noch immer als der Gipfel der Weisheit. Mit einem Hoch auf die Menschenrechte glaubte man alle Pflichten der Neuorientierung erschöpft zu haben. Konnte es für den Frieden und für die Wohlfahrt der Völker eine größere Sicherheit geben als sie einzig und allein ihrer eigenen Einsicht und Selbstbestimmung zu über-

geben? Wie heute glaubte man an all dem festhalten zu müssen, woran Europa damals zu grunde ging. Statt die von der Vorsehung durch den Lauf der Weltereignisse schon damals verworfenen Gedanken der Revolution gründlich aufzugeben, schritt man sozusagen mit absichtlicher Blindheit und mit geschlossenen Augen in die dunkle Zukunft hinein, um mit dem Trugsystem der Menschenrechte nochmal in vermehrter und verbesserter Auflage einen Versuch zu machen. Statt auf jene weisen und menschenfreundlichen Veranstaltungen zu achten, welche der barmherzige Gott im Reiche seiner Offenbarung zur Sicherung der Gottes- und Menschenrechte vorgesehen hat, glaubte man nach den Rezepten der eigenen Weltklugheit andere Sicherungen der Freiheit und Gerechtigkeit gefunden zu haben. Man gab sich der kolossalen Täuschung hin unabhängig von der unantastbaren Konstitution der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit eine Assekuranz von konstitutionellen Garantien eigener Erfindung schaffen zu können und kam so von einer Selbsttäuschung zur anderen in immer tiefere Abgründe der Verirrung und Verwirrung hinein. Es konnte gar nicht anders kommen. Mit der grundsätzlichen Verläugnung der christlichen Weltordnung mußte man immer mehr in das Fahrwasser der seelenlosen Rechtsauffassung der heidnischen Weltreiche hineingeraten und in die vitiose Zirkelbewegung eines Systems, wo im Hin- und Herschwanken zwischen demokratischer und autokratischer Willkür nirgends ein fester Halt zu finden ist: nirgends ein fester Punkt zur Orientierung für die Grundlagen der Wahrheit und Gerechtigkeit, kein innerliches Lebenszentrum der Einheit, alles erzwungen und äußerlich.

So fuhr nach der gänzlich mißglückten Neuorientierung vor 100 Jahren das Narrenschiff der Zeit hinaus in die stürmisch brausende See; alle geistig moralischen Sicherungen, durch welche mit wenig Aufwand die gefährlichen Triebe und Leidenschaften nach christlichem Brauch hätten gezügelt und gemäßigt werden können, warf man über Bord; Hoffart



und Geistesstolz führten nach wie vor das große Wort in den Hallen der Wissenschaft zur Fälschung der christlichen Weltanschauung. Selbstsucht und Habgier beherrschten das Wirtschaftsleben und die Politik, alle verkehrten Triebe der Menschenbrust vereinigten sich als Sturmbläser der öffentlichen Meinung, um die Segel zu schwellen und die tolle Fahrt zu beschleunigen; zur Sicherung glaubte man mit anderen Mitteln sich behelfen zu können als es früher üblich war; der Kapitalismus lieferte schweres Geld in übergroßer Menge und der Militarismus ebenso schweres Rüstzeug und Kanonen; so fuhr man im Vertrauen auf diese Sicherungen, bis zum Versinken tief getaucht, dahin und über allem stand, den Blick trotzig abwendend von der Lichtwelt der Sterne, der Parlamentarismus als Steuermann ohne Kompaß auf der Brücke mit der hochflatternden Flagge der Freiheit, flankiert vom Irrlicht der Wissenschaft und vom Scheinwerfer der Aufklärung — so ging es in lustiger Talfahrt raschesten Laufes vorwärts über Sturzwellen und Stromschnellen dem unvermeidlichen Untergaug entgegen.

Zur Zeit ist die Welt, während sie sich in ihrem grenzenlosen Geistesstolz dem trügerischen Wahn hingab den höchsten Gipfel menschenmöglicher Herrlichkeit erstiegen zu haben, in den bodenlosen Untiefen ihrer gänzlich geistlosen und unpersönlichen Sinnenkultur wie in einem Sumpfgebiet hoffnungslos eingesunken und diese Versunkenheit muß durch das erdrückende Schwergewicht ihrer einzig nur aufs Materielle gerichteten Bestrebungen naturnotwendig immer mehr sich vertiefen. Was soll dagegen helfen? Vielleicht die technische Meisterschaft über die Kräfte der Natur, sofern die Kulturnationen im Wettstreit um den Besitz und die Verwertung der Rohstoffe einander zu übertreffen suchen? Oder die Spekulation auf die Allmacht des Geldes und auf die verschiedenen Möglichkeiten, welche sich nach dem Krieg für den Handel darbieten werden?

Dabei wird leider übersehen, daß die Meisterschaft über



die Natur und die Herrschaft des Geldes einen sehr verschiedenen Kulturwert haben, je nachdem jemand der christlichen oder der heidnisch-antichristlichen Weltanschauung huldigt. Der Mensch kann sein Verhältnis zur Natur so oder anders bestimmen, er kann dabei auf die Gesetze der geistig-ethischen Ordnung Rücksicht nehmen oder auch nicht, er kann aber nicht verhindern, daß eine Verletzung der von Gott dafür festgesetzten Richtlinien ihm nicht zum Verderben sei; darum wird er trotz aller Meisterschaft über die Natur deren Sklave sein, wenn er auf Kosten des Geistes mit ihr Mißbrauch treiben will. Soll seine Herrschaft über die Natur für ihn eine Wohltat sein, dann muß sie nicht bloß eine halbe und scheinbare, sondern eine wahre und vollständige sein. Wie ein Mensch mit einseitiger Verstandesdressur ohne entsprechende Willensbildung ein Unding ist, so kann es wenig nützen, wenn seine Herrschaft über die Natur nur aufs Erkennen sich erstreckt, soferne er imstande ist ihr ihre Geheimnisse abzulauschen, während der Wille als ein Sklave niedriger Begierden in unwürdiger Knechtschaft die Fesseln der Selbstsucht und des Fleisches trägt. Und was ist der menschlichen Gesellschaft damit gedient, wenn die Herrschaftsgewalt über die Naturkräfte sich nicht ordnungsgemäß auf alle verteilt, weil eine plutokratische und gewalttätige Minderheit das Monopol des Geldes und der Maschinen und die Machtmittel der Waffen zum eigenen Vorteil in den Händen hält? Wenn jetzt die glänzende Zivilisation der Neuzeit im letzten Akt ihrer Entwicklung als Schlußtableau ein Riesengrab der persönlichen Freiheit zeigt, so ist es hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß man hinsichtlich der Freiheit des Menschen, was sein Verhältnis zur Natur betrifft, einer ganz falschen Weltanschauung gehuldigt hat. Es ist schlechterdings unmöglich dieses Verhältnis ohne Rücksicht auf Gott richtig zu bestimmen. Wahrhaft frei ist der Mensch nicht, sofern er sich uneingeschränkt den niedrigen Trieben seiner Leiblichkeit hingeben kann, als wäre er nichts weiter als ein Sinnenwesen, sondern durch seine der Sonne der Geister

zugewendete geistig unsterbliche Persönlichkeit, sofern er einer höheren als der bloß natürlichen Lichtwelt angehört. Nur wenn er im Bewußtsein seiner gottähnlichen Natur in aufrechter Haltung als ein unsterbliches Vernunftwesen sich zu behaupten versteht, wenn er der Natur gegenüber dadurch seine Überlegenheit zeigt, daß er sich dem Herrn der ganzen Schöpfung freitätig und pflichtmäßig unterwirft, wird er nicht der Macht der niedrigen Instinkte erliegen, die ihn abwärts ziehen hin zu all dem, was ungeistig und unpersönlich ist; nur in dieser Richtung wird der Kampf um die Kultur keine Täuschung sondern eine Wahrheit sein, weil er unter der Herrschaft und Führung der Vernunft und des Geistes sich vollzieht und sich nicht bloß auf die äußere Sinnenwelt sondern auch auf die seelische Innenwelt erstreckt.

Dieses zu erkennen wäre endlich höchste Zeit. Leider ist unsere Welt von dieser Einsicht auch heute noch himmelweit entfernt. Ernst Häckel hält in seinen „Weltkriegsgedanken“ noch immer fest am kosmologischen Atheismus seiner Welträtsel, von dem ein namhafter Gelehrter behauptet hat, es sei eine ewige Schmach für das deutsche Volk, daß ein solches Buch aus seiner Mitte hervorgehen und so viele Leser finden konnte. Noch viel beschämender muß leider die traurige Tatsache wirken, daß selbst die Erfahrungen des Weltkrieges bis jetzt nicht imstande waren den Leserkreis einer tobsüchtigen Kampfschrift, in welcher eingefleischter Wissensstolz und oberflächliche Gedankenlosigkeit um die Palme ringen, aus den phantastischen Träumereien ihrer verkehrten Weltanschauung in die Wirklichkeit zurückzuversetzen. Weitreichende Volksschichten, welche der beschränkte Interessenstandpunkt der Klasse, der sie angehören, daran hindert sich anders für ihr geistiges Bedürfnis zu orientieren als die Hetzblätter und Versammlungsredner ihrer Parteirichtung es gestatten, merken noch immer nichts davon, wie sehr der Lauf der Weltereignisse mit ihren monistischen Phantasiebildern kontrastiert. Namentlich sind es die Arbeiter und im Bunde mit ihnen ein Großteil der Lehrerschaft, die sich für ihr





Klasseninteresse von den utopistischen Einbildungen des Monismus für die Zukunft auf Kosten der Gesamtheit ihrer Mitbürger große Wunder versprechen; darum lauern sie trotz der bitteren Erfahrungen, welche Frankreich mit seiner laikalen Verweltlichungspolitik gemacht hat, auf jede Gelegenheit nach französischem Muster das Programm des Deutschen Bundes für „weltliche Schule und Laienmoral" in die Tat umzusetzen.

Darin ist eine der größten Gefahren für die Zukunft zu erblicken, eine Gefahr, weit größer als sie der wirtschaftliche und finanzielle Zusammenbruch unserer Kultur in sich schließt.

Nur eine Vertiefung der geistig-religiösen Innenkultur könnte dagegen Abhilfe schaffen. Eine solche Vertiefung wird aber dort solange eine Unmöglichkeit sein, wo der ungezügelte Klassengeist die ganze Öffentlichkeit in einen ewigen Kriegsschauplatz verwandelt, auf dem eine ruhig-besonnene Behandlung schwebender Fragen infolge der Vergewaltigung der Geister ebensowenig aufkommen kann, wie jetzt die Gewaltpolitik der Kriegshetzer jeden Gedanken an eine Verständigung im Keime erstickt. Wo die Lüge und hetzerische Agitation ein förmliches Monopol zur Vergiftung der öffentlichen Meinung besitzt, wird sich der Mißbrauch der Redefreiheit und freien Meinungsäußerung von den privaten Übungsplätzen der Vereine auch auf die Versammlungen der Volksvertretung übertragen um dieselben in förmliche Schlachtfelder der unblutigen Barbarei zu verwandeln.

Sollen nicht alle Bemühungen der um den Frieden kämpfenden Völker vergeblich sein, dann müssen gegen eine solche Gefährdung des Friedens und der Freiheit wirksame Mittel der Abwehr gefunden werden, dann muß vor allem für den Wiederaufbau der gesellschaftlichen Ordnung eine feste und dauerhaft verlässige Basis geschaffen werden, wie nur die einzig wahre, christliche Weltanschauung eine solche bieten kann. Die gesetzlichen Sicherungen für den Ausbau des kommenden Friedens werden andere sein müssen als



diejenigen waren, mit welchen der Geist der Revolution die Völker vor hundert Jahren beglücken zu können glaubte.

Indem der Mensch in eitlem Selbstvertrauen auf seine eigene Einsicht und Kraft aller göttlichen Einflüsse entbehren zu können glaubte, weil er gänzlich vergaß, daß es über und neben den Reichen der Welt auch ein Reich Gottes gibt, glaubte er durch Erhebung seiner souveränen Freiheit zur absoluten Alleinherrschaft sich in seinen Wohlfahrtsbestrebungen gegen jede Beeinträchtigung sicher zu stellen. Gemäß dieser verkehrten Willensrichtung — es wäre unzutreffend dieses unpersönliche Abwärtssinken und Triebstreben eine Geistesrichtung zu nennen — hat die menschliche Freiheit oder vielmehr ihr Zerrbild, die Selbstsucht, sich gänzlich im Nährboden der niederen Triebe auf Kosten der unsterblichen Seele gemästet und sich im Nachtgebiet jener finsteren Mächte verwurzelt, wo das Unpersönliche mit der Naturnotwendigkeit im Bunde steht. So hat die Kulturarbeit der modernen Welt als eine Arbeit ohne Opfer und Gebet im Dienste des Fürsten dieser Welt auf eine durchaus gottwidrige und segenslose Weise sich vollzogen; statt sich gegen Lüge und Unrecht zu schützen, hat der menschliche Unverstand mit seiner übertriebenen Freiheitsschwärmerei im konstitutionell-parlamentarischen und kapitalistischen Absolutismus ein System von falschen Sicherungen geschaffen um all die Segnungen des wahren Friedens, welche Gott im Reiche seiner Kirche niedergelegt hat, möglichst von sich fern zu halten.

Auf diesem Wege mußte die Welt, weil ihre anscheinend freie Selbstversicherung in Wahrheit nichts anderes als eine Versicherung der Selbstsucht war, je mehr sie im Laufe der letzten vier Jahrhunderte von der Opferidee der katholischen Kirche sich entfernte und dem Gedanken der christlichen Liebe und Gerechtigkeit auszuweichen suchte, um so mehr ins Fahrwasser einer gänzlich unpersönlichen und staatssozialistischen Rechtsauffassung und in einen geist- und seelenlosen Mechanismus hineingeraten, um zuletzt in einen trostlos traurigen Zustand absoluter Friedlosigkeit zu versinken, in welchem



das gesamte Menschenleben wie in einer schweren Kerkerhaft dem Zwang und der Vergewaltigung unterworfen ist.

Dieser Zustand einer unerhörten Geistestyrannei hat für weite Kreise, die vom Klassengeist und Massengeist der Anhänger Häckels besessen sind, nichts Abschreckendes — im Gegenteil! Sie hoffen es noch zu erleben, daß nach dem nahebevorstehenden Kladderadatsch mit dem Alleinbesitz der Macht alles ihrem Interesse dienen soll: herrliche Zukunft, wenn einmal die Schule einzig nur den Lehrern und alles Eigentum den Bolschewiki-Potentaten gehören wird! Videant consules! Das wäre wohl das Schlimmste, was der kommende Friede den Völkern bringen könnte. Gott bewahre uns vor Sicherungen, wie der Besitz der materiellen Machtmittel einer Klasse von Betrügern, Räubern und Mördern sie gewährt. Sollen die Gefahren der Zukunft wirksam beschworen werden, so kann es nur durch solche Sicherungen geschehen, die der geistig sittlichen Ordnung angehören und darum der Gesamtheit aller Völker und Volkskreise zugute kommen. Es sieht aber jeder Vernünftige ein, daß dieses auf dem hergebrachten Wege, sofern alle Fragen der Politik und Volkswirtschaft einschließlich der höchsten geistigen Lebensfragen ohne jede Einschränkung dem vernichtenden Schadenfeuer der parlamentarischen Willkür ausgesetzt werden, schlechterdings unmöglich ist. Wenn sich darum für die nächste Zukunft irgend etwas besonders vordringlich nahe legt, so ist es die Notwendigkeit die Völker durch konstitutionelle Reformen gegen die Gefahren zu schützen, welche der Mißbrauch ihrer falsch verstandenen Freiheit in sich schließt; namentlich müssen sie der Gefahr möglichst entrückt werden abermals ein Opfer gewissenloser Hetzer und Betrüger zu werden.

Unermeßlich groß sind die Aufgaben, vor welche nach dem Zusammenbruch der modernen Weltkultur alle Völker sich gestellt sehen werden. Wird die Allerweltsklugheit jener Durchschnittsmenschen, welche bei stürmischen Wahlkämpfen sich an die Oberfläche der öffentlichen Meinung zu drängen

pflegen, deren Gesichtskreis kaum über den Bereich der fünf Sinne und über das alltägliche Treiben der wirtschaftlichen Interessenkämpfe hinausreicht, mit jener Weisheit, welche sie in ihren Parteiblättern auf der Gasse aufgelesen haben, imstande sein über Fragen zu entscheiden, in welchen es sich um die Grundlagen der nationalen und internationalen Gerechtigkeit handelt? Wie sollen die völkerrechtlichen Beziehungen der Nationen zu einander wieder normal und menschenwürdig werden, wenn in den Vertretungskörpern der Völker die Stimmen der Autorität und Vernunft vom Tumult des Parteigeistes überschrieen werden? Wie sollen im internationalen Verkehr und in den einzelnen Ländern die schwierigen Probleme der richtigen Wertbemessung und Preisbildung auf dem Arbeitsmarkt und im Wirtschaftsleben eine angemessene Lösung finden, wenn der Geist der Versöhnlichkeit und Gerechtigkeit von den rohen Kräften der Massenherrschaft vergewaltigt wird? Für eine neue Rechtsordnung fundamentale Richtlinien festsetzen, welche von allen Völkern als eine Wohltat empfunden werden, dazu braucht man einen erleuchteten Seherblick, der aufs Ganze sieht und in die Tiefe dringt, der nicht blos über die Jahrhunderte der Geschichte, sondern auch über die Grenzen der Zeitwelt hinauszudringen weiß. Ein solcher allumfassender Weitblick ist nur demjenigen möglich, der vom größten aller Menschenfreunde als Erbschaft seiner Liebe ein Herz empfangen hat, das sich des Volkes zu erbarmen weiß, demjenigen, der als Hirt der Völker mit dem Okular der göttlich geoffenbarten Wahrheit auf der höchsten Warte steht, die von Gott selbst zum Heil der Welt errichtet worden ist. Von diesem höchsten Beobachtungsposten aus manchmal einen Wink zu empfangen, dürfte der Welt wahrlich kein Nachteil sein, namentlich in den Wirrnissen der jetzigen Zeit.

Von diesem Punkte aus würden sich den Politikern der Gegenwart verschiedene Fragen nahelegen, die nach den Irrgängen der letzten Jahrhunderte besonders für die gebildete Laienwelt von höchster Wichtigkeit wären, wenn sie

sich nach der bisher landläufigen Begriffsverwirrung zu einer ernsten Selbstbesinnung Zeit nehmen wollten.

Gibt es vielleicht auch für Christen auf Grund der Tatsache der Welterlösung besondere Christenrechte und Christenpflichten? Und welches ist wohl das Verhältnis dieser Rechte zu den Menschenrechten? Ist der Mensch nicht erst infolge seiner Wiederherstellung durch Christus recht eigentlich wieder ein Mensch geworden, sofern es ihm dadurch möglich wurde alles, was Unmenschliches und Naturwidriges durch den Sündenfall in ihm war, abzustreifen und so seiner Menschenwürde wieder habhaft und mächtig zu werden? Ist er nicht aber dadurch erst wahrhaft frei geworden, weil es eine wahre Freiheit und eine Ordnung der Gerechtigkeit für den Menschen nicht geben kann, so lang er nicht im vollen Besitz der ganzen Wahrheit ist? Und wenn diese Freiheit und Ordnung ihre stärkste Stütze darin hat, daß der Mensch als Christ dem Reiche Gottes angehört, ist dann diese göttliche Reichszugehörigkeit irrelevant für die Ordnung der irdisch natürlichen Reichsinteressen? Kann es für die Ordnung eines Staatswesens eine bessere Garantie und Sicherung geben als die Wahrung der Gottesrechte sie in sich schließt?

Gibt es vielleicht auch Dinge, die über Menschenwillkür so hoch erhaben sind, daß sie selbst durch einen einstimmigen Beschluß der gesamten Menschheit nicht alteriert werden können? Kann einer Nationalversammlung ein freies Verfügungsrecht zuerkannt werden selbst über fundamentale Prinzipien der Wahrheit und Gerechtigkeit und über Dinge, welche kraft göttlicher Anordnung unabänderlich bestehen und ein unantastbares Gemeingut der ganzen Menschheit sind? Ist nicht das Autoritätsprinzip eines von diesen heiligen Dingen, welche wie ein Palladium der Freiheit von allen Völkern gehütet werden müssen, wenn ihnen die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens nicht verloren gehen soll? Und wenn es, wie eine mehr als 1000jährige geschichtliche Entwicklung zeigt, zur Wahrung und Verteidigung dieser allgemein menschlichen Interessen kraft göttlicher Sen-



dung eine höchste geistliche Gewalt gibt, der diese Dinge in erster Linie zur Obhut übergeben sind, ist es dann nicht ein menschenfeindliches Attentat und ein himmelschreiender Frevel, diese Zentrale des Friedens und der Gerechtigkeit von jeder Mitwirkung an der allgemeinen Weltkultur auszuschließen und das ganze Erbe der göttlichen Überlieferungen dem freien Belieben aufgeregter Volksmassen zur gottesräuberischen Ausplünderung zu überlassen? Was soll es für einen Zweck haben die Perlen der göttlichen Wahrheit den Schweinen hinzuwerfen?

Zur Zeit hat das Übergewicht der rohen Kräfte, welche mit gänzlicher Mißachtung aller höheren geistigen Einflüsse die gesamte Kultur zu vernichten drohen, den denkbar höchsten Grad erreicht. Die alles vernichtende Gewalt dieser Kräfte nimmt von Tag zu Tag zu — ihre verheerende Wirkung steigert sich in den Händen haßerfüllter Feinde in gleichem Maße wie die vernichtende Zerstörungswut der Kämpfenden; diese bilden in Verbindung mit den Explosivkräften der vernunftlosen Stoffwelt ein einziges, schlechthin unpersönliches Prinzip der Verneinung und Vernichtung; jene Mächte, welchen mit dem Gedanken an Gott und Gewissen die höhere Lichtwelt geistig-sittlicher Beziehungen, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden, gänzlich außer Sicht gekommen ist, kennen in ihrer verzweifelten Hartnäckigkeit nichts anderes mehr als die elementaren Mittel der Vergewaltigung, Vernichtung und Zerstörung. Es wäre umsonst mit ihnen von Vernunft und Gewissen zu reden. Darum hat der hl. Vater sich mit seinen Hoffnungen mehr und mehr von dem trostlosen Zustand der Welt weg dem Himmel zugewendet — wie einst Aaron (IV. Mos. 16, 48), als es nach dem katastrophalen Untergang seiner Feinde zum äußersten kam, weil das Volk selbst angesichts der rauchenden Ruinen vom Aufruhr seiner Verführer nicht lassen wollte, nach dem Rauchfaß des Gebetes und des Opfers griff, so hat auch Benedikt XV. zum Gebet seine Zuflucht genommen; weil im jetzigen Stadium der Verzweiflung nirgends mehr eine Hilfe sich erwarten läßt außer



bei Gott, hat er wie im Vorjahr auf das Gebet der Kinder jetzt auf das Opfer der Priester seine Augen gerichtet.

Wie soll auch auf einem anderen Wege wieder Frieden werden und Eintracht unter den hoffnungslos zerrissenen Völkern und Reichen? Der Regenbogen des Friedens kann nur dort über den Häuptern der wiedervereinigten Menschheit erscheinen, wo dieselben mit ihrem gemeinsamen Vater am Opferaltar des für die ganze Menschheit geschlachteten Lammes sich versammeln, nicht um sich zu hassen und wechselseitig zu zerfleischen sondern um einander zu helfen und liebend zu versöhnen.

Das wird die beste Sicherung sein für einen wahren und dauernden Frieden.

IX.

Franz Ludwig von Erthal,

Fürstbischof von Bamberg und Würzburg.

Von Prof. Dr. W. Liese-Paderborn.

Bei Studien zur Geschichte des Armenwesens, besonders der katholischen Caritas, stieß ich wiederholt auf die ragende Gestalt des Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal († 1795), der selbst von Ratzinger (Gesch. d. kirchl. Armenpflege, 477) nur ganz unzulänglich mit wenigen Zeilen bedacht wird, obwohl er gerade auf diesem Gebiete Hervorragendes geleistet hat. Er verdient daher eine eingehende Würdigung als Armenfreund, die ich ihm demnächst in einem Fachorgan angedeihen lassen möchte. Um aber sein Bild auch in weiteren Kreisen wieder lebendig werden zu lassen, sollen an dieser Stelle einige Beiträge zu seinem Lebensbilde veröffentlicht werden, wobei ich, der Eigenart der Histor.-polit. Blätter entsprechend, über das Fachgebiet der Armenpflege hinausgehend, auch das Wichtigste aus seiner Gesamttätigkeit berühre.



Es fehlt zwar nicht an Literatur über Franz Ludwig; aber sie ist wenig verbreitet und viel Material ruht noch unter den Schätzen der Kgl. Bibliothek in Bamberg, die ich, dank gütiger Hilfe des Biblothekariats, eingehend durchsehen konnte. Die neueste und umfassendste Biographie lieferte der Bamberger Bibliothekar Leitschuh (Bamberg 1894); wertvoll sind dann noch eine alte anonyme von 1803 (Verlag Herder-Mersburg) und eine jüngere von Bernhard (Tübingen 1852, Laupp). Dazwischen liegen eine Reihe kleinerer Schriften, die sich fast vollzählig bei Leitschuh verzeichnet finden, insbesondere von Hohenberger (Aschaffenburg 1882) und Rothlauf (Bamberg 1865). Über seine bedeutendste Gründung, das allgemeine Krankenhaus, erschien eine Geschichte von Pfeufer (Bamberg 1825) und eine Festschrift (Bamberg 1889). Die wichtigsten Erlasse des Fürsten finden sich in „Bamberger Verordnungen 1787—95" (auf d. Bamb. Bibl.) und im „Gesetzbüchlein zur Behandlung der Armen-Polizey auf dem Lande" (Würzburg 1812).

Das alte Geschlecht der Freiherren von Erthal kam im 18. Jahrhundert zu hohem Glanze, vor allem durch zwei Brüder, die fast gleichzeitig bedeutende fürstbischöfliche Stühle einnahmen: der eine war Friedrich Karl, Erzbischof und Kurfürst von Mainz († 25. Juli 1802 in Aschaffenburg), der andere Franz Ludwig, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg. Wenn Friedrich Karl auch viel mehr bekannt geworden ist als sein Bruder, so haftet doch an ihm leider viel stärker der Makel einer falschen Aufklärung. Auch Franz Ludwig blieb davon nicht unberührt (vgl. z. B. A. F. Ludwig, Weihbischof Zirkel von Würzburg, 2 Bde., Paderborn 1904), aber wer sein Leben und Charakterbild eingehend studiert, muß zugeben, daß er ein tieffrommer und gläubiger Bischof war, der Rom gegenüber mehr seine äußere Selbständigkeit zu wahren suchte, nie aber den Primat des Papstes in kirchlicher Hinsicht geleugnet hat. Eine große Quelle vieler Mißverständnisse lag darin, daß der Nuntius in zu naher Verbindung mit dem Münchener Hofe stand



und daß die Münchener Kurfürsten durch ihn auf die Fürstbischöfe auch in weltlicher Hinsicht Einfluß zu gewinnen suchten.[1]) Jedenfalls sucht Franz Ludwig als echter Volksbischof und besorgter Volksfreund in jener Zeit seines Gleichen. Vor allen weltlichen Fürsten, etwa Josef II. ausgenommen, zeichnet er sich aus durch weitgehende Volkswohlfahrtspflege in neuerem Sinne. Zwar war er nicht eine demokratische Natur, politisch verstanden: aber er faßte sein Fürstenamt nicht zuerst als Würde auf, sondern als Verpflichtung und zwar besonders gegenüber den Armen. Was er als Armenfreund geleistet hat, sichert ihm Beachtung für alle Zeit; seine organisatorischen Maßnahmen auf diesem Gebiet haben besonders das bayerische Armenrecht stark beeinflußt.

Franz Ludwig war geboren in Lohr a/M. am 16. September 1730. Mit 9 oder 10 Jahren bereits ward er nach damaliger Sitte Domizellar in Würzburg, womit die Verpflichtung zum Studium verbunden war, das ihn schließlich bis nach Rom führte; das Kirchenrecht lag ihm neben der Rechtswissenschaft besonders am Herzen. Der junge Priester — seit 1763 wirklicher Domherr in Würzburg und Bamberg — fand alsbald ausgedehnte Verwendung in der Verwaltung; 1767 wurde er infolge seines Verständnisses und seines ungeheuren Fleißes bereits Regierungspräsident in Würzburg. Doch griff seine Tätigkeit bald über die äußere Heimat hinaus. So war er 1768 als Kaiserlicher Kommissär für die Reform des Reichskammergerichtes in Wetzlar tätig; infolge vielfach hinderlicher Einflüsse, die anscheinend besonders von Preußen ausgingen, konnte er freilich in dieser wichtigen Arbeit wenig Erfolg erzielen. Desgleichen wirkte er 1775 als Kommissar am Reichstag zu Regensburg. Als 1779 durch den Tod des bedeutenden Fürstbischofs Adam Friedrich, Graf v. Seinsheim, die beiden Bischofsstühle von Würzburg und Bamberg erledigt wurden, fiel die Neuwahl an beiden

1) Franz Ludwig hat jedenfalls diese Auffassung gehabt; wie weit sie berechtigt war, kann hier nicht näher untersucht werden.



Stätten auf Franz Ludwig, der dann 18 Jahre lang mit außerordentlicher Umsicht und Kraft das Szepter führte. Er trat in jeder Hinsicht in die Fußstapfen seines Vorgängers, überholte ihn aber in nicht wenigen Punkten. Er starb am 14. Febr. 1795 in Würzburg. Mehrere Trauerreden (von Berg, Leiber, Limmer) sind uns erhalten.

1. Religiöse Tätigkeit des Bischofs.

Was wir Franz Ludwig besonders hoch anrechnen müssen, ist dies, daß er nicht durch das Beispiel mancher Zeitgenossen über dem Fürsten den Bischof vergaß, vielmehr persönlich und amtlich es mit seinen Pflichten sehr genau nahm. Alle Quellen berichten einstimmig, daß er ein großer Freund des Gebetes und der Betrachtung war, daß er in sittlicher Hinsicht überaus streng über sich wachte, eher zu ängstlich als zu lax war. Die schwere Pflicht der Visitation übte er trotz seines schwächlichen Körpers mit großer Hingabe und war dabei stets bemüht den Pfarrern unnütze Kosten zu ersparen. Die ihm als Bischof obliegende Aufgabe der religiösen Belehrung des Volkes erfüllte er nicht nur durch Hirtenbriefe, sondern auch durch zahlreiche Predigten, die sich durch religiöse Salbung und Volkstümlichkeit auszeichnen; eine kleine Sammlung der Predigten erschien 1797 (1841²); ein Verzeichnis der Hirtenbriefe gibt Leitschuh (225 f.).

Den Äußerungen des religiösen Volkslebens hat er allerdings nicht immer das genügende Verständnis entgegengebracht. So ging er in der Verurteilung von Prozessionen und Wallfahrten nach ziemlich allgemeiner Auffassung zu weit, wenngleich er in erster Linie die damit verbundenen Übelstände treffen wollte. Hierin war er ein Kind seiner Zeit. In Glaubenssachen wies er jedoch alle Abschwächungen ab, wenn er auch ein Feind jeder Verketzerungssucht war. „Aufklärung ist schon recht“, schreibt er einmal, „und es mag nicht zu widersprechen sein, daß ehedem die Pfade der Gelehrten mit zu viel Schüchternheit bezeichnet waren, weil sie alle Augenblick den Rechten des Glaubens zu nahe traten,

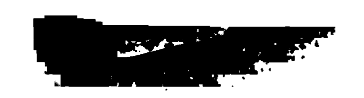


oder doch dessen beschuldigt zu werden fürchteten. Nachdem aber dermalen Toleranz und Aufklärung die allgemeinen Losungsworte sind und Verwegenheit schon oft in neuerer Zeit den Platz der ehemaligen Schüchternheit in Glaubenssachen angenommen hat, so möchte es weniger eigentlicher Aufklärung, als vielmehr vorsichtiger Leitung und kluger Einhaltung bedürfen . . . allerdings sollte weder den Rechten der Vernunft, noch des Glaubens zu nahe getreten werden." (Bei Leitschuh, 127.) Auffallend ist freilich seine große Begeisterung für die kantische Philosophie, doch müssen wir berücksichtigen, daß wir heute darin viel schärfer sehen; damals waren viele der Meinung, daß die von Kant angestrebte Trennung des Glaubens vom Wissen nur von Vorteil für die Religion sein werde.

2. Franz Ludwig als Staatsmann und Fürst.

Man hat oft die geistlichen Fürsten zur Zielscheibe billigen Spottes genommen. Aber wenn man aufrichtig sein will, so muß man gestehen: nicht die staatliche Wohlfahrt hat unter dieser Einrichtung so sehr gelitten als vielmehr öfter die kirchliche. In staatlicher Hinsicht können es die Fürstbischöfe mit dem Durchschnitt der weltlichen Herrscher ihrer Zeit kühn aufnehmen. Jedenfalls hat Franz Ludwig, wie Leitschuh (226) mit Recht bemerkt, in glänzender Weise die Behauptung widerlegt, daß ein geistlicher Fürst zum Regenten ungeeignet sei. Gewiß, er war kein Kriegsheld. Dafür hat er es aber verstanden seinem Volke die schweren Kriegslasten, die es notgedrungen auf sich nehmen mußte, möglichst zu erleichtern; er scheute sich dafür sogar nicht, dem Klerus und den geistlichen Stiftern besondere Kriegssteuern aufzulegen, um die Schultern der Armen zu schonen. Er hat es daneben fertig gebracht alle Schulden, welche seine Vorgänger hinterlassen hatten, zu tilgen, und das, obwohl er manche bequeme, aber wenig volksfreundliche Einnahmequelle aufhob. So verzichtete er grundsätzlich darauf seine Untertanen an fremde Fürsten als Soldaten





zu verkaufen, während z. B. damals Hessen-Cassels Herrscher allein 22000 Mann an England abtrat und manche andere Fürsten gerade aus den Subsidiengeldern sich sehr bereicherten (vergl. Hohenberger, 41). Des Ferneren hob er sofort zu Beginn seiner Regierung für beide Fürstentümer das staatliche Lotto auf, worin bald der gesamte fränkische Kreis nachfolgte.

Auch machte er sich verdient durch gerechte Regelung des Steuerwesens und durch Besserung des Strafgesetzbuches (durch Hofrat Pflaum). Sein Grundsatz war: wenig Gesetze machen, aber diese unbedingt durchführen und mit unbestechlicher Gerechtigkeit, auch von oben her; darum verurteilte er z. B. einen Beamten, der einen Prozeß verschleppt hatte, zum Schadenersatz. Gleichzeitig war er sehr bemüht um Verbesserung der Gefängnisse.

Wie ernst Franz Ludwig die Stellung des Fürsten auffaßte, zeigen die Ausführungen bei Rapp (Fürstb. F. L. u. seine Zeit, Bamberg 1866), wonach er trotz seiner Abneigung gegen revolutionäres Wesen kein Bedenken trug, die französische Revolution mit ihren Folgen als gerechte Strafe für die Fürsten wegen ihrer vielen am Volke begangenen Sünden zu bezeichnen. In einem Hirtenbrief vom Jahre 1794, der sich scharf gegen den „Revolutionsschwindel“ wendet, gebraucht er die ernsten Worte: „In sittlicher Hinsicht müssen die Großen und die öffentlichen Personen vor allem ein gutes Beispiel geben.“ Besonders bezog er das auf die Verwendung öffentlicher Gelder, in der er so gewissenhaft war, daß er selbst seine Schatullgelder (in Würzburg 30,000 fl., in Bamberg 15,000) nicht ganz für sich verwendete. „Als Landesfürst bin ich nicht Eigentümer, sondern Verwalter der öffentlichen Gelder; es sind Blutpfennige meiner Untertanen, mit dem Schweiße manches arbeitsamen und darbenden Bürgers befruchtet“ (bei Bernhard, 70). Wie von sich selbst, so verlangte er auch von allen Beamten ernste, unbestechliche Arbeit.

Wenn ihm auch, wie den geistlichen Fürsten überhaupt,



die geistig-sittliche Hebung des Volkes mehr am Herzen lag als die wirtschaftliche Förderung von Gewerbe und Industrie, so hat er doch auch diese nicht vernachlässigt; man lese die Angaben bei Leitschuh (57 f.) über Sorge für Schiffahrt, Bergwerk, Gärtnerei usw. Leider mußte er als Fürst und Staatsmann seine letzte Lebenszeit getrübt sehen durch die schlecht verhüllten Bemühungen Preußens das Fürstentum Bamberg zur „Abrundung" von Ansbach-Bayreuth einzuziehen (vgl. darüber die interessanten Briefe des Fürsten, des Königs von Preußen und des Staatskanzlers v. Hardenberg im 53. Bericht des histor. Vereins Bamberg, 1891).

3. Förderung von Unterricht und Erziehung.

Als fortschrittlicher Fürst hatte F. L. tiefes Verständnis für die Bedeutung allgemeinen Volksschulunterrichtes. Dabei kam es ihm jedoch nicht lediglich auf theoretische Kenntnisse an, vielmehr auf Erziehung zur Arbeitsamkeit. Deshalb legte er besonderes Gewicht auf Verbreitung der vor einiger Zeit in Böhmen entstandenen Industrieschulen des späteren Bischofs Kindermann. In einer Würzburger Verordnung vom 14. Juni 1790 bezeichnet er die Industrieschulen als wichtigstes Mittel der Verscheuchung des Müßigganges und der Erhöhung des Wohlstandes, „dieser uns so nahe und ganz am Herzen liegenden Absicht"; gerade dadurch würde künftiger Armut am besten vorgebeugt. Deshalb sollten überall Schulvorsteher und Armenkommissionen bei der Einrichtung Hand in Hand gehen, besonders bezüglich der Beschaffung des Materials und des Absatzes. Alle Kinder von 6—12 Jahren sollten den Industrieunterricht besuchen, der in die freien Schulstunden zu legen sei. Nicht jedes Kind eigne sich für jede Arbeit; wichtig für alle sei aber Stricken und Gartenbau auch Pflege von Obst- und Maulbeerpflanzungen sei zu empfehlen. Sämtliche Landesbeamte sollten jährlich an die oberste Schulkommission Bericht senden. (Vgl. „Journal von und für Franken" 1790. S. 464. f.)

Über den tatsächlichen Stand und den Erfolg des



Industrieunterrichtes, zunächst im Fürstentum Würzburg fand ich wertvolle Mitteilungen im Kgl. Staatsarchiv Münster (Herz. Westf., X c). Dortselbst ruht ein handschriftlicher Bericht eines bedeutenden westfälischen Schulmannes, des geistlichen Schulrates Sauer in Arnsberg vom 1. März 1795 an seinen Landesherrn, den Kurfürsten in Cöln, über eine große pädagogische Studienreise, die er im öffentlichen Auftrag übernommen. Die Reise führte ihn durch Hannover, Hessen-Cassel, Fulda („in Hessen-Cassel war betr. Schulwesen nichts zu sehen, in Fulda war es dagegen sehr entwickelt"), ins Hochstift Würzburg. „Hier steht dem Schulfreund ein sehr weites Feld zu beobachten offen." Zunächst besuchte er das schon von Fürstbischof Adam Friedrich begründete, von Franz Ludwig vervollkommnete Lehrerseminar, unter dessen Unterrichtsgegenstände auch Hauswirtschaft, Landwirtschaft und Gesundheitslehre gehörten. Er hebt eigens hervor, daß auch eine besondere Abteilung für Ausbildung von Industrielehrerinnen besteht. Nachdem er allgemein bemerkt, daß er keine schlechte Schule im Würzburgischen getroffen, geht er näher auf den Industrieunterricht ein. „Wo der Schulunterricht in allen Gegenständen, sowohl was die Religion als auch das bürgerliche Leben betrifft, in so einem Grade der Vollkommenheit steht wie im Hochstift Würzburg, da muß die Wirkung auf die Glückseligkeit der Menschen sichtbar werden; und damit sie es um so mehr werde, so ist im ganzen Lande ein Schulindustrie-Institut errichtet, welches mit dem Literaturunterricht verbunden ist." Die gewöhnliche Industrie, besonders für Mädchen, ist Stricken, Nähen und Spinnen; wo keine Lehrerin ist, muß eine Frau (gewöhnlich jene des Lehrers) an zwei Tagen Industrieunterricht erteilen; sie gibt auch den Knaben Anleitung zur Handarbeit. Jede Schule, besonders auf dem Lande habe ferner einen Schulgarten. „Die Mädchen lernen den Samen zu allen Gartenkräutern aussäen und nachher Pflanzen umsetzen. Sie bearbeiten das Gartenbeet selbst und im Herbst wird ihnen gezeigt, wie Gemüse und die übrigen Küchen-



kräuter zu konservieren sind. Die Knaben haben einen andern Teil des Gartens zur Baumschule; sie säen Apfelkerne darin und ziehen Bäume, pflanzen Wildlinge und lernen diese veredlen; einen andern Teil brauchen sie zu ökonomischen Versuchen: zum Klee- und Früchtebau." Dazu komme in den einzelnen Bezirken noch eine besondere Lokalindustrie: Verfertigung von Angeln, Bienenkörben, hölzernen Geschirren usw. Schließlich werden einzelne Schulen (z. B. Bretzingen, Himmelstadt, Leinach) genau beschrieben. Uns mögen heute diese Schulen sonderbar vorkommen, obwohl die moderne Idee des Arbeitsunterrichtes ihren Tendenzen sich in mancher Hinsicht nähert. Sie waren aber damals schon deshalb von großer Bedeutung, weil sie die Eltern daran gewöhnten ihre Kinder von 6—12 Jahren regelmäßig zum Unterricht zu schicken; denn da die Kinder für ihre Arbeit bezahlt wurden, hatten sie am ordentlichen Schulbesuch auch ein äußeres Interesse. Gerade heute werden wir Verständnis dafür haben, wenn der Fürst bei Einführung der Industrieschulen 1789 betonte, daß es sich nicht bloß darum handle, die „Köpfe hell zu machen, sondern auch jene Fähigkeiten und körperlichen Kräfte zu entwickeln, die allein den Landmann glücklich machen müssen".

4. Franz Ludwig als Armenfreund.

Alle bisher geschilderten Arbeiten und Verdienste Franz Ludwigs verschwinden jedoch fast vor seiner umfassenden und beispielgebenden Tätigkeit als Armenfreund und Organisator des Armenwesens und der Wohlfahrtspflege. In der Tat gehörte neben und über dem Schulwesen seine größte Sorge der Armenpflege. Als sich 1791 ein Pfarrer über verschiedenes beim Beichtvater des Fürsten beschwert hatte, verlangte er in der Antwort, man solle sich an ihn selbst wenden. Dann heißt es weiter: „Pfarrer prophezeit den baldigen Untergang des Armen- und Industrieinstitutes. Solange Ich aber lebe, wird Pfarrer die Erfüllung dieser elenden und abgeschmackten Prophezeihung nicht erleben; es scheinet,

als wisse Pfarrer nicht einmal von weitem, mit welch eigener und unmittelbarer Aufsicht und Aufmerksamkeit Ich diese zwei Gegenstände beherzige und wie sehr und unausgesetzt Ich für Beobachtung meiner Verordnungen eifere" (Kgl. Bibl. Bamberg, Mscr. misc. 79, Bd. 14). Ein geradezu hl. Eifer für die Armensache spricht aus solchen Worten. In der Tat hatte der Fürst sich schon früh dafür interessiert und die einschlägige Literatur eifrig verfolgt. Auch fehlte es ihm unter der Regierung seines Vorgängers durchaus nicht an Anregung auf diesem Gebiet. Sobald er zur Herrschaft gekommen, erließ er schon am 17. Juni 1779 ein Reskript zur Abstellung des Bettels und Einführung guter Armenpolizei. Doch beschränkt er sich durchaus nicht auf polizeiliche Mittel des Zwanges und der Strafe, war vielmehr eifrig um Beschaffung von Arbeit und um gute Ordnung der Armenfürsorge bemüht. Deshalb führte er von 1786 ab sowohl in den Residenzstädten als auf dem Lande das Armeninstitut ein, über dessen Fortgang er persönlich durch häufige Teilnahme an den Sitzungen wachte. Um die Geistlichen und Beamten für die Einrichtung zu begeistern, erließ er 1787 Preisfragen, auf welche Weise beide Gruppen ihre Pflichten und Aufgaben gegenüber den Armen am besten erfüllen könnten. Vier von den eingelaufenen Arbeiten ließ er drucken, nämlich zwei der Geistlichen Burkard und Schumm und zwei der Beamten Burkart und Ziegler (jene von Schumm ist wohl die beste aller Antworten). Wie sehr er selbst bemüht war auf diesem Gebiete stets zu lernen und nur das Beste vorzuschreiben, zeigt sich deutlich darin, daß er sich als Fürst und katholischer Bischof nicht scheute, mit dem bekannten evangelischen Pädagogen und Volksfreund Eberh. v. Rochow auf Gut Reckahn in Verbindung zu treten, um sein Urteil zu hören. Wie die „Bayer. Annalen" (Jahrgang 1832) berichten, ließ er ihm zunächst durch den Buchhändler Gebhardt die vier Preisschriften mit der Bitte um ein Urteil zusenden. Da Rochow recht zurückhaltend und spitzig ant-

wortete mit Hinweis auf das bekannte Bettelwesen in den geistlichen Staaten, schrieb der Fürst an ihn persönlich und legte dar, wie sehr sich in den letzten Jahren Unterricht und geordnete Armenpflege in seinem Lande gehoben hätten, welch große Reformen bisher schon durchgeführt seien. Daraufhin antwortete Rochow am 31. Januar 1791, gerührt über die Herablassung des Fürsten, in einem langen Briefe, der mit den Worten schließt: „Meine mit Bewunderung gemischte Verehrung für den ungewöhnlich edlen Fürsten-Charakter, der Ew. F. G. schmückt, hat mir in diesem langen Brief das Herz aufgeschlossen: Gott segne noch viele Jahre den Volksbeglücker Bambergs und Würzburgs mit Gesundheit und Geistesstärke."

Über die Einrichtung des Armeninstitutes unterrichtet am besten die Verordnung für Würzburg vom 10. August 1787; es wird darin gefordert zunächst allgemeine Seelenbeschreibung, dann genaues Verzeichnis der Armen und der Unterhaltsmittel. Es sollen drei Klassen der Armen unterschieden werden: 1. Ganz Arbeitsunfähige und Vermögenslose; 2. Solche, die ihren Unterhalt nicht voll gewinnen können (z. B. wegen großer Kinderzahl oder infolge von Unglücksfällen); 3. Arbeitsscheue. In ausführlichen Tabellen werden dann Unterstützungssätze für Männer, Frauen, Kinder usw. festgesetzt. Öffentliches Almosengeben ist verboten, ebenso öffentliches Almosensammeln durch Kinder oder Arme allgemein; dagegen sollen wöchentlich 4 Arme unter Begleitung des Bettelvogtes von der Bevölkerung Gaben für das Armen-Institut erbitten. Fremde Bettler werden nicht zugelassen. Arbeitslose finden Beschäftigung oder Arbeitsmittel durch das Arbeitshaus. Eine Armenkommission mit mehreren Unterabteilungen hat über die Durchführung der Bestimmungen zu wachen.

Ähnlich war die Ordnung für Bamberg. In den Residenzstädten ist sie mit gutem Erfolge durchgeführt worden; wenn das auf dem Lande nicht überall gelang, so lag es zum



guten Teil an den schwierigen Herrschaftsverhältnissen mit vielfachem condominium.

Die ganz besondere Liebe des Fürsten gehörte den Kranken. Daher legte er viel Gewicht auf Gewinnung tüchtiger Ärzte, Chirurgen und Hebammen. In Würzburg erweiterte er das Juliusspital und berief tüchtige Kräfte für die medizinische Fakultät der Universität; in Bamberg schuf er das weithin berühmt gewordene Allgemeine Krankenhaus mit Dienstboten- und Gesellen-Institut[1]) und ärztlicher Schule, wobei er an seinem Leibarzt Dr. Marcus einen bewährten Helfer fand (vergl. über diesen die Biographie von Dr. Roth, Bamberg, 1889). Welchen Rufes sich diese Bamberger Gründung bald erfreute, zeigt der „Briefwechsel zwischen dem Prorektor Schummel und dem Prediger Müller über das Krankenhospiz Allerheiligen" (Breslau 1797). Darin erzählt der Breslauer Mediziner über eine Studienreise, die ihn auch nach Bamberg führte; er habe darüber in der „Schlesischen Monatsschrift" berichtet. „Insbesondere beschrieb ich mit allem Enthusiasmus, den ich an Ort und Stelle empfand, das Bamberger Krankenhaus . . . Nicht wahr, Sie haben davon nicht ohne patriotischen Neid gelesen? Ohnerachtet unserer Entfernung von geistlicher Bigotterie, ohnerachtet unserer antipfäffischen Klugheit sind wir dennoch mit Krankenhäusern nicht so weit, wie die Bamberger . . . O, könnte ich von diesem Gebäude doch meinen Lesern einen anschaulichen Begriff machen!" Er erwähnt dann besonders die großzügige Form des Ausbaues und der Ausstattung, das springende Wasser und die Blumen auf allen Gängen, die volle Öffentlichkeit des Besuches u. s. f. Die feierliche Eröffnung des Hauses fand am 11. November 1789 statt; an der Front trug es die schlichten Worte: „Der Nächstenliebe gewidmet, d. i.

1) Das waren Kasseneinrichtungen, auf Grund deren diese Kreise unentgeltlich Aufnahme und Behandlung fanden. Die Gesellen zahlten regelmäßig geringe Beiträge. Ein ähnliches Institut für Gesellen richtete er auch beim Juliusspital in Würzburg ein.

8*



Krankenspital für die leidende Menschheit." Von den Kosten trug der Fürst einen guten Teil persönlich. Gleich seinem großen Vorgänger Julius v. Echter in Würzburg legte er von Anfang an den Zweck des Hauses dahin fest, daß es nur für heilbare Kranke bestimmt sei, nie aber zu einem Siechen- oder Pfründehause werden sollte. Die Seelsorge im neuen Spital übernahm der geistliche Rat Schellenberger, einer der verständnisvollsten Helfer des Fürsten bei der allgemeinen Konskription der Armen; das Spital wurde auch später sein Haupterbe (fast 40 000 fl.). Der Fürst verwandte auf das Haus (abgesehen von der Besoldung der Ärzte) bis 1795 aus eigenem über 21 000 fl.; ferner wendete er ihm mehrere bedeutende Stiftungen zu. (Durch Sch. ließ er auch viel — etwa 24 000 fl. — den Hausarmen reichen.)

Was Franz Ludwig im Leben am meisten beförderte, sein Armeninstitut, das sollte auch der Erbe seiner Hinterlassenschaft sein (vgl. sein Testament mit Kodizill bei Rothlauf, 55 ff.); so fielen noch etwa 30 000 fl. an die beiden Hauptinstitute in Würzburg und Bamberg. Leider zeigte sein Nachfolger, Frhr. v. Buseck, wenig Verständnis für die großen Einrichtungen, die Franz Ludwig geschaffen, bis dann bald der bayerische Staat alles übernahm. Bayerns großer König, Ludwig I., war es auch, der „dem großen, weisen Fürsten, dem frommen Bischof, dem opferwilligen Menschenfreund" ein prächtiges Denkmal setzte zwischen Dom und Residenz in Bamberg, wo er am meisten geweilt. Die Stadt aber widmete seinem Andenken eine bedeutende Armenstiftung.

Das war Franz Ludwig. Gewiß hatte auch er wie alle Menschen seine Schwächen; Klagen über große Strenge oder über unentschlossenes Zaudern werden wiederholt berichtet; aber keiner hat je geleugnet, daß er ein Mann voll lautersten Strebens war. „So war er ein Christ und Deutscher Mann, nicht der gewaltige und wuchtige und schlechthin folgerichtige, wohl aber der einfache und gediegene.

Was er auf dem Gebiet der sozialen Heilung anbahnte und leistete, ist staunens- und bewundernswert. . . . Er war der Lautersten einer, die in selbstlosem Wirken ein neues Jahrhundert vorbereiten halfen." [1])

II.

Ueber einige Ausgaben der Nachfolge Christi.

Eine Anregung.

Von Alfred Frhrn. Mensi v. Klarbach.

Das Kgl. Gymnasium Thomaeum zu Kempen am Rhein hat in den Schuljahren 1894 und 1895 zwei Programme ausgegeben mit außerordentlich wertvollen Arbeiten seines Direktors Dr. Joseph Pohl. Beide betrafen Thomas von Kempen. Die des Jahres 1894 suchte den endgültigen Nachweis zu führen, daß Thomas a Kempis der Verfasser der Imitatio Christi sei, die des folgenden Jahres berichtete „über ein in Deutschland verschollenes Werk des Thomas von Kempen", die „Meditationen", die Direktor Pohl wieder entdeckt hatte. In der Hertling-Festschrift der Görres-Gesellschaft legte er zudem noch einmal die Gründe dar, weshalb die Brüsseler Autographen der Imitatio Christi Thomas als Verfasser zuzuschreiben seien, und 1902 hatte im Herderschen Verlag in Freiburg i. B. die schöne kritische Gesamtausgabe von „Thomae Hemerken a Kempis O. S. A. Opera omnia" zu erscheinen begonnen, in deren zweitem Bande 1904 eben die Imitatio Christi mit anderen Traktaten zusammen herauskam, mit einem umfangreichen kritischen Apparat, der die weitestgehenden Wünsche befriedigen konnte, und in einer

---

1) Wolfram im Korrespondenzblatt Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine, 1906.



technischen Ausstattung, die beizubehalten dem Verlag auch in den späteren zum Teil während des Krieges ausgegebenen Bänden gelungen ist. Es fehlen nur noch ein paar Bände von den acht und so wird es dem Herausgeber, eben Direktor Pohl, wohl in nicht zu ferner Zeit vergönnt sein, mit berechtigter Genugtuung auf ein seltenes Lebenswerk zurückzublicken.

Daß Pohls oben genannte Schulprogramme in weiteren Kreisen unbekannt geblieben sind, ist begreiflich und liegt leider in der Natur solcher oft sehr wertvoller Aufsätze. Trotzdem sollte man glauben, es sei schon vor Erscheinen seiner kritischen Originalausgabe der Imitatio Christi und vor Erscheinen seiner Arbeit in der Hertling-Festschrift die Verfasserschaft Thomas' a Kempis für die Nachfolge Christi so allgemein angenommen und besonders durch Pohl so sichergestellt gewesen, daß eine in unserer Zeit erscheinende lateinische Ausgabe der Nachfolge nicht gut mehr zwischen Thomas und Johannes Gerson schwanken und sich auf die Stelle Kap. V. 1 in der Imitatio: Non quaeras, quis hoc dixerit, sed quid dicatur, die eigentlich auf St. Augustin und Seneca zurückgeht, berufen sollte, als eine Sache also, die heute ziemlich gleichgültig sei. Es ist eine kleine, sehr hübsch gedruckte Ausgabe „De Imitatio Christi libri quatuor“ in Sedezformat, erschienen Tornaci, Soc. S. Joannis Evang. Desclée, Lefebre & Soc. MCMII. 320 Seiten, die ich gern als Handexemplar mit mir führe, da sie in jeder Westentasche Platz findet. Der Text dieser Ausgabe aus dem belgischen Tournai (vlämisch Doornick) ist — vorausgesetzt, daß ich keine Stelle übersehen habe — tadellos bis auf eine im ersten Absatz des vierten Buches, wo der Sinn des demütigen Ausspruches unseres herrlichen Thomas ins gerade Gegenteil verkehrt ist, wenn es dort heißt: „Est enim operatio tua, est (statt non) humana potentia.“ Was die Quellenangaben betrifft, so beschränkt sich diese Ausgabe auf die deutlichen Bibelzitate und ignoriert die zahlreichen Anspielungen, bei denen heilige und profane Au-



toren von Thomas nur beiläufig und nicht immer nach dem uns heute geläufigen Wortlaute zitiert werden. Die schöne Pohl'sche Ausgabe läßt den Fluß ihres Textes bekanntlich gar nicht durch Zitate stören, die sie am Schlusse des Bandes in einem eigenen Verzeichnis bringt, sondern bringt den Text genau so, wie er in der Handschrift steht, von der ein paar Seiten im Anhang sogar in photographischer Nachbildung wiedergegeben werden. Im lateinischen Vorwort der kleinen belgischen Ausgabe kann sich der anonyme Herausgeber, wie gesagt, aber nicht entschließen die Imitatio Thomas von Kempen schlankweg zuzuschreiben.

Eine vollständige deutsche kritische und vor den Forderungen der heutigen Wissenschaft bestehende Gesamtausgabe der Werke des großen Augustiners besitzen wir noch nicht, wohl aber zahlreiche Übersetzungen der Nachfolge Christi, seines unübertroffenen Hauptwerkes, das in der Christenheit neben der Bibel wohl das verbreitetste, bei uns Katholiken aber das verbreitetste ist. So hochstehende Männer wie Görres und der Regensburger Bischof Johann Michael Sailer haben die Imitatio Christi übersetzt und diese älteren Ausgaben sind uns noch heute schon der Übersetzer wegen teuer und wert. In neuerer Zeit verdanken wir Dr. A. Pfister eine Übertragung der Nachfolge (bei Herder, Freiburg i. B.), die sich durch eine manchmal fast zu genaue Anlehnung an das lateinische Original auszeichnet, insofern die Prägnanz des lateinischen Ausdrucks nicht immer sich durch eine Wendung erreichen läßt, die dabei noch gut deutsch bliebe. Eher durch das Gegenteil sündigt manchmal die Übersetzung von A. Jox, C. M., die 1892 in Dülmen bei Münster i. W. (A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung, Fr. Schnell) erschienen ist, ebenso wie die vorhergehende auch in bequemem Großdruck. Sie ist in besserem Deutsch geschrieben, opfert aber diesem mitunter den schärferen Ausdruck des lateinischen Originals. Leider aber ist sie sonst ziemlich fehlerhaft und ganz auffallend und mir bis heute unerklärlich geblieben ist die fast ständige falsche Angabe der



Bibelzitate. Bei solcher Häufigkeit kann man nicht mehr von Druckfehlern reden. Zum Beweise und um zur dringend notwendigen Korrektur in weiteren Ausgaben anzuregen diene nachstehende Zusammenstellung aller falschen Stellen:

Seite 9 (I, 3) „Wir haben Augen und sehen nicht" (Ps. 113, 13: nicht 5).

„ 19 (I, 5) „Die Wahrheit des Herrn bleibt in Ewigkeit" (Ps. 116, 2 nicht 38, 7 u. 106, 2).

„ 24 (I, 7) „Es schadet nichts, wenn du dich allen nachsetzest" statt allein.

„ 73 (I, 20) ist der Satz Nemo secure loquitur, nisi qui libenter tacet unübersetzt geblieben.

„ 91 „Du mußt durch Feuer und Wasser hindurchgehen, bevor du zur Erquickung gelangst" (Ps. 65, 12, nicht 5).

„ 112 (I, 25) sind die Worte in finibus tuis unübersetzt geblieben.

„ 114 (I, 25) „Hoffe auf den Herrn und tue Gutes" sagt nicht „der Apostel", sondern der Prophet (ait Propheta.)

„ 146 (II, 6) „Die Gottlosen haben keinen Frieden" steht Isaias 57, 21 nicht 51.

„ 153 (II, 8) Lies: Wenn Jesus nicht im Innern zu uns spricht, so ist jeder Trost ohne Wert, statt „noch im Innern".

„ 176 (II, 11) steht: auch sich ganz herausgebe, statt: aus sich ganz herausgehe.

„ 177 „Ich bin einsam und arm" (Ps. 24, 16 nicht 17).

„ 194 (III, 1) „Ich will hören, was Gott in mir redet" (Ps. 84, 9 nicht 4).

„ 206 (III, 3) „damit meine Seele nicht werde wie ein Erdreich ohne Wasser vor dir" (Ps. 142, 6 nicht 20, 10).

„ 262 (III, 15) „Gib, was du willst", nicht: daß du willst.

„ 282 (III, 20) Lies: Hoffart des Lebens statt Hoffart Lebens.

„ 293 (III, 22) Lies: im Danken demütiger statt im Denken.

„ 298 (III, 23) Gebet (oratio) besser statt „Mittel gegen böse Gedanken".

„ 316 (III, 27) ist der Satz sed omnia inspicere sicut transeunda et me pariter cum illis transiturum unübersetzt geblieben.

„ 333 (III, 31) Lies: unterwerfen statt unterwerfe.

„ 356 (III, 37) irrig: „mußt du streben, daß nicht alle Dinge unter dir seien", statt: daß alle Dinge unter dir seien.

„ 380 (III, 45) „jeder Mensch ist lügenhaft" (lies: Ps. 115, 2 statt 56, 9).

„ 388 (III, 46) „der Gerechte wird nicht beunruhigt werden, was auch von Gott geschieht" (Sprichw. 12, 21 nicht 10, 21).

„ 400 (III, 48) „und wende dich nicht im Zorne von deinem Knechte" (Ps. 26, 9 nicht 70, 13 und 26, 14).



Seite **416** (III, 50) „damit ich deine gerechten Gerichte kennen lerne" (Ps. 18, 71 statt 118, 71).

„ **423** (III, 51) „. . . die Herrlichkeit, welche dereinst an uns wird offenbar werden" (Röm. 8, 18 nicht 18, 18).

„ **426** (III, 52) „bevor ich in das Land gehe, das finster und mit Todesnacht bedeckt ist" (Job 10, 20, 22 statt 21).

„ **428** (III, 52) „ein zerknirschtes und gedemütigtes Herz verschmähst du nicht" (Ps. 50, 18 statt 19).

„ **446** (III, 55) beidemale: Röm. 21, 25 u. 21, 18 statt 7, 25 u. 7, 18).

„ **449** (III, 55 Nr. 6) ist fugatrix tristitiae unübersetzt geblieben.

„ **453** (III, 56) „und der Schüler nicht über den Meister" (Matth. 10, 75 statt 24).

„ **454** (III, 56) „daß er mit mir im Reiche meines Vaters sitzt" (Joh. 14, 24 statt 14, 21).

„ **455** (III, 56) „ausharren am Kreuze" statt „im Kreuze".

„ **455** (III, 56) „und laßt uns unsern Ruhm nicht beflecken" (Marc. 9, 10 statt I. Mach. 9, 10).

„ **459** (III, 57) „das süßer meinem Munde als Honig und Honigseim" (Ps. 18, 10 statt 18, 11).

„ **461** (III, 58) „gerecht ist dein Gericht" (Ps. 113, 137 statt 118, 137).

„ **461** (III, 58) „die Gerichte des Herrn sind wahrhaftig und in sich gerechtfertigt" (Ps. 18, 9 statt 18, 10).

„ **463** (III, 58) „ich bin ihnen mit den Segnungen meiner Süßigkeit zuvorgekommen" (Ps. 20, 3, statt 20, 4).

„ **471** (III, 59) muß der Titel „man muß alle Hoffnung und alles Vertrauen auf Gott setzen" richtiger „auf Gott allein" heißen.

„ **477** Einleitung zum IV. Buch (Die Stimme Christi) sind die Stellen Matth. 11, 38 in 11, 2, Joh. 6, 54 in 6, 57 und Joh. 6, 61 in 6, 64 abzuändern.

„ **480** (IV, 1) „ich will euch erquicken" (Matth. 11, 28 nicht 12, 28).

„ **501** (IV, 3) „habe ich meine Seele erhoben" (Ps. 85, 3 statt 85, 4).

„ **504** (IV, 3) „ferne von dir im sterblichen Leibe pilgert" (II. Cor. 5, 6 nicht I. Cor. 5, 6).

„ **507** (III, 4) „komme mit den Segnungen deiner Liebe zuvor" (Ps. 20, 3 statt 20, 4).

„ **513** (III, 4) „Ja ich arbeite ich Schweiße" statt „im Schweiße".

„ **526** (IV, 7) „sondern alle Sünden sollen ihm vergeben sein" (Ezech. 23, 22; 33, 10 statt 18, 22; 33, 11).

„ **529** (IV, 8) „der kann mein Jünger nicht sein" (Luc. 14, 15 statt 14, 33).

„ **563** (IV, 14) „die du denen bereitet hast, die dich fürchten" (Ps. 30, 23 statt 30, 20).

„ **565** (IV, 14) „deren Herz so sehr entbrennt zu Jesus, der mit ihnen wandelt" (Luc. 24, 49 statt 24, 35).



Seite 570 (IV, 15) „und sein Herz wird sich in ihm erweitern" (Js. 60, 50 statt 60, 5).

„ 580 Titel des 18. Kap.: ist das in diesem Schlußkapitel wohl absichtlich gewählte Wort imitator Christi nicht mit „Jünger", sondern mit Nachfolger Christi zu übersetzen.

Manche allzu frei übersetzte und in meinem Handexemplar korrigierte Stellen übergehe ich hier. Aber wäre es nicht besser, auf die Angaben der Bibelstellen ganz zu verzichten, wie dies im Original Thomas' a Kempis und in der kritischen lateinischen Ausgabe Pohls der Fall ist, als die meisten dieser Stellen falsch zu zitieren? Auch eine alte deutsche Übersetzung der Nachfolge in kleinem Gebetbuchformat, die mir besonders teuer ist, weil sie ein Geschenk des Grazer Domvikars zur goldenen Hochzeit meiner Großeltern nach deren Einsegnung durch ihn ist, und die damals anonym (Wien 1861, Verlag der Mechitaristen-Buchhandlung) erschien, verzichtet sogar darauf, die zahlreichen Zitate Thomas' irgendwie durch den Druck hervorzuheben. Freilich ist auch ihr wiederholt das Malheur begegnet die asketischesten und demütigsten Stellen durch Druckversehen in ihr Gegenteil zu verkehren, so wenn sie u. a. sagt: Du sollst mir (Gott) also nichts Gutes zuschreiben (statt dir), und daß Gott allein in Allem zu beneiden statt zu benedeien ist; und wenn sie um die Gnade bittet, voll Liebe „für alle meine Freunde" statt für alle meine Feinde beten zu können, welch letzteres ja gerade das Kennzeichen des wahren Christentums ausmacht und etwas schwerer ist als ersteres. Dafür hat dieses Büchelchen, dem andererseits jedes Inhaltsverzeichnis fehlt, vor vielen anderen deutschen Ausgaben der „Nachfolge" voraus, daß sein Gebetsanhang ausschließlich den Schriften Thomas' a Kempis entnommen ist. Und da begegne ich vielleicht manchem Widerspruch, wenn ich mich gegen die Gebetsanhänge dieser deutschen Ausgaben — die lateinischen haben ohnehin keinen — erkläre; einfach aus dem Grunde, weil keines dieser Gebete an tief empfundener Ursprünglichkeit und Wert der „Nachfolge Christi" selbst nur entfernt nahe kommt. Diese aber hat allein schon in ihrem größten und



köstlichstem Buche, dem dritten, nicht weniger als 25 Gebete, und das ganze vierte Buch ist fast nur eine einzige unio mystica — ein einziges, in Gott überfließendes Gebet, in jenem Sinne, für den später der Cherubinische Wandersmann Angelus Silesius die Worte gefunden hat:

„Mensch, wo du noch was bist, was weist, was liebst und hast:
So bistu, glaube mir, nicht ledig deiner Last."

Dieses Aufgehen in die Gottheit, dieses Überfließen in sie kann durch keines unserer heutigen Gebete auch nur annähernd so ausgedrückt werden, wie durch die Gebete, die schon in der „Nachfolge" selbst reichlich enthalten sind. Deswegen kann ich mich auch nicht befreunden mit „Bearbeitungen" dieses ewigen Buches zum Gebrauche unserer protestantischen Mitbürger, für's Feld usw., wie dies gegenwärtig gern gerade so geschieht, wie mit unseren Klassikern und sonstigen Werken literarischen, philosophischen und religiösen Inhalts, die so der modernen Bequemlichkeit mundgerecht gemacht werden sollen. Hier oder nie heißt es: entweder ganz oder gar nicht. Die Nachfolge Christi ist nun einmal ein asketisches und mystisches Buch. Asketik und Mystik sind aber die feinsten Blüten am Baume des wahren Christentums. Kaiser Friedrich III. suchte und fand auf seinem letzten Schmerzenslager Trost und Stärke in der „Nachfolge Christi". Es wäre interessant zu wissen, welche Ausgabe ihm zu Gebote stand. Vermutlich eine vollständige, also „katholische", denn meines Wissens bestand damals noch keine der heutigen freien „Bearbeitungen". Bekanntlich sind viele Kapitel von Thomas für seine geistlichen Mitbrüder geschrieben, also auch nicht für den katholischen Laien; und doch wird dieser und jeder Christ in diesem wunderbaren Buche immer und überall Erbauung, Trost und eine über alle profane weit hinausreichende Lebensphilosophie finden. Und hat sie durch Jahrhunderte gefunden. Mit diesen „Bearbeitungen" aber steht es ähnlich wie mit denen, die in unserer Zeit mit der Bibel und insbesondere auch mit dem Neuen Testament vorgenommen werden: freie Nach- und Umdichtungen, Ver-



dünnungen der uralten Texte, die dadurch dem „modernen Empfinden näher gebracht werden sollen". Was dabei an Gehalt, was an ehrwürdiger Form verloren geht — darnach fragt keiner dieser „Nachdichter". Ich möchte wünschen, daß die gläubigen Protestanten sich gegen solche Verwässerungen und „Verbesserungen" der sprachformenden alten Luther-Bibel und des philologisch sie weit übertreffenden Weizsäcker'schen Neuen Testamentes, das sogar in katholischen Seminaren verwendet wird, ebenso wehren möchten wie wir Katholiken an den Übertragungen der Vulgata durch Allioli und Arndt festhalten sollten. Und was die Gebete betrifft, so haben wir so gute alte und neuere Gebetbücher, daß wir unsere Ausgaben der Nachfolge Christi nicht mehr mit so ungleichwertigen Gebetsanhängen zu belasten brauchten. Die Laienausgabe des Missale Romanum, die Parallelausgabe mit liturgischen Erklärungen von P. Anselm Scholz, die (bei Herder, Freiburg i. Br.) immer neu aufgelegt wird und den ganzen Gebetschatz der katholischen Kirche enthält, ist ein Gebetbuch, das eine ganze Bibliothek solcher aufwiegt.

Die Nachfolge Christi aber ist nach Fontanelle „das schönste Buch, welches eines Menschen Hand hervorgebracht", und der Protestant Leibnitz meint: „Die Nachfolge Christi ist eines der vortrefflichsten Werke, die je geschrieben worden sind. Selig, wer nach dem Inhalte dieses Buches lebt." Wer aber möchte nicht jedes Wort unterschreiben, wenn Aug. Nicolas in seinen Philosophischen Studien über das Christentum sagt: „Es gibt ein Buch für alle Welt und für alle Zeiten, ein allgemeines, ein unsterbliches Buch, welches jedem Alter, jedem Stande, jedem Glauben zum Ratgeber dient, gleichsam wie ein Orakel der Weisheit, das man viel mehr hört als liest — so täuschend ist die Wahrheit seiner Sittenlehre, daß man sie verwechselt mit der Stimme des Gewissens selbst. Dieses schönste unter allen Büchern, die nur immer von Menschenhänden verfaßt sind — es ist die Nachfolge Christi."

Und deshalb wollen wir uns glücklich preisen, daß wir



es haben: in der Reinheit des ehrwürdigen und schlichten lateinischen Originals, wie es uns Joseph Pohl wiederverschafft hat, und auch dafür sorgen, daß unsere deutschen Uebersetzungen möglichst rein und vollständig bleiben. Und wenn wir in dieser sturmdurchtobten Zeit auch ferner als je von der Erreichung des christlichen Ideals sind, so wollen wir es doch nicht ganz aus den Augen verlieren, wie es Thomas von Kempen sich und uns in seinem an seinem Grabe auf dem Agnetenberg zu Zwolle angebrachten Wahlspruch zum denkwürdigen Hexameter gefaßt hat:

Nusquam tuta quies nisi Cella, Codice, Christo.

XI.

Der Weltkrieg eine sittliche Notwendigkeit.

Bausteine zu einer Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert.

Von H. S.

Nachfolgende Skizze der deutschen Kultur im Beginn des 20. Jahrhunderts versucht ein Bild der in unserem Vaterlande vor Ausbruch des Weltkrieges herrschenden Zustände zu zeichnen, soweit dies auf Grund der mehr oder minder zufälligen Lektüre von Büchern und Zeitungen sowie persönlicher Beobachtung des Tun und Treibens der Großstadt möglich ist. Da die mitgeteilten Tatsachen sich hauptsächlich auf Münchener Verhältnisse und Vorfälle beziehen, so kann sie natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, dürfte aber in ihrer Verallgemeinerung auf ganz Deutschland doch zutreffend erscheinen. Verfasser muß aber von vornherein um gütige Nachsicht bitten, wenn er dabei durch den Gegenstand sich genötigt sieht sich einer Sprache zu bedienen, die sich kein Blatt vor den Mund nimmt. Er kann sich dabei zu seiner Rechtfertigung auf keinen Geringeren



als Friedrich Theodor Vischer berufen, der in seiner Schrift: „Mode und Cynismus“, Stuttgart 1879, sich in den drastischsten Ausdrücken über die damalige Mode ausspricht. Er sagt darin unter anderem: Menschenfurcht soll dich nicht abhalten, das Ekelhafte ekelhaft zu nennen, und begründet seinen Standpunkt aufs Eingehendste. Es ist ja an und für sich einer der Hauptfehler unserer Zeit, daß man sich scheut die Dinge beim rechten Namen zu nennen und einem schwächlichen Humanitätsideal zuliebe menschliche Verirrungen zu vertuschen oder mit einem schamhaften Schleier zuzudecken sucht. Auf solche Weise werden aber bestehende Wunden nicht geheilt; dazu bedarf es des Messers oder des glühenden Eisens.

Während aber Vischer in seiner Broschüre nur die Ausschreitungen der Mode geißelt, beschränkte sich die dann einsetzende sittliche Entartung nicht mehr auf jene allein, sondern ergriff alle Zweige des gesellschaftlichen Lebens, wie Literatur, Theater, Kunst, und im Gegensatz zu früheren Zeiten auch alle Klassen der Bevölkerung, von den höchststehenden bis zu den untersten, was die der Zukunft des deutschen Volkes drohende Gefahr bedeutend verschlimmert, denn letztere sind es ja, aus denen es sich hauptsächlich erneuert. [1])

Wenn wir den Ursachen nachgehen, die die beklagten Zustände allmählich herbeigeführt haben, so müssen wir dafür in erster Linie die rapide Zunahme des Reichtums in Deutschland verantwortlich machen, der ein bis dahin unbekanntes Wohlleben im Gefolge hatte. Ein maßloser Luxus und

1) Siehe auch Joh. Volkelts Abhandlung: Kunst, Moral und Kultur in „Zwischen Dichtung und Philosophie“, München 1908, C. H. Beck, S. 330 ff. und desselben Autors: „Kunst und Volkserziehung. Betrachtungen über Kulturfragen der Gegenwart“, ebenda 1911. Ein Buch, das den zur Zeit in Kunst und Literatur herrschenden Geist vom ethischen Standpunkt mit überaus treffender und erschöpfender Kritik an den Pranger stellt und für jeden Vater, der es mit der Erziehung der Kinder ernst meint, fast unentbehrlich ist.

eine Gier nach Vergnügungen aller Art stellten sich ein, die vor keiner Grenze mehr Halt machten; immer üppiger wurde das Dasein; Genüsse in jeder Form wurden durchgekostet, bis zuletzt alle Register menschlicher Liederlichkeit aufgezogen waren. Die althergebrachten Anschauungen über Zucht, Sitte und Ehrbarkeit waren von den verführerischen, aber wohl meist unverstanden gebliebenen Lehren Nietzsches vom Uebermenschen und der Umwertung aller Werte als altmodisch und unzeitgemäß über den Haufen geworfen. Eine Unsicherheit in der Beurteilung dessen, was vom Standpunkt des öffentlichen Wohles erlaubt wie von der Rücksicht auf die Forterhaltung eines sittlich unberührten Familienlebens sowie der notwendigen Autorität der Eltern und Lehrer unseren Kindern gegenüber geboten ist, war eingerissen, sodaß selbst diejenigen Organe, deren Aufgabe es gewesen wäre, rechtzeitig einer allgemeinen Demoralisation vorzubeugen, nicht zuletzt die Rechtsprechung und die Schule, vollständig versagten.

Um nur eine kleine Blütenlese aus dem umfangreichen Stoffe zu geben, der sich auch dem unbeteiligten Zuschauer allerwärts aufdrängt, sei zuerst mit der Mode[1]) begonnen, natürlich mit der weiblichen, die wie immer in solchen Zeiten wachsender Zuchtlosigkeit die Führung übernimmt. Während diese im Anfang des 20. Jahrhunderts trotz aller sonstigen Ausschreitungen (Extravaganzen) sich immerhin innerhalb der Grenzen der Dezenz bewegte, zeitigte die zunehmende Üppigkeit der Lebensformen allmählich die Tendenz, es früheren durch große Sittenlosigkeit ausgezeichneten Kulturperioden auch in Bezug auf die Kleidung gleichzutun. Es wurde wieder allgemein Sitte sich in der mannigfaltigsten Weise zu entblößen, um die Augen der Männerwelt auf sich zu ziehen. Mit erfinderischem Talent wurden die Kleiderschnitte immer mehr nach der Richtschnur hin ausgezirkelt, daß die weiblichen Reize in auffälligster Weise hervortraten. Bald war

1) S. a. Plank „Mode und Sittlichkeit". Ethische Kultur 24. 1916.

es eine umfangreiche Dekolletierung — o welch schönes deutsches Wort, besonders im Munde der unteren Volksklasse! — von Hals und Brust, bald wurden die bis dahin verhüllt getragenen Arme bis zur Schulter entblößt oder nur mit halb oder ganz durchsichtigem oder durchbrochenem Stoffe bedeckt, dann wieder wurden die Körperformen betont, sei es durch die den Umrissen des Oberkörpers sich aufs Genaueste anschmiegende Bekleidung, sei es durch eine alles Maß übersteigende Enge der Röcke unterhalb des Knies, die der Trägerin nur mehr ein kurzes Humpeln gestattete. Die Sommerkleidung ward aus so dünnen, weißen Stoffen verfertigt, daß die Sonne ungehindert durchscheinen konnte und die Konturen der Beine sich deutlich abmarkierten.

Um die mit ganz durchsichtigen oder durchbrochenen Strümpfen bekleideten Füße bis zu den Waden zeigen zu können wurden die Röcke auf der Seite geschlitzt oder möglichst in die Höhe gehoben. Die höchste Vollendung des Raffinements wurde aber durch eine bis aufs Äußerste getriebene Spannung des Kleides über dem Unterleib erreicht, wodurch der genaue Bau des Körpers zu Tage trat, so daß dessen Besitzerin „In Kleidern nackt“ erschien, wie schon Vischer sich ausdrückt. Rücksicht auf das Schamgefühl hält uns ab die Rolle darzulegen, die die Behandlung eines anderen Körperteiles in der Kunst des Schneiders spielte. Wer sich dafür interessiert, mag die Einzelheiten in der oben erwähnten Schrift Vischers nachlesen, die überhaupt mit der ihm eigenen erfrischenden Offenheit und erstaunlichen Beobachtungsgabe auf mehr als 19 Druckseiten die weibliche Kleidung in der ausführlichsten Weise schildert, und in einer Sprache voll den Nagel überall auf den Kopf treffender Ausdrücke derbster Art die Auswüchse der Mode schonungslos an den Pranger stellt. Es ist sehr zu beklagen, daß diese Schrift, die sich liest, als wäre sie heute geschrieben, so genau wiederholt sich das für die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts geltende Modebild in unseren Tagen wieder, soviel wir wissen, noch keinen Neudruck erlebt hat, wie so viele andere Bücher vergangener



Jahrhunderte, die es weniger verdient hätten. Wir müßten Vischer der Vollständigkeit halber ganz ausschreiben und können nur den Rat geben das interessante Büchlein nachzulesen.

Die weibliche Unterkleidung verfeinerte sich, wie man noch jetzt in den Auslagen der feineren Wäschegeschäfte sehen kann, bis zu der Zartheit eines Spinngewebes und wird jetzt noch bis auf die intimsten Einzelheiten auf lebensgroßen Puppen aller Welt zur Schau gestellt, alles wie auch die durch keinerlei Gründe motivierten schamlosen Nuditäten der Friseurgeschäfte nur darauf berechnet sinnliche Gelüste zu erregen. Wie muß ein solcher Anblick schlecht oder gar nicht verhüllter weiblicher Reize auf die heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechts wirken, auch auf das weibliche, indem das jedem Menschen von Natur innewohnende Schamgefühl abgestumpft wird! Daß wir uns mit dieser Behauptung keiner Übertreibung schuldig machen, beweist wiederum ein Ausspruch Vischers, daß ihn das erste Ballet, das er als junger Mensch im Theater gesehen, in eine unbeschreibbare Aufregung und Verwirrung gebracht habe. Alle moralische Kraft habe er nötig gehabt um diese Eindrücke zu überwinden.

Auf den zu förmlichen Orgien ausartenden Redouten, besonders den sog. Balparés, die für die Lebewelt ganz Europas einen gesuchten Anziehungs- und Sammelpunkt bildeten,[1]) soll die Entblößung des Körpers bis an die Grenzen des Menschenmöglichen gegangen sein, ohne daß die Hüter der öffentlichen Moral dagegen einzuschreiten für nötig befanden. Auf einem der Allgemeinheit zugänglichen Künstlerball ging man sogar so weit, vollständig nackte Mädchen und Weiber in einem festlichen Zug durch den ganzen Saal zu tragen. Was sich in ähnlichen Schaustellungen in Privatkreisen abgespielt haben mag, davon kann man sich leicht ein Bild machen, wenn man bedenkt,

1) Vergl. die Schilderung eines solchen in Hans v. Hammersteins Münchener Roman Februar S. 190 ff.



was hier unter den Augen des Gesetzes in voller Öffentlichkeit anstandslos geduldet wurde. Von Veranstaltungen dieser Art, die uns bekannt geworden sind, erwähnen wir orientalische Nackttänze, die im Kasino des Ausstellungsparks aufgeführt wurden, Nacktbälle in Schwabing, wo ein förmlicher Dionysoskultus getrieben wurde, wie man auch aus dem Roman der Gräfin Reventlow „Aufzeichnungen des Herrn von Dames“ und dem als solchen total mißlungenen von Oskar A. H. Schmitz „Wenn Frauen erwachen“ und ähnlichen Werken entnehmen kann. Die Berliner Schönheitsabende sind ja bekannt. Eine Art von Sonnenkultus wurde besonders bei Ausflügen in die Berge in so ausgebreitetem Maße getrieben, daß z. B. in Gries am Brenner an verschiedenen Stellen Tafeln angebracht werden mußten mit der Aufforderung an die Fremden, nicht ganz nackt herumzulaufen.

Eine Zeit lang war es ferner förmlich Mode geworden, daß Damen vom Theater sich in Trikots photographieren ließen und in den Fenstern von Kunsthandlungen, ja sogar von gewöhnlichen Schreibwarengeschäften sich den Augen aller Welt preisgaben. In den Auslagen einer Kunsthandlung in der Maximilianstraße konnte man das Bild einer bekannten Schauspielerin sehen, das an Raffiniertheit der mangelhaften Bekleidung und an cynischer Lüsternheit wohl alles in den Schatten stellte, was je in dieser Hinsicht an Porträten lebender Persönlichkeiten öffentlich zur Schau gestellt worden ist.

Für alle diese Ausschreitungen der Sinne hatte man die richtige Formel geprägt, indem man sagte: der Mensch muß sich ausleben können. Das Traurigste bei der ganzen Sache ist, daß die deutsche Frau in dem angstvollen Streben, ja nicht unmodern zu erscheinen, alle die schamlosen Ausgeburten welscher Liederlichkeit ohne Widerrede hinnahm. Noch schlimmer ist die Wirkung auf das jugendliche weibliche Gemüt, das dadurch jeden Maßstab für das, was sittlich erlaubt und dezent ist, wohl für immer verlor. Wo

waren denn da die vielen Frauenvereine, die so viele Worte der Entrüstung finden, wenn es gilt die vermeintliche Unterdrückung durch das stärkere Geschlecht zu bekämpfen? Sie hätten doch mit Leichtigkeit durch die große Macht, die sie heute repräsentieren, auf die Fabriken, die die Stoffe herstellen, wie auf Modegeschäfte und Schneiderinnen mäßigend einwirken können, auf daß die Ausschreitungen der Mode nicht die Grenzen der Sittlichkeit zu arg überschritten. Aber: vanitas vanitatum vanitas.

Wie natürlich blieb das Theater nicht zurück, wenn es galt aus menschlichen Verirrungen Kapital zu schlagen.[1]) Daß die französischen Ehebruchsdramen und ihre schlechteren deutschen Nachahmungen seit langem die Bühne beherrschten, ist zu bekannt, als daß wir nötig hätten hier näher darauf einzugehen. Nachdem mit Maeterlincks Monna Vanna zum erstenmale die öffentliche Enthüllung des Körpers bühnenfähig geworden war, wurde sie zu einem fast unentbehrlichen Bestandteil des Spielplans der größeren Variete-Theater. Ich erinnere nur an die Vorstellungen lebender Plastiken in den Variete-Theatern. In gewissen Theatern soll es auch eine Zeit lang Mode gewesen sein förmliche Entkleidungsszenen auf die Bühne zu bringen. Ja, ein Hoftheater scheute sich nicht die Verführungskünste der Lady Hamilton dem Publikum in natura vorzuführen.[2]) Und was das Niveau der aufgeführten Stücke betrifft, so brauchen wir bloß auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Werke Frank Wedekinds, der seine Stoffe mit Vorliebe aus dem Pfuhl sittlicher Perversitäten entnahm, sich vieler Wiederholungen erfreuen durften.[3])

---

1) Ausführliches darüber siehe bei Joh. Volkelt: „Die Erotik auf dem Theater." K. u. V. S. 130 ff. Ferner desselben: „Bühne und Publikum." Zw. D. u. Ph. S. 355 ff., wo speziell Wedekinds Werke einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen werden.

2) Jakob Wassermann: Die ungleichen Schalen, 1914 wiederholt im k. Residenztheater aufgeführt.

3) Arthur Dinter, Weltkrieg und Schaubühne — Deutsche Erneuerung Bd. 1. München 1916 J. F. Lehmann — schreibt: Stücke wie

Um nur eines von ihnen zu erwähnen wie das so viel gegebene „Frühlings Erwachen“, so greift man sich unwillkürlich an die Stirne, wenn man sieht, daß vier Fünftel der Zuhörerschaft aus Personen des anderen Geschlechts jeden Alters besteht, und fragt sich, ob denn der heutigen Frauenwelt in ihrem Bestreben, es überall den Männern gleichzutun, alles Schamgefühl, das doch nach unseren altmodischen Anschauungen mit dem Begriff echter Weiblichkeit unzertrennlich verknüpft ist, abhanden gekommen ist? Die in diesem Stücke vorkommenden jungen Leute sind doch keine normalen Menschen, sondern ganz sinnliche, ja pathologische Naturen. Bei gut und streng sittlich erzogenen Jünglingen und Mädchen herrscht in diesem Alter doch häufig eher eine gegenseitige Abneigung der Geschlechter gegen einander. Doch ich vergesse, der Dichter von heutzutage soll ja sittliche Abnormitäten schildern und zwar je krasser desto besser, um den Geschmack des Publikums zu befriedigen, sonst ist er nicht modern und das zieht an und bringt viel Geld ein. Und in solche Stücke lassen die Eltern ihre Kinder gehen. Das ist allerdings sexuelle Aufklärung, wie kein Arzt sie besser zu geben vermag.[1]) Schuld daran, daß es soweit gekommen ist, trägt die Erziehung; die Eltern besitzen keine sittlichen Grundsätze mehr, nach denen sie sich richten würden; sie können Gut und Böse, Recht und Unrecht nicht mehr von einander unterscheiden. Im Übrigen sollte man ja alles gelesen und gesehen haben um darüber mitsprechen zu können, sonst ist man ungebildet und zurückgeblieben, kurzum unmodern und das scheut man wie die Katze das Wasser; lieber setzt man seine Kinder gedankenlos allen möglichen

---

Wedelinds „Frühlings Erwachen“ sind für das Volk gefährlicher als die Pest und ein Schandfleck der Dichtung deutscher Zunge.

1) Siehe auch die Broschüre von Joh. Ude-Graz: Moralische Massenverseuchung durch Theater und Kino. Den hohen Behörden und dem deutschen Volke vorgelegt von „Österreichs Völkerwacht“-Verein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Im Selbstverlag von „Österreichs Völkerwacht“. Graz 1908.

sittlichen Gefahren aus. Dann dient als Entschuldigung, daß man nicht die Zeit hat alles selbst zu lesen oder anzuschauen und überläßt so die unreife Jugend ganz sich selbst. Kein Wunder, daß diese mit 20 Jahren schon altklug und gegen alles Ideale abgestumpft ist und nur mehr Interesse an den Schauspielern, Sängern und Sängerinnen sowie an pikanter und spannender Lektüre und die Nerven aufreizenden Theaterstücken hat.

Besonders charakteristisch für die Welle schwüler Sinnlichkeit, die ganz Europa im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts überflutete, ist der Salomekoller, wie Hugo Daffner in seinem Werke: „Salome, ihre Gestalt in Geschichte und Kunst“ München 1914 die Seuche richtig getauft hat. Nachdem Oskar Wildes Salome 1901 zum erstenmal in Deutschland gegeben worden war, verging kein Jahr, das nicht eine literarische Bearbeitung dieses pikanten Stoffes gebracht hätte. Nach Wildes Werk erschien Sudermanns Schauspiel „Johannes“ und die Oper „Salome“ von Richard Strauß. In der bildenden Kunst ließ kein Künstler von Namen die Gelegenheit vorübergehen, seine Auffassung des Gegenstandes in origineller Form wiederzugeben. Bekannte Schauspielerinnen ließen sich mit Vorliebe in dieser Rolle malen, so Lilli Marberg in dem Augenblick, wo sie voll sinnlicher Gier vor dem Haupte des Johannes kniet und die Hand darnach ausstreckt.

Hier ist auch der Platz der Ausartungen der Kabarets oder der Kleinbühne zu gedenken, die sich immer mehr der Pflege des exotischen Tanzes zuwandten. Der brasilianische Tango, der Kakewalk des Niggers, die gemeinen Schiebetänze, sogar der vom Abschaum des Pariser Vorstadtpöbels stammende Appachentanz fanden ihr dankbares Publikum, das sich in Haufen zu den Darbietungen drängte. Die skandalösen Vorgänge im Odeonskasino, die zur polizeilichen Schließung dieses Lokales für die Elite der Lebewelt führten, stehen noch frisch in Erinnerung. In welchem Grade allmählich der gesellschaftliche Ton und die gute Sitte einer



allgemeinen Verrohung unterlagen, zeigt vor allem die Verwandlung, die sich die Française gefallen lassen mußte. Dieser so gemessene und ruhige Tanz war im Laufe der Zeit zu einem so ausgelassenen Hin- und Herspringen mit in die Höhewerfen der Dame ausgeartet, daß man sich eher in einem Tollhaus als unter vernünftigen, wohlerzogenen Menschen zu befinden glaubte.

Daß auch die zahllosen gleich Pilzen aus dem Boden emporschießenden Kinos, das Theater des kleinen Mannes, nicht zur Hebung der Sittlichkeit beitragen, ist ja allgemein bekannt. Die übertriebene Mimik, die oft sehr weit getriebene Sparsamkeit der Bekleidung, die Verfänglichkeit mancher Szene, besonders aber die krasse naturgetreue Wiedergabe von sensationellen Vorgängen wie Diebstahl, Einbruch, Mord[1]) mußten auf das Publikum, das der Hauptsache nach aus Angehörigen der unteren Stände und besonders Kindern bestand, eine sittenverderbende, nervenzerrüttende Wirkung ausüben, deren Folgen bei der Jugend schon verschiedentlich zu Tage trat. Es ist daher nicht hoch genug anzuerkennen, daß das Generalkommando des I. Armeekorps Kindern bis zu 17 Jahren den Besuch der Kinos verboten hat, wozu sich die bürgerlichen Behörden trotz aller an sie ergangenen Aufforderung nicht hatten aufschwingen können. Was für eine Unsumme Geldes überdies die im Verhältnis zum Wert ihrer Darbietungen viel zu teuren Kinos gerade den unbemittelten Volksklassen, die fast keine Vorstellung unbesucht lassen, aus der Tasche locken, läßt sich garnicht abschätzen.

---

1) W. Conradt „Kirche und Kinematograph", Berlin 1910, fand auf 250 Films 97 Morde, 45 Selbstmorde, 51 Ehebrüche, 19 Verführungen, 92 Entführungen und 176 Diebstähle aufgeführt.

S. a. die überaus treffenden, den Gegenstand in erschöpfender Weise behandelnden, Darlegungen von Rob. Gaupp und Konr. Lange: Der Kinematograph als Volksunterhaltungsmittel (der K. vom medizinischen und psychologischen v. Rob. Gaupp, der K. vom ethischen und ästhetischen Standpunkt von K. Lange) 100. Flugschrift des Dürerbunds und die oben erwähnte Broschüre von Joh. Ude, Graz.

Jedenfalls haben sie auch in volkswirtschaftlicher Beziehung unermeßlichen Schaden getan, da das dafür verausgabte Geld für vernünftigere Zwecke verloren ging. Wenn es allerdings wahr sein soll, daß eine bekannte Filmdarstellerin für das Auftreten in einer einzigen Rolle 90000 ℳ bekam, dann nimmt es nicht Wunder, wenn so hohe Eintrittspreise für eine so niedrigstehende Kunstgattung verlangt werden.

Was auf dem Gebiete unsittlicher Darstellungen im geheimen von der Kinematographie produziert und vertrieben wird, kann man aus der verdienstlichen Broschüre Ludwig Kemmers „Die graphische Reklame der Prostitution, München 1906" mit Schaudern ersehen.

Bei einer solchen Richtung des Zeitgeistes kann es nicht mehr wundernehmen, daß auch die Literatur sich in demselben Fahrwasser bewegte und unverhüllt die schrankenlose Befriedigung der menschlichen Triebe und die freie Liebe in alten Formen predigte. Man darf es unumwunden aussprechen: So wenig man früher unseren jungen Mädchen und Knaben, unserer noch in den alten Anschauungen über Sittlichkeit und Anständigkeit aufgewachsenen Frauenwelt ein französisches belletristisches Buch ohne vorhergehende genaue Prüfung des Inhalts in die Hand geben konnte, ebensowenig, ja noch viel weniger darf man dies heute bei der maßlos anwachsenden Belletristik tun, denn der harmloseste Titel deckt oft die größten Unsittlichkeiten und überall liegt die in den verführerischsten Farben schillernde Schlange der Unzucht im Grase verborgen. So muß z. B. des begeisterten Sängers geschlechtlicher Liederlichkeit, Otto Julius Bierbaums, bizarrer Prinz Kuckuck, dem übrigens alle Lebenswahrheit und Natürlichkeit in Bezug auf Erfindung wie die dargestellten Charaktere abgehen, unter allen pornographischen Erzeugnissen der Weltliteratur unbedingt die Palme zuerkannt werden. Wie das Schwein sich mit innigem Behagen im größten Drecke wälzt, so wühlt dieser Autor mit einer Art von cynischer Wollust im Schmutze der aus-



gelassensten Sinnlichkeit.[1]) Wie mancher Vater mag dies Buch, von dem originellen Titel verführt und ohne sich vorher durch eigene Lektüre von der moralischen Verworfenheit des Autors überzeugt zu haben, seinen Kindern auf den Weihnachtstisch gelegt haben, ohne zu ahnen, welche nicht mehr gutzumachenden Schäden er damit der bis dahin noch unschuldigen kindlichen Phantasie zufügte. Als würdige Genossen Bierbaums sind Arthur Schnitzler mit seinem „Reigen" und der gegenwärtig über Gebühr gepriesene Frank Wedekind zu nennen, dessen wir bereits beim Theater gedachten. Wir wollen aber an dieser Stelle noch ein Buch besonders herausgreifen, weil es bei Beginn des Weltkrieges mit allen Mitteln der Reklame angepriesen, jetzt schon in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet ist, die Romantrilogie Walter Bloems „Das eiserne Jahr", „Volk wider Volk" und „Die Schmiede der Zukunft". Dieses äußerst spannend geschriebene Buch, das an Raffiniertheit darstellerischer Kunst den Vergleich mit jedem Kolportageroman aufnehmen kann, ist nichts anderes als eine Spekulation auf die Sinnlichkeit seiner Leser. Das Empörende bei der ganzen Sache liegt aber darin, daß der Verfasser eine der größten Schicksalsstunden des deutschen Volkes dazu ausnützt, sich mittels Erregung niedriger menschlicher Instinkte zu bereichern. Dies beweist gleich der Anfang des ersten Bandes, der die Vorgänge in Bad Ems im Juli 1870 schildert, die Frankreich den längst gesuchten Anlaß verschafften Deutschland den Krieg zu erklären. An demselben Tage, da König Wihelm I. von Preußen die Zumutungen, die welsche Frechheit an ihn zu stellen wagte, würdevoll zurückwies und damit im deutschen Volke stürmische Zustimmung entfachte, läßt der Verfasser ein deutsches Mädchen, die Tochter eines patriotischen deutschen Generals, sich in die Arme eines durch seinen südlichen Teint und feurige dunkle Augen zu verführerischen,

1) Siehe auch seine gemeinsinnlichen „Deutsche Chansons (Brettl-Lieder)". Berlin und Leipzig 1900.



feindlichen Offiziers stürzen, um ihm in der Aufregung sinnlicher Leidenschaft ihre weibliche Ehre zu opfern. Welche Schande für unser ganzes Volk, wenn ein Buch so großen Beifall findet, in dem eine seiner Töchter aus bestem Stande in einem Augenblick höchster vaterländischer Begeisterung eines solchen Mangels an deutscher Gesinnung für fähig erklärt wird. Auch sonst ist es noch reich an Szenen, die von Sinnlichkeit strotzen. Daß auch in den Werken des nach unserer Meinung gewaltig überschätzten Gustav Frenssen das sinnliche Element eine bedenkliche Rolle spielt, ist für ihn als ehemaligen Pastor sehr bezeichnend und dürfte nicht wenig zu seinen großen Erfolgen beigetragen haben.

In Berlin befaßte sich ein Verlag speziell mit dem Vertrieb unsittlicher Literatur, aber auch zwei bekannte Münchener Neugründungen räumten einer mehr oder minder pikanten Lektüre einen hervorragenden Platz unter ihrer Bücherproduktion ein. Mit besonderer Vorliebe wurde das sexuelle Gebiet gepflegt. Werke wie das von Iwan Bloch „Sexualleben unserer Zeit" (Berlin 1907) sollen auch unter dem weiblichen Geschlecht reißenden Absatz gefunden haben.

Daß auch die wirkliche Schundliteratur in unglaublichem Maße anwuchs und besonders von der unreifen Jugend gierig verschlungen wurde, ohne daß man einen Gesetzesparagraph ausfindig zu machen wußte, der ihre Verbreitung hätte hindern können, sei als Zeichen der Zeit noch nebenbei erwähnt. [1])

Ein anderer Zweig der literarischen Produktion verfolgt das Ziel, sämtliche Erotika der Weltliteratur auszugraben und in tadellosen, womöglich mit den ursprünglichen Illustrationen ausgestatteten Neudrucken, der dafür empfänglichen Lebewelt zugänglich zu machen. Es fanden sich auch moderne Künstler wie Franz Bayros, die es verstanden sich ganz in den Geist der französischen Rokokozeit einzufühlen,

1) Ernst Schultze, „Die Schundliteratur. Ihr Wesen, ihre Folgen, ihre Bekämpfung." 2. Aufl. Halle 1911.



und an Pikanterie der Darstellung keinen Vergleich mit den Künstlern jener Zeit zu scheuen brauchen. Eduard Fuchs schrieb eine mit zahllosen zum Teil kolorierten Abbildungen ausgeschmückte Sittengeschichte der erotischen Karikatur und des Weibes in der Karikatur. Sammlungen erschienen, die die Schönheit des nackten Menschen sei es in Kunstwerken aller Zeiten, sei es in Photographien nach der Natur zum Gegenstand hatten. Ein zum öffentlichen Unfug ausartendes Angebot von weiblichen Aktfiguren für ‚Künstler' bildete eine ständige Rubrik in unseren verbreitetsten illustrierten Witzblättern wie Jugend und Simplizissimus. Der sittliche Tiefstand, den insbesondere letzterer erreicht hatte, dokumentierte sich darin, daß fast jede Nummer ein allerdings hochkünstlerisch ausgeführtes Bild mit entsprechendem Text brachte, das den Ehebruch verherrlichte, wobei die Dame in mehr oder minder verführerischem Deshabillée, der Herr in feinster Balltoilette dargestellt war.

Daß auch die bildende Kunst als solche mit der Zeit ging und insbesondere dem Nuditätenkultus [1]) in weitherzigster Weise huldigte, brauchen wir nach den bisher davon schon angeführten Proben nicht weiter auszuführen. Der neue Geist, der ihre Jünger beseelte, äußerte sich aber vornehmlich darin, daß man mit einem wahren Fanatismus als allein seligmachendes Evangelium die Lehre verkündete, alles Heil sei in der Nachahmung fremder, besonders der französischen Kunst zu finden. Wurden doch Bilder, denen man den schon ausgebrochenen Wahnsinn ihres Urhebers ansieht, als geniale Schöpfungen erklärt, zuletzt gar die kindlich-naiven Zeichnungen und Malübungen primitiver Naturvölker als nachahmenswerte Vorbilder für eine wieder ganz von vorn anfangende, neu aufzubauende Kunst aufgestellt, während die auf eigenem Boden gewachsene, in altbewährten Traditionen wurzelnde heimische in Grund und Boden ver-

1) Siehe hiezu Joh. Volkelt a. a. O. S. 141 ff. Das Erotische in den bildenden Künsten.

dammt wurde. Es gibt keine nationale Kunst wurde mit dem lauten Pathos, das der Selbstüberhebung eigen ist, so lange in die Welt hinausgeschrieen, bis alle, die nicht rückständig sein wollten, in dasselbe Horn stießen.[1])

Alle Errungenschaften früherer Jahrhunderte auf technischem Gebiete, alle bisher anerkannten Gesetze der Ästhetik und Farbenharmonie wurden als wertlos und überflüssig zum alten Eisen geworfen. Das ganze Streben der jungen Künstlergeneration ging dahin, um jeden Preis Neues, Unerhörtes zu bringen, sich gegenseitig in der Wahl der Mittel, wie der Darstellung der Objekte zu übertrumpfen. Schreiende Farbenkontraste, die bis dahin verpönt gewesen waren und nirgends in der Natur zu finden sind, wurden förmlich mit Absicht gebraucht in Verbindung mit einer Technik, die statt mit dem Pinsel, mit dem Besenstiel zu arbeiten schien; Klexereien, die durch zufälliges Umstoßen verschiedener Farbentöpfe entstanden zu sein schienen, was früheren Meistern Gelegenheit zu Scherzbildern gegeben hatte, als Offenbarungen höchsten Genies angepriesen — ich erinnere nur an Kandinskys Buch „Der blaue Reiter“ —. Korrekte Zeichnung des menschlichen Körpers ward als Greuel angesehen; er war nichts mehr als eine Verbindung aufgeblasener, schwabbeliger Därme oder eine kahlköpfige Gliederpuppe — selbst Hodlers berühmte Mäher und Holzhacker erinnern bedenklich an eine solche — deren Umrisse und Verrenkungen allen Erfahrungen der Anatomie und Proportion Hohn sprachen.

Der Höhepunkt wurde durch jene Darstellungen erreicht, die wie durch Schütteln von auf Glas gemalten Bildern entstanden zu sein schienen, wobei die Scherben nur so durcheinander fliegen und der Beschauer mühsam, aber meist vergeblich, die zusammengehörigen Teile zusammensuchen muß, um zu erraten, was das Bild eigentlich vorstellen soll. Ja

1) Th. Alt, Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus. Mannheim, F. Neumich 1911.



die Frivolität, richtiger der Schwindel, ging soweit, daß man nicht einmal vor der Einheitlichkeit der Zeit mehr Halt machte, sondern auf einander folgende Vorgänge in ein und derselben Fläche darzustellen sich vermaß, so daß dieselben Köpfe und Gliedmaßen in verschiedenen Situationen auf demselben Bilde durcheinander wirbelten, als wenn sie verhext wären.

Man hätte es nicht für möglich gehalten, daß solcher Wahnwitz dennoch mit Hilfe einer auf die menschliche Dummheit spekulierenden Kunsthändlerclique ein seiner würdiges Publikum fand. Ja sogar Kunstschriftsteller fanden sich ein, die in jugendlichem Überschwang in einer an Unklarheit und bombastischem Schwulst nicht mehr zu überbietenden Sprache den neuen Stil als Gipfel der Vollendung verhimmelten, im Vergleich mit dem alles, was bis dahin in der Kunst geleistet worden war, bedeutungslos und tief in den Schatten gestellt worden war.[1])

So war die bildende Kunst in dem allgemeinen Fahrwasser angelangt, das ein Kennzeichen aller in Gährung befindlicher Jugenderscheinungen ist, nur daß zum Unterschied gegen frühere Zeiten an Stelle eines bloß mit geistigen und künstlerischen Mitteln ausgefochtenen Kampfes der Neuerer mit den Alten eine eitle Selbstvergötterung trat, die mit einer angemaßten Superiorität und einer noch nicht dagewesenen Selbstverkennung den angeblich rückständigen Gegner durch Hohn und Spott lächerlich zu machen suchte und ihn mit Schmutz bewarf, um ihn so in den Augen urteilsloser Modeanbeter unmöglich zu machen.

Ein trauriges Ruhmesblatt für Deutschland ist auch die Tatsache, daß es die ganze Welt mit gemeinen und unsittlichen Ansichtskarten überschwemmt hat, wenngleich die auf deutschem Boden höher als irgendwo anders entwickelte

1) Die beste Charakteristik der modernsten Malerei findet sich in der Broschüre von Albert Lamm, „Ultra-Malerei", S. 99. Flugschrift des Dürerbundes.



Reproduktionstechnik eine hinreichende Erklärung dafür bieten dürfte.

In der Plastik finden sich die bei der Malerei erwähnten ganz parallellaufenden Richtungen, auf die wir aber, da sie doch für unser Thema von geringerer Bedeutung sind, nicht weiter eingehen wollen. Nur eines können wir nicht unerwähnt lassen, das ist die neue Sitte Figuren auf Grabmälern und zwar ausschließlich weibliche ganz realistisch nur wie mit einem durchsichtigen, sich ganz und gar dem Körper anschmiegendem Schleier bedeckt darzustellen, so daß die Körperformen darunter zu Tage treten, als ob keinerlei Hülle vorhanden wäre. Diese Neuerung ist direkt als Unfug zu bezeichnen und schändet sowohl das Andenken der darunter liegenden Toten wie die Weihe des Ortes in viel höherem Grade, als wenn die Figuren ganz nackt wären.

Die Baukunst endlich können wir aus leicht verständlichen Gründen hier ganz unberücksichtigt lassen.

In der Musik der Gegenwart werden vielfach dieselben Dekadenzerscheinungen beklagt, wie wir sie in der bildenden Kunst kennen gelernt haben. Es fehlt ihr nach sachverständigem Urteil an Form, Stil und Melodie; die Harmonie nach der Richtung der Dissonanz ist allein herrschend. Der als ihr Begründer geltende Meister Richard Strauß brachte als Neuerung die Sensation herein und sucht unsere Nerven teils durch perverse Stoffe, wie die Oper Salome[1]), teils durch blutrünstigen Gatten- und Muttermord wie in Elektra oder durch lüsterne Sinnlichkeit wie im Rosenkavalier aufzustacheln, wozu er sich eines durch Instrumente aller Art bereicherten Orchesters und bis dahin unerhörter Klangwirkungen bedient. Während aber eben genannte Werke und die Schöpfungen seiner Nachahmer doch durch ihre großartige Technik und Stimmungsmalerei Fortschritte sogar über Richard Wagner hinaus gebracht haben, sank die Operette immer weiter herab, besonders seitdem sie von einem

1) S. a. Joh. Volkelt „Bühne und Publikum" S. 382.



unter der Ägide des internationalen, literarischen und musikalischen Berliner Judentums neugegründeten großen Verlag als besondere Spezialität gepflegt wurde. Die Texte zu seiner Massenfabrikationsware sind von einer Fadheit des Witzes und einer Frivolität, deren nur Juden der Weltstadt Berlin fähig sein dürften. Daß auch die dazu gehörige Musik an Seichtheit den Texten ebenbürtig ist, kann im vorhinein als feststehend angenommen werden. Wir brauchen bloß die Namen Kollo und Bretschneider zu nennen, um diese ganze Produktion in ihren bezeichnendsten Vertretern festzunageln.[1])

Zur Vervollständigung des Bildes des in Deutschland herrschenden Kulturzustandes gehört schließlich auch noch der Hinweis auf die Entartung des sexuellen Lebens, über die von maßgebender Seite schon so viel geschrieben wurde, daß man nur Altbekanntes wiederholen würde.

Hiermit wollen wir unsere Schilderung der deutschen Zivilisation vor Ausbruch des Weltkrieges beschließen.[2]) Der Verfasser ist sich zwar der Lückenhaftigkeit seiner Ausführungen, die in seiner mangelhaften Kenntnis des umfangreichen Stoffgebietes wie in der Beschränktheit des ihm zur Verfügung stehenden Raumes genügende Entschuldigung finden dürfte, wohl bewußt, denn eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes würde ja den Raum eines dicken Buches in Anspruch nehmen. Immerhin glaubt er auch mit dem Wenigen, was er hier geboten hat, hinreichende Beweise für die Behauptung erbracht zu haben, daß auf allen Gebieten des privaten wie des öffentlichen Lebens eine sittliche Dekadenz zur Herrschaft gelangt war, die kaum einer Stei-

---

1) Jos. Stolzing, Die Operettenseuche (Deutsches Volkstum 1917 Heft 6).

2) Siehe auch C. W. Schleicher: „Der Kampf um das Dasein zwischen der deutschen Seele und der Hohlkultur" in der für die Wiedergesundung deutscher Kunst und deutschen Geisteslebens mannhaft eintretenden Monatsschrift „Deutsches Volkstum", Jahrgang 1917, Heft 1 ff.

gerung mehr fähig war und mit fast gebieterischer Notwendigkeit eine gründliche Wendung der Dinge verlangte, bevor unsere ganze Kultur in einen Abgrund des Lasters hinabgetaumelt war, aus dem sie nur unter den größten Schwierigkeiten ohne nicht mehr gut zu machenden Schaden hätte gerettet werden können.

Wenn wir uns nun zum Schlusse die Frage vorlegen, ob der Weltkrieg schon eine Besserung all der oben gerügten Mißstände herbeigeführt hat, so läßt sich darauf bis jetzt leider noch keine befriedigende Antwort erteilen. Der mit Friedensschluß unausbleiblich einsetzende Zwang zu äußerster Sparsamkeit auf allen Gebieten wird neben den anderweitigen Erfahrungen, die die lange Dauer des Krieges mit sich gebracht hat, hoffentlich dazu beitragen, außer der zur Zeit herrschenden Üppigkeit der Lebenshaltung mancher durch ihn über Nacht reich gewordener Kreise der Bevölkerung auch die letzten Spuren der geschilderten Sittenlosigkeit zu beseitigen. Was wir ferner vom Weltkrieg erwarten, ist, daß der falsche Humanitätsdusel und die überaus schwächliche Rechtsprechung, durch deren geringfügige Strafen die vielen Menschen innewohnende Bosheit einen förmlichen Freibrief erhält und der anständige Bürger fast schutzlos dem Übeltäter preisgegeben ist, ein für alle Mal einer schärferen Tonart weichen werden und nicht die Vorschützung aller erdenkbaren mildernden Umstände den Verbrecher straflos ausgehen lassen. Möge vor allem in der Erziehung der Jugend, die infolge der grundfalschen Lehren und Methoden, die das verhängnisvolle Schlagwort „Das Jahrhundert des Kindes" gezeitigt hat, keinerlei Vorrecht des Alters, kein Züchtigungsrecht der Eltern und Lehrer mehr anerkennt, wieder strengere Anschauungen Platz greifen, die auch das alte ewig wahre Sprüchwort „ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται" beherzigen dürften.[1]) Soweit ist die Menschheit noch lange nicht, daß sie die Rute durch bloße Suggestion ersetzen

1) Siehe hierüber die trefflichen Worte Volkelts in „Kunst und Volkserziehung". S. 62 ff.



könnte. Heißt es doch in der Bibel: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“ und eines schickt sich nicht für alle. Insbesondere aber wollen wir auf die Hoffnung nicht Verzicht leisten, daß unsere tapferen Krieger, die Jahre hindurch dem Tode mutig ins Auge geschaut und in heldenhaftem Streite fürs Vaterland ihr Blut verspritzt haben, nach Friedensschluß mit neuen Gesinnungen und einem durch den Kampf auf Leben und Tod gestählten Charakter in die Heimat zurückkehren werden, um hier ein neues Geschlecht heranzuziehen, das voll Liebe zu unserm großen als unbesiegbar bewährten Vaterlande freudig an der herrlichen Aufgabe mitarbeiten wird, dem deutschen Volk in einem unter seiner politischen Führung geeinten und einigen Mitteleuropa auch die geistige und sittliche Vorherrschaft zu erringen. Das walte Gott!

XII.
Zur Cholmer Frage.
Von Fritz Zinnecke.

Die polnischen Zeitungen bringen die Nachricht, daß die polnisch-ukrainische Grenzkommission, deren wichtigste Aufgabe in der Regelung der Cholmer Frage besteht, ihre Tätigkeit begonnen hat. Über das Ergebnis derselben sind die Ansichten geteilt. Aktivistische Blätter geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Sache einen für Polen günstigen Ausgang nehmen wird. Damit wäre dann ihre seit kurzem eingeschlagene Politik, die vom Ministerium Steczkowski betriebene Wiederannäherung an die Mittelmächte zumal ans Deutsche Reich, vor dem eigenen Volke gerechtfertigt. Andere, besonders russophile Kreise, versprechen sich wenig oder gar nichts, da ihrer Ansicht nach Graf Czernin durch die Zuerkennung des Cholmer Landes an die Ukraine eben ein östliches Elsaß-Lothringen schaffen wollte.

Während so auf polnischer Seite die Cholmer Frage



im Brennpunkte des Interesses steht, scheint sie die Gegenpartei gleichgültig zu lassen; wenigstens beschäftigt sich die ukrainische Presse, wenn man den paar Kijewer und Odessaer Blättern diesen Namen beilegen kann, nicht damit und aus dem Munde eines gebildeten, auch politisch interessierten Ukrainers hörte ich selbst des öftern, daß die junge Volksrepublik auf die Zuteilung des Cholmer Landes wenig Wert lege. Wie verhält sich aber dazu Czernins Erklärung, das Zustandekommen des Friedens hätte davon abgehangen?

Sicher ist: spricht die Grenzkommission das Cholmer Land der Ukraine zu, so wird letztere daselbst ständig mit einer vom Königreich aus unterstützten polnischen Irredenta zu schaffen haben. Damit ist ferner der Zankapfel zwischen die beiden slavischen Nachbarvölker geworfen. Damit ist ferner der Zustand der Gereiztheit seitens des neuen polnischen Staates gegenüber Deutschland und Österreich zu einem dauernden geworden und den russophilen Strömungen mächtig Vorschub geleistet. Das Traurigste aber ist, daß ein großer Volksteil einem ihm in nationaler und religiöser Hinsicht fremden, kulturell niedrigeren Volke ausgeliefert wird.

Ist dem wirklich so? Ist das sogenannte Cholmer Land bewohnt von einer Bevölkerung polnischen Stammes, katholischen Bekenntnisses, die somit den angrenzenden Ukrainern kulturell überlegen ist? Das ist eben die Frage! Eine Frage, die für mich nie eine Frage war, weder vor noch nach dem Friedensschlusse, dessen Grenzfestsetzung mich seiner Zeit einfach verblüffte. Ein volles Jahr nämlich habe ich in Cholm zugebracht. Mein eigentlicher Aufenthaltsort war die Stadt selbst, deren Leben und Treiben mir so vertraut ist, wie das meiner rheinischen Vaterstadt; mein Dienst jedoch führte mich überall im Lande umher bis hinauf nach Brest und hinab nach Krasnostaw und Hrubieschow, alles Orte, die wenigstens vorläufig der Ukraine zugesprochen sind. Land und Leute habe ich kennen gelernt und darf mir daher wohl ein Urteil erlauben, welchem Volke ein Rechtsfriede das Cholmer Gebiet zusprechen müßte.



In den Januartagen während der allseitigen polnischen Protestkundgebungen, las ich in einer reichsdeutschen Zeitung, ich glaube es war die „Vossische", von der historischen Zugehörigkeit Cholms zu der Ukraine. Abgesehen, daß heutzutage nicht historische Erinnerungen, sondern tatsächliche Verhältnisse den Ausschlag geben, wie steht es um die Geschichte Cholms? Allerdings ist Cholm oder Chelm, wie die Stadt polnisch heißt, eine kleinrussische Gründung. Fürst Daniel von Halicz ist der Gründer. An ihn erinnern noch die beiden Turmruinen außerhalb der Stadt. Wie stark schon damals das polnische Element gewesen sein muß, ersieht man aus dem schon im 13. Jahrhundert erwähnten lateinischen Bistum Cholm, das dem Erzstuhl von Bamberg unterstand. 1377 kam Stadt und Land unter polnische Herrschaft und ist seitdem stets darunter verblieben. Trotz der 1592 erfolgten Gründung eines griechisch unierten Bistums Cholm, machte die Polonisierung so große Fortschritte, daß der Wiener Kongreß das Cholmer Land ohne weiteres als rein polnisch betrachtete und dem „Königreich" zusprach. Diese historische Entwicklung kann doch heute nicht einfach ignoriert werden.

Die jetzige Stadtbevölkerung setzt sich, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nur aus Juden und Polen zusammen; das flache Land ist zum überwiegenden Teil polnisch. Polnisch ist die Hauptkirche der Stadt; orthodoxe und unierte Ukrainer besitzen nur je eine Kapelle, die selbst am Sonntage, wenn das Landvolk zum Gottesdienst kommt, nicht voll wird. Polnisch ist die Tracht des Volkes, polnisch die Sprache allenthalben, selbst in den wenigen ukrainischen Dörfern. Von urteilsfähigen Bewohnern habe ich gehört, daß bei einem Referendum selbst eine große Zahl von Ukrainern für den Anschluß an Polen stimmen würden. Zunächst die unierten Gemeinden, die im Königreich, dessen Regentschaftsrat an seinem Einsetzungstage verkündete: der Katholizismus ist Staatsreligion, ihre religiösen Freiheiten besser gewahrt glauben als in der ukrainischen Republik. Dann aber auch

solche, die im Anschluß an Polen bessere Bürgschaften für Ordnung und ruhige Entwicklung sehen, als an die sogenannte Volksrepublik, in der, wie ich selbst täglich wahrnehme, alles, aber auch alles noch im Flusse ist.

Neben der numerischen besitzen die Polen des Cholmer Gebietes auch die kulturelle Überlegenheit über die ukrainische Bauernbevölkerung, die ja gerade in unsern Tagen, beispielsweise im Baltikum und den preußischen Ostmarken so schwer in die Wagschale fällt. Wie sagt doch Fürst Bülow in seiner „Deutschen Politik": Höhere Kultur hat zu allen Zeiten einen politischen Rechtstitel verliehen! Nun darnach müßte nicht nur Cholm bis zum Bug, sondern das ganze westliche Wolhynien von den Polen beansprucht werden. Ich habe ein halbes Jahr auf einem wolhynischen Schlosse bei Wladimir Wolhynsk zugebracht und das Land gründlich kennen zu lernen versucht. Mit Ausnahme der von der Kultur kaum beleckten ukrainischen Bauern, die allerdings die Mehrzahl ausmachen, ist alles polonisiert. Stadt- und Dorfanlagen, Kirchen- und Schloßbauten sind polnischer Herkunft. Polnisch spricht man in Stadt und Land, polnisch wird in den Dorfschulen seit Kriegsbeginn betrieben, polnische Bücher und Atlanten daselbst benutzt. Jedes bedeutendere Dorf endlich hat eine katholische Kirche. So siehts in Wolhynien aus. Der Schluß auf die links des Bug gelegenen Gebiete von Kongreßpolen ist leicht zu machen.

Übrigens hat früher weder die deutsche noch die österreichisch-ungarische Regierung Cholm je anders als zu Polen gehörig betrachtet. Unter vielen dafür folgender Beweis: Am Sonntag, den 5. November 1916 wurde auf dem Cholmer Kirchplatze in Gegenwart der österreichischen und deutschen Behörden, des städtischen Magistrats und der katholischen Geistlichkeit die Proklamation Polens zum Königreich durch den k. u. k. Kriegschef feierlich bekannt gegeben. Und jetzt dieser Umschwung.

Hoffen wir indessen, daß die Grenzkommission entsprechend Recht und Billigkeit den Bug als Grenze der beiden Staaten



festlegen wird. Gerade vom katholischen Standpunkte aus müssen wir diesen Wunsch von Herzen hegen und öffentlich zum Ausdruck bringen. Es kann uns doch als Katholiken durchaus nicht gleichgültig lassen, ob man Tausende unserer Glaubensbrüder von dem Staatsverbande, der ihnen freieste Betätigung ihres Bekenntnisses verbürgt, losreißt und einer andersgläubigen Majorität unterstellt, deren künftiges Verhalten in religiösen Fragen jetzt noch gar nicht zu berechnen ist, das aber im günstigsten Falle völlig uninteressiert sein wird. Aber die polnische Gefahr? Lassen wir uns doch nicht von den Organen des Nationalismus und Chauvinismus und ihren bewußten und unbewußten Nachbarn in eine Gereiztheit gegenüber unsern polnischen Nachbetern treiben. Wenn einige großpolnische Stimmen ein Reich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere fordern, sind sie geradesowenig als Repräsentanten der Gesamtheit anzusehen wie etwa unsere Alldeutschen, die ein Germanien von der Schelde bis zum Peipussee verlangen. Die Polen sind der Sympathien des katholischen Volksteils Deutschlands wert. Das ist meine durch zweijährigen Aufenthalt in der Hauptstadt und in den verschiedensten Gegenden des Landes gewonnene Überzeugung. Sie sind deren wert schon wegen ihrer vorbildlichen Treue gegenüber dem Glauben ihrer Väter, die sie bewahrt haben trotz allem, was sie dafür seit Jahrhunderten erleiden mußten. Und wenn jüngst der Sprecher der polnischen Fraktion in der Berliner Kammer sagte, daß der Boden des Cholmer Landes und Podlasiens von Märtyrerblut getränkt sei, so ist das keine Phrase. Verfolgungen und Quälereien haben die dortigen Polen um ihres Glaubens willen erlitten von Tataren und Russen und nicht zuletzt von dem Volke, dem man sie durch den Brester Frieden überantwortet hat. Möge der übereilte Schritt einer kleinlichen Politik rückgängig gemacht und dadurch den beiden Völkern die Möglichkeit einer freien und gesunden Entwicklung ermöglicht werden!



XIII.

Nationalökonomie und Heilsökonomie.

„Nehmen wir die Gotteslehre, das Dogma von der allerheiligsten Dreifaltigkeit, so ist klar, daß dasselbe nicht mit jedem beliebigen Gottesbegriff, etwa dem pantheistischen oder dualistischen, sondern nur mit einem einzigen, dem theistischen, zusammenstimmt. Nehmen wir das Dogma von der Schöpfung, so ist auch dieses nicht mit jeder beliebigen materialistischen oder pantheistischen Auffassung, sondern nur mit derjenigen in Einklang, welche in dem Weltganzen die Verwirklichung der Gedanken eines schöpferischen Geistes erblickt. Ebenso ist in der Lehre vom Urzustand und Sündenfall ein ganz bestimmter Begriff vom Wesen der Menschen, in der Lehre von der Person Christi ein ganz bestimmter Begriff von der menschlichen Natur, in der Lehre von der Rechtfertigung ein ganz bestimmter Begriff von der menschlichen Freiheit, in der Lehre von den Sakramenten ein ganz bestimmter Begriff von der Natur und ihrer Beziehung zum Menschen, in der Lehre von den letzten Dingen eine ganz bestimmte natürliche und sittliche Weltordnung vorausgesetzt."

(Hagemann, Vernunft und Offenbarung. 1869.)

Nur ein eminent unphilosophisches, spekulationsfeindliches, an grob-sinnlichem Empirismus klebendes Geschlecht wie das moderne, nur ein Zeitalter, das in reinem, kulthaften Wirklichkeitsfanatismus wirklichkeitsfremd, abstrusabstrakt wurde wie das unsrige, konnte so lange dem trügerischen Wahne leben, die Wissenschaft, die Wirtschaft, die Politik sei autonom. Gerade die stereotype Betonung der herrlichen „Voraussetzungslosigkeit" hat in den grundlegendsten Kulturfragen einem verbohrten Apriorismus





Vorschub geleistet, für den die These von der Autonomie jedes Kulturzweiges als unverrückbares Axiom feststand. Über eine richtig verstandene und recht angewandte Autonomie bei Wahrung einer indirekten Zentralautorität ließe sich ja noch diskutieren. Aber damit begnügten sich ja die modernen Spezialisten nicht, sie hielten alles Ernstes jedes einzelne Wissensgebiet für autokephal, für unumschränkt souverän, für durch und durch selbständig und nur auf sich selbst gestellt. Eine derartig phantastische Hypothese wird aber von der Wirklichkeit bei jedem neuen Kulturversuch aufs neue ad absurdum geführt, da der Fachgelehrte sich zwar bewußt isolieren kann, um trotzdem unbewußt in all seinem Forschen und Arbeiten von einer in ihm wurzelnden, ihn geradezu imprägnierenden Weltanschauung inspiriert zu werden. Niemand kann das Leben, das ein ganzes ist, in autonome Fächer zerreißen, jeder ist tiefinnerlich abhängig von der Art und Weise, wie sich der Kosmos in seiner Plan- und Zielstrebigkeit in seinem Herzen spiegelt. Und wenn sein Intellekt hundertmale überzeugt ist nüchtern, objektiv und selbständig zu forschen, sein Wille dirigiert ihn dennoch unmerklich, aber sicher. Die Grundprinzipien, nach denen der Einzelne sein Leben aufbaut und sein Lebenswerk abspielt, gibt ihm die Philosophie, ihr Praktischwerden und Inslebentreten aber heißen wir Ethik. Philosophie und Ethik sind die zentralen Sonnen, um die alle Fachwissenschaften kreisen, beide zusammen sind Inhalt, Substanz jeder Kultur, um die sich dann als Akzidentien Kunst und Literatur, Wissenschaft und Wirtschaft, Jurisprudenz und Politik ranken, genau so wie um die ihnen entsprechenden zwei seelischen Prinzipien Intellekt und Wille als eine, unteilbare Substanz des Menschen sich die körperlichen Akzidentien gruppieren. Solange es Menschen gibt, wird diese Wahrheit zu Recht bestehen. Wo man sie jedoch leugnet, dort geistert sicher hinter der pseudoautonomen Scheinkultur die triebhaft-brutale „Philosophie“ vom Kampf ums Dasein und deren bestialische „Ethik“ von der Auswahl der Faustkühnsten.

Philosophie und Ethik scheinen in dieser allgemeinen Fassung rein natürliche Größen zu sein, Ergebnisse vernünftigen Forschens und Strebens. Nun hat uns aber die Geschichte aller Zeiten als goldenes Vermächtnis die Erfahrung hinterlassen, daß der grübelnde Verstand zu guterletzt immer beim ohnmächtigen, zähneknirschenden „Ignoramus et ignorabimus" strandet, daß er niemals die Kraft hat den Willen zur konsequenten, praktischen Ausführung seiner Theorien zu veranlassen, daß im Einzelmenschen Intellekt und Wille, in der Kulturmenschheit aber Philosophie und Ethik auseinanderklaffen, wenn sie nicht beide harmonisch und organisch aus einem dritten, ihnen beiden gemeinsamen Urgrund aufwachsen, der sie zwar aussendet, jedoch auf ihrem Höheflug begleitet und ihnen die Verheißung mitgab, daß sie sich dereinst wieder in ihm finden würden. Was für den einzelnen der seelische Liebesinstinkt, welcher Intellekt und Wille zuerst anspornt, sie zu einer elektropsychischen Wechselwirkung begeistert, zur praktischen Asketik und spekulativen Scholastik, um sodann Mystik zu werden, reif für jenseitiges Gottschauen, das ist für die Kulturwelt die geoffenbarte Heilswahrheit, die Theologie, die allein Philosophie und Ethik in rechter Richtung aussendet, anspornt, beisammenhält und schließlich wieder, wenn sie ihr Erdenwerk vollbracht, vereinigt. Erst diese demütige Anerkennung einer sich offenbarenden Übernatur durch die Philosophie und die darauf hingerichtete Zielstrebigkeit der Ethik lösen die Welträtsel, die uns die Natur aufgibt. Alles aber, was bisher nicht recht wußte, ob es die Ethik oder die Philosophie als ihr Zentrum anerkennen solle, alle Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik findet nunmehr im Urgrund beider Sonnen die eigentliche Zentralsonne alles Seins.

Es ist eine zeitgemäße Aufgabe zu zeigen, wie jedes einzelne katholische Dogma als Baustein eines logisch ineinandergeschmiedeten theologischen Systems sich im Leben ausprägt, wie es alle Wissenschaft und Wirtschaft, Kunst und Politik durchdringt. Es wäre an der Zeit die Kultur-



übermacht des Katholizismus dadurch zu beweisen, daß sorgsame Forscher den praktischen Verästelungen der Glaubenswahrheiten in allen Lebensgebieten nachspüren, zeigen, wie allein das katholische Dogma imstande ist gesunde Wirtschaftsregeln, himmelaufjauchzende, menschenbeseligende Kunstwerke, organisch gegliederte Staatsverfassungen zu schaffen; wie jede noch so geringfügige Abweichung von der Dogmatik, dem Quell alles sonstigen Lebens, sich krisenhaft und katastrophal ausweitet und konsequent zur Stagnation, zur Kulturohnmacht führt. Es wäre eine dankbare Aufgabe dem Katholikentum der kommenden Kampfeszeiten, da wir uns endlich durchringen sollen und wollen, derartige, populäre Kulturkommentare zum römischen Katechismus in die Hand zu drücken, für Jurisprudenz und Politik, für Staatskunst und für Wirtschaftsfragen, für Wissenschaft und für Ästhetik. Es wäre gar nicht so schwer eine Fülle von gediegenen Kräften für diese Gedanken zu begeistern, nur müßte man im Interesse der Sache vielleicht zwei Leitgedanken voranstellen: 1. Vermeidung individueller Kunstwerke, Anerkennung des echt katholischen, weil nur im Katholizismus möglichen Prinzips gemeinsamer Arbeit, so zwar, daß z. B. ein Theologe vom Fach mit nationalökonomischen Interessen und ein Nationalökonom vom Fach mit theologischen Interessen sich verbinden, synthetisch verknüpft von einem dritten, genialen Spekulator, der die Brücke baut und 2. Übereinstimmung von Wort und Tat, damit nicht nur der Intellekt des Lesenden befruchtet werde, sondern auch, was noch viel wichtiger ist, sein Wille.

Im folgenden soll in kurzen Zügen veranschaulicht werden, wie wir uns den Aufbau einer derartigen modernen, weil theologisch orientierten soziologischen Studie vorstellen und zwar gerade hinsichtlich des aktuellen, sozialen Problems, der Volkswirtschaft und ihrer Prinzipien. Es soll gezeigt werden, welcher Wirtschaftsrhythmus und welches Wirtschaftssystem der katholischen Wirtschaftsgesinnung, dem katholischen Wirtschaftsethos und der kirchlichen Dogmatik entspricht;



welche Konsequenzen sich ergeben, wenn von der dogmatischen Grundlage aller Wirtschaft auch nur ein Jota abgewichen wird und wie sich jene Systeme aufbauen und wohin sie führen, die auf unkatholischen dogmatischen Voraussetzungen fußen.

Die Kirchenväter unterschieden in ihren apologetischen Schriften die *οἰκονομία*, das Geheimnis der Menschwerdung, und die *ϑεολογία*, das Geheimnis der Trinität. Juan de Torquemada O. Pr. (Joannes Turrecremata), der letzte Scholastiker, der den Modernen der eben beginnenden neuen Zeit in seiner systematischen Gesamtdarstellung „De Ecclesia“ ein letztes großes Vermächtnis hinterließ, lehrte, daß es drei erhabene, mystische Einheiten und Wahrheiten gebe, die Trinität, die Inkarnation und die mystische Leiblichkeit Christi als Kirche. Damit ist uns das Grundschema unserer Erörterung gegeben: die Einheit in der Dreiheit, das signaculum trinitatis, wie es schon der große Nikolaus von Cues am Ausgang des Mittelalters in seiner „Concordantia catholica“ für den Organismus der Kirche im speziellen nachzuweisen versuchte. (Lib. I. cap. 6. p. 700.)

1. Die Trinität. Wir wissen, daß kein grübelnder Menschenverstand diese Wahrheit je ganz auskosten, ganz ausschöpfen wird, wir wissen, daß die genialste Spekulation immer noch auf einen Riegel stoßen wird, hinter dem sich ein mystisches, übervernünftiges (nicht unvernünftiges) Geheimnis verbirgt. Aber trotzdem sind wir weit davon entfernt dieses Dogma als Mysterium in sklavischer Autoritätsdemut anzusprechen, etwa in dem Sinne, daß es nur einigen wenigen Eingeweihten offenbar werde, oder, daß es dem Meteor gleiche, von dem niemand weiß, von wannen es kommt, dem Irislicht, das in dunkler Nacht flackert und lockt. Wir sind überzeugt, daß sich auch die Wahrheit vom dreieinigen, dreifaltigen Gott im Erdenleben, in der uns umgebenden Welt auswirkt, ja daß sie **das** Kulturfundamentalgesetz *κατ᾽ ἐξοχήν* darstellt. Denn die Seele als Abbild Gottes, als Gottesfunken im Erdenleib zeigt, bildlich gesprochen, eine gottebenbildliche

Konstruktion, was auf alles, was sie in Bemeisterung der Materie schafft, abfärben muß. Wie Gottvater, der splendor ordinis, die vernünftige Ordnung und Schönheit von Ewigkeit her, die Wahrheit und das Leben zeugt, den Sohn und den Heiligen Geist, wie er sie aussendet als das reine Sein, damit sie die aus der Ordnung gefallene Schöpfung wieder zu ihrem Urheber zurückführten, so strahlt auch die Menschenseele zwei Wirkungsvermögen aus, den Intellekt, der die Wahrheit sucht, und den Willen, der nach Heiligkeit strebt. Beide, entzündet vom seelischen Liebesinstinkt, helfen einander höher während eines ganzen reichen Erdenlebens, bis sie, am Ziele angekommen, sich wieder in ihrem Urgrund finden. Wir können also drei Seelenkräfte unterscheiden: die Liebe als seelischen Instinkt, die reifend und wachsend zur intuitiven Anschauung Gottes werden soll, den Intellekt oder die theoretische Vernunft, das Erkenntnisvermögen und den Willen oder die praktische Vernunft, das Strebevermögen. Zwischen allen Dreien klafft kein Zwiespalt, wie der orientalische Trialismus will oder die platonische Trichotomie, die an drei gesonderte Kräftezentren im Menschen glaubt (Hirn, Herz, Leber), sondern sie bilden vielmehr ein organisches Ganze, kein gekünsteltes Nebeneinander, sondern ein kunstvolles, lebendiges Ineinander. In jedem sozialen Körper, angefangen von der Familie über den Stand, das Volk, den Staat, die Menschheit bis zur Kirche, obwaltet nur dieses grundlegende Prinzip. Jeder leiblich-geistige Organismus hat sein intellektuelles Haupt, sein willensmächtiges Herz und seine beide vermählende Seele, seine in ihm lebende Idee. Diese Idee als Urbild, als Urprinzip, als Vater des Organismus sendet ein erzeugtes Daseinsprinzip aus, das die Basis legt für die irdische Existenz, und ein zu gleicher Zeit erzeugtes, wenn auch nicht immer zu gleicher Zeit bewußtes und wirkungsmächtiges Wesensprinzip, das die wesentliche Innenstruktur des Organismus ausmacht. In der Familie ist der Vater das Haupt, die Mutter aber das Herz, deshalb die Bedeutung des Ewigweiblichen, vor dem die Bruta-

lität des Mannes kapitulieren muß. Die bisherigen Staaten, auch die Universalmonarchie des Mittelalters, krankten davon, daß sich Herz und Haupt, Kaiser und König, in einer Person verkörperten. Erst Mitteleuropa scheint die Lösung zu finden, wonach das grundlegende Daseinsprinzip durch den nüchternen Verstandesnorden, die Kraft des Militarismus und die Organisationskunst, repräsentiert wird, das alles inspirierende Wesensprinzip aber durch die übernationale Idee des völkerbunten Hauses Österreich. Aber auch die Kirche, als mystischer Leib des Herrn hat ihr Haupt und ihr Herz. Cor ecclesiae ist der Heilige Geist, caput ecclesiae aber Jesus Christus, dessen Menschheit ein Werkzeug der Gottheit.

Diese kurzen Überlegungen sollen uns nun helfen auch die Theologie des Wirtschaftlichen erfassen. Die Wirtschaft ist scheinbar das Materiellste in der Kultur, jenes Gebiet, das vom Metaphysischen am weitesten entfernt und nach vulgärer Anschauung ganz dem tierischen Nahrungstriebe anheimgeben ist. Doch mit nichten! Die Wirtschaft ist ja nur das Mittel zum Zweck, soll dem Menschen nur die Nahrungsstoffe verschaffen, die er bedarf um seinen seelisch-leiblichen Organismus zu erhalten und seiner Erdenpflicht genüge zu leisten. Nicht Gewinn, sondern Arbeit und Nahrung sind ihre Grundbedingungen, beide aber nur als Mittel zum Zweck. Die christliche Lehre von der Trinität und der ihr ebenbildlichen Seele wird dieser Art Wirtschaft gerecht, denn die Liebe zu Gott ist das Alpha und Omega aller christlichen Psychologie, angefangen vom seelischen Liebesinstinkt des zum Bewußtsein erwachenden Kindes bis zum Schauen von Angesicht zu Angesicht der Seligen im Himmel. Ganz anders dort, wo die Harmonie der Seeleneinheit zerrissen wird. Der einseitige Intellektualismus, der den Willen leugnet oder mißachtet, alles erkennen will ohne asketische Bemühungen und daher alles Transzendentale, das sich ihm nicht gleich darbietet, geflissentlich übersieht, sich nur auf den Stoff stürzt, ihn meistern will, ehe er sich selbst erkannt,



der daher notwendigerweise das Triebhafte geradezu züchtet, kann auf die Dauer auch keine gesunde Wirtschaft hervorbringen. Denn nur der Wille mit dem Intellekt als Comprinzip ist imstande das wuchernde Triebhafte abzulösen, alle Geisteskräfte im Menschen zu befreien und auf das Ziel der Stoffbemeisterung zu konzentrieren. Jede Vernachlässigung der Willenszucht läßt den Intellekt zwar kühn, von seinem Regulator befreit emporschnellen, aber, da er dadurch auch die Schwerkraft eingebüßt zu haben scheint, verliert er sich in fernen, phantastischen Sternenwelten. Solange die Willenskraft noch nachwirkt, wird er allerdings bedeutende Werke schaffen, den Boden meistern, aber je mehr sich diese regressive Tätigkeit des Willens verflüchtigt, desto zügelloser wird sich der Intellekt in der Materie wälzen, desto phantastischere Pläne wird er fassen, desto kühnere Träume verwirklichen wollen, bis er wie Ikarus von seiner Höhe stürzend am Boden zerschellt. Die Menschen werden sich in eine atemlose Hast, in eine fieberhafte Unruhe hineintreiben, die Mammonsgier wird sie packen, allen Launen, Reizungen, Zufälligkeiten der Umwelt werden sie erliegen und Sklaven werden der Maschine, die sie anbeten, bis sich die so angesammelte Spannung dann in einem schrecklichen Ungewitter entladet. Wir erleben im Weltkrieg soeben das Schauspiel, wie diese optimistische, intellektuelle, pseudoaktive Kultur des Okzidents zusammenbricht. Der stolze Intellekt, Kapitalist geworden voll Gewinnstreben, Rücksichtslosigkeit und Tierheit, durch keine Willenszucht mehr vor dem abgrundtiefen Schicksal bewahrt, feiert in letzter, wilder Raserei noch einmal Orgien um todesmatt sodann zu verröcheln. Schon aber erkennen die Besten, daß der Intellektualismus als Wirtschaftsprinzip eine Wahnsinnsgeburt der Hölle ist.

Das konträre Extrem, der Voluntarismus, der den Intellekt statt zu führen ertötet, ihn verschmachten läßt, in unwürdige Fesseln schlägt, wie dies der Orient liebt, ist a priori kulturohnmächtig und wirtschaftsunfähig, er reizt höchstens die Faustkühnsten in seinem Bereiche auf Kosten

der trägen Masse sich zu Despoten aufzuwerfen, die dann mit Knute und Peitsche die Herden an die Arbeit treiben. Im Orient führt die Geistesträgheit zum Despotismus, im Okzident ermöglicht die Geisteszügellosigkeit und Willensschwäche die geldvergötzende Plutokratie. Da und dort einige wenige Wirtschaftsdrohnen, die ein Heer von Wirtschaftssklaven hinter sich nachschleifen. Dabei macht es wenig aus, ob der Voluntarismus in Philosophie und Ethik, erkenntnistheoretisch und praktisch verfochten wird wie im asiatischen Orient oder, ob er erkenntnistheoretisch bereits einer christlicheren Auffassung weichen mußte, ohne daß diese die Kraft fände sich praktisch durchzusetzen wie im schismatischen Osteuropa, höchstens, daß sich in der zwiespältigen Sphäre des letzteren Halb-Voluntarismus sich immer mehr Bruchstücke finden, die von ihm ganz abbröckeln. Andererseits ist aber auch kein Unterschied im Wirtschaftssystem zu finden, ob sich der Intellektualismus breitspurig theoretisch und praktisch als spiritus rector aufspielt wie im amerikanischen Okzident oder ob er theoretisch christlich, praktisch aber mammonistisch ist wie im anglobritischen Westen Europas.

Erst die katholische Kultur versöhnt Intellektualismus und Voluntarismus und sorgt auch dafür, daß beide Extreme nicht nur theoretisch aneinander gekleistert, sondern praktisch zu einem organischen Ganzen verarbeitet werden. Der Wille lenkt die Aufmerksamkeit des Intellekts auf das beiden Teilen durch den seelischen Gottesinstinkt angewiesene Gebiet, hilft ihm stützend, leitend und spornend, räumt die Barrikaden aus den Weg und zügelt dort, wo sich die Spekulation in Illusionen versteigen will. Oder ins Wirtschaftliche übertragen: Der gottgerichtete Wille ist das einzige Korrektiv für den phantastischen Intellekt, der den realen Boden verloren, der gottgerichtete Verstand aber hilft das Gewinnstreben, die Geldgier, die Ausbeuterlust in den Grenzen der Vernunft halten. Wo der Wille ignoriert wird, dort überwuchert ungeordnetes Begehren den schrankenlosen Intellekt, wo aber der Intellekt verkürzt wird, dort bäumen



sich Phantasmagorien gegen die Ertötung. Wo jedoch beide harmonisch verknüpft an die Kulturarbeit gehen, dort blüht gesundes Kulturleben und als dessen nährende Essenz gesundes Wirtschaftsleben.

2. Die Inkarnation. Christus ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Durch seine gottmenschliche Existenz, durch sein Erlösungswerk und seinen Opfertod am Kreuze werden große Kulturfragen enträtselt, die wir kurz als „Erbsünde und Erlösung" und als „Körper und Seele" bezeichnen können. Nach christlicher Lehre besteht der Mensch aus Körper und Seele; er ist ein leiblich-geistiger Organismus, ein verleiblichter Geist und ein vergeistigter Leib. Nach orientalischer Philosophie besteht der Mensch nur aus Seele, der Körper ist mit der Natur, der er angehört, das von Uranfang böse Prinzip, während nach okzidentalischer Philosophie der Mensch nur Körper ist, die Seele bloße Ausdünstung des Leibes. Hier entwickelt sich ein Tier zum Gott aus eigener Kraft, dort wird ein Gott in einen tierischen Kerker gesperrt, unfähig etwas Edles zu wirken. Hier ist die Auferstehung des Fleisches ein lächerlicher Mythos, der in der Diesseitsgier keinen Platz haben darf, dort wird sie durch die Seelenwanderung überflüssig, da die Diesseitsscheu den Körper haßt. Hier Naturvergötzung, dort Naturhaß. Wir können nach dem schon oben Gesagten nur noch wiederholen, daß die orientalische Weltanschauung kulturohnmächtig und wirtschaftsfeig ist. Eingehender müssen wir uns mit der okzidentalen Weltdurchdringung befassen, da sie ja den Anschein erweckt, als konzentriere sie alle Kräfte auf das Diesseits, selbst unter Vernachlässigung der Ideale, ihr müßten also doch wohl bedeutendere Wirtschaftserfolge beschieden sein als einer christlichen Weltdurchdringung, die vorerst Weltanschauung werden will, ehe sie sich an die Materie wagt. Dabei zeigt sich nur wieder, wie oft der Schein trügt. Im ersten Augenblick vermag die Konzentration auf das Stoffliche wohl große Wirtschaftswerte hervorzubringen, aber nicht so sehr um dieser Konzentration willen



als aus dem Grunde, daß sich die Seele zwar leugnen, nicht aber ausrotten läßt und sie noch lange nachwirkt, wenn auch schon alle Erinnerungen an sie geschwunden. Kommt aber der Materialismus erst einmal zu völliger Konsequenz, dann ist der brutalste Kampf aller gegen alle, wie ihn der Weltkrieg zeigt, unvermeidlich. In diesem Kampf zerbricht aber sein Urheber in tausend Scherben. Kein Wirtschaftssystem vernachlässigt ungestraft die seelischen Bedürfnisse. Jeder Versuch die Seele als bloß quantitativ vom Körper verschiedene stoffliche Konzentration auszugeben statt als qualitativ verschiedenes Imponderabile, führt logisch dazu, daß der breite, behäbige, sichtbare Körper mit der ganzen Wucht seiner Triebhaftigkeit die Seele, die ja nur sein eigenes Erzeugnis, erstickt. Wirtschaftlich gesprochen, rächt sich dieser Mammonskult, diese Vergötzung des Stofflichen, die gemäß der Selektion der Faustkühnsten den erbärmlichsten Parvenus emporhilft, mit der Wirtschaftsanarchie des Weltkrieges, in dem ein ekstatisch verzückter, gemästeter Kapitalismus letzte Triumphe feiert und ein armseliger Staatssozialismus das Chaos ringsum beschwichtigen möchte. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob dieser Materialismus dem Prinzip nach individualistisch-kapitalistisch ist oder sozialistisch-kommunistisch, in der Praxis wird sich dieser scheinbare Gegensatz immer wieder als Januskopf entpuppen und kraft des brutalen Naturinstinktes immer wieder den Rücksichtslosesten die Throne der Wirtschaftskönige verschaffen. Es ist echt westliche Torheit, wenn der Intellektualismus, der sich Sozialdemokratie nennt, meint, durch Aufklärung und schöne Einrichtungen könne man das Wirtschaftsleben paradiesisch gestalten. In Wahrheit rächt sich solche konsequente Geringschätzung des Willens gerade dadurch, daß dieser triebhaft und zügellos wird und alles zu Boden reißt, falls — ihn nur die Polizei dabei nicht hindert.

Als zweiten Kulturpol, den uns Christus erklärt, haben wir „Erbsünde nnd Erlösung“ genannt. Nach kirchlicher Lehre fielen die ersten Menschen aus eigenem Verschulden



in Sünden. Dadurch wurden sie nicht nur der übernatürlichen Gnade beraubt, die ihrer Natur wie ein Edelreis aufgepfropft war, sondern sie wurden auch ihrer ehedem reinen heiligen und gerechten Natur nach verkehrt, ihr Wille wurde geschwächt und ihr Intellekt getrübt, so daß sie aus eigener Kraft nur mehr in beschränktem Maße das Gute wollen konnten, niemals aber völlige Klarheit über ihre Bestimmung zu erlangen vermochten. Wieder klafft auch hier ein Abgrund zwischen Ost und West. Der Orient, der das Dasein für eine Strafe hielt, glaubt dort, wo er christlich gefärbt wurde, daß in der Erbsünde die Menschheit völlig verderbt wurde, während der Okzident im ganzen biblischen Bericht überhaupt nur eine orientalische Fabel sieht. Hier abscheulich heiterer Optimismus, Naturtrunkenheit, dort trostlos feiger Pessimismus, untätige Weltflucht. Auch diesmal ist der Orient sogleich als wirtschaftsunfähig entlarvt, während der Okzident sich immer erst erproben muß um allmählich zu erkennen, wohin er sich verrannt hat. Der Orient will nämlich gar nicht wirtschaftstüchtig sein, während der Okzident wieder nichts als wirtschaftsgewandt sein möchte.

Beide Extreme kann nur die katholische Theologie in ihren beiden Auswirkungen, katholischer Philosophie und katholischer Ethik, zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Körper und Seele ist der ganze Mensch. Kultur ist die Herrschaft des Gewissens über die Triebe, der Seele über den Körper. Nur die Vorbedingung persönlicher Kultur gewährt die Fähigkeit der Weltgestaltung. Was aber die ersten Menschen vor dem Sündenfall spielend errangen, da für sie Natur und Kultur identisch waren, das können wir uns wohl erwerben, wenn wir der Erlösung teilhaftig geworden sind, der Einzelne, indem er in der Taufe in die Kirche eintritt und ein getreues Leben im Schoß der Kirche verbringt, die Völker aber, wenn sie durch traditionelle Selbstzucht als Ganzes in die Kirche eintreten. Auch die Wirtschaft ist eine Kulturpflege, daher auch sie nach denselben Grundsätzen behandelt werden muß. Vorbedingung gesunder Wirtschaft ist

also, daß der Einzelne wahre Persönlichkeit, echte Gewissenskultur errungen hat, daß er auch im Erwerbsleben alles Triebhafte vermeide und bändige, daß er auch im Wirtschaftswettbewerb seine Privatmoral ausübe und sein Gewissen auch hier der kirchlichen Autorität unterstelle. Erst jene Gemeinschaft, die aus solchen Einzelnen besteht, wird dauerhafte Wirtschaftserfolge verzeichnen können. Die katholische Ethik gebietet „Stirb und werde", „Suchet zuerst das Reich Gottes", dann aber „Machet euch die Erde untertan". Ohne die Vorbereitung, den Selbstverzicht, die Selbstverleugnung, den Weltverzicht ist keine gewaltige Kulturleistung möglich. Ein lachender Frühlingstag, dem kein dunkeltrauriger Winter vorausgegangen, ist auch wirtschaftlich eine Unmöglichkeit.

3. Die Kirche. Auf diesem Wege sind wir zu unserem entscheidenden, letzten Punkt gekommen. Die christliche Theologie ist wie das ganze Christentum, ja wie überhaupt jede konsequente Religiosität ohne Kirche, ohne Tradition und Autorität nicht möglich. Auch die Wirtschaft bedarf der Kirche, der Tradition, der Autorität und der Sakramente. Ohne Kirche verschwimmt alle dogmatische Klarheit in nebelhafte Weite, mithin auch alle wirtschaftliche Einsicht. Die Gegenwart ist ein eindringlich predigendes Beispiel. Das Wesentlichste in einem Wirtschaftssystem sind nicht die technischen Details, sondern die ethischen Grundlagen. Über diese aber kann nur die Kirche das letzte Wort sprechen, denn der kirchenfeindliche Staat, der sich selbst für das Maß aller Dinge hält, dieser dreht und deutelt, wie Weltkriegsfigura zeigt, die Moral nach allen Winden. Der Staat soll erste Wirtschaftsautorität sein, er soll eingreifen, wenn sich Auswüchse zeigen, aber er wird nur dann Erfolg haben, wenn er seine eigene Autorität in demütiger Anerkennung einer über ihm thronenden himmlischen und doch irdisch geoffenbarten Autorität neu erlebt. Vor allem aber wird nicht der moderne Staat berufen sein die wirtschaftliche Sackgasse zu sprengen, in die wir geraten sind, sondern das Katholikentum aller Länder. Während



des Krieges um viele der besten Köpfe und ehrlichsten Herzen vermehrt, wird ihm die Pflicht obliegen nach dem Kriege weniger durch rhetorische und stilistische Apologetik als durch die unwiderstehliche „Wissenschaft der Heiligen" seine Ethik vorzuleben, auf daß an christlichem Wesen einmal die müde, irre, leergebrannte Welt genese. E. K. W.

XIV.

Die religiöse Versorgung Oberschwabens vor der Reformation.

Dr. A. Willburger, Pfarrer (Oberopfingen).

Mit Recht hat Johannes Janssen den großen 1. Band seines monumentalen Geschichtswerkes den „allgemeinen Zuständen des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters" gewidmet und diese Untersuchungen im 6.—8. Band zeitlich und stofflich weitergeführt. Denn nur auf einem festen kulturgeschichtlichen Unterbau kann das Gebäude einer Reformationsgeschichte sich solide erheben und wirkungsvoll abheben. Nicht die Staatsaktionen, die Kriegszüge und Friedensschlüsse bestimmen das Gepräge und den Gang der Zeit „vom Mittelalter zur Glaubensspaltung". Großartige geistige Arbeit und äußerste Regsamkeit auf der Grundlage christlichen Glaubens und katholisch-kirchlichen Lebens, das ist der hervorstechendste und hellste Zug im Bilde des 15. Jahrhunderts, den erst das Auftreten des kirchenfeindlichen sogen. jüngeren Humanismus zu verdunkeln beginnt. Das reiche Leben, das sich entfaltet, ist befruchtet von der übernatürlichen Verdienstlichkeit der guten Werke.

Ein Hauptstück aus diesem Leben, schöne Blüten und edle Früchte, teilweise auch taube Blüten und hohle Früchte, sollen aufgezeigt werden für ein zusammenhängendes Gebiet, das etwa den vierten Teil des größten deutschen Bistums Konstanz ausmacht, für Oberschwaben. In der Abgrenzung



halten wir uns an Kallen, beschränken uns also auf 18 Dekanate der alten Archidiakonate „Allgäu" (6), „Illergau" (4), „Rauhe Alb" (6), „Vor dem Wald" (2).[1])

I. Die Gotteshäuser.[2])

Was Keppler[3]) über ganz Württemberg sagt, gilt ohne Einschränkung für Oberschwaben: seit dem Anbruch des 15. Jahrhunderts „ist landauf landab ein außerordentlicher Baueifer und Schaffensdrang wahrzunehmen, und bei weitem der größte Teil gotischer Denkmäler stammt aus dieser Zeit oder erfuhr in dieser Zeit Umgestaltungen, Veränderungen, Vergrößerungen". In der folgenden Aufzählung sind jene Bauwerke nicht berücksichtigt, die in den Quellen einfach

1) Öfter benützte Werke: Baumann, F. L., Geschichte des Allgäus, Bd. I. II, Kempten 1883. — Donaukreis = Das Königreich Württemberg, Bd. IV, Donaukreis, Stuttgart 1907. — [Geisenhof, A. G.] Kurze Geschichte des vormaligen Reichsstifts Ochsenhausen in Schwaben, Ottobeuren 1829. — Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. I, 19. und 20. Auflage besorgt durch L. v. Pastor, Freiburg 1913. — Kallen, G., Die oberschwäbischen Pfründen des Bistums Konstanz und ihre Besetzung 1275—1508, Stuttgart 1907. — Keppler, P. Württembergs kirchliche Kunstaltertümer, Rottenburg 1888. — Rauscher, J., Die Prädikaturen in Württemberg vor der Reformation, in: Württemberg. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jahrg. 1908, erschienen Stuttgart 1909, Heft II, 152—211. — Vochezer, J., Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben, Bd. I, II., Kempten 1888, 1900. — Bodenseeschriften = Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. — DAS = Diözesanarchiv von Schwaben, Stuttgart. — FDA = Freiburger Diözesanarchiv, Freiburg. — Magazin für Pädagogik, Wochenausgabe und Quartalhefte, Spaichingen. — WVjH = Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Stuttgart.

2) Baumann; Donaukreis; Keppler; Oberamtsbeschreibungen; A. V[ogelmann], Kirchenbauten am Ausgang des Mittelalters . . ., bes. in Württemberg, als Monumente für die Lichtseiten jener Periode, in DAS 1 (1884) und 2 (1885). Für ganz Süddeutschland s. die Zusammenstellung bei Janssen I, 191—194.

3) Keppler S. XXV.



als „gotisch" bezeichnet sind, obwohl erfahrungsgemäß manche davon der spätgotischen Zeit angehören. Ferner lassen die Ortsbeschreibungen meistens im Stich bei jenen, gewiß zahlreichen Denkmälern, die im 15. Jahrhundert erstellt, in späterer Zeit etwa durch barocke oder neuzeitliche Bauten ersetzt worden sind.

Oberamt Biberach: Biberach (Chor, Turm, Sakristei, Chorkapellen 1466—77; Kanzel 1511; Spitalkapelle 1472; Magdalenen- oder Siechenkapelle 1404).[1]) Alberweiler (1504). Aepfingen („wohl aus dem 15. Jahrhundert"). Bechtenrot (Gemeinde Erolzheim, Kapelle 1447 eingeweiht). Eichen (bei Stafflangen, Kapelle etwa 1510). Fischbach (1476 erweitert). Ingerkingen (Turm und frühere Kirche aus dem 15. Jahrhundert). Laubach (Kapelle 1449). Ochsenhausen (Klosterkirche 1483—95). Reinstetten (1498 erweitert; vergl. Geisenhof 67). Rottum (1453 erlaubt der Konstanzer Bischof für die dortige baufällige Pfarrkirche Beiträge zu sammeln; Geisenhof 55).

Oberamt Blaubeuren: Blaubeuren (Marienkirche 15. Jahrhundert, Chor und Sakristei 1467—1500[2]); Benediktinerkloster 1451—95, Kreuzgang 1466—82, Klosterkirche 1491—99). Arnegg (ursprüngliche Kapelle Ende des 15. Jahrhunderts, 1737 neu gebaut). Berghülen (1504). Bermaringen (1461). Machtolsheim (1488). Schelklingen („spätgotisch"). Schmiechen (Chor 1492). Temmenhausen („spätgotisch"). Wippingen (1472).

Oberamt Ehingen: Ehingen (Nikolauskapelle 1415; Wolfgangkapelle 1499 geweiht; Heiliggeist-Spital, jetzt Realschule 1408 und 1493). Allmendingen (1506). Altbierlingen (Turm spätgotisch). Berkach („spätgotisch"). Blinshofen (1485). Erfingen (1461). Gamerschwang (1489 eingeweiht, 1689 Neu-

1) Außerdem standen im Stadtbereich noch 7 größere oder kleinere Kapellen, von denen zum mindesten 4 zwischen 1376 und 1491 gebaut wurden; vgl. Ernst, Die Biberacher Kirche vor der Reformation, in: WVjH 1898 (34—49) 34 f.

2) WVjH 1909, 186.



bau). Kirchbierlingen (1512, im 18. Jahrhundert umgebaut). Kirchen (1522). Mochental (Kapelle 1430 geweiht[1]). Munderkingen (1500—1510 umgebaut). Obermarchtal (Gottesackerkapelle 1481). Oberstadion (1473). Rißtissen (Leonhardskapelle 1483). Rottenacker (1485). Schaiblishausen (Kapelle 1492). Untermarchtal (1465). Unterstadion (Kapelle 1453).

Oberamt Laupheim: Laupheim (Gottesackerkapelle 1440). Baltringen (1490, Chor steht noch). Bußmannshausen (1414). Großschafhausen (1504, 1726 erneuert). Illerrieden (1466?) Oberkirchberg (1514). Steinberg (1519). Unterkirchberg (1517). Weihungszell (1522).

Oberamt Leutkirch: Leutkirch (kath. Stadtkirche 1514—18; Franziskanerinnenkloster, jetzt Schulgebäude 1503ff; Spitalkapelle 1418). Berkheim (1499, Turm 1513, letzterer steht noch). Diepoldshofen (Turm 15. Jahrh.). Friesenhofen (1490 erneuert). Herlazhofen (1426). Kirchdorf (nach 1480, jetziges Langhaus von 1763). Reichenhofen (St. Wolfgangkapelle wohl 1467). Seibranz (Turm aus dem 15. Jahrh.). Unterzeil („aus der Zeit und wohl auch vom Erbauer der Leutkircher Stadtkirche"). Wurzach (Turm 1487).

Oberamt Münsingen: Münsingen (Chor 1497). Eglingen (1484). Zwiefalten (1521 „wurde die neue Pfarrkirche im Kloster Zwiefalten geweiht"). [2])

Oberamt Ravensburg: Ravensburg (Spitalkapelle 1488). Baindt (im 15. Jahrh. erneuert). Berg (1452 oder 1504 gotisiert, Chor 1472—74). Weingarten (1485 Kirche geweiht). [3])

Oberamt Riedlingen: Riedlingen (Stadtkirche 1486 vergrößert). Altheim (1486). Andelfingen (wohl 1419). Emerfeld (1476). Ertingen (1531). Kappel (1423). Neufra („spätgotisch", um 1500). Offingen (1516). Oggelsbeuren

1) FDA 1873, 221.
2) FDA 1873, 228.
3) FDA 1873, 225; WVjH 1896, 422—28.

(Turm 1522). Tiefenbach (1414). Zwiefaltendorf (Chor 1497, Marienkapelle 1509)[1].

Oberamt Saulgau: Altshausen (1413). Ennetach („nach 1491"). Hoßkirch („spätgotisch"). Königseggwald (1481). Mengen (Ölbergkapelle 1479). Reichenbach (1460). Renhardsweiler („spätgotisch"). Scheer (Chor 1492, Ölberg 1498, Schloßkapelle 1505 eingeweiht, Kirche neu aufgebaut 1509)[2].

Oberamt Tettnang: Tettnang (1467 Grundstein zur Kirche zum hl. Gallus, 1858 erneuert); St. Anna-Kapelle (1515). Ailingen („spätgotisch"). Berg (1520). Eriskirch („spätgotisch"). Friedrichshafen (Spitalkapelle „spätgotisch", St. Georgen beim ehem. Kloster Löwental „spätgotisch"). Gattnau (Turm „spätgotisch"). Hiltensweiler (Chor 1515). Laimnau (1495). Oberteuringen (1517 geweiht). Schnetzenhausen (Turm oben „spätgotisch").

Oberamt Ulm: Ulm (Münster 1377 begonnen, 1405 eingeweiht, aber im ganzen 15. Jahrhundert weitergebaut bis 1529, 1517 Ölberg[3]); Wengenkirche 1399; Kapelle St. Valentin 1457; dazu eine Reihe von jetzt abgegangenen Kirchen- und Kapellen[4]). Bernstadt (1486). Einsingen (1410). Ettlenschieß (1448 verändert). Göttingen („spätgotisch"). Holzkirch („spätgotisch umgeändert"). Grimmelfingen („spätgotisch"). Hörvelingen („spätgotisch"). Langenau (Turm 1468 ff.). Mähringen („spätgotisch"). Reutti (1500). Söflingen (Gottesackerkirche 1490).

Oberamt Waldsee: Waldsee (1479 ff.; Frauenkirche 1471). Aulendorf (1498 verändert). Bergatreute (1500).

---

1) WVjH 1914, 259. 263.

2) Bochezer II, 253 A. 4.

3) Kurze Baugeschichte bei Janssen I, 195 f. und Beschreibung des Oberamts Ulm II, 64—95.

4) Ulm besaß vor der Reformation: 11 Kirchen, 31 Kapellen, 14 Klöster und Spitäler, 12 Klosterhöfe; vgl. Donaukreis 545. 22 Kirchen und Kapellen wurden während und nicht lange nach Ausbruch der Reformation niedergelegt, vergl. Beck, Frühere Ulmische Kirchen, in: Pastoralblatt für die Diözese Rottenburg 6 (1888) 22 und Beschr. des Oberamts Ulm II, 37—42.

Dietmanns (Turm 1494). Haisterkirch (Chor: 2. Hälfte des 15. Jahrh.). Hummertsried (Kapelle 1472). Mühlhausen (1493)[1]. Wolfegg (Anfang des 16. Jahrh.[2]), 1733—36 durch Neubau ersetzt).

Oberamt Wangen: Wangen (1454—68). Amtzell („wohl aus gleicher Zeit wie Wangen"). Beuren (1452 und 1509 Erweiterung). Bolsternang (15. Jahrh.). Deuchelried (Chor 1467). Eisenharz (Turm 15. Jahrh.). Isny (St. Nikolaus 1455; Klosterkirche 1513 erweitert, 1631 abgebrannt). Leupolz (Turm 1464). Menelzhofen (Turm 1483). Niederwangen (16. Jahrh.) Pfärrich (Chor Anf. des 16. Jahrh.). Ratzenried (Chor 1469). Rohrdorf (1509 umgebaut).

Kirchenbauten im außerwürttembergischen Oberschwaben: Lindau (St. Stephan Ende des 15. Jahrh.).[3]) Überlingen (am Münster wurde Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. viel gebaut,[4]) Ölberg 1493). Steißlingen, A. Stockach (1514 Kirche geweiht).[5])

An der Ostgrenze des Bistums wurde vor allem im Allgäu viel gebaut.[6]) Die hervorragendsten Denkmale sind hier: St. Mang in Kempten (Chor 1427, Schiff verlängert 1428) und St. Martin in Memmingen (1419, 1457, 1489—91.)

Die Zahl der in spätgotischer Zeit erbauten Kapellen läßt sich auch nicht annähernd angeben. Diese, sicher überaus zahlreichen Baudenkmäler, wurden weniger gepflegt als die Kirchen und sind deshalb in ihrer Mehrzahl längst zerfallen.

---

1) Bochezer II, 417.

2) Bochezer I, 719.

3) Bischof Otto von Konstanz erlaubt 1489 dem Bürgermeister und Rat von Lindau die Kirche, weil nicht mehr ausreichend, abbrechen und größer machen zu lassen; Bochezer I, 896.

4) Baugeschichte s. in Bodenseeschriften 7 (1876) 259f; 9 (1879) 28—34.

5) FDA 1873, 227.

6) Baumann II, 690—92.



Gewiß ist Janssens Urteil begründet: „Die Entstehung der unzähligen Bauten dient zum unumstößlichen Beweise, wie lebenskräftig damals die Kirche, für deren Zwecke sie errichtet wurden, in allen Teilen Deutschlands dastand".[1])

Gleiches Lob wie die Erstellung verdient die Ausstattung der Gotteshäuser. Es ist eine kunstfreudige und kunstfertige Zeit. Alle Künste standen miteinander in edlem Wettstreit.[2])

Die oberschwäbischen Kirchen prangten in reichem Schmuck der Malkunst. Es ist anzunehmen, daß so ziemlich alle Kirchen architektonisch (Pfeiler, Gewölbekappen, Bogengänge, Wandflächen) bemalt waren. Spuren und Reste haben sich erhalten. Die Tafelmalerei, das eigentliche Gebiet der Meister aus spätgotischer Zeit, blühte vor allem in Ulm unter den Meistern Hans Schühlein (etwa 1440—1505) und Barth. Zeitblom († um 1517), dem „deutschesten aller deutschen Maler seiner Zeit". Hauptwerke sind die unvergleichlichen und unvergänglichen Altarbilder. Auch von der im 15. Jahrhundert in neue, vollkommenere Bahnen einlaufenden Glasmalerei mit ihren festlich glühenden Kirchenfenstern war viel vorhanden und hat sich Spärliches bis heute erhalten.

Überaus fruchtbar an Werken der edelsten Art war

---

1) Janssen I, 194.

2) Die bedeutendsten Überreste sind genannt in „Donaukreis" und bei Keppler; für das Allgäu vergl. Baumann II, 468, 692—97. Die Reste der Wandmalereien aufgezählt bei Keppler XXXVI f.; die Tafel- und Altargemälde ebd. XXXX—XXXXIII; Reste der Glasmalerei ebd. XXXXIII f.; die Werke der Plastik sind abgebildet und beschrieben in: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Inventar. Donaukreis (im Erscheinen; ersch. ist Bd. 1, Oberämter Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Geislingen, Göppingen); vgl. auch H. Klaiber, Oberschwäbische Gotik, in: Liter. Beil. zum Staatsanzeiger f. Württemberg 1914, 166—70; — die Werke der Kleinkunst genannt bei Keppler LXII—LXXIII; die Glocken der Zeit ebd. im Haupttext und in den Oberamtsbeschreibungen.

die Bildhauerei. Gerade in dieser Kunst ist das 15. Jahrhundert eine „neue Periode", eine Glanzzeit. Naturwahrheit, Ausdruck des einfachen, schlichten, kräftigen Bürgertums kennzeichnen die Werke. Gewaltig an Zahl, unübertrefflich an Schönheit sind die Prachtaltäre, Chorgestühle, Lettner, Sakramentshäuschen, Kanzeln, Taufsteine, einzelnen Statuen. Die meisten und bedeutendsten Werke kamen aus Ulm, aus den Schulen der unsterblichen Meister Jörg Syrlin d. Ä. († um 1491) und Jörg Syrlin d. J. († um 1521). Wenn auch der Zahn der Zeit, der Sturm der Reformation, der Unverstand späterer Jahrhunderte vieles zugrunde gerichtet hat, so ist doch in oberschwäbischen Kirchen noch so Vieles und Schönes vorhanden, daß wir sagen können: es muß damals ein kunstliebendes, glaubensfrohes Volk gelebt, in den Werkstätten gearbeitet und in den Kirchen gebetet haben.

Die Kleinkunst schuf aus Edelmetallen für die Sakristeien und die Altäre die herrlichen Kelche, Monstranzen, Kreuze, Reliquienbehälter.

Von den Türmen der Kirchen luden zahlreiche und schöne Glocken zum Gottesdienst und Gebet. Bemerkt sei, daß gerade in jener Zeit häufig die Glockeninschrift wiederkehrt: „O rex gloriae Christe, veni cum pace".

Und wenn sich so häufig die Namen und Sinnbilder der vier Evangelisten an den Glocken des 15. Jahrhunderts finden, so ist das auch ein Beitrag zur Streitfrage, ob Albrecht Dürer im 16. Jahrhundert durch seine Vorliebe für Apostel und Evangelisten notwendig reformatorische Neigungen verrate.

Die Jahrhunderte (und auch unseren Weltkrieg) haben überdauert (die noch älteren und nicht genau zu datierenden Glocken sind nicht aufgezählt): Glocken zu Altheim OA. Ehingen (1507), Altheim OA. Riedlingen (1508), Altheim OA. Ulm (1410. 1416), Altsteußlingen (1414. 1470), Baltringen (1488), Bavendorf (15. Jahrh.), St. Christina (1495), Dellmensingen (1510), Dietmanns (1480), Einsingen (1430. 1444), Ersingen (1506,

1519), Eggartskirch (1463), Eisenharz (1427), Ettlenschieß (1443), Gaisbeuren (1501), Gattnau 2 von 1515), Göttingen (1437. 1440. 1445), Haidgau (1500), Haisterkirch (1493), Hinznang (1466. 1520), Hörvelingen (1505), Hürbel (1513), Hüttisheim (1514), Illerrieden (1520), Justingen (1514), Langenargen (1496), Langenau (1466), Lautern OA. Blaubeuren (1510. 1520), Lehr (1510), Leutkirch (1432), Lonsee (1495), Magolsheim (1447), Mengen (1432), Merazhofen (1498. 1509), Münsingen (1487), Obermarchtal (1 der 12 Glocken aus dem 15. Jahrh.), Oberstadion (1480), Oberstetten O.A. Münsingen (1443), Oellingen (1418), Ravensburg (St. Jodok 1428, Spitalkapelle 1463), Reute OA. Waldsee (1515), Rot OA. Laupheim (1448), Schnürpflingen (1485), Staig OA. Laupheim (2 von 1490), Sulmingen (1513), Ueberlingen (Münster 1440)[1]), Ulm (Münster 1414), Waldburg (1516), Walpertshofen (1509), Weidenstetten (1420), Weilersteußlingen (1508), Weingarten („Hosanna“ 1490. 1519), Zwiefalten (1443).

(Fortsetzung folgt.)

XV.

Die Lieder der Dichterin Luise Hensel.

Von Hermann Cardauns.

Es ist jetzt rund ein halbes Jahrhundert her, seitdem im 63. Band der Historisch-politischen Blätter eine größere Besprechung der „Lieder von Luise M. Hensel, herausgegeben von Prof. Dr. C. Schlüter“ (Paderborn, F. Schöningh 1869) erschien. Das war noch bei Lebzeiten der frommen Dichterin (1798—1876), fast genau 50 Jahre nach ihrem Übertritt zur katholischen Kirche (8. Dezember 1818), dessen Gedächtnistag in diesem Jahre zum hundertsten Male wiederkehrt.

1) Bodenseeschriften 9 (1879) 51.

Das gütige Entgegenkommen der Herren Pfarrer Hermann Binder in Altingen (Württemberg) und Stuhldreier in Paderborn hat mir die Benutzung des handschriftlichen Nachlasses der Dichterin ermöglicht, der von Franz Binder, ihrem Biographen, und Prälat Ruland, dem Herausgeber der 3. Auflage ihrer Lieder, an die genannten Herren gelangt war (im folgenden zitiert B = Binder, R = Ruland). Er war die Grundlage zu mehreren kleinen Veröffentlichungen des Jahres 1916[1]) und einer Schrift „Aus L. Hensel's Jugendzeit", die noch im Säkularjahr erscheinen soll. Der naheliegende Gedanke, ebenfalls noch im laufenden Jahre eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage ihrer Lieder zu veranstalten, konnte wegen des schweren Druckes, der gegenwärtig auf dem deutschen Buchhandel lastet, nicht verwirklicht werden. Einige vorläufige Bemerkungen werden nicht unwillkommen sein.

Über den Dichtungen L. Hensels hat kein günstiger Stern gewaltet. Sie hat früh begonnen, schon als kleines Kind bringt sie die ersten unbeholfenen Versuche zu Papier oder kritzelt auf Kürbisse[2]); noch nicht 17 Jahre zählt sie, als Frau von Stägemann[3]) von ihren „sehr hübschen kleinen Gedichten spricht", deren eines sie allerdings „auf ein sehr zartes, etwas krankhaftes Wesen schließen" läßt, und dann dauert es nicht lange mehr, bis ihre edelsten und auch formell vollendetsten Lieder entstehen, die zum dauernden Schatz der deutschen Lyrik gehören. Aber der Ehrgeiz des schaffenden Poeten ist ihr fremd. Für ihre ganze Produktion ist gültig, was sie 1852 an Schlüter schrieb[4]): „Wenn ich sage, ich habe ein Lied gemacht, so ist das auch wieder nicht wahr;

---

1) Aufzeichnungen und Briefe von L. Hensel, im 35. Band der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren; L. Hensel's Emmerich-Erinnerungen, Cl. Brentano und L. Hensel, Münchener Hochland 1916.

2) Binder, Luise Hensel (2. Auflage 1904) S. 17.

3) Elisabeth v. Stägemann an ihren Gatten 20. Februar 1815, bei Hedwig von Olfers I, 293.

4) Briefe der Dichterin L. H. 40.

ich habe nie Lieder gemacht, sie wachsen mir so aus dem Herzen; es kommt von selbst und ist eigentlich nur für mich"; und als sie 1854 einen Brief mit der Aufschrift „Frl. L. H., Schriftstellerin" bekommt, quittiert sie mit dem Satz: „Es wäre mir ebenso gut, wenn Dr. Schad mir eine Ohrfeige gegeben hätte".[1]) In der Tat, Schriftstellerin ist sie nie gewesen, fast alles ist bei ihr persönliche und Gelegenheitsdichtung, die Öffentlichkeit ist ihr gleichgültig oder unangenehm und die Briefe lassen an Dutzenden von Stellen erkennen, wie bescheiden sie von dem Wert ihrer Schöpfungen dachte.

So kam es, daß ihre Gedichte nur ganz langsam, stückweise und vielfach in durchaus nicht einwandfreien Texten gedruckt wurden, ein über das andere Mal ohne ihre Mitwirkung und in einer Form, die ihr Mißvergnügen erregte. Zuerst erscheint von ihr in der Sammlung Sängerfahrt von 1818, unter dem Namen „Ludwiga", die neckische Begründung („Will auch mit"), weshalb sie die „Sängerfahrt" mitmacht[2]), nebst vier „Geistlichen Liedern", die sie später[3]) selbst, freilich sehr übertrieben, als „fürchterlich häßlich" verwirft: Todtenfeier, Gebet („Bedenk' ich deine große Treue", in den Liedern Gebet um Beharrlichkeit), Trost („O Sorge, die mich niedergedrückt" = Blick auf), und Ergebung („Herr ich will gerne leiden" = Stark in ihm), sämtlich später auch in den Liedern gedruckt, aber mit anderen Überschriften, vielen Varianten, auch Umstellungen, neuen Strophen und Auslassung anderer.

Eine größere Anzahl ihrer Lieder erscheint erst 1829 in Diepenbrocks Geistlichem Blumenstrauß. Kurz vorher versichert Clemens Brentano dem Herausgeber[4]): „Luise hat von Herzen eingewilligt in deine Arbeit", aber sie selbst

1) Ebenda 67.

2) In den Liedern nicht aufgenommen, gedruckt auch Briefe 53, Binder 77, Reinkens, L. H. und ihre Lieder 245.

3) Briefe 52.

4) Bei Cardauns, Aufzeichnungen und Briefe 101.

schreibt später:[1]) „Hätte nicht Diepenbrock damals ohne mein Wissen den Teil meiner Lieder, von welchen seine Schwester [Apollonia D.] Abschriften (hatte und die durch solche vermehrt wurden, die meine Mutter nach meiner Abreise von Berlin im Jahre 1819 Brentano gegeben) drucken lassen, so wäre Alles zwischen Gott und meiner Seele geblieben". Es waren etwa 40 Gedichte; in der 2. Auflage wurden sie „um einige vermehrt, bei einigen der früheren (d. h. Gedichten der 1. Auflage) sind kleine Verbesserungen nach ihrer Angabe gemacht worden".[2]) Die starken Änderungen, welche Brentano sich bei den Drucken im Blumenstrauß erlaubt hat, werde ich an anderer Stelle (Aus L. Hensel's Jugendzeit) eingehend behandeln.

Nur drei Beiträge von ihr, mit der Unterschrift Luise, brachte 1837—38 die von Pfeilschifter herausgegebene Sammlung Cölestina[3]): Die Romanze, die St. Annakapelle und die Distichen „Sulamith. Am Himmelfahrtstag des Herrn 1823", die in der Gesamt-Ausgabe ihrer Lieder die Überschrift „Trost im Klagen" haben.

Vierzehn Lieder wurden aufgenommen in die Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Herausgegeben von H. Kletke, Berlin 1841. Es ist ein Nachdruck nach Diepenbrocks Blumenstrauß, nur das Lied „Trost" („O Sorge, die mich niederdrückt") ist der „Sängerfahrt" entlehnt. Die meisten dieser 14 Lieder kehren wieder in Kletkes Sammlung Deutschlands Dichterinnen (Berlin, ohne Jahr), nur die Lieder „Der Wanderer und die Rosen" sowie „Aufwärts" (identisch mit „Sursum corda!") schließen sich direkt an die Texte im Geistlichen Blumenstrauß an.

---

1) Brief an Schlüter 7. Juli 1857, Briefe 100.

2) Geistl. Blumenstrauß 2. Auflage von 1852, S. XXXI. Neu hinzugekommen sind die drei Lieder Dank, Pilgerlauf, Heimat, ferner drei Strophen des Krippenliedes. Die wenigen Varianten sind ganz unbedeutend.

3) Cölestina. Ein Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen. Aschaffenburg. Jahrg. 1837 S. 263, Jahrg. 1838 S. 119 und 248.

In den Gesammelten Schriften Clemens Brentanos, welche dessen Schwägerin Emilie Brentano in den 50er Jahren herausgab, wurden, zum Teil erstmalig, die 20 Lieder Luises gedruckt, die Brentano 1817 an seinen Bruder Christian geschickt hatte.[1]) Hier hat Brentano die ihm von Luise übergebenen Fassungen, wenigstens im allgemeinen, respektiert, aber sonst ergeht sie sich in Klagen über „das Durcheinander mit den Liedern des sel. Clemens Brentano", das „zu lösen ihr fast eine Gewissenspflicht zu sein" schien.[2]) Soviel ich sehe, haben nur drei der erwähnten 20 Lieder keinen Platz in der Schlüter'schen Sammlung von 1869 gefunden: Nach dem Genuß des hl. Abendmahls („Wie war ich sonst so trübe"), das aber genau übereinstimmend im Blumenstrauß steht; ferner Ein frühes Lied („O könnt ich würdig loben") und Der Armen Kleinod („Ich hab ein altes Büchlein funden"); beide sind in Autographen (B und R) erhalten.

Wiederum H. Kletke war es, der 1857 die Herausgabe der „Gedichte von Luise und Wilhelmine Hensel" besorgte.[3]) Außer dem schönen einleitenden „Bettelsang" („O Schwester, laß uns an den Thüren singen") enthält das Büchlein 32 Gedichte von Luise. Letztere war wenig damit einverstanden. „Ich fürchte", schrieb sie schon am 27. Februar 1857, „meine Schwester hat schreckliche alte Scharteken von mir dazugegeben", und am 15. April: „Meine gute Schwester und ihr Freund (d. h. wohl Kletke) haben mich angeführt. Vor einigen Jahren gab ich ihr auf ihr Verlangen ein paar Lieder, damit sie als Anhang nach ihren Liedern kommen sollten. Nun hat man mich an die Spitze gestellt, und meine gute Schwester hat einige Lieder von mir, die ihr noch im Gedächtnis waren, dazu gegeben. Sie kommen mir vor wie altes Geräth aus der Rumpelkammer. Nun, die armen

1) Ges. Schriften VIII. Band (Briefe I. Band) S. 239—269.

2) Briefe an Schlüter 27. Mai 1856, Briefe 92.

3) Berlin, ohne Jahr. Luise schickte das Büchlein an Schlüter am 15. April 1857. Briefe S. 97.

Dinger sind einmal gedruckt, und es kommt ja am Ende auch wenig darauf an, ob ein paar mittelmäßige Lieder mehr in die Welt gehen." Am 7. Juli: „Kl[etke] hat einige kleine Änderungen in Rücksicht auf Reihenfolge, Verseinteilung, Unterschrift ꝛc. gemacht, mit dem ich nicht einverstanden bin."[1]) Viele dieser 32 Nummern haben handgreiflich die Vorlage für den Druck in der Schlüter'schen Sammlung gebildet, die Übereinstimmung erstreckt sich auch auf Kleinigkeiten der Rechtschreibung und der Interpunktion, doch sind die Datierungen hinzugekommen, mehrfach lauten die Überschriften anders; sonst finden sich nur in einer beschränkten Anzahl einigermaßen erhebliche Varianten. Nicht in der Schlüter'schen Ausgabe übernommen sind nur zwei Nummern: Blumenleben („Ich sah im hellen Morgenschein" S. 32) und Finden und Meiden („Die liebe Maiensonne" S. 46); das letztere Gedicht hat in einem Autograph (R) die Überschrift „Finden und Lassen", L. hat es durch Bleistiftkorrekturen in die gedruckte Fassung gebracht.

Aus einem Briefe Luises von 1857[2]) erfahren wir, daß Kletke sie um die Erlaubnis gebeten hatte eine Ausgabe ihrer „sämtlichen Lieder" zu veranstalten. Sie lehnte schon deshalb ab, weil ihr Freund Dr. Julius in Hamburg wiederholt dieselbe Bitte an sie gerichtet habe. Noch einige Jahre später schreibt ihr dieser: „Ich will heute nur noch von ihren Liedern reden. Es will mit uns Abend werden, früher noch mit mir, dem viel Älteren als Sie, und ich bitte daher womöglich so viel Zeit als Sie bei Schonung Ihrer Augen ersparen können, auf die Ordnung und Reihenfolge derselben zu wenden. . . . Das Sächliche und die Zubereitung zum Drucke soll hier geschehen, und Sie brauchen nur mir die Handschrift unfrankiert mit der Eisenbahn zu senden. Auch an Theissing will ich gern schreiben oder vielmehr Schlüter auffordern, wie einst für

1) Briefe S. 97, 101.
2) Briefe S. 100.

mich, mit jenem zu sprechen, wobei ich dann auch zu wissen wünsche, wie viel Sie für Ihren milden Zweck verlangen." Und zu Ende des gleichen Jahres hat er „von Professor Schlüter vernommen, daß Sie mit der Ordnung Ihrer Lieder ämsig beschäftigt seyen."[1]) Der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen und die Gesamt-Ausgabe, soweit von einer solchen die Rede sein kann, ist Christoph Schlüter in Münster zugefallen, demselben blinden Professor, der sich schon 1838 das Verdienst erworben hatte, eine Andere, Größere, Annette von Droste, durch die Förderung einer Erstausgabe ihre Gedichte auf den deutschen Parnaß zu führen. Es ist eine langwierige Arbeit gewesen. Ihre Briefe aus den fünfziger und sechziger Jahren wimmeln von Stellen[2]) über den „großen Widerwillen", das „große Widerstreben, mit dem sie an eine Aufgabe herantrat, die ihr doch auch wieder, wegen des „Durcheinanders mit den Liedern des seligen Clemens Brentano", als eine „Gewissenspflicht" erschien, über ihren Mangel an Zeit, „an das Ordnen meiner Papiere zu denken, also auch an das Heraussuchen meiner Lieder aus einem Wust von Tagebüchern ꝛc. oder besser Nachtbüchern, denn beim Tage hatte ich nie viel Zeit zum Schreiben." Im Herbst 1859 hat sie „mit dem Abschreiben der Lieder noch nicht einmal angefangen", zwei Jahre später hat sie „endlich angefangen", aber noch im März 1864 zweifelt sie wieder, ob sie die Arbeit vollenden könne, dann solle Schlüter nach ihrem Tode „alles Material" bekommen. Im Herbst 1865 ist sie „endlich ernstlich bei der Arbeit", im Februar 1866 „noch immer nicht ernstlich", vier Monate darauf „noch sehr, sehr weit zurück." Es währt bis zum Frühjahr 1868, bis sie versichern kann, daß sie „jetzt an der Abschrift meiner Lieder arbeitet, daß mir

1) Briefe aus Hamburg 28. März und 3. Dezember 1861 (B). Über seine Bemühungen vgl. auch Briefe der Dichterin L. H. S. 92, 111.

2) Briefe S. 100, 127, 92, 94, 115, 129, 154, 170, 171, 174.

oft der Kopf dampft",[1]), und am 28. Oktober 1868 kann Schlüter endlich, endlich die Vorrede zur ersten Auflage der „Lieder von Luise W. Hensel" unterzeichnen. Fertig waren sie allerdings auch dann noch nicht und „das Büchlein kam nicht vor Weihnachten in den Buchhandel.[2]) Auch dann noch hat sie versichert, sie habe „sehr ungern in die Herausgabe der Lieder gewilligt, sie ward mir aber von einer Seite geboten, wo ich folgen mußte."[3]) Wahrscheinlich ist damit Bischof Martin von Paderborn gemeint.[4])

Auf dem Titel der ersten Ausgabe von 1869 ist Schlüter als Herausgeber genannt. Luise war damit durchaus einverstanden. Sie hat nicht nur bereits im Frühjahr 1868 den Wortlaut des Titels mit ihm vereinbart,[5]) sondern auch ausdrücklich erklärt: „Sie sind der eigentliche Herausgeber."[6]) Tatsächlich dürfte sich Schlüter im wesentlichen auf die Auswahl aus den ihm von L. zum Druck vorgelegten Stücken beschränkt haben, wobei es nicht immer ohne Meinungsverschiedenheiten ablief, und nach einer allerdings nicht sicher beglaubigten Überlieferung sind wertvolle Nummern in seiner Wohnung abhanden gekommen.[7]) Viel mehr zu tun war

---

1) Der betr. Brief steht hinter einem Brief vom 5. Mai, gehört aber vor denselben, denn der St. Georgi-Tag, von dem er datiert ist, fällt auf den 23. April.

2) Brief an Schlüter 28. Dezember 1868, Briefe 195.

3) Konzept eines Briefes an einen Ungenannten, Wiedenbrück 27. Dezember 1869. Es ist der bei Binder S. 28 erwähnte Brief.

4) Vorwort zur 11. Auflage der Lieder S. V: „Alle Bemühungen (sie zur Herausgabe zu bewegen) waren dazu nicht imstande, bis endlich Bischof Konrad Martin die Veröffentlichung ihr als Pflicht auflegte."

5) Briefe S. 194.

6) Ebenda 190.

7) Briefnotiz von Dr. Bellesheim in Köln an Binder vom 11. Dezember (wohl 1883) im Binder'schen Nachlaß: „Wie sie (L. H.) die Frau Schülgen (Frau Elise Schülgen geb. Bartmann in Köln, Schülerin Luises während ihres Kölner Aufenthaltes in den 40er Jahren) einmal erzählte, sind ihre 10 schönsten Gedichte bei Schlüter beim Reinigen der Zimmer verloren gegangen."

er schon durch seine Blindheit verhindert, wenn ihn auch der Münster'sche Philologe Wilhelm Storck (1829—1905) unterstützte.[1]) Die eigentliche Arbeit hat sie selbst getan und das noch vorhandene Manuskript für die erste Aufgabe (R) ist vollständig, schön und deutlich, von ihrer Hand hergestellt. Recht unzufrieden war sie mit Schlüters Vorrede. Auf dem Manuskript derselben hat sie eigenhändig die in der Vorrede zur 3. Auflage S. XV abgedruckten Sätze geschrieben, die an einer Stelle sogar noch etwas schärfer lauten als im Druck („ganz taktlos und ungehörig als Eingang zu den Liedern"), und die Streichung derselben verlangt; „der Grund dieses Urteils," hören wir (Vorrede zur 3. Aufl.), war die Parallele mit Annette von Droste sowie der Vergleich mit Calderon, welche ihrer Bescheidenheit zu nahe traten." Sie ist denn auch in der 2. Auflage weggelassen worden, um in der 3., nach ihrem Tode, wiederholt zu werden.

Auch an der 2. Auflage (1870) war die Dichterin noch beteiligt, wie eine Anzahl von ihr geschriebener Manuskriptblätter (R) beweisen. Verändert wurde die Reihenfolge sowohl der Abschnitte als einzelner Lieder und 16 Nummern kamen neu hinzu, 8 auf die Abschnitte der 1. Auflage verteilt: Mein Emaus. Nur Eine. Die arme Näherin. Zwei schöne alte Dichtungen. Nächtliches Wiegenlied. Der bewährten Freundin. Melchior von Diepenbrock. Dank dem Herrn, und 8 weitere am Schluß: Herbstseufzer. Spät-Rosen-Knösplein. Kein Frühling mehr. Herbststimmung. Der Vertraute. Rastlos. Die Aloe des Türmers. Näglein Christi. Das in der 1. Auflage mit „Wehmut" bezeichnete Lied („Hoch in der Linde drüben") erscheint jetzt mit der Überschrift „Dahin".

Die 3. Auflage hat diese 16 neuen Nummern ausnahmslos übernommen und am Schluß wieder 7 weitere beigefügt:

1) Wiederholt wird seine Beteiligung in den Briefen S. 191 ff. erwähnt.



Der Pilgergang nach Golgatha. Reicher Ersatz. Wiegenlied. Einem Cellisten zur silbernen Hochzeit. Dank. Zwei Leichen. Zur 50jährigen Jubelfeier einer Klosterfrau. Eigenhändige Reinschriften des Ruland'schen Hensel-Nachlasses lassen annehmen, daß sie auch noch für die Vorbereitung der 3. Auflage tätig war, obwohl diese erst 1877, also bald nach ihrem Tode erschien.

In der 4. Auflage (1878) begegnen uns „einige Jugendgedichte als Nachlese": Schneeluft. An eine Gespielin. Ich bin ein deutsches Mädchen. Schlachtgesang der Frauen. Des Lautenmädchens Klage. Gießt des Frührots Strahlenschimmer. Fragmente. An meinen Bruder. Blumen für meinen Wilhelm.

Die 5. Auflage blieb unverändert, auch in den drei folgenden trat m. W. keine Vermehrung oder Verminderung des Inhalts ein; erst „in der 9. Auflage glaubte man das Minderwertige der Gesamtausgabe weglassen zu sollen. Dagegen sind einige Gedanken aus dem Tagebuche neu aufgenommen". So lese ich im Vorwort der 11. Auflage, die 9. ist mir nicht zugänglich. In der Annahme, daß die 9. und 11. den gleichen Bestand aufweisen, stelle ich nach der letzteren fest, daß weggelassen worden sind der Abschnitt Zwei schöne alte Dichtungen (Maria. Die Seele und die Welt) und zahlreiche Nummern des ehemaligen Anhangs, der jetzt die Überschrift Gelegenheitsgedichte trägt: Will keine Blumen mehr, Der Schwester zum Geburtstage und Antwort der Schwester, das zweite der beiden Gedichte Dem Bruder zum 6. Juli („Und wieder in die Ferne"), Der Schwester zum Geburtstage, Der fernen Luise zum 30. März (ein Gedicht ihrer Mutter), und die Antwort der Tochter, Im Namen Minchens v. B., Gruß dem Kränzchen, Herbstseufzer, Spät-Rosen-Knösplein, Der Vertraute, Die Aloe des Thürmers, Näglein Christi, Der Pilgergang nach Golgatha, Reicher Ersatz, Einem Cellisten zur Silberhochzeit, und die ganze neun Nummern umfassende „Nachlese" der Jugendgedichte der 4. Auflage mit Ausnahme von Schneeluft und An eine

Gespielin. Dagegen sind am Schluß sechs Nummern „Aus dem Tagebuch“ beigegeben, von welchen ich in der Ausgabe des Tagebuchs zwei (Sehnsucht und Klosterleben) nicht gefunden habe.

Die 12. Auflage (1912) ist eine stark gekürzte „billige Volksausgabe“, in welcher die „Gelegenheitsgedichte“ bis auf sieben und die Gedichte „Aus dem Tagebuch“ ausnahmslos gestrichen sind, die 13. und die 14. (Volks-)Ausgabe haben keine weiteren Nachträge gebracht.

(Schluß folgt.)

XVI.

Karl Ludwig von Haller und seine Beziehungen zum Kreise um Metternich.[1])

Von Dr. Ewald Reinhard.

Karl Ludwig von Haller begegnet uns in den Jahren 1801—1806 in österreichischen Diensten. Als Hofkriegskonzipist beschäftigt, erhielt er jene bedeutsamen Einblicke in das Leben eines großen Staates, welche ihn später befähigten die „Restauration der Staatswissenschaft“ zu schreiben. Bei diesem mehrjährigen Aufenthalte in dem Kaiserstaate an der Donau lernte Haller denn auch die Hauptpersönlichkeiten des damaligen Österreich kennen; Erzherzog Karl scheint sein besonderer Gönner gewesen zu sein. Haller kannte aber auch Gentz, den er Hurter gegenüber einen „Sybariten“ nennt, „der bis am hellen Mittag im Bett oder auf seinem Divan blieb“.

Unbekannt war nun bisher, daß der Schweizer diese ehemaligen Beziehungen später wieder zu benützen suchte um in Österreich erneut eine Unterkunft zu finden. Die beiden nachfolgenden Briefe beweisen, daß Haller im Jahre

1) Vergl. Bd. 154 S. 402 ff. und 157 S. 761 ff.

1822 mit Pilat, dem Schriftleiter des „Österreichischen Beobachters", und einer ungenannten Persönlichkeit, vielleicht einem Redemptoristen, in Verbindung trat um in Metternichs Dienste zu treten. Aus dem ersten Briefe geht zugleich hervor, daß auch Verhandlungen zwischen Haller und Gentz stattgefunden haben; an Pilat hat Haller nach seinem eigenen Zeugnisse mindestens dreimal geschrieben.

Weiter ersehen wir daraus, daß Haller zu dieser Zeit auch gelegentlich am „Österreichischen Beobachter" mitarbeitete; daß seine Beiträge Anstände bewirkten, erfuhren auch andere Blätter, die Aufsätze aus der Feder des Restaurators brachten. Welcher Art diese Anstände waren, läßt sich aus dem Zusammenhange leicht entnehmen; gewisse Kreise in der Schweiz waren mit Hallers Darstellung der politischen Verhältnisse unzufrieden und machten ihrer Mißstimmung Luft, indem sie sich an die Leitung des Blattes wandten.

Die beiden Kinder, um deren Wohl Haller sich hier sehr besorgt zeigt, Karl Ludwig (geboren am 20. April 1807) und Albrecht (geboren am 18. Juli 1808), kamen nicht nach Wien; der ältere lebte später ohne eigentlichen Beruf in Solothurn und unterstützte im Sinne des Vaters die konservative Sache, Albrecht dagegen wandte sich dem geistlichen Stande zu und starb als Weihbischof von Chur.

Daß Haller sich um eine Sellung in Österreich bemühte, ist nicht verwunderlich; durch seine Konversion war er in der Schweiz und namentlich im Kanton Bern ein unmöglicher Mann geworden. Seit man ihn seiner Ämter beraubt, war er auch faktisch ohne Stellung. Aus unbekannten Gründen zerschlugen sich die Pläne Hallers, die auf eine Beschäftigung bei der österreichischen Regierung hinausliefen, und so ließ er sich denn im Jahre 1822 in Paris nieder. Dort wurde Haller unter dem im zweiten Briefe genannten Minister Villèle angestellt. Nach Österreich liefen auch späterhin immer noch gewisse Verbindungsfäden von Seiten Hallers, so fand sein Freund Hurter in Österreich eine Unterkunft,

außerdem liegen im Hallerarchiv noch Briefe von Ritter von Bucholz und Jarcke.

Die beifolgenden Briefe befinden sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Hochwohlgebohrener
Besonders Hochzuverehrender Herr!

Ich hoffe Euer Hochwohlgeboren werden meinen Brief vom 22ten August und auch einen späteren vom September an deßen Datum ich mich nicht mehr genau erinnere, richtig erhalten haben, obschon ich oft über ihr Schicksal bekümmert war, da ich weder von Ihnen, noch von dem Herrn im Rath, noch viel weniger von dem Herrn Fürsten von Metternich irgend eine Antwort erhielt über die mich betreffende persönliche Angelegenheit. Haben Sie doch die Güte mich darüber zu beruhigen und mir im Vertrauen ohne einigen Rückhalt zu sagen, ob ich in etwas gefehlt habe, oder was sonst an diesem Stillschweigen Schuld gewesen, oder ob mir etwa jenseitige Briefe allhier nicht zugekommen seyn möchten. In steter Erwartung wußte ich nicht was ich in Absicht meines hiesigen Aufenthalts für Einrichtungen treffen solle und Sie begreifen leicht, daß die Ungewißheit die größte aller Verlegenheiten ist.

Was mich jetzt veranlaßt, an Euer Hochwohlgebohren zu schreiben sind die leidigen Zeitungsartikel, welche von meiner vorgeblichen Anstellung in Wien oder gar von meiner baldigen Abreise sprechen. Ich halte es für meine Pflicht Ew. Hochwohlgebohren als ein Ehren Mann zu versichern, daß ich an diesen Artikeln nicht den geringsten Antheil habe, daß sie ohne mein Wißen noch Willen erschienen und wahrscheinlich in der Absicht die Sache zu hindern oder mir zu schaden vorsätzlich erdichtet worden, ja sogar, daß ich mit Ausnahme meines Bruders, auf deßen Discretion ich zählen kann, keinem Menschen auch nur ein Wort von meinen dießörtigen Hofnungen gesprochen habe. Ich bitte Ew. Hochwohlgebohren dieses auch dem Herrn von Gentz und wo es sonst nöthig seyn mag in meinem Namen zu sagen. Bis jetzt glaubte ich jenen Gerüchten nicht öffentlich wider-



sprechen zu sollen, da es endlich nichts schadet, wenn auch die Leute sie für wahr halten. Werde ich befragt, so antworte ich, daß solche Anstellung für mich eine große Ehre wäre, daß ich aber davon einstweilen noch nichts wiße. Sobald es jedoch von Wien aus verlangt wird, so werde ich öffentlich widersprechen.

Mir ist leid, daß Ew. Hochwohlgebohren wegen dem Auffatz im Öster. Beob. von Ende July einige Verdrießlichkeiten gehabt haben, doch hoffe ich, sie werden nicht bedeutend gewesen seyn. Von hier aus kann ich Sie versichern, daß die Beschwerde nicht vom Corps der Regierung oder dem souv. Rath, sondern nur von einem kleinen Comité zugekommen ist, welches an dem Beschluß vom 12ten Juny den meisten Antheil hatte, daß aber die Artikel von dem ganzen Publiko und selbst von dem größten Theil derjenigen, welche die Majorität ausmachten gebilligt und mit Freuden gelesen worden ist.

Ich habe von Modena und Turin zwey treffliche Übersetzungen meiner Schrift über die Spanischen Cortes erhalten; vermuthlich wird auch eine Italiänische Übersetzung der Restauration erscheinen und eine Französische ist bereits in Arbeit. — Wofern mir das Glück abgehen sollte in Wien eine Anstellung zu erhalten, so würde ich mich vielleicht entschließen, mich mit meiner Familie in Paris niederzulaßen, um dort den Druck selbst zu besorgen, ferner wissenschaftlichen Arbeiten obzuliegen und für das künftige Schicksal meiner Kinder zu sorgen. Allein Geburt, Sprache, Gewohnheit und Umgang ziehen mich im Grunde doch mehr zu den Deutschen, obschon ich die gutgesinnten Franzosen sehr hochschätze und früher oder später die kräftigste Arzney von dort herkommen dürfte, von wo das Übel hervorgieng.

Ich bitte Euer Hochwohlgebohren um baldige gefällige Anzeige von dem Empfang dieses Briefs und verharre inzwischen mit inniger Verehrung

Dero

Gehorsamster Diener

Bern am 4ten Jänner 1822. Carl Ludw. von Haller.



Bern den 15ten Januar 1822.

Hochgeehrtester Herr und Freund!

Welche Freude es mir gemacht hat von Ihnen als einem von mir längst hochverehrten Manne, mit dem auch ähnliche Schicksale näher verknüpfen einen so liebreichen Brief zu erhalten, vermag ich Ihnen nicht zu beschreiben. Solche Ermunterungen und Belehrungen wägen wohl tausend kleine Leiden auf, welche übrigens die gütige Vorsehung ziemlich gemäßigt und mir und den Meinigen Kraft sie zu ertragen gegeben hat. Möchte ich nur die Mittel kennen auch letztere unmerklich zur Wahrheit zu führen, so hätte ich nichts mehr auf Erden zu wünschen.

In Absicht der Errichtung eines Hauses der Redemptoristen in Frankreich schreiben Sie mir wohl großen Einfluß zu. Freylich bin ich mit den dortigen Freunden und Verfechtern der catholischen Sache, zu denen auch die drey neuen Minister Villèle, Cortiere und Montmorency gehören, in guten Verbindungen; auch den Grafen v. Senfft[1]) habe ich zu Paris alle Tage gesehen und es würde sehr nützlich seyn, wenn Sie deshalb an ihn schrieben. Aber von da bis zur Ausführung ist noch ein großer Schritt. Sind übrigens Ihre Wünsche nicht bereits erfüllt! Sie werden doch wohl wißen daß die Jesuiten unter dem Namen Väter des Glaubens verschiedene Häuser in Frankreich besitzen. Sie wohnen Rue des postes zu Paris, haben ein Noviziat in Montrouge, eine Stunde von Paris, wo ich selbst gewesen, ein Collegium zu St. Acheul bey Amiens und mehrere andere. Sie sind sogar von dem König selbst beschützt und leben im Innern der Häuser gantz nach der Regel der Jesuiten. Indeßen muß hier doch noch ein Unterschied seyn, und ich werde mich künftige Woche selbst nach Freyburg begeben und mich an Ort und Stelle erkundigen, was eigentlich zu wünschen sey und wie die Sache selbst einzuleiten wäre. Sie sollen dann sogleich darüber meinen Bericht erhalten.

---

1) Friedrich Ludwig Graf Senfft von Pilsach (1774—1853). Konvertit. In sächsischen, später in österreichischen Diensten.



Nun habe ich auch an Sie, Verehrtester, im engsten Vertrauen zwey freundliche Anfragen zu machen und mir von Ihnen Rath und Auskunft zu erbitten.

1. Ich bin in der größten Verlegenheit wegen meiner zwey Knaben die zu der Epoche ihrer ersten Communion heranrücken, um sie der Eisgrube des Protestantismus zu entziehen und auf den guten Weg zu bringen. Verpflichtungen habe ich keine eingegangen, weder gegen meiner Frau noch gegen andere Verwandte, fühle mir (?) aber nicht den Muth einen kühnen Entschluß zu faßen, der vielleicht unerwartete Hinderniße antreffen dürfte. Bis jetzt weiß ich mir nicht zu helfen als durch mein tägliches heißes Gebet. Das einzige Mittel scheint mir mich selbst in einem catholischen Land niederzulaßen oder wenigstens meine Knaben sobald möglich von hier zu entfernen. Zum ersten will sich bis jetzt noch keine Gelegenheit finden, und ohne eine Zulage von etwa ℳ 3000 oder sey durch Besoldung oder eigenen Gewinn reichte mein Vermögen nicht hin um mit meiner Familie in Wien oder Paris zu leben. Mir ist daher in den Sinn gestiegen, ob nicht von nun an mein jüngerer Sohn Albrecht von Haller in der Ingenieurakademie zu Wien placirt werden könnte um sich dem K. k. Militärdienst zu widmen, welches hier am wenigsten Aufsehen machen würde. Er ist jetzt 13½ Jahr alt, ein schöner gesunder, starker Knabe, der viel Anlagen zum Nachdenken besitzt und einen Löwenmuth hat, zu den eigentlichen gelehrten Studien zeigt er aber bis jetzt nicht viel Lust. Wäre seine Aufnahme noch möglich? Wie viel kostet die Pension? an wen müßte ich mich deshalb wenden? Ich würde dann geheime Instruktion geben ihn in der kathol. Religion zu unterrichten oder unvermerkt dahin zu führen nnd Ihnen und Ihren Bekannten sorgfältiger Pflege empfehlen, damit alle Umgebungen wohltätig auf ihn wirken.

Mein älterer Sohn Carl Ludwig wird künftigen April 15 Jahre alt. Er ist nicht so robust wie der jüngere, aber gesund, hat ein angenehmes äußeres und einen sehr gefälligen Charakter, einen blühenden Styl und viel Gemüth. Diesen



möchte ich, wenn es möglich wäre, gern der Österreichischen Diplomatie widmen. Wäre es möglich ihn noch in das Theresianum zu bringen, (mit gleichen Intentionen) oder wo könnte man ihn sonst hinthun? — Beyde wären mit der Zeit nicht ohne einiges Vermögen, und während meinem Leben könnte ich ihnen stets eine anständige Zulage geben. Ich bitte Sie dringend um Ihren Rath.

2. Der zweyte Gegenstand betrifft mich selbst. Es war lezten Sohne (?) darum zu thun, meine Niederlaßung und Anstellung in Österreich zu begünstigen, was mir in religiöser Hinsicht wegen Frau und Kindern äußerst erwünscht wäre. Herr v. Gentz gab mir ziemlich bestimmte Hofnungen und sogar Aussicht auf eine baldige Antwort von dem Herren Fürsten v. Metternich selbst. Ich glaubte, wie billig dieselbe abwarten zu sollen. Im August v. J. erhielt ich durch die Fürstin v. Hohenzollern einen Brief von Herrn Pilat, der sich verwunderte daß ich noch nicht geantwortet habe und noch nicht in Wien angelangt sey, weil sonst die Sache längst in Ordnung wäre. Ich schrieb sogleich sowohl an H. v. Gentz als an Herrn Pilat, gab mit aller Bescheidenheit die Gründe des zweymonatl. Verschuld und äußerte blos den Wunsch, daß mir in Absicht der Art der Anstellung und der oekonomischen Vortheile etwas bestimmtes zugesichert werden möchte um meine Frau desto eher zum Entschluß unserer Abreise zu bewegen. Seither ist nichts angekommen, welches mich in nicht geringe Verlegenheit sezt. Haben Sie daher die Güte sich unter der Hand, mit äußerster Behutsamkeit zu erkundigen, ob ich in irgend etwas gefehlt habe, ob noch einige Hoffnung vorhanden, oder ob die Sache ganz aufgegeben sey und vielleicht die vielen gegen mich in Zeitungen erschienen Calumnien einige Bedenken erregt haben. Das Resultat schreiben Sie mir doch ohne alle Zurückhaltung wie man es von einem rechten Freunde erwarten kann.

Sie sehen, mit welchem Vertrauen auch ich Ihnen entgegenkomme und Ihnen die geheimsten Wünsche meines Herzen eröfne. Möchten die Umstände sich fügen, daß ich Ihnen nicht



bloß schriftlich sondern auch mündlich und täglich die dankbare Hochachtung und Verehrung bezeugen könnte, mit denen ich von ganzem Herzen verharre

Ihr ergebenster Freund und Diener
Carl Ludw. von Haller.

P. S. Es wäre vielleicht gut, daß Sie Ihre Briefe an mich, Per Couvert an die Steinersche Buchhandlung in Winterthur schicken, mit Auftrag mir selbe ebenfalls unter enveloppe zu übermachen.

XVII.

Wir Katholiken und die Pflege der deutschen Sprache.

Von Emil Dimmler.

Wir Katholiken stehen bei manchen Leuten im Verdacht, der Pflege der deutschen Sprache nicht sonderlich gewogen zu sein. Auf verschiedenes weist man hin um diesen Verdacht zu begründen, auf die Tatsache, daß viele katholische Bücher, Zeitschriften, Zeitungen in schlechtem Deutsch erscheinen, auf den Gebrauch der lateinischen Kirchensprache, auf die Mißhandlung des Lateins durch die Kirchenväter und noch mehr die Scholastiker, die von der Abstumpfung jedes Sprachgewissens zeugen und darum auch die Mißhandlung der deutschen Sprache mitverschulden soll. Was ist darauf zu sagen?

Ohne jedes Bedenken, wenn auch mit aufrichtigem Schmerze geben wir zu, daß viele katholische Bücher, Zeitschriften, Zeitungen in schlechtem Deutsch erscheinen; ja es ist schon eine Seltenheit, wenn wir irgendwo ein erträgliches Deutsch finden, von schöner Sprache ganz zu schweigen. Es ist ein großes Elend, aber es ist uns Katholiken nicht eigen; wir teilen es mit unserm ganzen Volke. Nicht das Bekenntnis zur katholischen Kirche, nicht der Gebrauch der

lateinischen Kirchensprache, nicht die Kenntnis der Kirchenväter und der Scholastiker ist daran schuld, sondern eine Reihe von Gründen, die beim ganzen deutschen Volk die Mißhandlung der Muttersprache verschuldet haben und noch verschulden. Es ist nicht leicht diese Gründe aufzufinden und ihren Einfluß im einzelnen zu werten. Auch wenn wir einen naheliegenden Grund gefunden haben, fragt es sich, ob er nicht auf einen noch tieferen allgemeineren Grund zurückgeführt werden kann.

Als Gründe für die Vernachlässigung unserer Sprache werden wir neben der Bequemlichkeit und Eitelkeit des Sprechenden ansehen können: die Wertschätzung des Deutschen für alles, was weit her ist; die staatliche Zerrissenheit Deutschlands, die zur Folge hatte, daß keine einheitliche Muttersprache sich bildete (bis heute haben wir noch keine allgemein anerkannte Musteraussprache des Deutschen); das Vorherrschen des Lateins durch Jahrhunderte, dem die Vorherrschaft des Französischen folgte; das Fehlen von anerkannten Meistern der Prosa; vielleicht auch ein Mangel an künstlerischem Gefühl, an Empfindung für den Klang des Wortes. Es ist für uns Deutsche keine Unehre, daß wir uns nicht auf den Kreis beschränken, der von unserm Kirchturm aus sich überblicken läßt, sondern ins Weite gehen und alles wirklich Große und Schöne aller Zeiten und Völker kennen lernen und uns zu eigen machen wollen. Aber wir sind uns bei diesem Streben nicht immer genügend bewußt geblieben, daß es eine Grenze in der Aufnahme fremder Werte gibt; wenn wir sie nicht beachten, können wir unvergleichlich mehr verlieren, als wir gewinnen; wir können im Haschen nach Kupfer Gold aus den Händen gleiten lassen. Indem wir uns mit fremden Sprachen beschäftigten, was an sich gut und nützlich war, ließen wir uns verleiten Brocken fremder Sprachen wahllos aufzunehmen, ja dem Latein und später dem Französischen die Stelle einzuräumen, die nur der Muttersprache gebührt. So haben wir die Pflege der eigenen Sprache vernachlässigt und



sind hinter anderen Völkern zurückgeblieben, die vor uns ihre Sprache ausgebildet haben. Die staatliche Zerrissenheit Deutschlands hatte in mancher Beziehung Vorteile für das deutsche Geistesleben; es war gut, daß es sich nicht in einem Brennpunkt sammelte und daß nicht alle Eigenheiten der einzelnen Stämme ausgeglichen wurden. Aber sie brachte, doch den Nachteil, daß eine einheitliche Muttersprache nicht leicht sich bilden konnte; jeder konnte reden, wie er wollte; und wo nicht ein feineres Gefühl für die Sprache die Zucht übernahm, artete die Freiheit in Stillosigkeit und Willkür aus. Damit hängt das Fehlen von anerkannten Meistern der Prosa zusammen; selbst Goethe und Schiller, die unter dem Einfluß der Französelei und damit der Fremdwörtlerei aufgewachsen waren, können nur mit Einschränkung Meister der Prosa genannt werden. Daß wir uns nicht nach Art von Südländern am Wort berauschen können, ist kein Tadel; daß uns die Sache über dem Wort steht, ist gut. Aber wir können die Sache im Auge haben und doch oder vielmehr, weil wir die Sache lieben, ein passendes Sprachgewand für sie suchen.

Die Gründe, die die Vernachlässigung unserer Sprache erklären, sind noch nicht völlig geschwunden. Man sagt den Bewohnern eines schwäbischen Städtchens nach, daß sie jeden bedauern, der keinen Kropf, also keine geraden Glieder für das Leben mitbekommen hat. Was hier harmlose Aufzieherei ist, findet sich wirklich häufig im Leben: die Fremdwörtler bilden sich noch etwas ein auf die Verkropfung ihrer Sprache. Es wird darum noch viele Arbeit brauchen, bis das deutsche Volk sich als deutsches Volk in allem fühlt und zum Empfinden für die Reinheit der Sprache erzogen ist. Wir Katholiken dürfen bei diesem großen Werke nicht beiseite stehen.

Daß die Kirche für ihre amtlichen Gebete das Latein gewählt hat, ist wohl begründet. Jede lebende Sprache wandelt sich von Jahr zu Jahr; Worte kommen auf und verschwinden, gewinnen oder verlieren an Inhalt und Klang;

ein Ausdruck, der der Jugend altväterlich vorkommt, kann einem alten Manne vieles sagen. In den amtlichen Gebeten der Kirche soll Beständigkeit herrschen; sie, die Unveränderliche, will durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch die gleichen unveränderlichen Anliegen des Menschenherzens in der gleichen unveränderlichen Sprache Gott dem Unveränderlichen vortragen. Dies kann nur geschehen, wenn sie eine Sprache benützt, die dem Wandel entzogen ist. Die Kirche umspannt nicht bloß alle Jahrhunderte, sondern auch alle Völker. Ihre Einheit wird durch den Gebrauch einer Sprache versinnbildet und gefestigt. Dazu taugt keine lebende Sprache, die einem bestimmten Volke eigen ist, sondern eine Sprache, die alle Völker als ihr gemeinsames Eigentum betrachten und lieben können.

Damit sind aber die lebenden Sprachen nicht verworfen. Das Latein der Kirche entspricht nicht dem Latein, das Cicero gesprochen oder vielmehr geschrieben hat. Aber es ist doch ein wunderbar schönes Latein; es herrscht darin vollkommene Übereinstimmung zwischen den Gedanken und Gefühlen und dem sprachlichen Gewand; es sei nur an das Dies irae erinnert. Wer diese Schönheit ganz verkosten will, muß ein feines Gefühl für das Leben einer Sprache haben; hat er dieses Gefühl, wird er auch seine Muttersprache sorgsam pflegen. Auch das vielgeschmähte Latein der Kirchenväter und der Scholastiker hat seine eigene Schönheit, die nur der verkennen kann, der das Gesetz der Entwicklung in den Sprachen nicht versteht. Was diese Männer ausdrücken wollten, haben sie vortrefflich ausgedrückt; sie haben sich ihre eigene Sprache geschaffen und sie gut beherrscht. Auch von ihnen können wir lernen, wie wir unsere Sprache behandeln sollen, daß wir sie als taugliches Werkzeug in unsere Gewalt bekommen.

Eine Frage läßt sich freilich aufwerfen: Haben die Scholastiker gut daran getan, daß sie das Latein zu ihrer Sprache wählten? Die Volkssprachen, die sie vorfanden, waren allerdings noch ungefügig; so erklärt sich, daß es für



sie bequemer war das Latein, das sie vorfanden, zu ihrer Sprache weiterzubilden. Aber wäre es nicht besser, wenn auch mühevoller gewesen, sie hätten ihre Muttersprache genommen, wie sie war, und gesucht sie in ihren Dienst zu zwingen? Wären wir dann nicht in der Entwicklung der Sprachen viel weiter gekommen, ohne daß die Wissenschaft oder die Einheit des Glaubens Schaden gelitten hätte? Diese Frage dürfte zu bejahen sein.

Ist es bei der Entwicklung, die unsere Sprache genommen hat, gerechtfertigt, wenn heute noch Vorlesungen in Latein gehalten und wissenschaftliche Bücher in dieser Sprache herausgegeben werden? Mag man das Latein noch so hoch schätzen, so muß man doch sagen: es ist etwas anderes, eine Sprache verstehen, etwas anderes, das Letzte und Feinste in dieser Sprache ausdrücken. Eine fremde Sprache sprechen bedeutet leicht in eine fremde Haut schlüpfen, und Unnatur kann sich rächen. Nur die Muttersprache vermögen wir ganz zu beherrschen und auch dies gelingt nur, wenn wir viel uns abmühen.

Es ist ein großes Gebiet, in dem angeblich Deutsch gesprochen wird. In Wirklichkeit aber wird in diesem Gebiet vielfach ein Welsch gesprochen und noch mehr geschrieben, das eher einer Zigeunersprache als dem Deutschen gleicht. Nehmen wir selbst eine Zeitung in die Hand, die eigens für Kreise geschrieben ist, die keine fremden Sprachen kennen, so finden wir oft fast in jedem Satz Ausdrücke wie Syndikat, Koalition, Judikatur, Organisation, Totalität, effektiv, Symptom und Tausende und Abertausende dieses Gelichters mehr; von Interesse und interessant wollen wir gar nicht reden. Soll diese Zigeunerei immer bleiben, sollen wir Deutsche keine deutsche Sprache bekommen, nachdem wir Jahre lang gerungen haben, daß wir als Deutsche bestehen dürfen? Wir Katholiken haben schon viel auf geistigem Gebiet gearbeitet. Auch hier wollen wir nicht versagen und unser Teil beisteuern, daß unserm deutschen Volke eine deutsche Sprache geschaffen wird.



XVIII.

Die Modernisierung der Türkei.

(Anläßlich des Thronwechsels in der Türkei.)

8. Juli.

Das Hinscheiden des Sultans Muhammed V. hat die allgemeine Aufmerksamkeit wieder einmal auf das Osmanenreich gelenkt, dieses Reich, das früher durch Jahrhunderte der Schrecken namentlich Mitteleuropas gewesen, heute aber dessen treuer Verbündeter ist. Nur teilweise noch drückte sich diese Vergangenheit in den Herrschertiteln aus, die der eben verstorbene Sultan geführt hat. Sultan Muhammed V. hat sich unter anderem nicht nur Padischah von Habesch, Tunis und Kybris (Cypern), von Rumili und Griechenland, der Ebenen von Kyptsack, sondern auch „des ganzen Bosnien und Zubehör, der festen Stadt Belgrad, Serf-Wilajeti (Serbien) und aller dazu gehörigen Schlösser, Festungen und Städte“ genannt. In älteren Zeiten, wo auch der größere Teil von Ungarn, ganz Siebenbürgen, die Moldau und Wallachei türkisch waren, sind diese Titel offenbar noch viel zahlreicher gewesen.

In der Türkei ist die Thronfolge so geregelt, daß immer der jeweils älteste Prinz der Dynastie Sultan wird. Diesmal hat die Reihenfolge den einzigen noch lebenden Bruder des verstorbenen Sultans, den Prinzen Wahid ed Din getroffen, der den Namen Muhammed VI. angenommen hat. Es scheint nicht, daß der neue Sultan auf die angeführten veralteten Titeln verzichtet hat, aber die etwaige Hoffnung, sie je wieder wahr machen zu können, bleibt ihm wohl versagt, wenngleich die Türkei im jüngsten Frieden mit Rußland die Gebiete Batum, Erdschan und Kars zurückerhalten hat.

Der neue Sultan ist politisch, wie in der Türkei kaum anders möglich, ein unbeschriebenes Blatt Papier. Die Zeitungen jedoch wollen wissen, daß er ebenso wie sein Vor-



gänger modern gesinnt sei, und darauf soll wohl auch die Tatsache hinweisen, daß er den Namen seines Vorgängers angenommen hat. Die Alttürken sind ja gewiß selbst in der europäischen, geschweige in der asiatischen Türkei noch lange nicht ausgestorben und es wäre sehr wohl denkbar, daß wieder ein alttürkisch gesinnter Sultan auf den Thron käme. Das brauchte zwar hinsichtlich der äußeren Politik noch keine wesentliche Änderung zu bedeuten, die Türkei würde unter den heutigen Umständen sicherlich auch unter einem alttürkischen Sultan ein Verbündeter der Mittelmächte bleiben, aber der Prozeß der Modernisierung der Türkei würde damit doch zum Stillstand gebracht sein und die damit notwendig verbundenen anderweitigen Folgen könnten nicht ausbleiben. Es wird also, auch abgesehen von der momentanen Kriegspolitik, doch von hohem Interesse sein, ob sich die erwähnten Angaben der Blätter über die Gesinnung des Sultans bestätigen werden oder nicht.

Die Modernisierung der Türkei ist ein Problem, das, wie man kaum bestreiten kann, auch heute noch keineswegs völlig geklärt ist. Lange Zeit hat man geglaubt und vielleicht sind noch heute manche politische Orientalisten dieser Meinung, daß eine wirkliche Modernisierung der Türkei ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß die Weltanschauung des Koran mit jener der abendländischen Christenheit unmöglich auch nur in eine äußere Harmonie gebracht werden könne. Wenn man aber sich klar zu machen sucht, worin denn eigentlich und im wesentlichen das besteht, was man die Modernisierung der Türkei nennt, so stellt sich die Frage allerdings in etwas anderem Lichte dar.

Worin also besteht diese Modernisierung? Als Antwort auf diese Frage kann uns ein Artikel der „Kölnischen Zeitung" (vom 3. Juli) dienen, worin über die jüngst in Berlin stattgehabte Konferenz von deutschen und türkischen Juristen berichtet wird. Es heißt nämlich in diesem Bericht: „Die Türkei steht vor einer Neuordnung ihres gesamten Rechts, nachdem sie Mitte des vorigen Jahrhunderts mit



der teilweisen Beseitigung der früheren ausschließlich geistlich-islamitischen Gerichtsbarkeit einen Anfang gemacht hatte; das Familien- und Erbrecht blieb zwar den Scheriatgerichten, das übrige Recht aber wurde den weltlichen Nisamgerichten überwiesen". Nachdem der Bericht dann ferner erwähnt hat, daß die Türkei mit Abschaffung der Kapitulationen ihre volle moderne Rechtshoheit sich gesichert hat, fügt er noch bei: „Dieser Selbständigmachung nach Außen hin tritt eine Stärkung der staatlich-weltlichen Macht nach Innen hin an die Seite durch Abschwächung des Unterschiedes zwischen geistlichem und weltlichem Recht, ohne daß dabei jedoch die Religion sozusagen entrechtet werden soll".

Hiernach ist die Sache und ihr Wesen wohl nicht mehr zweifelhaft und es fehlt nur noch, daß man dem Ding auch den Namen gibt, der ihm gebührt: Trennung von Kirche und Staat, das ist des Pudels Kern. Und, den Gegenstand von diesem Standpunkt aus betrachtet, ergibt sich dann auch wenigstens beiläufig die Antwort auf die Frage, ob in der Türkei wirklich das möglich ist, was man im übrigen Europa Modernisierung nennt.

Der vollen modernen staatlichen Rechtshoheit nach Außen, welche durch die von Deutschland und Österreich schon akzeptierte Abschaffung der Kapitulationen festgestellt worden ist, soll also die Aufstellung derselben modernen staatlichen Rechtshoheit auch im Innern der Türkei folgen. Der Koran war bisher wenigstens in der Hauptsache das alleinige und ausschließliche Gesetzbuch der Türkei und die Auslegung, Anwendung und Ausführung des Koran lag bisher wenigstens in der Hauptsache ebenso ausschließlich in den Händen und in der Gewalt der Ulemas, d. h. derjenigen Männer, die man vergleichsweise die islamitischen Geistlichen oder Religionsdiener nennt. Weltliche resp. Laiengerichte bildeten bisher nur Ausnahmen. Jetzt aber soll der Koran aufhören die alleinige Rechtsquelle zu sein und ebenso sollen die Ulemas aufhören die alleinigen Richter zu sein. Koran und Ulemas sollen auf das religiöse Gebiet beschränkt werden



und für das weltliche Gebiet soll rationalistische Rechtsbildung und Laiengerichtsbarkeit die Regel werden. Mit einem Worte: bisher waren in der Türkei Staat und Kirche eins, jetzt sollen sie getrennt werden. Und zwar soll diese Trennung deshalb und zu dem Zwecke erfolgen, um in der Türkei in Justiz, Verwaltung, Handel ꝛc. wesentlich dieselben Einrichtungen und annähernd dieselben Rechtsgrundsätze zur Geltung zu bringen, wie sie in Mitteleuropa bestehen.

Es fällt aber doch wohl sofort in die Augen, daß die Parallele mit dem übrigen Europa, wenn man eine solche ziehen will, nur eine sehr beiläufige sein kann. Im Abendland, wenigstens so lange man mit Recht von einer abendländischen Christenheit als einer Einheit reden konnte, waren Staat und Kirche überhaupt nie eins, eine gewisse Trennung hat da immer und zwar nicht blos tatsächlich, sondern auch prinzipiell, der Doktrin nach, bestanden. Folglich läßt sich aus der abendländischen Parallele auch keineswegs mit irgendwelcher Sicherheit darauf schließen, welchen Verlauf die Trennung von Staat und Kirche in der Türkei nehmen und welche Folgen sie etwa dort zeitigen wird. In diesem Sinne also beharren wir dabei, daß das Problem der Modernisierung der Türkei immer noch ein Problem bleibt.

Aber gern angenommen, das Problem sei ohne Erschütterung der übrigen Verhältnisse unschwer durchführbar und die Türkei werde also, wie es ja beiderseitig angestrebt wird, in absehbarer Zeit in Verwaltung, Justiz, Handel usw. annähernd dieselben Einrichtungen aufweisen wie die Mittelmächte, so erhebt sich die Frage: zu welchen konkreten Zwecken sollen alle die tiefgreifenden Veränderungen gewagt und durchgeführt werden? Am Pariser Kongreß von 1856 hat man der Türkei diese Modernisierung, die dann nur zum kleinsten Teil durchgeführt wurde, aus dem Grunde auferlegt, um der russischen Diplomatie die Anläße zu den damals beliebten fortwährenden Einmischungen in die türkischen Verhältnisse zu benehmen. Dieser Grund ist jetzt entfallen, das Rußland von 1856 existiert nicht mehr, es sind also



jetzt solche fortwährenden russischen Einmischungen nicht zu gewärtigen. Die damaligen Einmischungen galten immer angeblich dem Schutze der Christen. Diesem letzteren Zwecke aber konnten für die Mittelmächte die Kapitulationen ebenso gut, vielleicht sogar noch besser entsprechen. Offenbar und ausgesprochenermaßen werden jetzt mit der Modernisierung viel weiter gehende Ziele und Zwecke verfolgt. Man will die Türkei in das europäische Wirtschaftsleben einführen, alle Bewohner derselben sollen ohne Unterschied der Konfession an diesem Wirtschaftsleben teilnehmen können, die Produktion soll allenthalben gehoben und der gegenseitige Warenaustausch gefördert werden. Der konkrete Zweck der heutigen Modernisierungsbestrebungen ist also nicht mehr blos ein gewissermaßen philanthropischer, sondern ein eminent wirtschaftlicher, man könnte ihn auch einen kolonisatorischen nennen, und in letzter Linie soll damit die politische Freundschaft befestigt, gestärkt und gesichert werden.

Daraus ergeben sich wieder andere Gesichtspunkte.

Zunächst ist selbstverständlich, daß die durch wirtschaftliche Gemeinsamkeiten gekräftigte politische Freundschaft der Mittelmächte mit der Türkei auf der Voraussetzung beruht, daß Konstantinopel, das alte Byzanz, unbedingt in den Händen der Türkei zu verbleiben hat. Von einer Wiederherstellung des byzantinischen Kaisertums und der damit verbundenen Neubelebung des ökumenischen Patriarchats kann also in dieser Kombination keine Rede sein. Alle dahin zielenden offenen und geheimen Hoffnungen und Aspirationen der russischen oder bulgarischen oder neugriechischen orthodoxen Kirchenwelt, die sicherlich in allen erwähnten Teilen noch gehegt und eifrig gepflegt werden, haben in diesem Rahmen keinen Platz und keine Aussicht. Verzichten wir darauf in diesen Wandlungen etwa eine spezielle Fügung und die Hand der ewigen Vorsehung erraten zu wollen, aber die Tatsache selbst dürfen und müssen wir doch konstatieren.

In politischer Beziehung aber erhebt sich eine andere große, für den Weltkrieg vielleicht entscheidende Frage. Ist



das Streben nach wirtschaftlicher Evolution der Mittelmächte in der angegebenen Richtung bloß die Ausnutzung einer momentanen Gelegenheit, oder liegt Methode und System darin? Es scheint fast, daß, wenn schon nicht die Menschen, so die Ereignisse selber förmlich System und Methode in alle diese Angelegenheiten hineinbringen wollen. Die Richtung der Evolution zeigt deutlich nach Zentralasien, bis nach China hin; es ist der Landweg nach China, den die Mittelmächte beschreiten oder schon beschritten haben. Die Evolution in dieser Richtung aber ist nur möglich, wenn sie von Norden her nicht fortwährenden Störungen ausgesetzt ist. Sie hat also die Anbahnung, Erhaltung und Sicherung guter Beziehungen zur Ukraine sowohl wie zum alten Großrußland zur Voraussetzung. Daß dem so ist, wird schon jetzt durch eine Reihe von Tatsachen bestätigt.

Soeben berichten die Zeitungen, daß Großfürst Michael Alexandrowitsch, der Bruder des gestürzten Zaren, einem Interviewer erklärt hat, daß nur von den Deutschen die Wiederherstellung der Ordnung in Rußland zu erwarten sei! Zur Zeit erklären die momentanen Machthaber in Moskau, daß, wenn die Entente ihnen ernstliche Schwierigkeiten bereite, sie sich ohne weiteres den Deutschen in die Arme werfen würden. Auch die Ermordung des Grafen Mirbach in Moskau schreit förmlich vor der ganzen Welt um deutsche Intervention. Geradezu ausschlaggebend aber müßte es für Deutschlands Politik sein, wenn England tatsächlich, worauf die „Nordd. Allg.-Ztg." dieser Tage hingewiesen hat, von der Murmanküste aus durch Rußland und Zentralasien sich einen Reserveweg nach Indien sollte einrichten und sichern wollen. Da könnte und dürfte wohl unter gar keinen Umständen ruhig zugesehen werden. Denn ein solcher Schachzug, wenn er gelänge, würde alles wieder vernichten, was bis jetzt mit dem Eintritt der Türkei in die Mittelmächte-Politik schon erreicht und für die Zukunft noch vorbereitet worden ist.

So scheint es also, daß Deutschland, ob es will oder nicht, von Rußland gar nicht mehr loszukommen vermag.

In Kiew regiert bereits General Eichhorn. Nächstens schon mag Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern vielleicht in Moskau kommandieren. Wie viel Interesse könnte das in so intensiver Weise im ganzen Osten engagierte Deutschland dann noch für den Westen übrig haben? Und von den übrigen Mächten würde mutatis mutandis nicht dieselbe Frage gelten? J.—P.

XIX.
Politische Reunion.

Das Deutsche Reich machte in den Tagen vom 24. Juni bis zum 12. Juli wieder eine der periodisch wiederkehrenden politischen Krisen durch, die wieder alles aus dem Gleichgewicht zu werfen drohte, dann aber mit einem Siege kundiger und willensstarker staatsmännischer Führung endigte. Eine Festigung der Verhältnisse ist das Ergebnis. Es ist dringend zu wünschen, daß sie von Bestand sei und durch die Einsicht der Parteien festgehalten werde.

Die unmittelbare Ursache der Krisis war eine Rede des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes Dr. v. Kühlmann, mit der er die allgemeine Erörterung über äußere Politik bei Beratung des Etats des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes im Reichstag am 24. Juni einleitete. Nach dieser Rede entspann sich im Reichstag und in der Presse eine unheimlich heftige Diskussion. Am 3. Juli hielt der Sozialistenführer Scheidemann eine brausende Angriffsrede gegen die innere und äußere Politik, um damit die sozialdemokratische Budgetverweigerung zu begründen.

Staatssekretär Dr. v. Kühlmann trat am 8. Juli zurück. Er war tags vorher in das Große Hauptquartier gereist, woselbst auch der Reichskanzler sich befand. Im Großen



Hauptquartier hatten unter dem Vorsitz des Kaisers am 2. und 3. Juli Besprechungen stattgefunden, bei denen das Auswärtige Amt nicht durch Dr. v. Kühlmann, sondern durch Geheimrat v. Rosenberg vertreten war. Als Dr. v. Kühlmann am 7. Juli nach dem Großen Hauptquartier gerufen wurde, soll er dort, wie die alldeutsche Deutsche Zeitung in Berlin behauptete, einen Temperaturwechsel empfunden haben gleich einem Wanderer, der von einer „sonnigen Landstraße" in einen „Eiskeller" kommt. Er reichte seine Entlassung ein, die sofort genehmigt wurde.

Über dieses Staatsgeschäft ist die Außenwelt noch nicht unterrichtet. Es wird behauptet, der Rücktritt Dr. v. Kühlmanns sei nicht gefordert gewesen, man habe an zuständiger Stelle vielmehr gewünscht, daß er ihn noch aufschiebe bis zum Spätsommer, wo der Reichstag nicht tagt; allein Dr. v. Kühlmann sei auf sofortiger Genehmigung seines Rücktritts bestanden. Diese Version hat die Wahrscheinlichkeit nicht für sich. In den Besprechungen im Großen Hauptquartier sind über den Kopf des abwesenden Herrn v. Kühlmann hinweg politische Abmachungen zwischen Reichsleitung und Oberster Heeresleitung getroffen worden. Das war das schärfste Mißtrauensvotum gegen den Staatssekretär. Auch über den Nachfolger wurde damals schon bestimmt. Es muß also der Wille an der maßgebenden Stelle vorhanden gewesen sein den Wechsel unverzüglich herbeizuführen. Zum Staatssekretär wurde der deutsche Gesandte in Christiania v. Hintze designiert, dessen Ernennung am 20. Juli erfolgte.

Nach der Rede des Staatssekretärs Dr. v. Kühlmann und bei der dann einsetzenden politischen Erregung war unter den bürgerlichen Parteien Unsicherheit, Unschlüssigkeit und Gärung bemerkbar. Und drohend erhob die Sozialdemokratie das Haupt und gebärdete sich, als ob sie eine Revision ihrer seitherigen zustimmenden Haltung zu den Kriegskrediten vornehmen werde. Sie hat aber auch diesmal wieder die Kriegskredite genehmigt. Alles ist durch das glückliche Ein-

greifen des Reichskanzlers zu einem guten Ende geführt worden.

Ohne auf den sachlichen Inhalt der Reden des Staatssekretärs Dr. v. Kühlmann zunächst einzugehen, muß betont werden, daß die Art der Bekämpfung dieses Staatswürdenträgers auf der Rechten autoritätswidrig war. Die „Deutsche Tagesztg." hatte von jeher an Herrn v. Kühlmann keinen guten Faden gelassen. Die „Kölnische Zeitung" bezeichnete einmal[1]) den Kampf der „Deutschen Tageszeitung" gegen ihn, durch die „gehässigen persönlichen Angriffe" seiner Autorität im Inlande und Auslande Abbruch zu tun, als einen „Frevel am Vaterlande". Diese Verfolgung hörte nicht auf und jetzt wurde sie in verschärftem Maße, namentlich durch die „Deutsche Zeitung" fortgeführt. Diese hat sogar sich nicht enthalten können, schon vor dem Zusammenstoß im Reichstag die persönlich-menschliche Führung des Staatssekretärs während der Friedensverhandlungen in Bukarest aufs schärfste und unter Darlegung von angeblichen Einzelheiten anzugreifen, so daß dieser sich zur Klagestellung veranlaßt sah. Vor Gericht wollten darauf die Gegner den Wahrheitsbeweis führen. Der Prozeß ist noch nicht zum Zuge gekommen, weil bei der Vorverhandlung die Vertagung ausgesprochen wurde, da weitere Zeugen beschafft werden sollten. Von einem solchen Prozeß würde allerdings Sein und Nichtsein eines Staatsdignitärs abhängen, denn wenn nur das Geringste von den Vorwürfen haften bliebe und wenn es auch nur Unschickliches sein würde, was mit der Würde eines Reichsvertreters in Feindesland nicht vereinbar wäre, dann würde der Wechsel im Staatssekretariat sich von selbst ergeben haben. Allein es ist und bleibt verwerflich, daß durch solche Kampfesart politische Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden wollen. Auch die heftige politische Befehdung, die soweit ging dem Staatssekretär Wissen und

1) Nr. 1207 vom 20. Dezember 1917.

Befähigung abzusprechen, steht nicht mit deutschem Wesen in Einklang. Der politische Kampf ist unvermeidlich, wenn sachliche Gegensätze sich auftun. Aber man führe ihn recht und gerade.

Die preußisch-konservativen, nationalliberalen und alldeutschen Kreise wollten den Staatssekretär seit langem stürzen. War es dann notwendig den Gegensatz gegen ihn öffentlich in dieser Weise hervorzukehren? Es gibt doch andere, weit wirksamere Methoden einen Staatssekretär kalt zu stellen und auszuschiffen als die der Brandstiftung im Gebäude der öffentlichen Meinung, nach welcher die Funken in ganz Europa herumstieben. Reichskanzler Graf Hertling ist kein „deutscher Demutsfanatiker“ und nichts weniger denn ein Freund von „Verzichtsbetteleien“, um in der alldeutschen Kraftsprache zu reden.[1]) Seine Politik wird auch in den Rechtsparteien günstig beurteilt. Schrieb doch der konservative Führer Frhr. v. Wangenheim: „Es ist ein schweres Erbe, welches der jetzige Reichskanzler übernommen hat; ich habe aber das Vertrauen, daß er in voller Üebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung uns zu einem Frieden führen wird, wie Deutschland ihn für seine Zukunft gebraucht, wie unser Kaiser ihn uns verheißen hat.“[2])

Glaubt man denn, daß der in solcher Weise eingeschätzte Graf Hertling einen Staatssekretär als Mitarbeiter behielte, der Hertlings Absichten zuwider handelte? Die Überordnung des Reichskanzlers über die einzelnen Ressorts und seine hieraus sich ergebende Gesamtverantwortung widerstreiten dem aufs schärfste. Wenn also Staatssekretär Dr. v. Kühlmann den Rechtsparteien verdächtig erschien eine Politik zu verfolgen, welche einen gerechten Sicherungsfrieden, wie wir ihn brauchen, nicht erreiche oder garnicht erstrebe, so gibt es doch andere Wege eine solche Politik unmöglich zu machen.

1) Tägliche Rundschau vom 27. Juni 1918 über französische Friedensspielerei.

2) Deutsche Tagesztg. Nr. 258 vom 23. Mai 1918.



Die Rede, mit welcher Staatssekretär Dr. v. Kühlmann im Reichstag die allgemeine Erörterung einführte, behandelte im ersten Teil die Ostfragen. Reichskanzler Graf Hertling sagte am darauffolgenden Tage von diesem Teile der Kühlmannrede, er habe es für durchaus angemessen gehalten, daß der Staatssekretär des Auswärtigen Mitteilungen über die Einzelheiten unserer politischen Lage im Osten von Finland bis zum Schwarzen Meere machen möge, zu denen er berufen war auf Grund seiner Sachkenntnis, die ihm durch seine mehrmonatliche aufopfernde und erfolgreiche Beteiligung an den geführten Verhandlungen eigen sei. Im Reichstag und in der Presse blieb dieser Hauptteil der Rede Kühlmanns unbeanstandet. Dagegen verfiel der zweite, der Schlußteil dieser Rede, schärfster Anfechtung. Dieser Teil wurde denn auch Ausgangspunkt der schweren politischen Krisis.

Nachdem Dr. v. Kühlmann die Besprechung der Ostfragen abgeschlossen hatte, ging er zur Erörterung der allgemeinen Lage über. Er verbreitete sich zunächst über die lange Dauer des Krieges und bezeichnete es als falsch, daß man an maßgebender Stelle mit einem sehr langen Kriege in der Neuzeit niemals gerechnet habe, und zitierte als Kronzeugen den Feldmarschall Grafen Moltke, der am 14. Mai 1890 im Reichstag ausgeführt hatte:

„Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt — wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten, keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte ins Pulverfaß schleudert.“



Diese Darlegung des Grafen Moltke beschäftigt sich nicht allein mit der Kriegsdauer, sondern auch mit der Unmöglichkeit den Feind zu besiegen und ihm die Friedensbedingungen zu diktieren. Nachdem diese Worte nun einmal ins Gedächtnis der Zeitgenossen zurückgerufen worden sind, sollten sie von allen beachtet werden. Es ist darin ein starkes Monitorium an die Gewaltpolitiker gegeben, die jeden verdammen, der die Wege der Verständigung nicht verbauen lassen will. Moltkes Worte sind die stete Mahnung eines zuständigen Beurteilers, die eigene Kraft und Leistungsfähigkeit nicht zu überschätzen und die der anderen nicht geringer anzusetzen. Etwas anderes ist es jedoch, daß diese Worte Moltkes vom Staatssekretär Dr. v. Kühlmann in der gegenwärtigen Lage hervorgeholt und gebraucht wurden. Sie konnten auf das deutsche Volk entmutigend wirken und den Widerstand seiner Feinde stärken. Das lag dem Staatssekretär selbstverständlich fern, aber an diese Wirkung mußte gedacht werden. Das Moltke'sche Zitat ist von Dr. v. Kühlmann hervorgesucht zu einem bestimmten politischen Zwecke. Es ist gewissermaßen das Motto für den Schlußteil der Rede Kühlmanns, in dem er für die Verständigung mit England in verdeckter Weise eintritt und indirekt ein neues Friedensangebot macht.

In diesem Teile der Rede des Staatssekretärs sind die deutschen Kriegsziele wohl kaum zu eng gespannt. Er forderte, daß wir „innerhalb der Grenzen, die uns die Geschichte gezogen hat, sicher, frei, stark und unabhängig leben". Er verlangte ferner den Überseebesitz, wie er unserer Größe, unserem Reichtum und unseren bewiesenen kolonialen Fähigkeiten entspricht, und Freiheit der Meere. Was Dr. v. Kühlmann unter den Worten „innerhalb der Grenzen, die uns die Geschichte gezogen hat", verstanden wissen will, läßt sich nicht bestimmt sagen, da er keine nähere Erklärung dazu gab. Hätte er damit die Grenzen bei Kriegsbeginn gemeint, so würde er damit die „Sicherungen", von denen er doch auch spricht und welche geschaffen werden sollen, im voraus



zu eng gehalten haben. Das kann man indeß nicht annehmen. Es widerspräche auch dem Schluß der Rede, wo er auf die deutsche Stellung auf den Schlachtfeldern, die ungeheuren Reserven an militärischen Hilfsmitteln hinwies und den Gedanken an einen Sieg der Entente Traum und Illusion nannte. Die Rede schloß: „Die Feinde werden, wie Asquith es von uns erwartet, mit Friedensangeboten an uns heranzutreten haben, welche der Lage entsprechen und welche den deutschen Lebensnotwendigkeiten genügen." Auf die praktische Ausführung solcher Gedanken kommt es natürlich an. Und da hatten Kühlmanns Widersacher eben den Verdacht, daß er die Durchführung in einer Orientierung nach England halten würde, da er bis zum Ausbruch des Krieges als Botschaftsrat in London mit dem Fürsten Lichnowski die Stütze der Bethmann'schen Politik der Verständigung mit England betrieben hat.

Als Anzeichen dafür, daß Dr. v. Kühlmann anders gehandelt haben würde als objektiv aus seinen Worten herauszulesen war, wurde seine Auseinandersetzung mit den englischen Staatsmännern hingestellt um ihnen die Notwendigkeit des Gedankenaustauschs zu demonstrieren, wobei er jedoch sagte, daß nach den bisherigen deutschen Erfahrungen die Engländer damit kommen müßten; dann würden sie uns bereit finden. „Ohne einen solchen Gedankenaustausch", erklärte Dr. v. Kühlmann, „wird bei der ungeheuren Größe eines solchen Koalitionskrieges und der Zahl der in ihm begriffenen auch überseeischen Mächte durch rein militärische Entscheidungen allein ohne alle diplomatischen Verhandlungen ein absolutes Ende kaum erwartet werden können." Diese viel umstrittene Meinungsäußerung des Staatssekretärs ist durchaus richtig, sie spricht eine Wahrheit aus, die selbstverständlich ist. Man hat gegen einen falschen Text polemisiert, während der richtige Wortlaut keine Einsprache möglich macht, was dann nachträglich auch anerkannt wurde.

Dagegen ist unzweifelhaft, daß man bei der Lektüre der Rede deutlich sieht, daß das Gesicht nach England ge-



wendet ist, was besonders hervortritt bei Kühlmanns Abmessung der Schuld am Kriege, wobei er England tunlichst entlastet.

Von der Rede Dr. v. Kühlmanns hatte die „Germania" gesagt: „Das ist großzügige Politik, die der Reichsleitung alle Ehre macht." Sie gab auch ihre Meinung dahin kund, daß eine solche Rede selbstverständlich nur nach vorheriger Durchbesprechung mit dem Reichskanzler gehalten werden konnte. Das letztere ist in der Tat richtig, allein es war eben doch diesmal anders. Die Rede hat außerdem wegen des müden, matten Tones verstimmt und im Reichstag offensichtlich in allen bürgerlichen Parteien enttäuscht.

Es ist aufgefallen, daß Reichskanzler Graf Hertling nicht selber die Einleitung zu den allgemeinen Erörterungen im Reichstag gegeben hat. Er als Altmeister parlamentarischer und akademischer Beredsamkeit würde leicht Worte gefunden haben, welche dem Stande der europäischen Politik, der Kriegslage und der Stimmung im Volke Rechnung getragen hätten. Allein der Kanzler wollte diese äußere Aufmachung nicht, wegen der Nutzlosigkeit solcher Reden an das feindliche Ausland. Denn als Graf Hertling nach der Kühlmannrede des ersten Tages am 25. Juni sprach und in glänzender Weise die Situation aufrichtete, gab er als Grund seiner Zurückhaltung die Erfahrungen an, die er mit seinen beiden Vorgängern über die Erfolge ihrer Reden bei den Staatsmännern des feindlichen Auslands gemacht habe. Der Reichskanzler wollte also der Erörterung einen mehr geschäftsmäßig-sachlichen Verlauf ohne Vertiefung in die Gesamtfragen gegeben wissen. Noch eine andere Bemerkung in der Rede des Grafen Hertling fällt auf. Er führte aus, er habe es für durchaus angemessen gehalten, daß der Staatssekretär Mitteilungen über die Einzelheiten unserer politischen Lage im Osten machen möge. Der Kanzler urteilt, daß der Staatssekretär sich dieser Aufgabe „durchaus sachgemäß" unterzogen habe. Und nun kommt das Wort „dagegen", mit dem der Kanzler zum zweiten Teil der



Kühlmannrede über die Kriegspolitik im allgemeinen überleitete. Graf Hertling hielt mit seinem Urteil über diesen Teil der Rede des Staatssekretärs zurück, sprach davon, daß sie „in weiten Kreisen eine mehr oder minder unfreundliche Aufnahme erfahren" habe. Zugleich räumte der Kanzler mit einem „Mißverständnis" auf, welches jene Stellen der Rede des Staatssekretärs gefunden hätten, die von der Verantwortlichkeit für die „Fortdauer" des Krieges handelten.

Der Reichskanzler suchte in seiner Rede die Kühlmann'sche Rede aus dieser Beleuchtung wegzurücken durch eine Identifizierung mit seiner, des Kanzlers, Rede vom 25. Februar. Allein diese hatte nicht die Schuld am Weltkrieg, sondern die Schuld an der Fortsetzung des Krieges erörtert. Und sie hatte England als den Hauptschuldigen genannt. „Die Kriegsziele Englands, wie sie in den Reden Lloyd Georges neuerdings zutage treten, sind noch immer durchaus imperialistischer Natur und wollen der Welt einen Frieden nach Englands Gefallen aufzwingen", hatte der Kanzler gesagt. Das ist gänzlich verschieden von Tendenz und Sache der Kühlmannrede. Wenn der Reichskanzler gleichwohl beide Reden identifizierte um den Eindruck der Rede des Staatssekretärs zu verwischen, so war damit auch gesagt: so hätte dieser reden müssen. Es war somit eine Korrektur, ein indirekter Vorhalt. Man kann darum schließen, daß Staatssekretär Kühlmann ohne Einvernahme mit dem Reichskanzler über Dinge gesprochen hat, die unberührt bleiben sollten, und daß er sie nicht so behandelt hat, wie es den Intentionen der Reichsleitung entspricht.

Als Dr. v. Kühlmann zurückgetreten war, erklärte Reichskanzler Graf Hertling am 11. Juli im Hauptausschuß des Reichstags, „daß es keine sachlichen, sondern persönliche Gründe wären, die Herrn v. Kühlmann veranlaßt haben, um Enthebung von seinem Amte zu bitten". Der Reichskanzler sprach in warmen Worten von den Eigenschaften des Staatssekretärs, dessen politische Erfahrungen, treffendes Urteil, unermüdliche Ausdauer und politische Geschicklichkeit



und Gewandtheit im Verhandeln er voll anerkannte.[1]) Er habe sich von ihm trennen müssen, da das notwendige Vertrauensverhältnis zwischen dem Staatssekretär und anderen Faktoren nicht mehr bestanden habe, ein Vertrauensverhältnis, das für eine reibungslose Führung der Geschäfte nicht entbehrt werden könne.[2]) Hier wird also die Kühlmannkrisis ganz aus dem Gebiet sachlicher Politik herausgenommen.

Es war auch in politischen Kreisen, welche den Dingen näher stehen, nicht unbekannt geblieben, daß Staatssekretär Dr. v. Kühlmann allzu selbständig sein Amt verwaltete. Zur Erklärung mag eine Reminiszenz dienen, welche der „Vorwärts"[3]) bietet, der schreibt: „daß Hertling ohne Kühlmann nie Kanzler geworden wäre, ist ziemlich allgemein bekannt. Herr v. Kühlmann hat das Vertrauen, das er damals bei den Linken besaß, dazu benützt, um für Hertling zu wirken." Das ist eine schiefe Auffassung, die aus der Meinung hervorging, daß Graf Hertling durch das Parlament Reichskanzler geworden sei, während er in Wirklichkeit schon beim Rücktritt des Herrn v. Bethmann-Hollweg vom Kaiser dazu ausersehen war und Bethmann-Hollweg schon sehr viel früher aus dem Amte geschieden wäre, wenn Graf Hertling nicht dagegen gewirkt und aus persönlichen und sachlichen Gründen sich

1) Reichstagspräsident Fehrenbach widmete in der Schlußsitzung des Reichstags am 13. Juli dem geschiedenen Staatssekretär folgende Worte: Die Friedensverträge mit dem Osten tragen die Unterschrift des Staatssekretärs, der in diesen Tagen aus dem Amte geschieden ist. Ich glaube doch, von dieser Stelle aus feststellen zu sollen, daß ihm der Abschluß dieser Friedensschlüsse nicht nur historische Bedeutung, sondern auch Dank und Anerkennung des deutschen Volkes sichern wird. Auch der Zentrumsführer Gröber spendete (Hauptausschuß 11. Juli) Herrn v. Kühlmann großes Lob und sagte, mit ihm habe ein hervorragend begabter Diplomat das Auswärtige Amt verlassen.

2) Der Reichskanzler scheint im Hauptausschuß das näher beleuchtet zu haben. Der ausgegebene offizielle Bericht über die Sitzung ist natürlich peinlichst interpoliert.

3) Nr. 187 vom 10. Juli 1918.



geweigert hätte die Nachfolgerschaft Bethmanns zu übernehmen. Als bei dem Rücktritt des Reichskanzlers Dr. Michaelis diese Gründe weggefallen waren, stand die Nachfolgerschaft Hertlings fest. Daß er sich in ein geeignetes Verhältnis zum Reichstag zu setzen suchte, spricht nicht dagegen. Graf Hertling weiß es aus alter parlamentarischer Erfahrung, daß es ein ungesunder Zustand ist, wenn die politische Spitze und der Reichstag sich mit Mißtrauen entgegenstehen. Dem beugte er als kluger Politiker vor. Allein das ändert nichts daran, daß Graf Hertling der durch die Verhältnisse gegebene, der prädestinierte Reichskanzler war. Staatssekretär Dr. v. Kühlmann hatte auf diese Gestaltung keinen Einfluß, er war keineswegs „Kanzlermacher", mit welchem Wort der „Vorwärts" die Beziehungen zwischen Hertling und Kühlmann charakterisieren möchte. Kühlmann hat in seinen Verhandlungen mit den Parteien als Beauftragter des Reichskanzlers gehandelt und sich gleich während des Interregnums als ein geschickter Unterhändler erwiesen. Es ist anzunehmen, daß Staatssekretär Dr. v. Kühlmann nicht blos als beauftragte Amtsperson, sondern auch aus sachlicher Überzeugung, daß die politischen Auffassungen Hertlings, seine staatsmännischen Eigenschaften und seine parlamentarische Vergangenheit ein förderliches Zusammenarbeiten in Aussicht stellen könnten, so gehandelt hat. Es tut dem keinen Eintrag, wenn Dr. v. Kühlmann geglaubt haben sollte, er selbst werde ein unabhängigeres Wirken haben bei den vorgeschrittenen Jahren des Reichskanzlers und bei dessen noch nicht entwickelter Vertrautheit mit der diplomatischen Technik. Psychologisch erklärt sich aus diesen Vorgängen, daß Staatssekretär Dr. v. Kühlmann eine Selbständigkeit in seiner Amtsführung an den Tag legte, die ihm als nachgeordnetem Organ nicht zustand. Darüber war, wie bereits bemerkt, schon früher manches in politische Kreise gelangt und man war mit diesem Stande nicht unbekannt geblieben. Es wurde behauptet, daß Dr. v. Kühlmann wiederholt das Zusammenwirken zwischen Reichsleitung und Oberster Heeresleitung



geschmälert habe, daß es des öfteren zu Auseinandersetzungen wegen eigenmächtigen Vorgehens Kühlmanns in den Ostfriedensfragen (rumänische Königsfrage, Dobrudschafrage) gekommen sei, daß ihm Vorhalte gemacht wurden, daß man füglich eine Trennung habe vermeiden müssen eben wegen der im Zuge befindlichen Verhandlungen über die Ostfriedensfragen.[1])

In der Aussprache im Hauptausschuß des Reichstags am 11. und 12. Juli stellte Reichskanzler Graf Hertling seine eigene Führung und Verantwortung markant und mit selbstbewußter Kraft in den Vordergrund: „Ich mache die Politik, der verantwortliche Reichskanzler macht die Politik. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes hat lediglich meine Politik zu führen." Das ist der verfassungsmäßige Standpunkt und er allein ist auch zweckentsprechend. Die Sätze sind trotzdem in dieser prononcierten Aussprache sehr bezeichnend für die neue Lage, die der Reichskanzler durch den Rücktritt des Staatssekretärs Dr. v. Kühlmann ausprägte. Damit weiß man zugleich, welche politische Betätigung von dem neuen Staatssekretär v. Hintze zu erwarten ist.

Ein grundsätzlicher Wandel in der auswärtigen Politik ist nicht eingetreten. „Der Kurs, mit dem sich die große Mehrheit des Reichstags im November vorigen Jahres einverstanden erklärt hat, wird weiter geführt werden", lautet das resolute Resumé des Grafen Hertling. Der bisherige Inhalt der offiziellen Kriegszielpolitik, die in der deutschen Antwort (17. Sept. 1917) auf die Friedensnote des Papstes ihre Richtung und äußeren Konturen sehen ließ, dabei die Elastizität für den Ernstfall von Friedensverhandlungen be-

1) Aus einer Rede, die Vizeministerpräsident Dr. Friedberg am 9. Juli im preußischen Herrenhaus zur Begleichung der Eindrücke der Kühlmannrede hielt, gewinnt man denselben Eindruck, wie aus der Darlegung des Grafen Hertling. Dr. Friedberg zog einen in die Augen fallenden Trennungsstrich zwischen dem Staatssekretär und der Reichsleitung samt preußischer Staatsregierung.

wahrt hat, bleibt nach wie vor bestehen. Allein eine Änderung der methodischen Behandlung ist klar erkennbar. Das ist die Errungenschaft dieser Tage. Reichskanzler Graf Hertling brachte nach allem, was man bisher beobachten konnte, ins Amt den festen Entschluß mit, die unter der Kanzlerschaft des Herrn v. Bethmann Hollweg ins Wanken geratene und zuletzt eher ins Gegenteil gekehrte Harmonie zwischen politischer und militärischer Leitung wieder herzustellen und ein absolutes Vertrauensverhältnis beider zu schaffen, das die Grundlage für eine einheitliche, wirksame, den deutschen Interessen entsprechende Kriegs- und Friedenspolitik bildet. Es sind Faktoren im Reiche — in der Presse und im Reichstag — tätig, die ein solches Verhältnis zu stören suchen. Die sozialistischen Redewendungen über Militärdiktatur, über die Kapitulation der Reichsleitung vor der Obersten Heeresleitung im politischen Felde, die vielfach auf linksliberaler Seite offen nachgesprochen werden und, wie aus den versuchten Erzbergerschen Richtlinien für die Ostfragen hervorgeht, auch anderwärts einen empfänglichen Boden finden, hatten das in der Kriegszeit erforderliche reibungslose Zusammenwirken der beiden obersten Leitungen erschwert. Diese Stimmungen sind durch die vom Reichskanzler vorgenommene Identifizierung des politischen Strebens der Reichsleitung und obersten militärischen Leitung zurückgedrängt worden aus der Öffentlichkeit. Das gibt der Behandlung der militär-politischen und auswärtigen Fragen einen ganz anderen Schwung, nicht nur an den obersten Stellen, sondern auch im Deutschen Reiche. Die bisher oppositionell gestimmten rechts gerichteten Kreise, die in der Hertlingzeit mehr und mehr gewonnen wurden, können das Vertrauen hegen, daß politisch nichts versäumt werden wird, was militärisch erforderlich ist, und die Mittelparteien mit den Linksparteien sehen sich in ihrem Streben nicht getäuscht, daß militärisch nichts gefordert wird, was politisch nicht als notwendige Lebensbedingung des deutschen Volkes erkannt wird und durchführbar ist. Ohne Frage sind wir durch das Auftreten

des Reichskanzlers im Hauptausschuß des Reichstags der von ihm geforderten inneren Einheitsfront näher gekommen. Selbst die Sozialdemokratie, welche die stärksten Register gezogen hatte, fügte sich; ihr Begehren nach den Fleischtöpfen der Mehrheitsgruppierung, in der die innerpolitischen sozialistischen Forderungen zur Geltung gebracht werden wollen, war stärker als ihre Negation und so legte sie die Sturmhaube ab, als sie sah, daß die bürgerlichen Parteien sich um den Reichskanzler scharten und die sozialistische Katastrophenpolitik nicht mitmachten. Ob nicht das auch zu einer anderen methodischen Behandlung der Sozialdemokratie führt? Es ist ein Unding, daß die Sozialdemokratie als Partei der Mehrheitsgruppierung fortgesetzt versucht die Sperrkette an den Reichswagen anzulegen und nicht die Verpflichtungen übernimmt, welche sie in ihrer jetzigen Stellung an der Seite bürgerlicher Parteien hätte. Der unhaltbare Zustand, daß die Sozialdemokratie aus der Mehrheitsgruppierung heraus eine Diktatur in der Reichspolitik versucht, würde sich je länger je mehr als Abgrund erweisen. Die jetzige Haltung der Sozialdemokratie, ihr Einlenken bei festem Willen der anderen Mehrheitsparteien könnte die Perspektive für eine Gesundung der innerpolitischen Lage eröffnen.

XX.

Nochmals: Aus dem dunkelsten Erdteil — in Deutschland.

Der Vorsitzende des Sächsischen Landesvereins des Evangelischen Bundes Herr Pfarrer Dr. Fleischer hat unterm 13. Juli 1918 aus Leipzig an die Schriftleitung „gemäß § 11 des Preßgesetzes" das Ersuchen gestellt, „in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift in demselben Teile und mit derselben Schrift folgende Berichtigung zu bringen":

„Es ist unwahr, daß der Landesverein Sachsen des Evangelischen Bundes jemals den Beschluß gefaßt hätte alle Angriffe gegen die bestehenden Verbote katholischen Gottesdienstes entschieden abzuwehren."

Der Herr Vorsitzende hatte die Güte, einen Abdruck der einschlägigen Resolution beizulegen, wofür wir ihm zu Dank verbunden sind. Sie hatte folgenden Wortlaut: „Die Hauptversammlung des Sächsischen Landesvereins des Evangelischen Bundes hat mit Entrüstung von den ungerechtfertigten Angriffen Kenntnis genommen, welche die Sächsische Volkszeitung seit einiger Zeit in immer häßlicherer Form gegen die Staatsregierung, die Behörden, die Geistlichkeit der evangelischen Landeskirche und den Evangelischen Bund gerichtet hat. Sie stellt fest, daß diese Angriffe und die damit verbundene Verunglimpfung der evangelischen Kirche den von evangelischer Seite bisher gewissenhaft gehaltenen Burgfrieden auf das Bedauerlichste stören. Sie hat sich wiederum überzeugen müssen, daß der Evangelische Bund neben seiner segensreichen praktischen Arbeit die Abwehr kränkender Angriffe nie vergessen darf. Sie spricht die Erwartung aus, daß die gesetzgebenden Körperschaften die Landesgesetze, die bisher den Frieden zwischen den Konfessionen dem sächsischen Volke gesichert haben, entschieden aufrecht erhalten."

Sapienti sat!



XXI.

Eichstätter Archivalien.[1])

Früherhin sagte man: inter arma silent musae, im Kriege steht die Wissenschaft still, aber im gegenwärtigen Weltbrande scheint auch dieses Wort eine Umdeutung erfahren zu haben. So ist es denn auch durch die kraftvolle Beihilfe der Gesellschaft für fränkische Geschichte gelungen, die Archivbestände von 200 katholischen Pfarreien in der kleinen Diözese Eichstätt aufzunehmen und die Ergebnisse dieser Forschungsreisen durch Pfarrer Buchner von Sulzbürg der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Voran stehen die Urkunden in Regestenform, deren sich etwa 900 bis zum Jahre 1500 erhalten haben. Die reichste Ausbeute mit 321 Stücken von 1253—1500 bietet Herrieden, wo sich ein wohlfundiertes Stift zu Ehren des hl. Vitus bis in die Tage der Säkularisation erhalten hat. Es ist angesichts des reichen Quellenmaterials eine beschämende Erscheinung, daß Herrieden, dessen Wurzeln hinaufreichen bis in die Zeiten Karls des Großen, noch keine Bearbeitung gefunden wie etwa das Kloster Heilsbronn durch den protestantischen Pfarrer Muck. Die Kanoniker von Herrieden haben vielfach ihre gelehrte Bildung bei den Jesuiten in Dillingen geholt. .

Für Ingolstadt sind von besonderer Bedeutung die 52 Schatzurkunden des Herzogs Ludwig des Gebarteten, dessen Schwester, „die stolze Isabeau, die Bayerfürstin", wie Schiller sie kennzeichnet, an den geistesschwachen Karl VI., König von Frankreich, verheiratet war. Von dort brachte Ludwig ein kunstvoll gefertigtes Marienbild aus Gold nach Bayern, welches er 1438

1) Archivinventare der katholischen Pfarreien in der Diözese Eichstätt. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte.) Bearbeitet von Franz Buchner. München u. Leipzig, Dunker & Humblot. 1918. XXXV, 941 S. 48 M.



der Liebfrauenkirche in Ingolstadt großmütig vermachte mit der ausdrücklichen Bestimmung: „Wollen auch, daß die vorgemeldete unser Frauen Pfarrkirche zu Ingolstadt von des benannten Bildes wegen ewiglich heiße und genannt werde zu der schönen unser Frauen und auch dasselbe Bild ewiglich dabei bleibe und nimmermehr davon genommen werde weder von unseren Erben noch Nachkommen noch sonst jemanden andern bei der Pön zu fallen in die Schuld des geistlichen Raubes, den man nennt Sakrilegium" (S. 738). Doch was kümmerte sich die Freigeisterei des alten Illuminaten Montgelas um solche fürstliche Verfügungen? In 32 Teile zertrümmert wurde das unersetzliche Werk den Kommissären des Grafen Arco ausgeliefert!

Ein anderes Bild tritt uns in Wemding entgegen. Wohl einer der tüchtigsten Sprößlinge dieses bayerischen Städtchens im Ries war Johann Roth (1426 geboren), welcher gegen Ausgang des Mittelalters den Bischofsstuhl von Breslau bestieg. Auch in Schlesien vergaß er seiner Geburtsstätte nicht und 1499 stiftete er für die Heimat eine Prädikatur, „weil der Pfarrer zu Wemding allweg ungelehrte Priester, auch im priesterlichen Leben oft gebrechliche und zum predigen wenig geschickte oder taugeliche angenommen, dadurch die Inwohner und Pfarrleute großen Abgang in christlicher Unterweisung und gutem Ebenbild eines reinen Lebens erleiden." Außer einem Stiftungskapital von 600 fl. schickte er zwei große Fässer mit mancherlei köstlichen Büchern, zwei Meßgewänder, einen schönen goldenen Kelch, zwei vergoldete Opferkännlein, eine samtne Chorkappe nach Wemding und bestimmte ein neues wohlgebautes Haus als Wohnung für den Stadtprediger. (S. 639.)

Zu den Archivbeständen gehören auch die Sal- und Lagerbücher d. h. die Einkommensbeschreibungen der Kirchen und Pfründen. Dieselben waren fast ausschließlich auf Zehnten und anderen Naturalabgaben gegründet; daher lag es im eigensten Interesse der Pfarrer und Benefiziaten, die Zehentpflichtigen genau zu verzeichnen und die jährlichen, oftmals geringfügigen Abgaben der Pfarrleute aufzuschreiben. Hier ist nun die Tatsache zu vermerken, daß die Akten über Zehentver-

weigerungen, Zehentprozesse gewissermaßen zum eisernen Bestande der Pfarreien gehören. Da finden sich Streitigkeiten über Erbsen- und Linsenzehnten, Kuhkäskreuzer, Lämmer- und Schweinezehnten, Hopfen- und Kleezehnten zwischen Pfarrern und Gemeinden oder einzelnen Gliedern derselben, Domkapiteln und Klöstern, welche gar oftmals ihre letzte Entscheidung in Rom gefunden haben.

Für die seelsorgliche Wirksamkeit waren derartige rechtliche, mit aller Schärfe und Unversöhnlichkeit beiderseits geführte Auseinandersetzungen, die sogar zur Exkommunikation der Zehentverweigerer führten (S. 209), gewiß sehr nachteilig und von diesem Standpunkte aus wird man die Gesetze über Fixation und Ablösung der Zehnten im Sturmesjahr 1848 milder beurteilen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Lokal- und Kulturgeschichte sind die Rechnungen der Kirchen- und Benefiziatstiftungen, welche jedoch noch sehr wenig nach diesen Beziehungen hin ausgebeutet worden sind. Fast dasselbe gilt von den Matrikeln, deren einzelne bis in die Zeit des Konzils von Trient hinaufreichen. Auf einen Punkt nur soll hier hingewiesen werden. In Folge der Forderung der französischen Regierung vom 27. Dezember 1790 den Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus zu leisten sahen sich die meisten Priester Frankreichs gezwungen ihr Vaterland zu verlassen. Viele dieser unglücklichen Opfer der Revolution fanden gastliche Aufnahme in deutschen Diözesen. So kam der französische Priester Lagrange 1794 nach Pleinfeld, im gleichen Jahre noch gewährten die Pleinfelder Bürger vier ausgewanderten Geistlichen: Helin, Sebastien, Guillmain und Corblet Unterkunft, 1795 erbarmte sich die Gemeinde Allmannsdorf des Priesters Denosne, ein Kaufmann von Pleinfeld des Priesters Dogereau. (S. 587.) In der Pfarrei Greding taufte 1799 Claudius Josephus Chavot, noch 1802 Jakob Fontaine.[1])

1) 1806, 22. Februar, tauft in Greding Jakob Zeitler e societate fidei Jesu. Was ist dies für eine Genossenschaft? Ein Ersatz-



Es wäre nun gewiß eine dankenswerte Arbeit, wenn aus den Akten und Matrikeln der Pfarreien die Namen jener vertriebenen Priester ausgehoben würden, welche in der Diözese Eichstätt Aufnahme gefunden haben. Vielleicht würde in anderen Diözesen dieses Vorgehen Nachahmung finden. Für die Gegenwart hätte eine derartige Zusammenstellung wohl auch Wert als Spiegelbild französischer „Kultur", welche ein Emigrant mit den Worten gezeichnet hat: „Von jeher war das französische Volk als bieder, rechtschaffen und leutselig bekannt, ja man nahm keinen Anstand, es für die gebildetste Nation der Erde zu halten. Und gerade diese so vorzügliche und hervorragende Nation ist so tief gesunken, daß selbst die älteste Geschichte kein roheres, unmenschlicheres, grausameres Volk aufzuweisen vermag, als das französische Volk jetzt (1791) ist". (Pastoralblatt des Bistums Eichstätt 1876, 158). Mit diesen Anregungen, welche uns beim Studium des Buchner'schen Werkes aufgestiegen sind, wollen wir unsere Besprechung schließen. Dem Verfasser aber, welcher durch seine überaus gediegene, wenn auch mühevolle Arbeit die geschichtliche Literatur der Diözese Eichstätt merklich bereichert hat, rufen wir zu weiterem Schaffen ein herzliches Glückauf zu.

Greding. Hirschmann.

---

versuch für die 1773 aufgehobene Gesellschaft Jesu, begründet von Nikolaus Paccanari 1797. Kirchenlexikon von Hergenröther-Kaulen IX., 1225. Vgl. auch oben S. 172.

XXII.

Ernst von Lasaulx.

Ein Beitrag von Anton Doeberl.

Ernst von Lasaulx, der Neffe unseres Görres, der geistreiche Archäolog und Philosoph, hat glücklicher als die meisten seiner Kampfgenossen bereits seinen Biographen gefunden. Dem Bilde, das Stölzle von seinem Wesen und Wirken in fleißiger Arbeit und vornehmer Art geschaffen hat, möchte ich einige Farben hinzusetzen, vielleicht auch einige Wege aufschließen, die, wenn auch nur in schwachen Spuren, auf den Zusammenschluß des Katholizismus im Jahre 1848 hinausmünden.[1])

I.

Das Kölner Ereignis hat ganz besonders in Bayern ein lautes Echo wachgerufen. Hier war seit dem Erscheinen des „Roten Buches" die Resonanz vorbereitet. Vorab hallte es in der „N. Würzburger Zeitung" von scharfer Rede wieder, immer lauter, je stärker drüben der Chor einsetzte.

1) An Literatur wurde benützt: Stölzle, Ernst von Lasaulx, München 1904; Liederbach (M. von Gagern), H. Müller, ein Zeit- und Lebensbild, Mainz 1878; Pastor, L. v., Frhr. M. von Gagern 1810—1899, Kempten 1911. Vogel, Beiträge zur Geschichte des Kölner Kirchenstreits. Bonn 1913. Schnabel Franz, Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848, Heidelberg 1910; Richard Lempp, Die Frage der Trennung von Kirche und Staat im Frankfurter Parlament, Tübingen 1913.



Nun ließ sich auch in der „Allgemeinen Zeitung“ ein „Staatsmann vom Rhein“ (Rehfues) als Rufer im Streit vernehmen. Er versuchte das Verfahren der preußischen Regierung zu rechtfertigen. Dieser Versuch rief den damaligen Würzburger Professor E. Lasaulx auf den Plan. Den Erzbischof zu verteidigen war sein gutes Recht, aus der Abwehr aber einen maßlos scharfen Angriff zu machen, weder recht noch klug. Das aber tat Lasaulx. Sein Temperament ging wieder einmal mit ihm durch. „In unmäßigem Ärger und Ingrimm“, wie er selbst bekennt, über die „schmachvolle Behandlung des Erzbischofs“ schrieb er „in drei Tagen neben seinen Kollegienheften“ die kleine Schrift: „Kritische Bemerkungen über die Kölner Sache. Ein offener Brief an Niemand den Kundbaren und das urteilsfähige Publikum von Peter Einsiedler, herausgegeben von E. von Lasaulx“.

Stölzle nennt diese Schrift scharfsinnig und schlagend, aber maßlos in Form und Ausdruck. Den maßlos leidenschaftlichen Ton dieser Schrift hat schon Görres gerügt. Eine solche Sprache konnte die bayerische Regierung nicht hingehen lassen, zumal eben Preußen wiederholt in München gegen das Treiben der „N. Würzburger Zeitung“ Vorstellungen erhoben hatte. Der Zensor, Graf Giech, ließ die Schrift beschlagnahmen und Lasaulx eröffnen, die Regierung habe die Beschlagnahme verfügt, weil diese Flugschrift mit beleidigenden und schmähenden Ausfällen gegen S. M. den König von Preußen und die preußische Regierung überfüllt sei.

Lasaulx beteuerte darauf der Würzburger Regierung, daß er nichts als die Wahrheit gesagt habe, aber es war ihm doch nicht mehr so wohl bei der Geschichte. Er fürchtete diesen „literarischen Versuch“ mit seiner Stelle bezahlen zu müssen. Deshalb wandte er sich an Graf August von Rechberg, jenen stillen, aber einflußreichen Beschirmer der katholischen Partei an der Würzburger Universität. Dieser legte bei dem befreundeten Minister Abel Fürsprache ein mit einigen Zeilen: „Wer Lasaulx kennt, wird ihm dieser Schrift wegen nicht böse werden. Er ist eine reine Seele, wie ich



noch wenige kennen gelernt habe. Aber in Beziehung auf Religion mehr als fanatisch. Ich empfehle ihn Ihrem ganz besonderem Schutze. Aus Lasaulxs Brief ist ersichtlich, wie höchst wünschenswert es wäre, wenn Lerchenfeld bald einen anderen Direktor bekäme". Diese Zeilen — der Schluß ist nun doch etwas eigenartig — verdankt es Lasaulx, wenn er glimpflich wegkam. In einem Brief vom 8. März 1839, also ein Jahr nach seinem „literarischen Versuch", kann er dem Minister danken „für das gütige Wohlwollen, das S. E. ihm stets bewiesen habe".

Die Schrift wie seine entschieden katholische Richtung hat Lasaulx auch bei seinen Kollegen an der Universität nicht geschadet. Seine Wirksamkeit auf dem Lehrstuhl, seine wissenschaftlichen Arbeiten, sein liebenswürdiger Charakter, womit er seinen Einfluß zu gunsten der protestantischen wie der katholischen Kollegen verwendete — ein paar Schreiben, die ich beifügen kann, beweisen es — ließen Lasaulx zum Rektor der Universität 1840/41 gewählt werden. Und als im September 1844 das Gerücht aufflatterte, der König wolle Lasaulx nach München berufen, da richtete der Senat an das Ministerium die Bitte, „Lasaulx, einen der ausgezeichnetsten Lehrer der Hochschule" in Würzburg zu belassen. Freilich ohne Erfolg. Lasaulx sollte zur Stärkung des „katholischen Prinzips", wie wir jüngst sahen, nach München kommen.

Das Kölner Ereignis erneuerte eine Jugendfreundschaft. Im Dezember 1837 und im März 1838 hatte Hermann Müller, nun wieder zu entschiedenem Katholizismus zurückgekehrt, zwei packende Apologien des gefangenen Bekenners erscheinen lassen, dazu zwei dünne Heftchen „Kölner Lieder" über dasselbe Motiv, ungemein populär und natürlich umso lieber im Volke gesungen, je strenger die hl. Hermandad nach ihnen fahndete. Aber allmählich brannte für H. Müller doch der Boden zu heiß unter den Füßen. Er wandte sich im Frühjahr 1838 nach Aschaffenburg zu Christian Brentano. Hier wurde Kriegsrat gehalten, — Lasaulx kam von Würz-

16*



burg herüber — wie dem Flüchtling und seiner Familie zu helfen sei. Man riet Müller eine Habilitationsschrift zu fertigen und sich um eine Professur in Bayern zu bewerben. Christian Brentano soll eigens nach München gereist sein um seinen Gast dem Grafen Rechberg anzuempfehlen.

Der Brief[1]) war so geschrieben, daß ihn der Minister dem König vorlegen konnte. Ostern 1840 ist Müller Professor in Würzburg. Unklugerweise ließ sich Müller 1841 zu einer 3. Schrift „Die Kölnische Kirche im Mai 1841“ verleiten, die den Unwillen des Königs erregen mußte. In einem Signat vom 12. I. 1842 an den Minister Abel rechnet der König zu anderen Mißgriffen auch „Müllers Haß verbreiten wollende Schrift, während der Papst und der König von Preußen mit Beilegung redlich bemüht“. Damit wurde ein Plan eines der vielen Freunde Müllers, des bekannten Frhrn. Max von Gagern, Müller später an die Münchener Universität zu bringen, von vornherein aussichtslos.

Lasaulx, Müller, Arndts und auch Max von Gagern hatten sich schon jetzt gefunden. Später auf der Frankfurter Nationalversammlung schlagen sie die Brücke zwischen den Führern des Katholizismus in Bayern und im Rheinland.

II.

Im August 1846 lud Max von Gagern Lasaulx ein zu sorgen, daß auf dem Frankfurter historischen Kongreß Süddeutsche erscheinen, damit die „Berliner“ nicht absolut Herren spielen könnten und damit Böhmer nicht gar zu sehr von den Norddeutschen umsponnen würde. Die Kongresse von Frankfurt (1846) und Lübeck (1847) stellten bereits das Programm von Einheit und Freiheit in großen Zügen auf.[2]) Leider scheint Lasaulx die mahnende Stimme seines Freundes, für Zuzug aus dem katholischen Süden zu sorgen, nicht beachtet zu haben.

1) Anlage 2.

2) Vergl. Erich Marcks, Männer und Zeiten, 1. Band, 1911, S. 208.



Es kam das Sturmjahr; das Sehnen der deutschen Nation nach Einheit und Freiheit verlangte die Erfüllung. Da trifft in den ersten Tagen der deutschen Einheitsbewegung Frhr. Max von Gagern in München ein um König Ludwig I. zu bitten, „dem Burggrafen von Nürnberg die Hand zu reichen und ihm die Kaiserkrone zu bringen." Und König Ludwig I. rief dem Führer der südwestdeutschen Gesandtschaften zwei Tage vor den Wiener Märzereignissen, getreu seiner bisherigen Politik, energisch entgegen: „Nicht ohne Österreich!" Nicht anders antwortet der Görreskreis. Nur Lasaulx scheint anfangs den Gedanken des Frhrn. Max von Gagern einigermaßen zugestimmt zu haben. Den Eindruck hat man, wenn man Pastor liest. „Lasaulx ist meine Stütze bei den Katholiken", glaubt Max von Gagern schreiben zu können. Aber schon bald darauf ist Lasaulx für Wiederherstellung von Kaiser und Reich im Sinne des Görreskreises: im Sinne der Berücksichtigung Österreichs und der Ablehnung der Zentralisation.

Bei den Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung siegte in Bayern die liberale Regierungspartei über den Görreskreis. In München erhielt der Fähigste aus dem Görreskreis, Prof. Edel, im 1. Münchener Bezirk nur 20 gegen 119, ja im 2. Bezirk nur 2 gegen 116 Stimmen (Fallmerayer). Es fehlte dem Görreskreis offenbar an der Presse, während die Liberalen viele Zeitungen gegründet hatten. Die Partei hatte aber auch nicht richtig für die Kandidatenverteilung gesorgt. So wurde Edel gleich siebenmal gewählt. Derselbe Edel siegte in Abensberg über seinen Freund und Kampfgenossen Lasaulx, ohne daß beide kandidiert hätten. Edel überließ ihm das Abensberger Mandat, er hatte ja reichlich um aus seiner Überfülle an Mandaten abzugeben. Von 71 Abgeordneten brachte der Görreskreis nur 11 der Seinen durch: in der Oberpfalz 1 (Nagel), in Schwaben 2 (Vogel und Sepp), in Mittelfranken 3 (Edel, Friedrich, Thinnes), in Niederbayern: Döllinger, Phillips, Lasaulx, Arndts, dazu noch Ostermünchner, allerdings ein



Charakterkopf an dem anderen: diese Bayern haben in der Paulskirche eine wichtige Rolle gespielt, ihre Tätigkeit sollte einmal im einzelnen geschildert werden.[1])

Lasaulx war auf der Reichsversammlung keine eigentlich führende Persönlichkeit. Er trat entschieden hinter Döllinger, Edel, Sepp zurück. Aber er ist immer und überall, im Verfassungsausschuß wie im Plenum, unentwegt und freimütig, allerdings oft sehr professorenhaft für die Ideale des von Fürstbischof Diepenbrock gegründeten katholischen Vereins eingetreten. Gegen das josefinische Staatskirchentum und für die freie, unabhängige Kirche. Für jenen Antrag, der in kluger Benützung der Schlagworte das Recht der Kirche auf die Schule sichern wollte. Haben die kirchlich Gesinnten auch nicht alles erreicht, einen Zugang zu größerer Freiheit der Kirche haben sie jedenfalls geschaffen. Der Geist, der den katholischen Verein in Frankfurt beseelte, lebt fort auf der Würzburger Bischofsversammlung, nur ist hier ausgeschieden, was in Frankfurt noch zu wenig klar überschaut worden war; dieser geläuterte Geist regt sich auf der Freisinger Bischofsversammlung.

Der katholische Verein löste sich auf, nachdem er in den Debatten um die Grundrechte seine kirchenpolitischen Aufgaben erfüllt hatte. Nun veränderte sich mit einem Schlag das Bild der Parteien. Statt der Rechten und der Linken in 8 Farben nur mehr zwei Parteien, die Großdeutschen und die Kleindeutschen. Lasaulx war Großdeutscher. Er hatte schon im Verfassungsausschuß, dem er damals als einziger „Klerikaler" angehörte, gegen die Majorität ein Erachten unterzeichnet, welches auf „dem Weg des völkerrechtlichen Bündnisses den innigsten Anschluß Österreichs an Deutschland" erzielen wollte. Sein Antrag fiel durch. Die Majorität war gegen das Verbleiben Österreichs im Bunde. Und darauf protestierte Österreich gegen das „Zerreißen" durch das Programm von Kremsier.

1) Vgl. Frankfurt und Deutschland in Hist.-polit. Bl., Bd. 23, besonders S. 579 ff.

Jetzt traten die Großdeutschen aus dem „Kasino". Reichensperger gründete den „Pariser Hof". Phillips, Döllinger, Lasaulx, Sepp und Buß gehörten dem „Pariser Hof" nicht an. Lasaulx suchte damals noch einen Ausgleich, weil er die Revolution befürchtete. Erst in den letzten Stadien der deutschen Frage auf der Reichsversammlung trat er in die „Mainlust", in das Lager aller Großdeutschen.

(Schluß folgt.)

XXIII.

Die religiöse Versorgung Oberschwabens vor der Reformation.

Dr. A. Willburger, Pfarrer (Oberopfingen).

(Fortsetzung.)

II. Die geistlichen Stellen.[1])

1. Es ist nicht schwer eine ziemlich genaue Übersicht zu geben über die um 1500 in Oberschwaben bestehenden geistlichen Stellen, ihre Zahl und Art, da für das Konstanzer Bistum eine wertvolle Statistik vorliegt, nämlich die bekannten Subsidienregister aus der Zeit der Bischöfe Thomas Berlower und Hugo von Landenberg.[2]) Im folgenden wird für die einzelnen Dekanate gewöhnlich der Pfründenstand von 1508 angegeben, dazu bedeutendere Veränderungen seit 1275 (Liber Decimationis, erste erhaltene Bistumsstatistik). Besonders wird jeweils hingewiesen auf die Zahl der Kaplaneipfründen, der „Pfründen niederster Ordnung."

Dekanat Lindau: Hier finden sich 1508 42 Landpfarreien, während es 1275 erst 32 waren. Im 15. Jahr-

1) Für diesen Abschnitt vgl. besonders Kallen.

2) FDA 1907, 1—108: Registrum subsidii caritativi von 1508. Andere Subsidienregister von 1493 und 1497 s. FDA 24—27 (1895—99).



hundert entstehen auch 9 Filialkaplaneien und 3 Kuratkaplaneien. Im einzelnen hat Bregenz um 1508 7 Kaplaneien in der Pfarrkirche und in den Kapellen der Stadt; außerdem noch die „Weißenauer Pfründe“, 2 Kaplaneien extra muros und eine Frühmeßpfründe in der Pfarrkirche; auch ist wahrscheinlich der Meßner ein Geistlicher. Mit dem Helfer sind es demnach 12, mit dem Pfarrer 13 Priester für das Städtchen. Im Benediktinerinnenstift Lindau bestehen neben 2 Kanonikerpfründen 4 Kaplaneien. Die Pfarrei St. Stephan in Lindau hat 4 Kaplaneien, wozu noch kommen: 3 Kaplaneien in den Kapellen, eine Spitalkaplanei, 2 Kaplaneien extra muros, dazu mehrere adjutores, also mindestens 14 Pfründen niederster Ordnung. Wangen hat in der Pfarrkirche 7 Kapläne, 1 Frühmesser, einen Kaplan im Spital, seit 1470 ein Predigtamt, zusammen 9 oder 10 Kaplaneien.

Dekanat Stiefenhofen: 1508 sind es 30 Pfarreien, 1275 waren es 23; in den Landgemeinden bestehen 1508 18 Kaplaneien, fast alle im 15. Jahrhundert gestiftet, durchweg in Gemeinden mit weltlichem Grundherrn.

Dekanat Isny: Für 1508 zählen wir 54 Pfarreien, seit 1275 sind 8 dazugekommen.[1]) Meßpfründen sind in den Städten und größeren Orten. Isny hat 1508 6 Kaplaneien in der Pfarrkirche, 3 im Spital, 2 in den Kapellen, seit 1472 eine Predigerpfründe; auch im Benediktinerkloster besteht eine Altarpfründe, gibt zusammen 13 Meßpfründen. In Leutkirch sind es 9 Kapläne. Kißlegg, damals eine Pfarrei in der Größe von Leutkirch, hat nur 2 Kaplaneien [gestiftet 1399 und 1420[2])].

Dekanat Ravensburg: Bemerkenswert ist vor allem Ravensburg: es sind 1508 an der Marienkirche 13 Kaplaneien, an der Jodokskirche 7, dazu noch 6 Kaplaneien in- und außerhalb der Stadt, sowie mindestens 2 adjutores und für St. Veit eine Schloßkaplanei, gibt die stattliche Zahl von 29 niederen

1) Da indes 4 Pfarreien 1508 ihre Selbständigkeit verloren hatten, sind richtiger nur 50 Pfarreien zu zählen.

2) Baumann II, 452.



Geistlichen. Tettnang hat 2 Kapläne, dazu einen Schloßkaplan. Altdorf-Weingarten besitzt 4 Kaplaneipfründen.

Dekanat Theuringen: Die Zahl der Pfarreien blieb zwischen 1275 und 1508, wie bei Ravensburg, ziemlich unverändert (32, bezw. 34). Die Pfarreien sind zum Teil recht klein und liegen nahe beieinander. Die Grundherren haben, ohne besondere Rücksicht auf das Bedürfnis „auf ihrem Fleckchen Grundbesitz eine Pfarrkirche errichtet, um für ihre Untertanen eine eigene Kirche zu haben und ihrem Gotteshaus die kirchlichen Abgaben zugute kommen zu lassen, von denen sie selbst ja auch ihren Nutzen zogen".[1]) Buchhorn[2]) hat 5 Kaplaneien. Eriskirch (1900 329 Einwohner) hat eine Frühmeßpfründe und noch eine weitere Kaplanei. Für Hasenweiler wurde 1478 eine Frühmesse gestiftet. Pfärrenbach (1900 48 Einwohner) ist schon 1275 Pfarrei.

Dekanat Linzgau: Bis 1508 gehen 8 Pfarreien ein wegen Kleinheit. Markdorf hat außer 7 Kanonikaten 6 niedere Pfründen. Meersburg hat 6 Kaplaneien. In Pfullendorf finden sich um 1500 mindestens 14, eher 16 Meßpfründen, während es 1275 nur eine, 1353 4 Kaplaneipfründen gewesen waren. Überlingen hat für seine 4—5000 Einwohner schon 1487 25 Altaristen, bis 1521 werden noch 8 weitere in- und außerhalb der Stadt gestiftet (25 Pfründen sind von 1404 bis 1521 gestiftet).[3]) Hagnau hat 1 Frühmesse und 2 weitere Altarpfründen (nach dem Pfarrbeschrieb sogar 3).

Dekanat Waldsee: In der Zahl der Pfarreien entstand 1275 bis 1508 keine Veränderung (21). Waldsee hat 5 Kapläne, 1508 wird dazu noch eine Spitalkaplanei gestiftet. Wurzach zählt 2 Kaplaneien, 1422 und 1500 gestiftet.[4]) In Unteressendorf (1900 331 Einwohner) bestehen 2 Kaplaneien (Oberessendorf gehörte allerdings auch zur Pfarrei).

---

1) Kallen 72 f.
2) Heißt seit 1811 Friedrichshafen.
3) Bodenseeschriften 9 (1879) 56—61.
4) Vochezer II, 418.

Dekanat Biberach: 1275 waren es 18 Pfarreien, 1508 sind es 16. Hier tut sich besonders Biberach hervor mit seinem kleinen Heer von Priestern. Die Subsidienregister kennen 30 niedere Benefizien. Der Chronist Heinrich von Pflummern nennt 33.[1]) Nimmt man dazu noch den Pfarrer mit seinen Helfern, deren es seit 1520 3 waren[2]), so ergeben sich 37 Priester. Etwa die Hälfte der Stellen bestand schon vor 1400, was eine große Ausnahme ist; für 16 läßt sich die Stiftung im 15. Jahrhundert nachweisen. Mindestens seit 1422 bestand ein Predigtamt.

Dekanat Laupheim: 1275 waren es 29 Pfarreien, bis 1508 kamen 7 neue dazu, während 6 eingegangen waren. Laupheim hat 1 Frühmesse (1400) und eine Kaplanei (1445).

Dekanat Dietenheim: 1275 waren es 21, 1508 sind es noch 14 Pfarreien, 7 waren eingegangen. Bemerkenswert sind besonders 4 Zwergpfarreien im jetzigen Oberamt Leutkirch: Arlach (1353 2 domicilia, 1910 64 Einwohner) wurde Anfang des 15. Jahrhunderts mit Tannheim vereinigt. Kronwinkel (1910 54 Einwohner) wurde 1424 zu Tannheim geschlagen. Illerbachen (1910 187 Einwohner, 1353 15 Wohnstätten) wurde vor 1500 mit Berkheim vereinigt. Au (Oy, jetzt Sophienhof, 1910 10 Einwohner) ist 1508 noch genannt, sogar mit einer Kaplaneipfründe („beneficium novum"), es wurde gleichzeitig mit Kronwinkel mit Tannheim vereinigt.

Dekanat Blaubeuren: 1275 waren es 23 Pfarreien, bis 1508 kamen durch Teilung 6 weitere hinzu. Ulm stellt sich der Nachbarstadt Biberach würdig an die Seite: es hat 93 Meßpfründner! Am Münster sind 2 Frühmesser (einer zugleich Prädikant), 57 Altaristen (6 sind auf 23 Altäre verteilt, also sind einzelne Altäre mehrfach, ja vielfach besetzt); im Spital sind es 5 Altaristen und 1 Prediger, bei den Minoriten 3 Meßpfründen, bei den Dominikanern 6; dazu mehrere adjutores und verschiedene nicht mitgezählte, nichtbepfründete Priester. — Ulms Einwohnerschaft von damals wird auf etwa

1) FDA 1875, 186—188. 2) WVjH 1898, 35.



12000 berechnet. Blaubeuren hat in der Pfarrkirche 5 Kapläne, darunter einen Prediger; ein Benefizium niederster Ordnung besteht in der Klosterkirche, ein weiteres im Spital. Erbach (1900 1327 Einwohner) hat 4 Kaplaneien.

Dekanat Ehingen: Im Dekanat sind 1508 19 Pfarreien; kurz darauf wurde noch Schelklingen zur Pfarrei erhoben. Ehingen hat an der Pfarrkirche 8 Kaplaueien, von denen 5 im 14., 3 im 15. Jahrhundert gestiftet sind. An der Marienkapelle sind 6 Meßpfründen, im Spital 3, in der Michaelskapelle 2, in der Katharinenkapelle 1, in der Nikolauskapelle 1 Pfründe. 1440 wurde ein Predigtamt gestiftet. Den Pfarrer unterstützen 3 Helfer. Es sind also nicht weniger als 26 Geistliche für die knapp 3000 Einwohner.[1]) Schelklingen hat 4 Kaplaneien, darunter das vor 1506 gestiftete Predigtamt. Im Frauenkloster Urspring sind 5 Kaplaneien. In Reichenstein (Gemeinde Lauterach, 1900 65 Einwohner) ist seit 1446 eine Schloßkaplanei.[2])

Dekanat Munderkingen: 1508 sind es 31 Pfarreien. Munderkingen hat in der Pfarrkirche 3 Altarpfründen und 1 Frühmesse, in der Martinskirche 1, in der Spitalkirche 1 Kaplanei. Mit der Pfründe der Marienkapelle „extra muros" wurde 1481 das Predigtamt verbunden. Die meisten Stellen sind im 15. Jahrhundert gestiftet. Hayingen (1900 712 Einwohner) hat 1 Frühmesse und eine Mittelmesse. Bichishausen (1900 140 Einwohner) besitzt 2 Kaplaneien, ebenso Oggelsbeuren (1900 448 Einwohner). In Grundsheim (1900 252 Einwohner ist 1, in Rottenacker (1900 1261 Einwohner) sind 2 Kapläne. Oberstadion (1900 369 Einwohner) hat 2 Helfer, 1 Frühmesser und 2 weitere Altaristen; dazu bestehen noch 2 Pfründen in der Filialkapelle zu Unterstadion (1900 449 Einwohner). Sämtliche Pfründen dieser Pfarrei (mit Ausnahme der Frühmesse) sind im 15. Jahrhundert gestiftet. In Unlingen (1900 793 Einwohner) bestehen 3 Kaplaneien; 2 davon sind

1) Vgl. DAS 1911, 161.
2) Beschr. des Oberamts Ehingen II, 137.

1468 errichtet. Zwiefaltendorf (1900 382 Einwohner) hat 3 Kaplaneien, mit dem Pfarrer also 4 Geistliche.[1]) In den Landgemeinden des Dekanats bestehen 16 Kaplaneien, „mehr jedenfalls, als die Seelsorge erheischte."[2])

Dekanat Riedlingen: 1508 bestehen 16 Pfarreien. Riedlingen[3]) hat in der Pfarrkirche 1 Frühmesse, 1 Prädikatur und weitere 6 Kaplaneien; ferner 1 Kaplanei bei den Leprosen, 1 in der Marienkapelle in der oberen Stadt, 1 Spitalkaplanei und mindestens 2 Helfer; das ergibt 14 niedere Geistliche. 4 Stellen sind bis 1391, die übrigen im 15. Jahrhundert gestiftet. Veringendorf hat neben einem adjutor 3 Meßbenefizien (alle im 15. Jahrh. gestiftet); an der Filialkirche Veringenstadt bestehen 5 niedere Benefizien. In Altheim (Filial zu Riedlingen) sind 2 Pfründen. Hundersingen (1900 734 Einwohner) besitzt 2 Kaplaneien. Grüningen (1900 333 Einwohner) hat 1 Kaplanei. Unterwilflingen (Kleinwilflingen, jetzt Enhofen) war (bis 1612) eine eigene Pfarrei (1900 28 Einwohner); 1497 wurde zum Überfluß noch eine Frühmeßpfründe gestiftet. In diesem Dekanat bestehen in den wenigen Landgemeinden 11 niedere Benefizien.

Dekanat Saulgau: 1508 bestehen 30 Pfarreien. Saulgau hat an der Pfarrkirche 5 Kaplaneien, 2 Pfründen in der Marienkapelle vor den Mauern, 1 Leprosenkaplanei, 1 Spitalkaplanei, 2 Helfer, 1 Predigerstelle, also mit dem Pleban 13 Priester. In Aulendorf sind 4 Kapläne (hier auch Helfer genannt). Der Stiftsklerus in Buchau umfaßt 4 Kanoniker, 2 Kuratkapläne, 3 Chorkapläne und den Hofkaplan der Äbtissin. In Herbertingen bestehen 3 Kaplaneien (zwei sind 1444 und 1477 gestiftet). Neufra (1900 735 Einwohner) hat 1 Kaplaneistelle und 1 Frühmesse (diese 1470 errichtet). In den Landgemeinden zählen wir 11 Kaplaneien, meist von adeligen Herren gestiftet.

1) Vgl. auch WVjH 1914, 265. 275.
2) Kallen 113.
3) Um 1500 etwa 2000 Einwohner, vgl. WVjH 1895, 170.

Dekanat Mengen: 1508 sind es 19 Pfarreien; von 24 waren nämlich 5 eingegangen. Mengen hat an der Martinskirche wenigstens 4 Kaplaneien, an der Marienkirche 5, dazu ein „altare super ossorio“, eine Kaplanei auf dem Ölberg, eine Predigerstelle, eine Pfründe im Spital, eine Helferstelle. Im Filial Ennetach besteht eine Frühmesse, eine Kaplanei, eine Helferstelle; in der Gesamtpfarrei sind demnach 17 niedere Geistliche. Die Mehrzahl der Pfründen stammt aus dem 15. Jahrhundert. Scheer hat um 1508 7 Kaplaneien, dazu einen Helfer; ergibt mit dem Pfarrer 9 Priester (es zählt 1900 1080 Einwohner). 5 der Kaplaneien sind im 15. Jahrhundert gestiftet, sämtliche durch die Truchsessen von Waldburg. In Friedberg (1900 377 Einwohner) besteht eine Frühmesse. Hohentengen (1900 520 Einwohner) hat 2 Kaplaneien. Ostrach hat 1 Kaplanei.

Dekanat Meßkirch: 1508 zählen wir 16 Pfarreien. Meßkirch hat an der Pfarrkirche 5 Kaplaneien, 1 Frühmesse, 2 Helfer, dazu eine Pfründe in der „Capella ossium mortuorum“, eine Kaplanei „extra muros“; also mit dem Pfarrer 11 Priester. 2 Benefizien sind im 14., die übrigen im 15. Jahrhundert gestiftet. Sigmaringen hat 3 Kaplaneien und mindestens 2 adjutores. In Inzigkofen (Filiale) sind 2 Kaplaneien (1458 gestiftet); in Hedingen (Filiale von Laiz) 2 Kaplaneien; in Gorheim (Filiale von Laiz) 1 Kaplanei. Laiz hat selbst noch 4 Kaplaneien.

Dekanat Stockach: 1508: 30 Pfarreien. Stockach hat 3 Kapläne, 1 Frühmesser. In Bodmann sind 4 Kapläne und 2 Helfer; zu dieser Pfarrei gehören aber noch 4 bepfründete Filialkirchen. Sipplingen hat 2 Kapläne und 2 Frühmesser. In den Landgemeinden bestehen 19 niedere Pfründen, sämtliche (mit Ausnahme von zweien, die das Konstanzer Domkapitel verlieh) von den weltlichen Grundherren gestiftet.

Blicken wir noch auf einige Städte außerhalb Oberschwabens. An der Martinskirche zu Memmingen bestanden 26 Kaplaneien und eine Predigerstelle; dazu unterstützten den Vizepleban 3 Helfer; die meisten Stellen waren in der zweiten Hälfte des



15. Jahrhunderts gestiftet. Memmingen hatte vor Ausbruch der Reformation nicht weniger als 66 Priester.[1]) Zu St. Mang in Kempten gehörten schon 1447 10 Kapläne; dazu wurden noch 1474 und 1480 zwei weitere Kaplaneien in der Stadt gegründet.[2])

Für Eßlingen nennt das Subsidienregister von 1508[3]) 45 niedere Benefizien. Reutlingen hat nach derselben Quelle[4]) in seinen 18 Kirchen und Kapellen[5]) 41 Kapläne, wobei die adjutores (also mindestens 2) nicht gezählt sind. Tübingen[6]) hat außer dem Propst und seinen 5 Kanonikern 18 geistliche Stellen. In Rottenburg stehen neben dem Pfarrer 14 Kapläne.[7]) Ehingen a. N. hat neben dem Propst und den Kanonikern 12 Kaplaneien[8]). Rottweil zählt 28 Kaplaneien und mehrere Helfer.[9]) Freiburg i. B. hat am Münster auf 22 Altären 82 Altarbenefizien; dazu 4 weitere auf unbekannten Altären; an den übrigen Kirchen und Kapellen der Stadt bestehen nochmals 15 Benefizien; ergibt 101 niedere geistliche Stellen.)[10]

2. Vor der Glaubensspaltung bestehen in Oberschwaben[11]) 468 Pfarreien mit 660 Kaplaneien (die Helferstellen nicht gezählt). Lehrreich ist der Vergleich mit dem Stand um 1275 und in neuerer Zeit. Für diese wählt Kallen das Jahr 1779, weil damals ein zuverlässiger Personalkatalog herauskam.[12]) Es waren 1275: 443 Pfarreien; bis 1508 kamen 66 neu hinzu, während 41 abgingen; ergibt 468 Pfarrstellen. 1799 waren es 480. Demnach hat sich die Zahl der Pfarreien seit dem 13. Jahrhundert nicht mehr wesentlich

1) Baumann II, 454. 2) Ebd.
3) FDA 1907, 54 f. 4) Ebd. 49 f.
5) Schön, Die Kirchen und Kapellen des mittelalterlichen Reutlingen, in: DAS 1896, 1—5. 17—21. 68—73. 88—95.
6) FDA 1907, 40 f.
7) FDA 1907, 40 f. In den Pfarrbezirk gehören außerdem noch 1 Kaplan auf der „Altstadt" und 2 im Spital „in der Vorstadt", vgl. DAS 1908, 115. 8) Ebd. 41. 9) Ebd. 32 f.
10) FDA 1907, 82—84; ebd. 1912 8 ff.
11) Kallen 128—130.
12) Catalogus Personarum ecclesiasticarum et locorum dioecesis Constantiensis. Constantiae 1779.

verändert. Die Zahl der Kaplaneistellen war um 1275 noch ganz unbedeutend. Die große Mehrzahl wurde im 15. Jahrhundert gestiftet, so daß wir für 1508 660 kennen. Bis 1779 ging die Zahl auf 286 zurück (auch für dieses Jahr sind die Helfer oder Vikare nicht mitgezählt).

Die ungewöhnliche Zunahme der Pfründen niederer Ordnung im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert hat ihre besonderen Gründe. Solche Stellen bestehen vor allem in den Städten, besonders in den Reichsstädten: Ulm, Biberach, Ravensburg, Leutkirch, Isny. Dies waren die am meisten bevölkerten Orte. Hier war Wohlstand infolge des wachsenden Handels. Die wohlhabenden Familien wollten vielfach (Ulm, Biberach) ihren eigenen Kaplan haben. Sie waren dann auch meist die Patrone; sonst vielfach der Rat. In den Landorten sind die Kaplaneipfründen in der Regel von dem weltlichen Grundherrn gestiftet, besoldet und verliehen. Wir können den Eifer und die Freigebigkeit nur bewundern, mit dem einzelne adelige Geschlechter geistliche Stellen stiften. Ein Beispiel: Eberhard I., Graf von Sonnenberg (Waldburg) stiftet trotz seines bewegten Lebens und seiner vielen kriegerischen Unternehmungen folgende Stellen: 1438 die Nikolauskaplanei zu Ennetach (Beihilfe); 1444 mit der Gemeinde Herbertingen eine Frühmesse daselbst; 1451 mit Hilfe anderer die Katharinenkaplanei in Hohentengen; 1455 die Marienkaplanei in Scheer; 1468 die Leonhardskaplanei zu Scheer; 1475 die Mittelmeßpfründe zu Scheer; 1477 namhafter Beitrag zur Gründung der Katharinenkaplanei in Herbertingen; 1479 mit der Gemeinde Ennetach Stiftung der Ottilienkaplanei dortselbst.[1] Bemerkenswert ist, daß solcher Eifer mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts einzuschlafen scheint, daß im 16. Jahrhundert von den Herren desselben Hauses, obwohl diese viel einflußreicher und vermöglicher waren, nur dürftige geistliche Stiftungen bekannt sind, z. B. von Georg III. (Bauernjörg, † 1531), Wilhelm I. († 1557), Wilhelm II. († 1566).

1) Vochezer I, 613 f.

III. Die Seelsorger.

1. Seelsorger im rechtlichen Sinne ist der Pfarrer. In den Städten und größeren Landorten wird er unterstützt von einem oder mehreren „Helfern" (adjutores), den „Gesellpriestern" oder kurz „Gesellen", wie sie bezeichnenderweise in Eßlingen und Ulm heißen, während sie in Heilbronn den Namen „Mietsherren"[1]) tragen. Der Pfarrer „mietet" sie, nimmt, bezahlt sie, wie es ihm beliebt. Sie kommen meist aus der Zahl der unbepfründeten Geistlichen, deren es gewiß in den Städten viele gab. Diese Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse bringen es mit sich, daß die Helfer nach „Höherem" trachten, daß sie sorgen möglichst bald als Pfarrer oder wenigstens als bepfründeter Kaplan unterzukommen.

Es ist klar, auch in den priesterreichsten Städten wie Ulm, Biberach waren es nicht viele, jedenfalls nicht zuviele eigentliche Seelsorger. Und die Schar der Kapläne? Sie hatten mit der Seelsorge an sich nichts zu tun. Ihre Aufgabe war in erster Linie das Lesen so vieler wöchentlicher Messen als die Anstellungsurkunde ihnen vorschrieb. Darum war die Bezeichnung als „Meßpriester", „Altaristen" nicht unpassend. Sie hatten gewöhnlich auch anwesend zu sein bei Begängnis der gestifteten Jahrtage, also bei den Vigilien und Seelenämtern sowie bei den Gottesdiensten ihrer eigenen Priesterbruderschaft, wo eine solche bestand.

2. Die Stellung der eigentlichen Seelsorger, der Pfarrer, ist beeinträchtigt durch die in Oberschwaben überaus häufige Inkorporation. Im 14. Jahrhundert waren etwa 47 %, um 1500 nicht weniger als 69 %, also mehr als $^{3}/_{5}$ der Pfarreien den geistlichen Genossenschaften, vor allem den großen Klöstern einverleibt.[2]) Der Vizepleban (vicarius perpetuus, wenn er auch oft wechselte) bezog einen oft kärglichen Teil des Einkommens; der Hauptteil floß an das

1) WVjH 1907, 256 f. — Für Ulm (1356) vgl. Beschr. des Oberamts Ulm II, 68.

2) Kallen 207 ff. 250 ff.

Kloster. Im 15. Jahrhundert war die Inkorporation „zu einer ausschließlich finanziellen Maßregel“ geworden. „Diese systematisch ausgebaute Einziehung des Pfarrkirchengutes namentlich seitens der Klöster richtete nicht geringe Verheerungen an.“ [1]) Vor allem tun sich hier die Klöster des Prämonstratenserordens hervor (Schussenried, Weißenau, Obermarchtal, Rot). Dieser Orden errichtete auch in seinen Pfarreien durchweg keine Filialen und keine Kaplaneien oder Frühmessen. So sind im Rot'schen Gebiet die umfangreichen Pfarreien Berkheim (wo Illerbachen ohne Ersatz eingeht) und Haisterkirch ohne Hilfsgeistlichen.

Es läßt sich auch denken, daß die Klöster soweit möglich das Einkommen ihrer Viceplebani zu schmälern suchen, daß infolgedessen Streitigkeiten entstehen, so in Leutkirch mit dem Kloster Stams,[2]), in Isny mit dem dortigen Kloster.[3]) Auch lagen die Inkorporationen und Änderungen im Pfarrverband aus anderen Gründen nicht im Interesse der Seelsorge. So wurde 1399 die Pfarrei Willerazhofen (OA. Leutkirch) mit der Katharinenkaplanei zu Kißlegg vereinigt. Der Kaplan von Kißlegg hatte den Ort zu pastorieren; aber ihm unterstanden nur zwei Höfe, während alle anderen Häuser nach dem weitentfernten Leutkirch gehörten.[4]) Eschach (OA. Leutkirch) wurde 1424 durch das Kloster Weingarten als Pfarrei aufgehoben und mit dem weit entlegenen Ausnang (= Hofs) vereinigt, nicht mit dem nahen Altmannshofen.[5])

Es wäre einseitig nur die Schäden der Inkorporation zu sehen. Die Klöster schufen als Kirchenherren der ihnen einverleibten Pfarreien auch viel Gutes. Die Pastoration durch Konventualen mag nicht die schlechteste gewesen sein.

1) Ebd. 206. 209. 2) Baumann II, 464.

3) Ebd. 415 f. Selbst vor der förmlichen Inkorporation bezog der Pfarrer nur 1/8 des Zehntens, das übrige kam an das Kloster; nach der Inkorporation (um 1400) war der Pfarrvikar noch schlimmer daran.

4) Baumann II, 463. So blieb es bis 1812; Donaukreis 306.

5) Baumann II, 447. Erst 1824 wurde Eschach Altmannshofen zugeteilt; Donaukreis 300.

Wenn an einem Ort die Errichtung einer Seelsorgerstelle nötig war, wird sich das Kloster auch nicht gesträubt haben. Einige Beispiele aus dem Gebiet der Abtei Ochsenhausen können das zeigen. Daß 1424 die viel zu gering dotierten (1408 erworbenen) Zwergpfarreien Oy und Kronwinkel aufgehoben wurden, war gewiß kein Schaden; formell geschah dies übrigens durch den Bischof von Konstanz.[1]) 1442 verwendet sich Abt Michael beim Bischof von Konstanz dafür, daß zu Achstetten, das bisher zur Ochsenhausischen Pfarrei Laupheim gehört hatte, ein eigenes Kuratbenefizium errichtet wurde.[2]) Abt Johannes Knuß (1468—76) ließ es sich viel Mühe kosten der fast ausgestorbenen, neu angesiedelten Pfarrei Bellamont wieder einen eigenen Seelsorger zu geben.[3]) 1487 gestattete der Abt in Fischbach (OA. Biberach) die Errichtung einer Kaplanei, freilich unter Wahrung gewisser Rechte der Mutterpfarrei Ummendorf.[4]) 1491 wurde Baltringen zur eigenen Pfarrei erhoben, allerdings auf Kosten der Gemeinde selbst.[5]) 1505 wurde durch Bischof Hugo von Konstanz die Filialkirche Großschafhausen von Laupheim getrennt und zur selbständigen Pfarrei erhoben.[6]) Unpraktische Pfarrverbände änderte das Kloster ohne Schwierigkeiten; 1457 wurde Erlenmoos und Eichbühl (OA. Biberach) von dem entfernten Reinstetten nach dem nahen Ochsenhausen umgepfarrt.[7]) 1492 wurde Hummertsried (OA. Waldsee), das früher zur weit entlegenen Pfarrei Tannheim gehört hatte, nach Steinhausen (OA. Biberach) überwiesen.[8])

Ob inkorporiert oder selbständig, gerade die einträglichen Kirchenstellen waren in Gefahr nicht gerade durch die tauglichsten Priester verwaltet zu werden. Es war eben die Zeit des Kommendenunwesens und des Pfründenkumulus. Seit die Pfarrei Ehingen a. D. der Universität Freiburg i. B. inkorporiert war (1482), hatte sie fast immer (im 15. Jahrhundert gibt es nur eine Ausnahme) adelige Pfarrer, die aber nicht residierten, sondern sich mit einem Vizepleban abfanden,

1) Geisenhof 49. 2) Ebd. 53. 3) Ebd. 58. 4) Ebd. 65.
5) Ebd. 65. 6) Ebd. 72. 7) Ebd. 54. 8) Ebd. 65 f.

der gewöhnlich nicht lange aushielt. So brauchte Ludwig von Freiberg (der spätere Konstanzer Gegenbischof) von 1459—79 nicht weniger als 6 Vizeplebani. Dr. Johann Fabri, seit 1514 Pfarrer in Leutkirch, hatte 4 Vicarii perpetui.[1]) Für Lindau, wo Fabri gleichzeitig Pfarrer war, mußte er an 3 Personen (Pfründenjäger) Pensionen bezahlen.[2]) (Schluß folgt.)

XXIV.

Die Lieder der Dichterin Luise Hensel.

Von Hermann Cardauns.

(Schluß.)

Die „Lieder" haben einen großen Erfolg gehabt. Die F. Schöningh'sche Verlagshandlung, welche sie übernahm, konnte seit 1869 noch ein Dutzend weiterer Auflagen in die Welt senden. Aber der Grad der Vollendung, welchen der Verehrer der Dichterin und der Literatur-Historiker wünschen mußte, wurde nicht erreicht. Seit 1869 ist eine große Reihe von Veröffentlichungen erschienen, welche für die Lieder nutzbar gemacht werden konnten: die Auszüge aus Luises Tagebuch bei Reinkens, L. H. und ihre Lieder (1877), der Druck des Tagebuchs bei Bartscher, der innere Lebensgang der Dichterin L. H. (1882), beide mit zahlreichen Gedichten, die in den Liedern entweder fehlten oder in anderer Form vorlagen, die Briefe Luises an Schlüter (1878), F. Binders Biographie (1884 und 1904). Aber niemand hat sich die allerdings nicht kleine Mühe einer gründlichen Sichtung gegeben, welche die Mängel der 1. Auflage systematisch verbesserte, das neue Material lückenlos hineinarbeitete und den handschriftlichen Nachlaß L.'s heranzog. So fehlt auch

1) R. Roth, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Leutkirch II, 95.
2) J. Staub, Dr. Johann Fabri . . . bis 1522 (1911) 18. Die Einkommensverhältnisse der Pfarrer und Kapläne werde ich in einem besonderen Artikel behandeln.

jetzt, nach 49 Jahren, noch immer eine kritische und vollständige Ausgabe der Lieder, und wer die vorliegenden Ausgaben untereinander und vollends mit den sonstigen Drucken vergleicht, der stößt jeden Augenblick auf befremdliche Dinge: Ergänzungen des Bestandes, die später wieder verschwinden, fehlende Nummern, fehlende Strophen, Umstellungen von Strophen und Zeilen, massenhafter Wechsel der Überschriften, verschiedene Lieder-Eingänge und viele Hunderte von verschiedenen Lesarten im einzelnen. Auch an zweifelhaften oder einander widersprechenden Datierungen ist kein Mangel.[1]) Eine besondere Erscheinung für die Orientierung bildet noch der Umstand, daß in den verschiedenen Ausgaben ganze Abschnitte eingesetzt, dann wieder beseitigt oder umgestellt werden und innerhalb derselben eine andere Reihenfolge der einzelnen Lieder beliebt wird.

Die Notwendigkeit Ordnung in diese Verwirrung zu bringen, sprang förmlich in die Augen bei der Durcharbeitung des handschriftlichen Nachlasses. In Binders Hensel-Papieren fand sich zwischen zahllosen Briefen ein ganzes Paketchen, von Binders Hand als „Gedichte von Luise" bezeichnet,[2]) dutzende ihrer Lieder meist in sauberen

1) Ein auffallendes Beispiel! In den Liedern ist das Gedicht ihres Bruders „der Schwester zum Geburtstage" datiert „Rom, Palmsonntag 1828", die „Antwort der Schwester — Aachen 1828". Erstere Datierung entspricht L. H.s eigenhändigem Msk. für die erste Ausgabe der Lieder; das ihre Antwort enthaltende Blatt fehlt, doch ist nicht zu bezweifeln, daß es ebenfalls die Jahreszahl 1828 trug. Nun aber findet sich sowohl in Binders wie Rulands Nachlaß je ein von L. H. eigenhändig geschriebenes Exemplar der „Antwort" mit der Datierung „Zum 6. Juli 1825". Wilhelm lebte sowohl 1825 wie 1828 in Rom, Luise aber kam erst 1827 nach Aachen, und doch hat sie zweimal ihre „Antwort" deutlich 1825 datiert, freilich ohne Ort, und erst viel später 1828 geschrieben.

2) Allerdings stammt nicht alles von ihr. Auf einem Blättchen mit zwei achtzeiligen Strophen „Den Becher hielt der Glaube 2c." hat Binder bemerkt: „Handschrift von Apollonia Diepenbrock". Es sind die beiden Schlußstrophen von Brentanos Lied von den heiligen fünf Wunden (Ges. Schriften I, 242).



eigenhändigen Reinschriften, dazwischen aber auch einige Entwürfe mit vielen Verbesserungen. Binder hat sie benutzt, aber nur soweit der Zweck seiner Hensel-Biographie es ihm zweckmäßig erscheinen ließ.

Noch viel wertvoller für eine kritische Ausgabe sind die Hensel-Papiere des Herrn Prälaten Ruland. Sie enthalten das sorgfältige Manuskript der Dichterin für die erste bis dritte Auflage ihrer Lieder und in überraschender Fülle das Rohmaterial, aus dem sie das Manuskript herausgearbeitet hat: Hunderte von Liedertexten, in gebundenen, broschierten, durch Stecknadeln zusammengehaltenen Heftchen, auf Blättern und Blättchen, einiges von anderen Händen, das meiste eigenhändig mit Tinte oder Bleistift geschrieben, Reinschriften, Entwürfe mit zahllosen Korrekturen, Bruchstücke, Vereinzeltes kaum oder gar nicht mehr leserlich. Eigentlich muß man sich wundern, daß sie, die so bescheiden von ihren Liedern zu sprechen pflegte, eine solche Menge von Niederschriften, bis zu kleinen Schnitzelchen, von der Jugendzeit bis in die Jahre des Alters reichend, bis zu ihrem Lebensende aufbewahrt hat. Viele Nummern sind in mehreren Exemplaren vorhanden. Es ist allerhand Plunder darunter, den sie mit gutem Grund vom Druck ausgeschlossen hat, kindliches Geschreibsel, das höchstens für den Literaturhistoriker, als Zeugnis ihres Werdeganges, von Bedeutung ist, aber auch eine erhebliche Zahl bisher unbekannter Stücke, die mehr oder weniger den Druck verdienen ebenso wie manche Nummern des Binderschen Paketchens. Im Schlußkapitel meiner Schrift „Aus Luise Hensel's Jugendzeit" habe ich davon Gebrauch gemacht.

Großen Wert besitzen diese Heftchen und Zettel für den Plan einer Gesamtausgabe. Sie bieten viele neue oder von den bisherigen abweichende Darbietungen, eröffnen einen merkwürdigen Einblick in die Arbeitsweise der Dichterin, die sich in Umgestaltungen nicht genug tun konnte, werfen auf ihre Lieder ein neues Licht und enthalten eine Flut von Lesarten. Hierfür einige Proben.



Wie viele Wandlungen der Text auch bei solchen Liedern erlitten hat, die verhältnismäßig wenig verändert wurden, mag eines ihrer schönsten, unzähligemale gedruckten Gedichte zeigen. Zu Grunde gelegt ist das eigenhändige Manuskript, das im Druck der ersten Auflage (S. 6) genau wiedergegeben ist. Varianten: B = Autograph im Binder'schen Hensel-Nachlaß, die „erste Niederschrift", nach welcher Binder in der Biographie L.'s S. 52 das Gedicht gedruckt hat, Br = Text in den Beilagen zu Brentanos Brief von 1817, gedruckt Brentanos Ges. Schriften VIII, 239, D = Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauß 2. Aufl. S. 411.

Jesus in der h. Schrift.[1]

Immer muß ich[2]) wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so gut[3]) gewesen,
Ohne List[4]) und ohne Trug.

Wie Er hieß die Kindlein kommen,
Liebend hat[5]) auf sie geblickt,
Und in Seinen Arm[6]) genommen
Und an Seine[7]) Brust gedrückt.

Wie Er helfendes Erbarmen[8])
Allen Kranken gern bewies,
Und die Niedern[9]) und die Armen
Seine lieben Brüder hieß.

Wie Er keinem Sünder wehrte,
Der mit Reue[10]) zu Ihm kam,
Wie Er huldvoll[11]) ihn belehrte,
Ihm den Tod[12]) vom Herzen nahm.

Immer muß ich[13]) wieder lesen,
Les' und weine mich nicht satt,
Wie der Herr[14]) so treu gewesen,
Wie Er uns geliebet hat.

Hat die Heerde mild geleitet,
Die Sein Vater Ihm verliehn;
Hat die Arme ausgebreitet,
Alle an Sein Herz zu ziehn.

Laß mich knien zu Deinen Füßen,
Herr, die Liebe bricht mein Herz!
Laß in Tränen mich zerfließen,
Mich vergehn in Wonn' und Schmerz![15])

Berlin 1915.[16])

[1]) Überschrift fehlt B. Beim Lesen der heiligen Schrift Br und D. — [2]) ich's B. — [3]) sanft B, Br, D. — [4]) Von Luise mit Bleistift statt Sünd'. Sünd B. Arg Br, D. — [5]) Wie er hold B, Br, D. — [6]) Geändert in „sie in den Arm", dann mit Bleistift die erste Lesung wiederhergestellt; sie in den Arm B, Br, D. — [7]) Sie an die Br. — [8]) Hülfe und Erbarmen B, Br, D. — [9]) Schwachen B. Blöden Br, D. — [10]) Liebe B, Br. — [11]) Von Luise aus freundlich geändert; freundlich B, Br, D. — [12]) Die Schuld B. — [13]) ich's B. — [14]) Wie Er ist Br. — [15]) Untergehn in meinem Schmerz B. Untergeh'n in Wonn' und Schmerz Br, D. — [16]) Die Datierung fehlt B, Br, D.

In einem Heftchen mit Reinschriften (R) steht das Gedicht mit eigenhändigen Korrekturen L.'s, die es fast genau in die vorstehende Form gebracht haben. Die Überschrift lautet hier einfach „Lied". Die danebenstehende Datierung hat sie aus 1817 in 1816 geändert und dann mit Bleistift 5 darunter geschrieben.

Der schon in den Drucken nicht seltene Wechsel der Überschriften wächst sehr stark, wenn man den handschriftlichen Bestand heranzieht. So hat das Gedicht „Einem Ungläubigen" („Ohne Steuer, ohne Mast") in einer Reinschrift L.'s ursprünglich dieselbe Überschrift, aber sie ist durchstrichen und daneben „Mahnung" geschrieben (R). Das Lied „Kein Rückblick" („Dir hab' ich mich ergeben") hat handschriftlich (R) den Titel „Kampf und Bitte", statt „Antwort" („Warum ich mir kein Herz erwählte") finden wir „Warum? Darum"; statt „Einem Kleinmüthigen" („O suche nicht der Erde Glück") „Aufforderung"; die Distichen „Kann Dich ein sehnendes Herz, ein weinendes Auge noch rühren" tragen im Erstdruck (Cölestina 1838 S. 248) den Titel „Sulamith. Am Himmelsfahrtstage des Herrn 1823", in einer Reinschrift (R) „Letzter Trost (Himmelfahrtstag des Herrn 1823)", und L. hat mit Bleistift darunter geschrieben „(Sulamith)", in den Liedern „Trost im Klagen" usw.

Wiederholt begegnen uns zwei Lieder bald getrennt, bald zu einem einzigen vereinigt. Im 2. Jahrgang 1855 der Sammlung Harfe und Leyer, herausgegeben von Ludwig Grote, 2. Ausgabe, Halle 1866 S. 100) steht ein Gedicht „Einem Taufkinde" (Mit Reliquien der h. 12 Apostel)", das in den Liedern mit der Datierung Düsseldorf 1820 wiederkehrt, anderswo m. W. nicht gedruckt ist. Anknüpfend an das Wort „Gehet hin in alle Welt" feiert es die Apostel in neun Strophen, um sich dann in überraschendem Übergang an einen „kleinen Pilger" zu wenden, dem die drei letzten Strophen gelten. Handschriftlich (R) präsentiert sich das Gedicht ganz seltsam: Auf dem ersten von zwei kleinen Blättchen stehen 4, auf beiden Seiten des zweiten 5 Apostelstrophen und gleich dahinter, aber anscheinend nachträglich in eine Lücke eingeschoben, die erste Strophe an den



„kleinen Pilger"; auf derselben Seite, aber am unteren Rand beginnend und mit der besonderen Überschrift „an L." die beiden Schlußstrophen; endlich auf der Rückseite des ersten Blättchens die folgende Strophe:

An Ludwig, Andreas Johannes Carl.

Willkommen denn, du liebes junges Leben,
Willkommen uns im trüben Pilgerland!
Jetzt, da der Herr die Blumen hat gegeben
Hat er auch dich zu uns herab gesandt.

Allem Anschein ist der Taufgruß mit einem früher entstandenen Apostellied verbunden worden. Welches Kind gemeint ist, war nicht festzustellen; allenfalls könnte man an ein Söhnchen ihres Düsseldorfer Freundes Professor Durst denken, weil dieser den Vornamen Andreas hatte[1]) und das Gedicht „Düsseldorf 1820" datiert ist.

Eigentümliche Schicksale hat das „Gebet um Beharrlichkeit" („Bedenk' ich deine große Treue") gehabt. Es steht (mit der Überschrift „Gebet") schon in der Sängerfahrt, dann mit leisen Änderungen im Geistlichen Blumenstrauß, genau danach in Kletkes Geistlicher Bumenlese S. 121, in den Gedichten Luises, die Brentano 1817 seinem Bruder schickte (Ges. Briefe I, 254) und in den Liedern, überall siebenstrophig. Ohne Überschrift, gleich mit der 3. Strophe „O Vater, deine große Liebe" beginnend, finde ich es in einem Autograph (R), aber auf der Rückseite folgen, beginnend mit „So fleht ich mit gerungnen Händen", weitere sieben Strophen, die mit der Überschrift „Heimat" und der Datierung 1819 oder 1820 in einem Briefe L.'s an Schlüter (Briefe S. 49), und mit der Datierung „Münster 1819" im Geistlichen Blumenstrauß und in den Liedern stehen, an diesen drei Druckorten jedoch durch eine Strophe „Das Füchslein findet seine Höhle" (oder „kennt die sichre Höhle") eingeleitet und durch eine entsprechende Strophe („Das Füchslein ruht in sichrer Höhle") abgeschlossen werden. Handschriftlich sind diese beiden Strophen vom Füchslein nirgendwo nachweisbar als in L.'s Reinschrift für die erste Auflage der Lieder.

1) Binder 138.



Man kann die Frage aufwerfen, ob die beiden Teile getrennt entstanden und dann vereinigt, oder ob ein beide umfassendes Gedicht nachträglich zerlegt worden ist; ersteres ist wahrscheinlicher, weil das „Gebet" schon 1818 in der Sängerfahrt gedruckt wurde und die „Heimat" nach L.'s Angabe frühestens 1819 entstand.

Von größeren Verschiedenheiten seien die folgenden notiert. Das lange Gedicht Pilgerlauf („Es war in früher Stille") zählt in der 2. Auflage des Geistlichen Blumenstrauß und in den Liedern, bei wenig erheblichen Varianten, 19 Strophen, in der Fassung, wie L. es Schlüter übersandte (Briefe S. 5) dagegen nur 16; die 4., 7. und 8. Strophe fehlen. Ein Autograph (R) stimmt ohne Auslassungen mit dem 19 strophigen Text überein.

Noch viel stärker sind die Erweiterungen des überlangen Gedichtes über den Kirchenraub in der St. Annakapelle bei Essen. Es zählt schon in der ursprünglichen Form, wie L. es in der Cölestina von 1813 (S. 119 ff.) veröffentlichte, nicht weniger als 38 trochäische Dreizeiler. Sowohl in einer eigenhändigen Reinschrift (B) als einer Abschrift von anderer Hand (R) und in den Liedern ist die dreistrophige Einleitung hinzugekommen, außerdem sind gleich nach der ersten Strophe der eigentlichen Erzählung drei neue Strophen eingeschoben, sodaß die Zahl auf 44 angewachsen ist. Die beiden Texte wimmeln außerdem von Varianten, eine Menge Strophen der Fassung der Cölestina ist vollständig umgeschrieben.

Kleine, aber sehr bezeichnende Änderungen weist das für ihre religiöse Entwicklung sehr bemerkenswerte Gedicht auf, das sie im Manuskript der ersten Auflage zuerst „Ahnung" (durchstrichen), dann „Ein wunderlich Lied" betitelte, eine Betrachtung über die nicht mehr ferne Zeit, wo „der Herr erscheinen wird in seiner Herrlichkeit". Sie datiert es Berlin 1814, also in eine Zeit, wo sie, in ihren religiösen Anschauungen schwankend, Belehrung bei Vertretern des protestantischen Mystizismus und Pietismus, bei Jakob Böhme und den Herrnhutern suchte. Schon die altertümliche Fassung des Eingangs: „Ihr dürft nicht trostlos klagen, ihr Seelen die ihr gläubt" (statt glaubt) deutet



auf eine ältere Vorlage hin, und es würde mich nicht wundern, wenn der Eingang sich wörtlich in einem älteren Liede protestantischer Herkunft wiederfinden sollte. Überschriftlos liegt es nur in zwei Autographen vor, einem stark korrigierten, gekritzelten Entwurf (R), in welchem die 8. Strophe „O Herr! wann willst du kommen?") fehlt, und in einer Reinschrift (B); die 4. Strophe beginnt hier: „O wollt nur achtsam deuten, das teure Bibelbuch", in den Liedern dagegen: „Laßt nur von ihr (der Kirche) euch deuten Johanni Wunderbuch" — es ist kaum ein Zufall, daß die Katholikin die subjektive Deutung der hl. Schrift ersetzte durch die Verweisung auf die autoritative Erklärung der Apokalypse durch die Kirche.

L. war keine Dichterin ersten Ranges. Ihre Schöpfungen sind gegenständlich und zeitlich beschränkt, Mustergiltiges hat sie nahezu ausschließlich auf dem Gebiet des religiösen Liedes und in ihren jungen Jahren geschaffen, aber eine lange Reihe ihrer Lieder gehört durch Adel der Gesinnung, Tiefe des Gefühls und formale Vollendung zu den Perlen unserer Literatur, und die vorstehenden Bemerkungen dürften zum Beweise genügen, daß sie eine systematisch-kritische, nicht wie bisher von Zufälligkeiten und dem Belieben des Bearbeiters abhängige Ausgabe nicht nur verdient, sondern daß eine solche auch ein wirkliches Bedürfnis ist. Wie dieselbe im einzelnen einzurichten wäre, ist spätere Sorge. Als Richtlinien wird man schon jetzt aufstellen dürfen: Vollständigkeit — womit nicht gesagt werden soll, daß jeder von ihr einmal zu Papier gebrachte Vers nun auch gedruckt werden müßte, wogegen Niemand nachdrücklicher als sie selbst Einspruch erhoben haben würde — umfassende Durcharbeitung des gesamten gedruckten und handschriftlichen Materials, Scheidung ihres literarischen Eigentums von fremden Zutaten und eine Behandlung der Texte, welche, unter Verzicht auf hunderte gleichgültiger Lesarten, doch einen Einblick in die Werkstätte der Dichterin, eine Übersicht der wichtigen Fälle gestattet, in welchen ein Wechsel des Gedankeninhaltes und seiner Fassung stattgefunden hat.



XXV.

Adalbert v. Stifter,

sein Deutschtum und seine Auffassung vom Krieg.

Von Dr. W. Scherer.

Wir sind gewohnt in A. v. Stifters Werken die anschauliche Schilderung der Natur und tiefe Gemütsrichtung zu bewundern. Sein 50. Todesjahr (1868—1918), das in den Weltkrieg fällt, soll uns auf einen nicht minder wertvollen Zug seiner Schriften und Briefe[1]) aufmerksam machen: auf seine begeisterte reine Vaterlandsliebe. War er doch stets vom Verlangen erfüllt alles, was er sich durch seine mannigfachen Studien erworben, auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen (Briefe I 151). Und die Jugend, an die er sich so oft in seinen Schriften wendet, der er namentlich den „Nachsommer" gewidmet hat, will er vor allem für das Vaterland entflammt wissen (vgl. Studien I 91/92). Darum sei solchen Gedanken eine deutsche Erinnerung an den Dichter im Weltkriege geweiht.

Als „Vaterland" gilt unserm Schriftsteller naturgemäß zunächst sein schönes Österreich (Br. I 366). Dafür lebt und stirbt er. Damit ist er verwachsen wie mit den Bäumen des böhmischen Waldes. Er nennt es das „vielgeschmähte" himmlische Vaterland, in dem er ewig bleiben möchte (Br. I 162). Er freut sich vor seinem Tode, daß er seinem geliebten Österreich keine Schande gemacht (Br. III 181/83). Dem Streit der Nationen sieht er mit Schmerz zu, blickt aber auch hoffnungsvoll in die Zukunft, daß zwischen Ungarn und Österreich und selbst zwischen Deutschen und Tschechen eine Versöhnung und Einigung stattfinde und als schönste Tochter beider, die Kraft, hervorgehe (Br. I 156/57); bei letzteren soll dies erreicht werden durch gegenseitige Duldung,

1) Vgl. hiezu Bd. 66 S. 223 ff. und 275 ff. dieser Zeitschrift.



bei ersteren durch den Austausch der Bildungsschätze. „Vertrauen wir auf Gott. Streit wird zu nichts führen, ein großer Mensch könnte schlichten. Suchen wir indes das Unsere zu tun“ (B. III 225). Er rühmt die Dichter Österreichs als Lerchen, welche mit altem goldnen Klang ihren Landsleuten ins Herz singen (Br. II 200/02). Wien ist ihm die teuere Stadt, die zweite Heimat (Br. I 156), Österreichs Bewohner diejenigen, die fast den schönsten Schatz von Gemüt und Herz unter allen deutschen Stämmen bewahrt haben. Die Revolution und später der 66er Krieg sind Gegenstand seines Schmerzes. Er nennt den Fehler des Österreichers Bescheidenheit oder Trägheit, vielleicht ein Gemisch von beidem, der ihn verleitet, wenn er etwas Herrliches besitzt oder getan hat, sich daran zu freuen, weiter aber kein Aufheben davon zu machen, wo Verbreitung sogar Pflicht für das Schöne und Gute und Pflicht gegen den Nebenmenschen wäre (Verm. Schriften I 236); und er tröstet sein Vaterland auch in der Not und Verwirrung. Es hat Schwereres überwunden und ward es gedemütigt so lebt und (Br. II 265) glänzt in ihm doch das Bewußtsein des Rechtes, das anbrechende Morgenrot (Br. II 202). Maximilian von Mexiko gilt ihm als ein Martyrer und Stern seines Geschlechtes (Br. III 332). Als guter Österreicher glaubt Stifter vor dem Krieg (1866) an den Sieg seines Kaisers, bei dem er das Recht weiß, und freut sich auf eine baldige Siegesfeier in Wien (Br. III 246). „Gott gebe Gesundheit für mich und Heil für Österreich.“ Gleichwohl steht über seiner Liebe zu Österreich noch ein höheres Gefühl, aus dem heraus er sein Land erst recht liebt: er ist „deutsch“ von ganzem Herzen, Deutschland das Land seiner Liebe, seines Stolzes (Br. II 265). Diesem Gedanken dienen vor allem seine Schriften, wie er dies vom Nachsommer ausdrücklich bezeugt (Br. II 178). Mitten in den Wirren der Revolution, deren Mißstände er im deutschen Volke nicht vermutet hätte, schreibt er: Könnte ich dem deutschen Vaterlande und allen, die ich liebe, ihr volles Glück geben, ich würde freudig dafür mein



Leben opfern (Br. I 164). Auch sein Schmerz über den Krieg von 1866 spricht diese Liebe aus. Er trauert über Deutschlands Zerrissenheit, die einen solchen Krieg zwischen Brüdern desselben Volkes entfesselt hat (Br. III 246). Und wie er sich auch den Ausgang gedacht haben mag — er ist unsäglich ergriffen über die schwere Zeit, die über Österreich und Deutschland gegangen (Br. III 260), und er wünscht ein wahres glückliches Deutschland als Frucht des Krieges (III 259).

Mit Bewunderung spricht er damals schon von der deutschen Macht und Größe und zivilisatorischen Überlegenheit gegenüber anderen Nationen (Br. II 343; I 201). Diese Größe sucht er besonders in der deutschen Literatur (Br. I 105) und Kunst, an der aber gerade auch Österreich seinen wesentlichen und ruhmreichen Anteil hat. „Österreich, das Deutschland ein paarmal vom politischen Untergange errettet hat, würde es durch jene naturwahren und starken Herzen (seiner Schriftsteller wie Grillparzer) auch vom literarischen Wahnsinn retten." „Ich möchte den tiefen Ernst in unsere Dichtungen zurücktretten, und ein großes Werk, das zeigt, es sei deutsche Größe nicht ausgestorben, wenn es aus dem entferntesten Winkel oder der sandigen Mark kommt, werde ich knieend und anbetend empfangen" (Br. I 200/201). Er ist glücklich, wenn seine eigene Schriften „etwas von der echten Kunst ahnen", die er in Schiller und noch mehr in Goethe bewundert (Br. II 314); und er rühmt das herrliche Zeitalter der bildenden und redenden Künste, deren wir Deutsche uns wiederholt erfreut haben, und macht aufmerksam auf dies Merkmal des Zustandes der Völker, das im Steigen und Fallen der Kunst liegt (V. Schr. I 192; vgl. Janssen, Zeit- und Lebensbilder II, Freib. 1889, 16 ff., 35 ff.) In diesem Zusammenhang steht Stifters Anschauung über die Weltmission des deutschen Volkes als Erzieher der übrigen Völker. „Recht und Sitte ist das höchste in der Welt, und wie nach meiner Meinung das deutsche Volk das erste an Geist und Seele ist, sollte es stets an der Spitze stehen von



Recht und Sitte, und die Leiter des Volkes, so wie sie die Macht haben, sollten auch die Höchsten sein in Wahrung von Recht und Sitte. . . . Und Deutschland — soll es denn, das an der Spitze der Welt mit Geist und Macht stehen könnte, dem Götterbilde Hellas gleichend, dem es wirklich gleicht an Tiefsinn, Jugendwärme, Hochherzigkeit und Schwärmerei, soll es ihm auch darin gleichen, daß das Bild zerschellt? Es wäre entsetzlich. Wenn Germanentum die Kleinode der Menschheit: Sitte, Recht, Familie, Männlichkeit nicht mehr hütet — was soll dann geschehen? Die sich die Erzieher der Menschen brüsten, sind selber nie erzogen gewesen, die einst Großes in Schönheit und Adel geleistet, sind verkommen" (Br. II 266). Daher die Aufforderung zur Rückkehr zu Sitte und Recht durch Erziehung des menschlichen Geschlechtes, zum Gewissen, der einzigen Richtschnur, die Gott gegeben (a. a. O.), aber auch zur Besinnung auf die nationalen Fehler, die die Entfaltung der Größe Deutschlands behindern.

Als „uralter", deutscher Nationalfehler gilt Stifter vor allem die „Uneinigkeit seiner Glieder", die „mit Zank oder Gewalt zusammenfügt oder zerreißt", wie eben die Leidenschaft eingibt (Br. II 266). So ruft er den Freiheitsaposteln von 1848 zu: „Freiheit allein ist der Probestein der Charaktere und die allein macht große Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verleugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich. Möge ein gnädiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserem uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen und die Ohnmacht des schönen Landes forterben" (Br. I 153). Dann fügt er hinzu: „Was uns durch das ganze deutsche Land nottut, ist Charakter, ich glaube, daß felsenfeste Ehrenhaftigkeit und felsenfeste Gründlichkeit jetzt mehr und nachhaltiger wirken würden, als Gelehrsamkeit und Kenntnisse. Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Deklamationen und

Phantasien herumirren, und doch so drängen, daß nur das Ihrige geschehe. Könnte jeder, der die Sache nicht versteht, dies auch mit solcher Gewißheit wissen, wie daß er keine Uhr machen kann, und würde er auch mit so viel Bescheidenheit begabt sein, das was er nicht kann, auch nicht machen zu wollen, so wäre uns fast aus aller Verlegenheit geholfen" (Br. I 157).

Ein anderer Fehler, vor dem Stifter den Deutschen warnen möchte, ist das zu große Liebäugeln mit dem Ausland, mit fremden Sprachen um Dinge zu reden, „die Deutsch zu albern klängen" (V. Schr. II 61), und die Überschätzung des äußerlich Imponierenden. Das heutige Geschecht ist durch rauschende Kraft mehr zu erregen als durch die Stille aber Größe der Weisheit (Vgl. Br. II 325). Bezüglich des ersteren Gedankens eifert unser Schriftsteller namentlich gegen Frankreich, das leichtsinnigste Volk, das immer mit dem Feuer spielt und dann so wenig den Brand zu leiten versteht. „Es wirkt auf den Unverstand und die lediglliche Nachahmungssucht unserer Völker so schrecklich zurück, indem die meisten schnell in der Nachahmung französischer Zustände die Heilung erblicken, weil sie nicht einsehen, daß jedes Übel nur seine eigene ihm kongruente Heilung fordere. Ich darf mir nicht den Pelz kaufen, wenn mich hungert." (Br. I 196/97.) Gleichwohl erkennt unser Dichter auch im Auslande alles an, was ihm als rühmenswert erscheint, so im Engländer die Schulverhältnisse (!), im Italiener die bodenständige Kunst namentlich die Musik und das äußerst naive und liebenswürdige Volk mit seiner großen Geschichte. „Ich habe nur ein Stückchen Italien gesehen, und dieses mir bisher fremd gebliebene Betrachten eines so ganz andern Volkes, als des deutschen, hat mich mächtig erregt" (Br. II 176—78). „Fremde Landschaften und Menschen erweitern den Blick und machen die Kunst großartiger und allgemeiner." Der obigen Bemerkung über Frankreich setzt er am Schlusse trotzdem bei: Von Frankreich aus muß uns Heilung kommen (Br. I 197). Aber er schildert auch das Heimweh des Reisenden

im Ausland nach dem deutschen Vaterlande und seinen lieblichen blauen Bergen (St. II 188). Ein weiterer Mangel ist den Völkern „unseres gesitteten Weltteils“ (Br. III 264) überhaupt gemein: der Verfall der Sitten. Im Nachsommer (Vgl. Janssen a. a. O. 17) trauert Stifter über das, was Menschen fälschlich „Kraft“ nennen, nämlich „wilde Lust, die die Welt bewegt oder Leidenschaften und Erregungen“. „Das halten sie für Kraft, was nur klägliche Schwäche ist“, und er fügt hinzu: „das Sittengesetz allein ist in seiner Anwendung Kraft, gelassene Pflichterfüllung, genaue Gewissenhaftigkeit“. Dazu rechnet er auch den „Blick in das Leben über Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverprassungen“, und beklagt es, „daß so wenige auf dem festen Boden der Pflicht und der höheren Lebensanschauung stehen und so Viele Leidenschaften haben“. Jedoch wenn er keine Hoffnung mehr für die übrigen Völker hat, vom deutschen Volke hofft er immer noch, und zwar von der deutschen Jugend, die die heilige Pflicht hat die reinere Flamme wieder anzufachen und in sich fortzunähren (Br. III 345), wie sie dies schon einmal gezeigt in der Erhebung gegen die Gewaltherrschaft Napoleons (St. II 91/92). Freilich das war damals ein Krieg des Volkes, nicht bloß der Mächte (St. II 123). „Der Haß war sachte und allseitig herangeblüht und die geschwähte Gottheit der Selbständigkeit und des eigenen Wertes hob allgemach das starke Haupt empor. Es war eine große ungeheure Gemütsbewegung in der Welt, eine einzige, in der alle anderen kleineren untersanken“ (St. II 107). Im übrigen ist der Krieg für Stifter ein Scheusal (Br. III 345, I 199), eine Unvernunft, ein Widersinn vom Standpunkt der Menschen, das scheußlichste Merkmal, wie tief die Menschheit noch in der Kindheit stehe (Br. III 340), hervorgerufen durch die Zerrissenheit des Vaterlandes als Bruderkrieg oder durch das Schwinden des Gefühls für Sitte und Recht. Wären sie (die letzteren) bei allen Völkern der Welt, dann wäre der Krieg unmöglich, und der Mensch dürfte ohne Er-

röten sich das Beiwort „vernünftig" beilegen lassen. Jenes Scheusal Krieg aber, wenn es so leichtfertig erhoben werden kann, macht daß man mit Scham sein Haupt vor der Menschheit, die sich vernünftig schilt, verhüllen möchte. Europa hat mich in der letzten Zeit angeekelt und dies Europa steht an Gesittung an der Spitze der Welt (Br. II 265/66). Ihn betrübt darum der Krieg von 1859, weil Europa das Recht und die oberste Sitte aus Selbstsucht und Feigheit oder wenigstens Schwäche fallen ließ (Br. III 289, 334), und es tröstet ihn nur die Arbeit und das Bewußtsein, edle Freunde zu besitzen, sonst wäre man versucht, im Angesichte dessen, was sich Europa bieten läßt, dem Geschlechte den Rücken zu kehren und ein rechtschaffener Wolf oder Elephant oder Bär zu werden. Daher sieht Stifter in der Befestigung von Recht und Sitte durch die Bildung und Erziehung das Hauptmittel gegen den Krieg (V. Schr. II 270). Wenn die Menschheit einmal auf dem Punkte der aufrichtigsten Religiosität, der schönsten Empfänglichkeit für die Kunst, der größten Redlichkeit in Handel und Wandel, und der klarsten Einsicht in alle Dinge stände: dann wäre der Himmel auf Erden, das Glück aller wäre gegründet, und das Traurigste der Dinge, die Schande für vernünftige Wesen, der Krieg, wäre verschwunden. Daher ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, die Erziehung seiner Bürger, die sog. Menschwerdung der Menschen in die Hand zu nehmen (V. Schr. 270/71, vgl. Br. I 162)., und er, Stifter, will durch seine Schriften dazu beitragen, dann habe auch er seine Bürgerpflicht getan (Br. III 331). Es liegt jedoch in diesen Ursachen des Krieges auch ein höherer Gedanke, der jenen als Glied einer Kette göttlicher Fügung betrachtet. Wenn unsere Kräfte wachsen, wenn der Geist in Blüte steht, die Künste glänzen, die Wissenschaft sich regt, die Felder blühen, der Handel seine Wege zieht, die Städte emporsteigen, geben wir uns der Freude hin, dem Entwerfen, dem Übermute, dem Genusse, dem Entnerven. Gott hat ein

großes, gewaltiges Mittel dagegen in unser Leben gelegt, den Schmerz, das Unglück, die Züchtigung, und der Krieg, der sonst in allen Hinsichten für alle Menschen und ihre Vernunft so entehrend ist, hat das einzige Gute, daß er ein Schreck und eine Läuterung für Völker sein kann, daß sie sich wieder zu erheben vermögen (V. Schr. I 191). Gott waltet gerecht, und Europa ist so leichtfertig geworden, daß es einer Züchtigung bedurfte, und die Züchtigung ist noch nicht aus (Br. III 259). Von dem Feld von Aspern und Wagram rühmt unser Dichter: Man hat dort einmal eiserne Körner gesät, und wer weiß, ob nicht die Millionen goldener, die eben dort der Ernte entgegenreifen, eine Frucht der eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß einer besiegt werden konnte, der bis dahin unbesieglich schien (V. Schr. II 25). Ist jedoch einmal der Krieg wirklich ausgebrochen, so glaubt Stifter fest an den Sieg des Rechtes (Br. III 246). „Solange die Geschichte spricht, hat Frevel nie dauernd gesiegt" (Br. III 248). Er will aber eine menschliche Kriegführung (Vgl. St. I 365), die das Blutvergießen möglichst einschränkt, daß nicht so „viele Menschen, die an nichts schuld sind, wie blöde Tiere getötet würden, die uns zwar auch nicht beleidigen, deren Leben wir aber zu unserer Nahrung bedürfen". Zugleich warnt unser Schriftsteller vor einem Frieden um jeden Preis, damit dieser nicht in „einer Gestalt" komme, „die vielleicht auch kein großes Glück ist" (Br. III 237). Als dann der Bruderkrieg nicht im Sinne seiner Rechtsauffassung ausgegangen und die Nachwehen des Krieges in ansteckenden Krankheiten sich bemerkbar machten (Br. III 260/61), gewinnt Stifter das Gleichgewicht der Seele neben den schriftstellerischen Arbeiten wieder, indem er von der Torheit und Schlechtigkeit der Zeit seine Augen abwendet und „Gott in seiner Schöpfung" findet (Br. III 331). Aber „lasse uns die Hände fest ineinander halten und zu einander sagen: „Wir sind doch noch von altem Schlage." Damit ahnt Stifter die Zukunft deutscher Einheit und Kraft, in





der sein damals prophetisches Wort vom Kriege sich verwirklicht hat (Br. III 259), den er mit Goethes Versen sprechen läßt:

„Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft".

XXVI.
Zum ukrainischen Problem.[1])

Im Vördergrunde des Interesses steht zur Zeit die Ukraine. Politiker und Nationalökonomen reden, Zeitungen und Zeitschriften schreiben darüber und mancher doziert, wie Georg Bernhard einmal sagt, über dies östliche Problem, der vor kurzem nicht einmal eine Ahnung von dem Dasein einer ukrainischen Frage hatte. Viel Richtiges und Gutes kommt dabei zum Vorschein, aber noch mehr Falsches und Unsinniges; kann man sich daheim doch kaum einen Begriff von hiesigen Verhältnissen und Anschauungen machen, deren Beschreibung man als Motto das „πάντα ῥεῖ" der Griechen oder besser noch das „Tohuwabohu" der Bibel voransetzen könnte. Selbst für einen, der sich innerhalb der blau-gelben Grenzpfähle befindet und mit Interesse Volksleben und Staatsentwicklung betrachtet, ist es außerordentlich schwer einen klaren Überblick über das Getriebe politischer und wirtschaftlicher, idealer und selbstsüchtiger Bestrebungen und Strömungen zu gewinnen, geschweige denn zu einem Urteil oder gar Lösungsvorschlag des Problems zu kommen. In Nachstehendem möchte ich daher nur einiges, was ich hierzulande gesehen und gehört und was ich mir dabei gedacht, berichten; andere, die in politicis mehr Erfahrungen und Kenntnisse haben, mögen daraus Schlüsse ziehen und Urteile fällen.

1) Vor der Ermordung des Feldmarschalls Eichhorn eingesandt.
Die Schriftleitung.



Gibt es einen lebensfähigen d. h. von den Massen getragenen und durch die Intelligenz vertretenen ukrainischen Staatsgedanken? Das war die Frage, die ich mir, durch die Lektüre Rohrbachs angeregt, zum erstenmal auf dem Transport von Polens Hauptstadt zur kleinrussischen Grenze im Herbst 1916 vorlegte, und während meines Aufenthaltes in jenen Grenzgebieten hatte ich hin und wieder Gelegenheit mich mit dieser Frage zu befassen. Einige Gedanken darüber schrieb ich im Mai 1917 im „Aachener Volksfreund". Um zu einer befriedigenden Antwort zu kommen, schien mir die Kenntnis der Geschichte des Landes und Volkes der Ukraine unumgänglich nötig und so trieb ich mich denn eine Zeitlang in der Welt der Jaroslaw und Wladimir, der Chmielnizki und Mazeppa, der Kosaken und des Perejaslawer Vertrages herum. Verlorene Liebesmüh'! So glaube ich heute, wenigstens bezüglich der modernen Ukraine. Noch gut erinnere ich mich des Lächelns meines Quartierwirtes in einer westukrainischen Stadt, als ich ihm in den Tagen des deutschen Einmarsches aus der „Täglichen Rundschau" oder „Deutschen Tageszeitung" — Blätter anderer Richtung durften dazumal in unserer Feldbuchhandlung nicht aufliegen — von jenem ukrainischen Staate und seinen Beziehungen zu dem jetzigen vorlas. „Panje Fritz", sagte der alte Doktor, „glauben Sie denn, daß hier noch ein Mensch etwas davon weiß? Dreihundert Jahre sind seitdem vergangen und keine Nationalliteratur hat uns die Vergangenheit lebendig erhalten." Die Wahrheit dieser Worte steht für mich heute unumstößlich fest. Abgesehen davon, daß ein ukrainischer Staat im eigentlichen Sinne nie existiert hat, fällt es auch keinem der neuen Machthaber im Ernste ein etwa an die Traditionen eines Großfürstentums Kijew oder einer saporeger Kosakenrepublik anzuknüpfen, wenn auch der neue Hetmann einige historische Titel und Kleidungsstücke eingeführt hat.

Die Entwicklung des ukrainischen politischen Gedankens setzt vielmehr in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein, zu der Zeit, da das Nationalitätenprinzip



anfing jenes vom europäischen Gleichgewicht zu verdrängen. Damals entstand in Kijew die Bruderschaft von den Heiligen Cyrill und Method, deren hervorragendstes Mitglied der Dichter Taras Schewtschenko war. Ihr politisches Ziel war die Schaffung einer slawischen Föderativrepublik mit demokratischer Verfassung, in der also die kleinrussischen Gebiete nicht bloßer Administrationsbezirk, sondern Bundesstaat sein sollten. 1863 wurde die Bruderschaft von der russischen Regierung unterdrückt. Ebenso wenig wie sie dachte die in den siebziger Jahren zu Kijew ins Leben gerufene mehr wissenschaftliche Organisation der dortigen Intelligenz an die Gründung eines souveränen Staates. Aber selbst gegen den von ihr vertretenen kulturellen Separatismus glaubte das Zarenregiment die „Einheit des russischen Volkes" betonen zu müssen; der Organisation wurde bald jede weitere Tätigkeit verboten. Die Folge war natürlich eine Radikalisierung der Bewegung. Man warf sich der Revolution in die Arme in der Hoffnung durch sie die zaristische Herrschaft zu stürzen und somit auch für die engere Heimat menschenwürdige Freiheit zu erringen. Im Sturmjahr 1905 trat das ukrainische Problem zum ersten Male an die europäische Öffentlichkeit. Zwei Forderungen waren es vor allem, die von den Abgeordneten der kleinrussischen Gouvernements in der ersten Duma erhoben wurden: Verfassung und Agrarreform. Erstere sollte denn auch dem ukrainischen Volksteil eine seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung entsprechende Sonderstellung bringen. Dies alles ist wohl daheim noch mehr oder weniger in der Erinnerung; ebenso auch, wie es der Reaktion unter Stolypin gelang die Stimme des ukrainischen Volkes zum Schweigen zu bringen. Die immer mehr um sich greifende revolutionäre Propaganda hatte daher leichtes Spiel. So haben sich in der geschilderten Weise, gemäß den Berichten, die man mir hier darüber gegeben, die Verhältnisse seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt, so lagen sie bei Ausbruch des Krieges bezw. der Revolution; Verhältnisse, aus denen man



ohne weiteres schließen darf, daß ein eigentlich ukrainischer Staatsgedanke in der Vergangenheit nie existiert hat.

Wie steht es nun damit in der Gegenwart? Gegenwart und Vergangenheit sind hier ohne jeden Übergang scharf von einander getrennt durch die große russische Revolution.

Harden nennt die russische Revolution das größte Ereignis des zwanzigsten Jahrhunderts, und jeder, der gelernt hat die große französische Revolution nicht nur mit den Augen der Restauration zu betrachten und somit die Bedeutung eines derartigen Geschehnisses für Mit- und Nachwelt kennt, wird ihm recht geben. Und wie jene für Westeuropa eine neue Epoche heraufgeführt hat, so hat diese das Angesicht des Ostens umgestaltet. Die Behandlung aller östlichen Probleme aber, sei es des baltischen, des polnischen oder unseres ukrainischen, muß unter völlig neuen Gesichtspunkten vor sich gehen. Alle Voraussetzungen und Bedingungen, die vordem bestanden, sind über den Haufen geworfen; alle Maßstäbe und Normen veraltet; alle Errungenschaften und Ziele überholt. Die tödliche Apathie der Massen ist in die Aktivität einer politischen Nation umgeschlagen. Ersehnte der Bauer ehedem eine bescheidene Agrarreform, so ward er jetzt Herr des Bodens; war er und der Arbeiter lediglich Objekt für den Tschinownik, Kosaken und Popen, so heißt es jetzt „Regierung der Arbeiter und Bauern"; strebte ein nationaler Gesamtwille vitalster Interessen wegen zu einer berechtigten Sonderstellung, so fand er sich nunmehr im Besitze uneingeschränkten Selbstbestimmungsrechtes. Ich kam in die Ukraine und fand statt der Hände küssenden, Rücken krümmenden Bauern Turgenjews und Tolstois eine selbstbewußte, politisch interessierte Bauernschaft; statt eines verkommenen und rechtlosen Arbeiterproletariats, wie Gorki und andere es geschildert, einen unter Führung akademischer und publizistischer Intelligenz organisierten vierten Stand. Kurz: das elementare Ereignis des Umsturzes war auch am letzten Ukrainer nicht spurlos vorüber gegangen. Nach dieser

Umwertung aller Werte — gibt es nunmehr in der Ukraine einen lebensfähigen d. h. von den Massen getragenen und durch die Intelligenz vertretenen Staatsgedanken?

Will man das ukrainische Problem unter dem Bilde einer mathematischen Formel veranschaulichen, so erhält man eine Gleichung mit zwei Unbekannten. y ist das revolutionäre Rußland und nie und nimmer wird man ohne dessen Kenntnis zu x, zur Lösung unserer Frage, gelangen. Großrußland, wie wirs heutzutage nennen — „Moskowien“ sagt Herr Delbrück — ist in der Tat eine unbekannte Größe. Wem ist seine innere Lage klar, wem seine auswärtigen Beziehungen? Wir lesen von wilden Parteikämpfen, von Anarchismus und Menschewiki. Tseïdse und Iseretelli organisieren im Kaukasus die Gegenrevolution. Die Tschecho-Slowaken unter ehemalig kaiserlichen Generälen, die Engländer an der Murmanküste, die Japaner in Ostsibirien bedrängen die Sowjetrepublik. In London und Paris treibt der geistvolle Führer der Bourgoisie, Kerenski, zur Intervention. Iswolski und Maklakoff machen ebendaselbst Stimmung gegen das maximalistische Regiment. Das ist so ungefähr alles, was wir wissen. Daneben rauschen Tatarennachrichten durch den alldeutschen Blätterwald, deren Absicht man merkt und daher nicht ernst nimmt. Das Bild jedoch, das sich aus den Spalten der „Iswestija“ und „Nowoje Wremja“, die sich gelegentlich hieher verirren, ergibt, scheint etwas zu rosig, um wahr zu sein. Aber ich habe noch eine andere Quelle, die Kunde über Großrußland gibt, oft verworrene zwar und manchmal widersprechende, die aber nichtsdestoweniger in ihrer Gesamtheit einen leidlichen Begriff von der Denk- und Lebensweise da drüben ermöglicht. Ich meine die Erzählungen der deutschen Kriegsgefangenen. Auch deutsche Blätter machen sich schon, wie ich zufällig aus einer Juninummer des „Wiesbadener Tageblatt“ ersah, diese Quelle nutzbar. Nun, danach ist das kreisende Chaos dort zur Ruhe gekommen und gewinnt das, was ihm entstammt langsam an Lebenskraft. Die Agrarreform ist durchgeführt;

anstelle des Privatbesitzes von Grund und Boden existiert nur mehr das Kollektiveigentum der Gemeinde. In der Verfassung ist Volkssouveränität und Regierungsgewalt, lokale Autonomie mit zentralistischer Zusammenfassung der Kräfte zweckdienlich vereinigt. Kein Wunder, daß Bauern- und Arbeiterschaft die Sowjetregierung stützen und auch weite Kreise der Intellektuellen, die zur Mitarbeit an Regierung und Verwaltung herangezogen werden, sich mit ihr abfinden. Jedenfalls erblickt die Mehrheit der Nation in den Bolschewisten die Männer, die den Imperialismus vernichtet und den Frieden herbeigeführt haben, die sich bemühen allenthalben Ordnung und Gesetz zur Geltung zu bringen.

Rußland ist für die Ukrainer das Schibboleth, daran sich die Geister scheiden. Für oder wider Rußland! Daher will ich auch bei näherem Eingehen auf die politische Konstellation des Landes mich nicht aufhalten bei dem Programm und der Zusammensetzung der einzelnen Parteien, als da beispielsweise sind: die ukrainisch-sozialdemokratische, die ukrainisch-radikaldemokratische, die ukrainisch-nationale, die sozialistischen Föderalisten usw., — sie sind meist bei den Januarwahlen für die nie zusammengetretene Konstituante entstanden und heute ohne pragmatischen Wert — sondern möchte von eben erwähntem Gesichtspunkt aus zunächst zentripetale und zentrifugale Richtung unterscheiden.

Wer zu ersterem Lager gehört, läßt sich aus dem Vergleich zwischen den Verhältnissen, wie sie in Großrußland bestehen oder zu bestehen scheinen, und den hiesigen erraten. Die Bodenfrage ist dort gelöst. Hier hängt sie noch in der Schwebe. Alle Landverteilung ist rückgängig gemacht; statt dessen sind Tröstungen auf die Zukunft gegeben. Es scheint der neuesten Regierung eben wichtiger alte Titel und Uniformen auszugraben und in der Hauptstadt Paraden abzuhalten als sich mit dem Kernpunkt der inneren Politik zu befassen. Ergebnis: die gesamte Bauernschaft ist großrussisch gesinnt und durch die Bank bolschewistisch. Diese



Stimmung macht sich Luft in Sabotage der Bodenprodukte und Exzessen aller Art.

„Juschny Rajnoy“ und „Molotjea“, Odessaer Arbeiterzeitungen, ziehen zuweilen Parallelen folgender Art: In Großrußland ist es auch dem Letzten ermöglicht mitzuraten und zu taten in den Selbstverwaltungskörpern oder andern sozialen und politischen Institutionen. Hier liegt das öffentliche Leben erstarrt. Wo sind die Volksrechte und Freiheiten wie die der Presse, der Rede usw.? Arbeitslosigkeit und Teuerung überall. Feudalismus und Kapitalismus oben auf. — Brauche ich noch zu sagen, daß die Bevölkerung der Industriezentren Charkow und Odessa großrussisch und revolutionär, wenn auch nicht immer bolschewistisch, denkt?

Und das Bürgertum? Das gebildete und halbgebildete? Steht dem ukrainischen Staatswesen meist indifferent gegenüber; ein Indifferentismus, der sofort in Opposition umschlagen würde, wenn in Rußland eine gemäßigtere Regierung ans Ruder käme. Auch es sympathisiert ja mit Rußland, freilich nicht mit dem bolschewistischen, sondern dem Kerenskis. Die Bourgoisie ist die Vertreterin eines republikanischen Föderalismus mit nationaler Autonomie. Diese Tendenz entspricht sowohl materiellen Interessen wie auch idealen Beweggründen.

Das natürliche Absatzgebiet des ukrainischen Exportes der Montanindustrie und Landwirtschaft ist Rußland. Für Textilwaren, Eisen und Holz ist man hinwiederum auf den Import von dorther angewiesen. Da können Deutschland und Österreich schon wegen der schlechten Verkehrsmöglichkeiten keinen vollwertigen Ersatz bieten.

Klein- und Großrussen fühlen sich ferner als zwei Stämme eines Volkes, als Angehörige einer Kulturgemeinschaft. Eine mehrhundertjährige Geschichte — ganz abgesehen von den mittelalterigen Beziehungen zwischen Kijew, Wladimir und Moskau — läßt beide auf gleiche historische Erinnerungen zurückblicken. Ein Glaube und, was im Osten noch mehr gilt, ein Ritus umspannt beide Volksteile. Auch diese



Tatsache ist trotz der derzeitigen religiösen Gleichgültigkeit von Belang. Nebenbei bemerkt, die hohe Geistlichkeit scheint royalistisch gesinnt zu sein; ordnete doch Metropolit Antonius auf die Nachricht von der Ermordung des Exzaren hin einen Trauergottesdienst an, den er nach Dementierung des Gerüchts in einen Bittgottesdienst für denselben umwandelte. Sollte dem so sein, dann kann man auch ohne Sehergabe den Zeitpunkt voraussagen, wann dieser Episkopat abgewirtschaftet haben wird. Ob sich daraus Folgerungen für unsere Kirche ergeben können, will ich hier nicht erörtern; ich habe das in etwa bereits im Juniheft der „Katholischen Missionen" getan. — Wie man in Petersburg und Moskau denkt, lebt und spricht, so auch in Kijew und Odessa, die so wenig kleinrussische Städte sind wie meinethalben Berlin wendisch und Wien tschechisch. Aber die Sprache, die doch selbst nach dem Urteil der Petersburger Akademie so grundverschieden sein soll? Mag sein, aber wer spricht und versteht sie denn? Mit ihrem berüchtigten Sprachenerlaß hatte ja die ehemalige Rada den Vogel abgeschossen. In Schule und Amtsverkehr sollte fürderhin Kleinrussisch vorherrschen. War das damals eine Aufregung, nicht zuletzt unter den Beamten und Lehrpersonen. Wie kann man denn auch vom grünen Tisch aus die Sprache des Volkes, hier die Sprache, in der Dostojewski geschrieben, abschaffen und eine „Bauernsprache", wie die landläufige Bezeichnung für Ruthenisch lautet, ohne Schrifttum und geistige Ausdrucksfähigkeit einführen!

Das voraussichtliche ukrainische Territorium, abgesehen noch vom Cholmer Lande, bildet keine völlige nationale und kulturelle Einheit. Wohnt doch in den Westgouvernements ein starkes Polentum und eine zahlreiche Judenschaft, von denen sicherlich ersteres wegen seines geistigen Hochstandes berufen ist im national-politischen Leben eine Rolle zu spielen. Ich will nicht meiner häufig von Kameraden und Russen beanstandeten Vorliebe für die Polen hier nachgeben, aber stolz darf ich doch wohl darauf sein, daß in den Gebieten



wo byzantinisch-moskowitische Kultur mit der unsern zusammenstößt, sich die Überlegenheit der letzteren in jeder Hinsicht dartut. Nun, die Träger und Verbreiter dieser abendländisch-lateinischen Kulturelemente sind die katholischen Polen! Trotz aller natürlichen und künstlichen Gegensätze, vergessen wir Deutsche es doch nicht, Polen ist uns nicht nur geographisch näher denn Kosaken und Finnen! Auch die Juden fühlen sich als besondere Nation und Kulturgemeinschaft. Ihre politische Entwicklung datiert erst von gestern. Ihr führendes Organ „Die Neue Zeit" ist russophil, aber mit unglaublicher Vorsicht.

Im Gegensatz zu diesen nach Rußland hin gravitierenden Kräften stehen als Minderheit die Anhänger der zentrifugalen Richtung, die Träger der Idee eines souveränen ukrainischen Staates. Es ist dies zunächst die dünne literarische Oberschicht, deren Bestrebungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ich oben berührt habe. Unter dem Einfluß des österreichischen „Bundes zur Befreiung der Ukraine" und des lähmenden Druckes des absolutistischen Zentralismus ist sie zu dieser Staatsauffassung gekommen. Sie ist das mehr auf ideale Motive hin handelnde Element im antirussischen Lager, das materiell orientierte die Klasse der Großindustriellen und Großagrarier. Ihren Interessen ist ein revolutionäres Rußland diametral entgegen, ein ukrainischer Klassenstaat dagegen entsprechend. Die Gruppe der Großgrundbesitzer ist es vor allem, die den stärksten Einfluß besitzt; sie ist gewissermaßen Schöpfer und Erhalter des gegenwärtigen ukrainischen Staates, dessen jeweilige Regierung lediglich ihr Exponent ist. Die Gutsbesitzer — „Bauern" nannte sie euphemistisch der Regierungsvertreter im Hauptausschuß des deutschen Reichstages — stürzten die Rada, als sie ihnen nicht mehr paßte und erhoben den Hetman auf den Schild. Für dessen Kurs ist bezeichnend die Änderung der Firma „Ukrainische Volksrepublik" in „Ukrainischer Staat", der Erlaß eines Kommunalwahlrechtes ähnlich dem preußischen Dreiklassensystem und die Auswahl eines Stabes von Beamten



und Offizieren, über die mich jüngst ein Student aufklärte. „Eine Menge zarischer Beamter“, so sagte er, „ist wieder erschienen und hat genau ihre alten Posten wieder eingenommen.“ Er zählte Beispiele auf. „Es wimmelt von zarischen Offizieren. Fehlt nur der Romanow in Kijew, und das ancien régime ist wieder da.“ Ob nun die Wiedereinführung der Dynastie der Zweck der Übung ist, vermag ich nicht anzugeben. Merkwürdig ist jedenfalls, daß dem Gerücht zufolge Großfürst Konstantin sich in Kijew aufhalten soll und laut „Kijewskaja Misl“ demnächst dort ein allrussischer Kadettenkongreß unter Miljukow stattfindet.

Meine Beantwortung der mehrfach erwähnten Frage, die mir der Kernpunkt des ukrainischen Problems scheint, lautet nun dahin: Einen ukrainischen Staatsgedanken gibt es, aber keinen auf die Dauer lebensfähigen; denn weder ruht er auf den breiten Massen, noch vertritt ihn eine genügend starke Intelligenz.

Man wird den Einwurf erheben: Wie ist denn die Realisierung dieser angeblich nicht lebensfähigen Staatsidee in dem doch bestehenden Staatsgebilde möglich? Die Entgegnung ist einfach: Wir sind eben hier, wir! Herr Golubowitsch, wollte sagen das ukrainische Volk, hat uns hieher gerufen, und dieser Ruf kam gelegen. Was wir brauchen ist das Getreide der schwarzen Erde; und wir haben infolge unseres Waffensieges und der Brester Verträge ein Recht darauf. In seiner möglichst restlosen Erfassung erschöpft sich die Tätigkeit der deutschen Behörden. Demgemäß treten sie für diejenige Staats- und Regierungsform ein, die ihnen am zweckdienlichsten erscheint. Ob nun jede ihrer Handlungen zielentsprechend war, darüber läßt sich streiten. Nicht aber darüber, daß unser Volk und seine gegenwärtige Notlage der deutschen Regierung mehr am Herzen liegen muß als andere Völker und die künftigen Beziehungen zu ihnen. Wenn nun auch die Lieferung der hundertzwanzig Millionen Pud Getreide noch in weiter Ferne liegt, manches ist doch

schon erreicht und der Einzelne ist jedenfalls imstande, sich und den Seinen daheim durch die Sendung von Lebensmitteln das Durchhalten zu erleichtern. Das wäre so die Auffassung eines deutschen Soldaten über deutsche Ukrainepolitik. F.

XXVII.

Hat der Vielverband Triest an Italien versprochen?

Von Dr. Alois Lang.

Von den vielen Briefen und Aktenstücken, welche im gegenwärtigen Weltkriege dem entscheidenden Schritte einzelner anfangs neutraler Staaten vorangingen, bevor sie sich dem allgemeinen Raubzuge gegen die Mittelmächte anschlossen, ist heute erst ein kleiner Teil der Öffentlichkeit zugänglich geworden. Weder der einstige Dreibundvertrag in seiner Gänze, noch der Vertrag mit Rumänien wurden bis heute mitgeteilt. Wenn Marghiloman in einer Rede knapp vor Weihnachten 1917 dieses Versteckenspiel mit so wichtigen Vereinbarungen tadelte und den Mangel an Verständnis und Volkstümlichkeit darauf zurückführt, so kann man ihm nicht ganz unrecht geben. Und doch sind die Verträge zwischen England, Frankreich und Rußland bis heute noch unveröffentlicht, ohne daß die Völker sich über diese Zurücksetzung wesentlich beklagt oder darin eine Ursache der Ablehnung gesucht hätten, wie es in Italien und Rumänien mit dem Dreibundvertrage geschehen ist. Das allgemeine Interesse kann also auch anderswie erweckt werden. Wie lange blieb selbst der Vertrag Italiens mit den Verbandsstaaten Amtsgeheimnis und der heute an dessen Stelle getretene Bund ist nicht minder unbekannt. Und doch erschwert dieser Umstand das kriegerische Zusammenarbeiten nicht im mindesten.



Schwierigkeiten bietet dieser Umstand nur demjenigen, der dem Zusammenhange der Ereignisse nachgehen will und genötigt ist mehr oder minder glaubwürdige und unglaubwürdige Nachrichten der Tagespresse zur Grundlage zu nehmen. Wenn diese nicht amtliche Mitteilungen geradezu wiedergibt, findet man unter einem Berg von Nachrichten oft kaum eine kleine Menge verwertbarer Mitteilungen. Das will besagen, daß auch auf die Frage, ob Triest vom Verband an Italien versprochen wurde, eine nach allen Seiten klare und bestimmte Antwort zwar nicht gegeben werden, aber eine der Wahrheit nahe kommende Vermutung als nahezu sicher sozusagen bewiesen werden kann.

Ein großer Teil der reichsitalienischen Presse benützte das Attentat von Serajevo um seiner Abneigung gegen den ermordeten Thronfolger, die von ihm wirklich oder angeblich vertretene Politik und den Nachbarstaat Ausdruck zu geben. Das liberale, seines revolutionären Ursprungs bewußte Italien fühlte mit irredentistischen Vorgängen wo immer stark mit, wie San Giuliano am 21. Juli 1914 dem österreichisch-ungarischen Botschafter erklärte. Dem Neutralitätsbeschlusse der Regierung folgte eine Überflutung des öffentlichen Nachrichtendienstes mit Meldungen, die aus dem Lager der Feinde der beiden Mittelmächte stammten. Schon jetzt wiesen sogar Zeitungen, die der Regierung nahe standen, auf das „Trentino", das ihnen mehr am Herzen lag als eine aus dem Dreibundsvertrage hergeleitete kriegerische Stellungnahme. Italien meldet seine von Deutschland unterstützte Auslegung des Artikels VII des Bundesvertrages in Wien an und beansprucht die ihm aus demselben gebührenden Kompensationen.

Am 20. August 1914 forderte San Giuliano durch den österreichisch-ungarischen Vertreter „konkrete Mittel zur Beseitigung des gegenseitigen Mißtrauens". In Wien lehnt man eine etwaige Hindeutung auf Südtirol im vorhinein ab. Eine im übrigen entgegenkommende Erklärung vom 25. August aber befriedigt den italienischen Außenminister,

so daß er trotz der Verlockungen der Verbandsmächte sich in Albanien festzusetzen nur mit Zustimmung der Mittelmächte vorzugehen sich entschließt und sogar den Mut findet, gegen öffentliche irredentistische Druckschriftenverbreiter mit Gefängnisstrafen vorzugehen. Da stirbt er nach längerem Leiden am 16. Oktober 1914.

Mittlerweile waren nicht blos die Irredentisten tätig gewesen um die Volksstimmung gegen den nordöstlichen Nachbar aufzureizen. Auch die Nationalisten glaubten eine große Zukunft herannahen zu sehen und orientierten im Laufe des August ihre Pläne nach der Richtung des vermutlich im Kriege unterliegenden Nationalitätenstaates, von dessen Besitzstand die Gebiete zwischen Brenner und Narenta eine unvergleichliche Basis für weitere italienische Herrschaftspläne abgeben würden. Mit direkter Berufung auf diese hatte San Giuliano wegen Albanien in Wien angefragt. Zu Anfang September 1914 setzt auch die in Italien einflußreiche Freimaurerei ein mit einem Rundschreiben, das ihre bekannten Schlagworte nur gegen die Mittelmächte richtet, von Rußland aber möglichst zu schweigen empfiehlt. Nach dem Kriege würde Europas Karte nach Nationen geteilt sein, verkündeten die Politiker der Westmächte; Trient, Triest, Dalmatien und die Adria wurden Italien in Aussicht gestellt von Pichon und Delcassé. Die vertragliche Verpflichtung Italiens den um ihre Existenz schwer ringenden Bundesmitgliedern zu Hilfe zu eilen, ihre von den Millionenheeren Rußlands überfluteten Gebiete wieder befreien zu helfen, geriet unter solchen Umständen vollständig in Vergessenheit.

Als in der zweiten Hälfte Oktober 1914 Salandra die Geschäfte des Außenministers besorgte, wurde amtlich der erste Schritt von Dreiverbandsgnaden in Albanien gemacht, die Insel Saseno besetzt. Unter dem neuen Minister für auswärtige Angelegenheiten Sonnino fand schon in den ersten Wochen eine Neuorientierung der Politik statt: Verhandlungen wurden geführt mit Rumänien, mit Rußland, England läßt eine halbe Milliarde Vorschuß geben auf eine



Anleihe. In den ersten Dezembertagen ertönt nach einer Rede Salandras zum ersten Male in der italienischen Kammer der irredentistische Ruf: Evviva Trieste e Trento! Die Kriegspartei hielt die entschiedene Forderung des Ministerpräsidenten nach Kompensationen — eben hatte der verunglückte Winterfeldzug nach Serbien begonnen — seine Betonung der italienischen Interessen, der gerechten nationalen Ansprüche schon für ein Zeichen des entschiedenen Abrückens von der bisherigen Neutralitätspolitik.

Jedenfalls auch ermutigt durch diese Vorgänge, wird am 11. Dezember 1914 der Wiener Regierung das Verlangen nach Kompensationen und das Begehren von Volk und Kammer nach nationalen Aspirationen vorgetragen. Noch warnt von Jagow in Berlin die Italiener das Wort Trentino auch nur auszusprechen. Inzwischen wurde Valona besetzt und schon anfangs Jänner 1915 mußte Bülow, der den italienischen Forderungen auf einen Teil Südtirols vom Anfange an freundlich gegenüberstand, aus dem Munde Sonninos hören, daß viele die Abtretung des Trentino nicht für genügend fanden und als besonders begehrenswert Triest bezeichneten. Kurz darauf faßte Sonnino die Lage in die bezeichnenden Worte: Um dauerhafte gute Beziehungen zu haben mit der Donaumonarchie, sei eine vollständige Bereinigung der irredentistischen Formel „Triest und Trient" unerläßlich.

Obwohl Serbien von österreichisch-ungarischen Truppen längst wieder geräumt war, hielt Sonnino seine Forderung nach der „chirurgischen Selbstamputation" Österreichs aufrecht und fügte noch die Drohung hinzu: „Je länger man wartet, je schwieriger die Sache wird, desto höher werden die Forderungen steigen" (Grünbuch, 17), so daß Bülow zweimal zur Mäßigung mahnen muß, wenn man überhaupt etwas erhalten wolle. Der Februar 1915 bringt dann Sonninos formellen Einspruch gegen jedes militärische Vorgehen der Doppelmonarchie in den Balkangebieten, bevor dem Artikel VII des Bundesvertrages Genüge geleistet sei,



sowie (22. Februar) Sonninos Erklärung, daß jede Kompensation erörterungsunfähig sei, die die Abtretung österreichischen Gebietes ausschließt.

Um diese Zeit begann der italienische Gesandte in Bukarest nach längerer Pause wieder mit einer lebhaften Agitation gegen die Monarchie, italienische Parlamentarier drücken der Regierung bei jeder möglichen Gelegenheit ihr Vertrauen aus. So entschloß man sich in Wien, angesichts des großen Ernstes der Lage, mit der Abtretung des größeren Teiles von Italienisch-Südtirol, um wenigstens das Schlimmste zu verhüten (5. bis 8. und 27. März, 1. und 16. April 1915).

Aus den von den Bolschewiki veröffentlichten Urkunden wissen wir, daß gegen Ende Februar — alten Stiles, also zwischen 10. und 12. März, denn die Verhandlungen bis 26. April hätten sechs Wochen gedauert — die italienische Regierung mit den Verbandstaaten zu verhandeln beginnt. Diese müssen sich in einer Weise entgegenkommend gezeigt haben, daß Sonnino in seinem von Wien verlangten Gegenvorschlag große Teile Deutschtirols, das Küstenland bis zur Tschepovaner-Rinne und Nabresina, für Triest mit den beiden Gerichtsbezirken Capodistria und Pirano aber volle staatliche Selbständigkeit u. a. zu verlangen wagte. Dies sei der einzig mögliche Ausgleich zwischen dem Kaiserreiche und dem nationalen Prinzipe. Daß Österreich sich dann notgedrungen allmählich einen neuen Hafen schaffen würde, glaubte er wohl ebenso wenig als die Triester Irredentisten. Zu dieser amtlichen Forderung nach einer Loslösung Triests wegen seiner nationalen Gefährdung darf man nicht vergessen, daß auf Sonninos mehrfache Betonung in diesen schwebenden Verhandlungen für den Fall der Ablehnung die Vorschläge von beiden Seiten stets als nicht geschehen zu betrachten seien.

Italien scheint in den Verhandlungen mit dem Verbande unter anderem nicht viel weniger als die ganze Adriaküste beansprucht zu haben. Denn im südlichen Teile schränkte

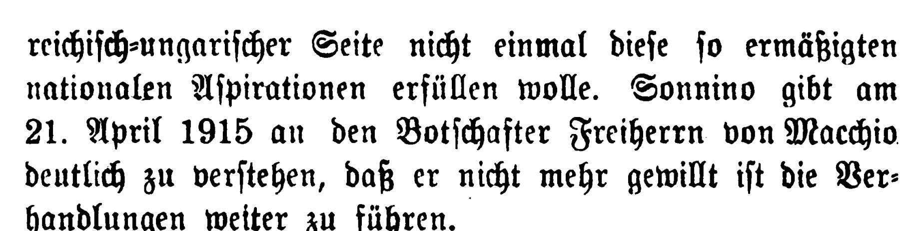


Frankreich seine Forderungen ein und im Norden rettete Rußland die drei schönen Häfen Ragusa, Spalato und Fiume mit den unmittelbar neben gelagerten Inseln für das künftige Serbien, während die ganze übrige adriatische Inselwelt mit Norddalmatien, Istrien bis einschließlich Castna, Krain, soweit es nicht zur Save entwässert wird, Triest und Görz selbstverständlich und von Tirol das gesamte Flußsystem der Etsch und ihrer Zuflüsse dem Königreiche Italien zugestanden werden für seine militärische Hilfe. (Vertrag von London vom 26. April 1915, vorgelesen in der italienischen Kammer, 13. Februar 1918).

Der Beginn dieser Verhandlungen scheint mit Zustimmung Giolittis vorgenommen worden zu sein; wenigstens wird zum 8. März 1915 eine lange Unterredung zwischen ihm und Salandra gemeldet, in der sich völlige Übereinstimmung ergeben habe. Für den Abschluß muß sich Sonnino seiner Sache doch nicht so sicher gefühlt haben die Zustimmung der verantwortlichen Parteien zu finden, weil er zur Überwindung etwaiger Bedenken zu einem „sonderbaren Manöver“ greift oder greifen läßt, wie Baron Burian das verschämte Angebot vom 19. April 1915 nennt. In diesen wesentlich gemilderten, aber ganz formlos vorgebrachten italienischen Wünschen wurde für Triest nicht mehr staatliche Selbständigkeit, sondern nur eine Ausdehnung der Autonomie für die Stadt und die italienischen Institutionen gefordert. Immerhin gingen die anderen Forderungen noch weit hinaus über das letzte österreichisch-ungarische Angebot, so daß von einer sofortigen Annahme keine Rede sein konnte, wohl aber Stück für Stück im Laufe der weiteren Verhandlungen selbst bis zur Abtretung der einen oder anderen Insel von Wien aus angeboten wurde, um den „sinnlosen Krieg“ (Burian) zu vermeiden.

Es war vergeblich. Wenn der Herzog von Avarna die Aufnahme der Vorstellungen vom 19. April in Wien nach Rom meldete, war es ein Leichtes die Bedenklichen mitzureißen, wenn man ihnen zeigen konnte, wie man von öster-





reichisch-ungarischer Seite nicht einmal diese so ermäßigten nationalen Aspirationen erfüllen wolle. Sonnino gibt am 21. April 1915 an den Botschafter Freiherrn von Macchio deutlich zu verstehen, daß er nicht mehr gewillt ist die Verhandlungen weiter zu führen.

So kam der Krieg, der bis zum Spätsommer 1917 die schwersten Kämpfe, furchtbarsten Verluste und ein ganz allmähliches, langsames Vordringen der italienischen Armee gegen Osten mit sich brachte, bis der österreichisch-ungarische und deutsche Angriff im Oktober und November 1917 dieselbe unter ganz außerordentlichen Verlusten an Menschen und Material noch über die Piave zurückwarf. Konnte man bisher die Welt noch glauben machen, Italien werde sein Angriffsziel vielleicht doch noch erreichen, so war es jetzt mit einem Schlage fremder Hilfe und Unterstützung bedürftig geworden.

Als der italienische Ministerpräsident Orlando am 12. Dezember 1917 in der Kammer das Wort ergriff, war es nicht mehr angebracht von der Befriedigung der nationalen Aspirationen zu sprechen. Die Widerstandskraft des Volkes mußte nunmehr wieder einmal gehoben werden durch Erweckung der Furcht vor unheimlichen, versteckten Eroberungsplänen der Sieger am Isonzo: Die Welt wolle nicht als Speise für den Appetit der Zentralmächte dienen und nicht das auserlesene Opfer der in eine Wolke eingehüllten Drohungen sein; sie wolle einen endgiltigen Frieden, der für immer die Erneuerung der Gewalttaten und Grausamkeiten, die die Menschheit mit der Rückkehr zur Barbarei bedroht hätten, unmöglich mache und in der künftigen Verfassung Europas allen großen und kleinen Völkern die legitimen und natürlichen Bedingungen ihrer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung in der unverletzten Einheit ihres nationalen Bewußtseins sichere. Also nur mehr eine neue Verfassung, die auch der Triester Abgeordnete Pittoni am folgenden Tage als Heilmittel im österreichischen Parlamente verlangt, bildet das fernere Kriegsziel!

Die Versprechungen der dalmatinischen Küste und der Vorteile in Kleinasien wurden nach der Niederlage Italiens im Herbste 1917 bei der Revision der italienischen Kriegsziele auf der Pariser Konferenz nach zuverlässigen Nachrichten auf Betreiben Amerikas zurückgenommen, meldet das Wolff'sche Bureau, Berlin, 16. Dezember 1917. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß auch Triest durch dieselben Freunde, deren Sprachrohr das mit Italien bis dahin am wenigsten intime Amerika war, nunmehr als Kriegsziel ausgeschieden wurde.

So hat der Abgeordnete Moutet in der Pariser Kammer von Zusicherungen des Verbandes an Italien gesprochen, in deren Aufzählung die Adriainseln und Istrien „ohne Triest" genannt werden! (Lugano, 29. Dezember 1917.) Auch dalmatinisches Festland wird demnach nicht mehr erwähnt. Hat man damals in Verbandskreisen wirklich noch gedacht Istrien an Italien auszuliefern? Damit hätte man das etwa bei Österreich verbleibende Triest ebenso der italienischen Überwachung und Absperrungsmöglichkeit ausgesetzt wie Fiume und die Häfen an der kroatischen Küste und wie Spalato im Vertrage vom 26. April 1915.

Ungefähr zur selben Zeit (Lugano, 27. Dezember 1917) hat Sonnino in der italienischen Kammer auf das Heftigste Verwahrung eingelegt gegen die Preisgabe seines geradezu wichtigsten Kriegszieles. Der sonst ruhige Mann, dessen Reden wenig Abwechslung bieten, schwingt sich zu leidenschaftlichsten Äußerungen empor, schlägt mit der Faust auf den Tisch und lehnt mit dem Rufe: Kein Friede ohne Triest! jeden Gedanken ab jemals auf diesen wichtigen Hafen Österreichs, der erst durch diese Stellung eine so bedeutende italienische Stadt geworden ist, zu verzichten. Wozu die Aufregung, wenn die Bundesgenossen nicht Anstalten zu treffen willens waren den Siegen in Friaul Rechnung zu tragen?

An Bemühungen den Verband für die Festhaltung seiner Ziele zu gewinnen wird es Sonnino nicht haben fehlen



lassen. Der Verbandskriegsrat in Paris (Havas, 3. Februar 1918) veröffentlicht nur seinen Beschluß, zum Triumphe zu verhelfen den Prinzipien der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Achtung des Rechtes der Völker; er habe kein anderes Kriegsziel als die Verteidigung der zivilisierten Völker gegen das gewalttätige Unternehmen der Weltunterdrückung!

Dieser Beschluß trägt denselben Schafspelz wie Orlandos und Pittonis Ruf nach einer neuen Verfassung. Ob er wollte oder nicht — es wird gesagt, daß er nicht mit den Slaven gemeinsame Sache machen wollte, so der Berner Korrespondent der „Neuen Freien Presse", etwas nach Mitte Juni 1918 — wurde Sonnino nunmehr genötigt, dem Ministerpräsidenten Orlando entsprechend, den amerikanisch-englischen Plänen einer allmählichen Revolutionierung der österreichisch-ungarischen Slaven hilfreiche Hand zu bieten. Durch Northcliffes Propaganda hofft man zu siegen. Es ging ja auch der Führer der Südtiroler Italiener Conci zu den bekannten Theaterfestlichkeiten mit den hochpolitischen staatsfeindlichen Kundgebungen nach Prag! Kaum zwei Wochen nach diesem Pariser Kriegsverbandstag hat Verione in der Einbegleitung der Vorlesung des Londoner Vertrages vom 26. April 1915 diesen neuen Zielen Rechnung getragen, als er zur Verteidigung des Vertrages im Gegensatze zu jenen, welche eine Zertrümmerung Österreich-Ungarn unter Italiens Führung (noch immer!) wünschen, sich begnügte die Befreiung und Gleichstellung besonders der Italiener und Tschechen auf einer Mächteberatung als gemeinsame, dem Verband berührende Sache, nicht als innere Angelegenheit der Monarchie zu erreichen. Die Änderung der Verbandsziele, wie sie sich in den Reden Lloyd Georges und Wilsons zeigten, ließen keinen anderen Ausweg.

So müssen wir die andere Erklärung des erwähnten Pariser Kriegsrates auch für Italiens Kriegsziele zwischen den „fränkischen und julischen Alpen und in der nördlichen Adria" bis zu Ende kämpfen zu wollen, sowie die Erklärung der italienischen Regierung von Mitte Februar 1918, daß



die Westmächte an den Zusicherungen vom 26. April 1915 festhalten, nur im Sinne der allgemeinen Züge derselben auffassen; im einzelnen war manches brüchig geworden. Man konnte ein Reich, das man seit Herbst 1917 besonders unter seine Fittiche genommen hatte, nicht all seiner Hoffnungen berauben, schon gar nicht, wenn dessen gerade in England bevorzugter Leiter, der halbe Engländer Sonnino, feierlich erklärt hatte, Italien werde keinem Frieden zustimmen, der nicht seinen heiligen nationalen Aspirationen Erfüllung bringe (Lugano, 30. Dezember 1917).

Trotz dieser allgemeinen Zusicherungen war die Stimmung der italienischen Politiker nicht ohne Gedrücktheit. Zur Erstrebung ihrer Ziele reichten ihre Kräfte nicht aus. Eine gemeinsame Unternehmung mit den Westmächten stand nicht in Aussicht. Dieselben hatten alsbald Sorge genug sich der deutschen Angriffe zu erwehren. So mußte in der zweiten Hälfte April 1918 die römische Regierung in der Kammer wiederholte Erlebnisse bei den Abstimmungen machen, die eine von den Kriegsgegnern erzwungene Regierungskrise herbeizuführen geeignet schienen.

Ein Ausweg bot sich nur, wenn die Westmächte sich herbeiließen, an Stelle des Vertrages vom 26. April 1915 ein festeres Vertragsverhältnis abzuschließen. Englische Staatsmänner hatten ja wohl die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, nicht aber die Eroberung österreichisch-ungarischer Gebiete als Kriegsziel erklärt. Der bloße Besitzstand war auch Griechenland zugesichert worden. Das war denn doch für Italien zu wenig.

Anfang Mai 1918 fand wieder ein Verbandskriegsrat in Paris statt, an welchem Orlando teilnahm. Nach einer Hannovkraner Nachricht aus Bern vom 25. April 1918 reiste der italienische König selbst nach Paris um ein italienisch-französisch-englisches Bündnis zu erzwingen. Der Kriegsrat verkündete dann auch eine „vollkommene Übereinstimmung“ (Havas, 3. Mai 1918). Die folgenden Ereignisse beweisen,



daß Italien seinen Willen durchgesetzt hat, ob ganz oder nur dem Hauptteile nach, wissen wir nicht.

Der „Manchester Guardian“ (Rotterdam, 18. Mai 1918) weiß zu melden, daß der alte Geheimvertrag Italiens mit den Verbündeten annulliert und ein neuer Vertrag zwischen denselben geschlossen worden sei. Wir kennen den Inhalt dieses neuen Vertrages nicht. Aber über jeden Zweifel erhaben ist, daß nunmehr auch die Gewinnung Triests als Kriegsziel des Verbandes aufgenommen wurde. Das ergibt sich aus den amtlichen Reden, die vor dem Prinzen von Wales gehalten wurden, als dieser Rom besuchte (24. Mai 1918). Daß bei dieser Gelegenheit auch eine Vertretung der tschechischen Legion den englischen Thronfolger begrüßte, sei nur nebenbei bemerkt.

Ministerpräsident Orlando betonte in seiner öffentlichen Ansprache: Italiens Recht auf Triest sei gleich dem Frankreichs auf Straßburg! Die Verbandstaaten seien durch einen feierlichen Akt auf Leben und Tod verbunden. Worauf der Vertreter Frankreichs erklärte: Die nationalen Ziele würden erreicht werden; Elsaß-Lothringen für Frankreich, Südtirol und Triest für Italien seien Angelegenheiten des Weltkrieges, denn die ganze Welt kämpfe dafür. (Korrespondenzbureau Rom, Stefani, 25. Mai 1918).

Der Bundesvertrag vom Mai 1918 und das Versprechen Triests an Italien sind demnach nicht mehr in Abrede zu stellen. Es fragt sich nur, ob demselben eine größere Bedeutung zukommt als etwa einer von den vielen Zusicherungen, die im Laufe des Weltkrieges Serbien, Rumänien, den Griechen und noch manchen anderen gemacht wurden, die dann aber doch nicht imstande waren die ihnen zugedachten Kastanien aus dem Feuer zu holen.



XXVIII.

Heinrich Heines Rückkehr zum Gottesglauben.

Heinrich Heine, der große Lyriker, war ein großer Spötter und verschonte auch das Heiligste nicht mit seinen Witzen und Ausfällen. Er galt gemeinhin als Atheist. Aber auch ihm ging es wie so vielen Freigeistern. Sein Unglaube versagte im Leiden. Heine litt an Rückenmarkdarre und mußte Jahre lang bis zu seinem 1856 erfolgten Tod die schrecklichsten Leiden ausstehen. Sein Leib war gebrochen, aber nicht sein Geist. Denn trotz aller Krämpfe und Schmerzen blieb sein Geist frisch und bis zuletzt schöpferisch. In dieser Leidenszeit wandte er sich auch wieder religiösen Problemen in ernster Weise zu. Darüber und über seine Abkehr vom Atheismus erhalten wir neue Aufklärungen in den Heine-Reliquien.[1]) Aus Heines brieflichen und mündlichen Äußerungen ergibt sich folgendes Bild seiner Bekehrung.

Am 30. April 1850 schreibt er von Paris aus an H. Lassalle, den Vater des nachmals berühmt gewordenen Ferdinand Lassalle: „Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin sehr begierig etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der Tat wahr, was das Gerücht, obgleich mit Übertreibung von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas

1) Heine-Reliquien. Neue Briefe und Aufsätze Heinrich Heines, herausgegeben von Maximilian Freiherrn von Heine-Geldern und Gustav Karpeles mit 5 Bildnissen und 5 Faksimiles. Verlag von Karl Curtius, Berlin 1911, 357 S. Wir zitieren sie einfach mit R..

innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein seltsames Nachdenken hervorbringen" (R. 306—307). In einem zweiten, nicht datierten, aber kurz nach dem ersten geschriebenen Briefe an denselben Lassalle läßt Heine die Bemerkung einfließen: „Moquieren Sie sich nicht über meine religiöse Erleuchtung; wenn man so viel klaren Verstand hat, wie Sie, so kann man freilich die Religion entbehren" (R. 308). Das sieht aus wie Furcht vor Spott und eine Art Rückfall in den alten Atheismus. Aber Heine kam von den religiösen Problemen nicht mehr los. Am 7. Februar 1851 schreibt er an seinen Bruder Gustav von Paris aus: „Dabei verzehrt mich auch moralisch eine gewisse religiöse Stimmung, die ich nicht bemeistern kann" (R 81). In aller Entschiedenheit tritt sein Glaube an die Fortdauer der Seele im Jenseits in einem Briefe an seine Mutter vom 30. Dezember 1855 hervor, wo er schreibt, freilich allzu selbstgerecht von sich denkend: „Du bist meine gute liebe Mutter, und da wir beide unser ganzes Leben hindurch immer brav und redlich gehandelt haben, so haben wir nicht zu fürchten, daß wir in einer andern Welt wieder von einander getrennt leben müßten" (a. a. O. S. 139). Aus demselben Jahre 1855 haben wir „Einige Worte über Heinrich Heine von Gustav Heine." In diesem Bericht teilt sein Bruder Gustav einige für den religiösen Standpunkt Heinrich Heines charakteristische Äußerungen mit, die seine Abwendung von Atheismus und Irreligion unzweideutig bekunden. Sein Bruder bemerkte, als Heine im Gespräch Gott nannte, es freue ihn, den Namen Gottes von Heinrich genannt zu hören, woraus zu schließen, daß er kein Atheist mehr sei — als den man ihn früher schildern wollte. Gleichzeitig machte ihn Gustav ernstlich darauf aufmerksam, wie sehr er den Glauben an Gott fördern würde, wenn er sich öffentlich darüber aussprechen wollte. Darauf antwortete der Dichter mit der ernstesten Miene: „Dem großen weißen Elefanten des Königs von Siam kann es ganz gleichgültig sein, ob



ein kleines Mäuschen in der rue d'Amsterdam zu Paris an seine Größe und Weisheit glaube oder nicht. Soviel kann ich dir sagen, ich bin jetzt einer der treuesten Anhänger Gottes, ich bin für Gott quand même. Ich habe Frieden mit Gott gemacht wie mit den Menschen, und Ersterem die Bestrafung aller Unbillen überlassen, die ich von Letzteren erlitten habe. Ich bemerke sogar, daß mich der liebe Gott an manchen Menschen ärger gerächt hat, als es mir lieb ist. In meinen Nachtgebeten bitte ich ihn im wirklichsten Ernste, daß auch er manchen meiner Feinde verzeihe. Alles, was nur einen Anstrich von Atheismus hatte, habe ich sorgfältig aus meinen Papieren vertilgt; denn ich bereue aufrichtig, daß ich manchen gläubigen Seelen Anstoß gegeben habe" (R. 251—52).

Dieselbe Absage erteilt der Dichter allem Atheismus und aller irreligiösen Frivolität in seinem Testament. Sein Bruder Gustav teilt aus § 7 des Testaments folgende bezeichnende Stellen mit: „Obwohl ich zur lutherischen Religion gehöre, wünsche ich nicht, daß der Geistliche dieser Religion meiner Leiche folgt, auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung, um mein Leichenbegängnis zu feiern. Dieser Wunsch ist nicht der schwache Wille eines Freigeistes; seit vier Jahren habe ich allen philosophischen Stolz abgelegt und ich bin wieder zu religiösen Ideen übergegangen. Ich sterbe glaubend an Einen und ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere in meinen Werken von heiligen Dingen oft respektlos gesprochen zu haben, aber ich wurde hiebei weit mehr von dem Zeitgeist fortgerissen als durch den eigenen Trieb. Wenn ich ohne mein Wissen die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, mein Gott, so bitte ich Dich und die Menschen um Verzeihung .... Die große Aufgabe meines Lebens war der Versuch, ein herzliches Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen." (R. 280—281.) Dieses

Bekenntnis zum Gottesglauben, zur Unsterblichkeitshoffnung, zu einem auf Sittlichkeit gegründeten Glauben und das Bedauern über frühere Verfehlungen sprechen für sich selbst.

Es ist keine konfessionell gefärbte Religiosität, die Heine hier bekennt, sondern ein philosophischer Theismus, aber immerhin bedeutsam als Zeugnis der Rückkehr Heines von Atheismus und sittlicher Ungebundenheit zu Gott und Sittlichkeit, nicht ein Bankrott Heines, sondern ein Bankrott des Atheismus, der meist weder die Probe des Lebens und Leidens noch die des Todes besteht.

Würzburg. Prof. Dr. Stölzle.

XXIX.

Otto Wagner in der Baugeschichte (1841—1918).

Von Architekt Franz Jakob Schmitt in München, vormals Dombaumeister zu Sankt Stephan in Metz.

Mit Otto Wagner schied der dritte geborene Wiener Architekt der Akademie-Schule des Professors Eduard van der Nüll (1814—68) und des Professors August Siccard von Siccardsburg (1813—68) aus dem Leben, ihm waren Heinrich Freiherr von Ferstel (1828—83) und Karl Freiherr von Hasenauer (1833—94) als Großstadt-Baukünstler vorangegangen. Im Jahre 1872 erbaute Wagner eine neue Synagoge in Budapest und 1876 erhielt er beim Wettbewerbe um das Rathaus in Hamburg einen der ausgesetzten Preise; sein Entwurf stellte ein italienisches Schloß dar, hatte der Verfasser damals doch einen freien Renaissanee-Stil, welcher sich den Bedürfnissen der Neuzeit anzupassen habe, empfohlen. — Aus einem engeren Wettbewerbe um die Österreichische Länderbank ging Wagner als Sieger hervor und es entstand 1883—84 der schöne Neu-



bau an der Hohenstaufengasse mit dem halbrund geschlossenen Kassensaale und der Quaderstein-Front, deren zwei untere Geschosse rustiziert, während die oberen durch eine korinthische Pilaster-Ordnung zusammengefaßt werden. — Das Miethaus Schottenring von 1880 und das Stadiongasse 10 von 1880 sowie die 1883 erbauten Häuser Stadiongasse 6—8 sind mit zwei Rustica-Untergeschossen und drei oberen mit kräftiger Fensterumrahmung ausgeführt worden. Wagner beteiligte sich 1883 beim Wettbewerbe um den Neubau des Parlamentes in Budapest und 1891 bei dem für den Berliner Dom, beide Entwürfe sind im Renaissancestil durchgeführt, wobei die Tambourkuppel das Hauptmotiv bildet. 1894—97 entstanden die Stadtbahn-Anlagen mit unzähligen Haltestellen, Viadukten und Brücken, von denen nur einige wenige nicht von Wagner herrühren. Als Glanzleistung ergab sich der Hofpavillon der Haltestelle Hietzing, den eine Kuppel mit acht Renaissance-Konsolen krönt, ebensoviele Ovalfenster ahmen die Schlußstein-Konsolen der Kuppelfenster des Pariser Handelsgerichtes (Tribunal de Commerce) von Bailly nach und dieses hat in San Luca von Pietro da Cortona (1596—1669) am Foro Romano sein Vorbild. Die Renaissance brachte die Tätigkeit des Eisenschmiedes zu freier künstlerischer Höhe, besonders glänzt die Erfindung der Meister in der Herstellung schmiedeeiserner Gitter an Fenstern und Portalen, bei Garteneingängen oder Brunneneinfassungen, endlich in den Kirchen zum Abschluß der Kapellen und des Chores. An diese Arbeiten der Schmiedekunst von Pracht wie Schönheit hat Wagner angeknüpft, so entstand 1894 sein sechssäuliges Familiengrab des Wieners O. W. mit Einfassungsgitter und durchbrochenem Dache aus Schmiedeeisen, in gleichem die Unterfahrt des Hietzinger Hofpavillons, sowie die durchbrochene Schmiedeeisenkuppel seines 1903 entworfenen, zweiten Projektes für das Stadtmuseum am Karlsplatze. Hierbei wie in der Variante von 1905 erscheinen sechzehn Strebepfeiler an der Kuppel; der Architekt hat damit erwiesen, daß er die Konstruktionen der Gothik voll würdigt und in seinen Ausführungen anwendet.

Am Eck-Rundbau des Hauses Wienzeile brachte Wagner 1898 bis 1900 gleichfalls durch das Hauptgesims schießende Steinpfeiler quadratischen Grundrisses an. Hier und beim Wettbewerbe um den Friedenspalast im Haag 1906 wurde auch vom spätgothischen Eckpfeiler ausgiebiger Gebrauch gemacht. Vorzügliche Lösungen besitzt der Pfarrturm des Sankt Bartholomäusdomes in Frankfurt am Main und der Glockenturm von Sankt Theobald zu Thann im Oberelsaß. Die 1580 erbaute Vorhalle von Santa Maria della Catena in Palermo hat oft nachgebildete Eckpfeiler und aus dem neunzehnten Jahrhundert mögen Schinkels Berliner Bauakademie und in München Klenzes Kriegsministerium und Gärtners Hof- und Staatsbibliothek Erwähnnng finden. In der Hafnerei und Töpferei nimmt Deutschland die hohe Stellung nicht ein, welche Italien durch seine Majoliken und Frankreich durch seine Fayencen behauptet hat. Ferstel brachte Majoliken am K. K. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie an und seiner Anregung folgte Wagner bei vielen Bauten. Wenn er dem Holz-Zementdache das Wort redete, so geschah es, weil dieses am stärksten dem Unwetter wie Witterungswechsel Trotz leistet und keiner Reparatur bedarf wie die aus Frankreich eingeführten Mansardendächer, ohne welche deutsche Architekten meist heutzutage sich kein Bauwesen mehr denken können. In der Zeit von 1890—94 erbaute Konstantin Lipsius die Dresdener Akademie der bildenden Künste und gab ihr eine Kuppel, welche an die Kalifengräber bei Kairo gemahnt, gleiches gilt 1906 von Wagners Kuppel des Gotteshauses der Landes-Heil- und Pflegeanstalten am Steinhof im XIII. Wiener Bezirke. Im Anschlusse an die in griechischer Kreuzesform von Giuliano da San Gallo 1492 erbaute Madonna delle Carceri zu Prato entstanden, gab Wagner dem quadratischen Mittelraume nur ein den vier Tonnen entsprechendes grätiges Kreuzgewölbe, verzichtete also auf die lichtspendende Tambourkuppel des Italieners. Wagner hat im 1912 entworfenen Bebauungsplane des XXII. Wiener Bezirkes wiederum eine Kirche in griechischer Kreuzesform gewählt und hier eine

Tambourkuppel, gleich Hansen bei seiner 1858 erbauten Evangelischen Kapelle am Matzleinsdorfer Friedhofe, zum Innenraume gezogen. Der Chor mit dem Hochaltare ist ebenfalls platt geschlossen und dahinter steigt ein quadratischer Glockenturm in die Höhe wie bei der 1827—33 in München durch Pertsch errichteten Evangelischen Matthäus-Stadtpfarrkirche. 1910 entstand Wagners Entwurf für die Verbauung der Gründe der Schmelz im XV. Wiener Bezirke, wo neben dem Stadtmuseum und Neubau einer K. K. Akademie der bildenden Künste in dem erstmals in Düsseldorf ausgeführten Pavillonsysteme auch eine Kirche in griechischer Kreuzesform von 50 Meter Breite bei 62 Meter Länge an der Hyrtelstraße vorgesehen wurde. Hier zeichnete unser Architekt zwei quadratische Fronttürme mit welschen Hauben und überm Mittelquadrate eine tambourlose mit abgeschrägten Ecken versehene Kuppel, wie sie Würzburg seit 1711 bei Sankt Salvators Neumünster besitzt.

Im Jahre 1898 schuf Wagner den Entwurf zum Neubau einer katholischen Pfarrkirche für die Vorstadt Währing, dessen Ausführung aber unterblieben ist. Er ging dabei vom Pantheon in Rom aus, gab aber dem Rundbau kein Oberlicht, sondern acht Riesenfenster mit horizontalen Sturzen. Die 1747—75 von Johann Boumann erbaute St. Hedwigs Pfarrkirche der Berliner Katholiken mit ihrer von 24 Säulen gestützten Kuppel hat gleichfalls Seitenlicht durch hohe Rundbogenfenster; ebensolche besitzt die ganz aus Sandsteinquadern 1726—43 durch Georg Bähr errichtete evangelische Frauenkirche am Dresdener Neumarkte, deren Kuppel mit Laterne eine Höhe von 95 Meter erreicht. Die Marienkirche der Benediktinerabtei Ettal in Oberbayern hat nach ihrem 1710—26 erfolgten Umbau zwölf hochragende Rundbogenfenster; die Wandmalerei des Kuppelgewölbes wird durch das Licht der Laterne erhellt, was bei Wagners Rotunde nicht möglich, weil er keine Laterne anbrachte. Dafür aber steht der an einen Leuchtturm erinnernde Glockenturm in der Hauptsache hinter dem allzu niedrigen platt geschlossenen Chore. Weit besser ist die Lösung, welche Friedrich Weinbrenner

der 1808 erbauten katholischen Stadtpfarrkirche Sankt Stephan zu Karlsruhe in Baden verliehen, wo der Kämpfer des 30 Meter weit gespannten Kuppelgewölbes eins ist mit dem geradelinig geschlossenen Chore nebst dem darüber sich erhebenden Glockenturme. — Die Wiener Stadtgemeinde hatte den Wettbewerb zum Neubau eines Technischen Museums für Industrie und Gewerbe ausgeschrieben, am dem sich Wagner mit einem sehr interessanten Projekte beteiligte. Als Bauplatz waren die Spitzacker Gründe in der Nähe des Schönbrunner Schloßes gewählt worden. Der Architekt plante im Hauptbau eine auf Pfeilern ruhende Riesenhalle, welche alle beliebigen leicht wieder abzuänderndeu Einbauten gestattete; zwei nach rückwärts verlaufende Museumsflügel schlossen einen Museumshof ein, welcher mit dem der Stadt zugekehrten Verwaltungsbau endigte. Es ist bedauerlich, daß Wagners Entwurf vom Preisgerichte die Palme nicht erhielt und statt dessen ein anderer den ersten Preis empfing und den Neubau auch ausgeführt hat. — Beim Wettbewerbe 1908 für das K. K. Reichskriegsministerium wählte Wagner den dorischen Styl, ihn sieht man an den quadratischen Pfeilern und den Architraven der Einfahrt des Mittelrisalithes und darüber den zehn Pfeilern der Fenster des durch drei Geschosse gehenden Ehrensaales, endlich auch beim architravierten Kranzgesimse. Das Tonnengewölbe der Einfahrt zeigt Kassetten, dem vorderen 6 Meter weiten Halbkreisbogen wurde statt der Archivolte nur eine zierliche Perlschnur gegeben! Zu dieser vernachlässigten Formengebung der Architektur will die Überfülle der statuarischen Skulptur mit den vielen Siegesgöttinnen kolossaler Größe nicht recht passen. Gleiche Wahrnehmung muß bei dem 1903 entstandenen II. Projekte für das Kaiser Franz Joseph Stadtmuseum am Karlsplatze und beim Entwurf für den Friedenspalast in Haag von 1906 ausgesprochen werden. — Theophil Freiherr von Hansen war bestrebt aus der Wiener Ringstraße die gleiche monumentale Repräsentation zu machen, wie sie Venedig mit seinem Canale grande so großartig und prächtig hergestellt hat. So entstand sein einzig schöner Heinrich-



hof, das Marmorpalais des Erzherzogs Wilhelm, seine Börse und endlich das Parlamentshaus; ihm folgte im gleichen Bestreben Heinrich Freiherr von Ferstel mit dem Palais des Erzherzogs Ludwig Viktor und der Universität; ihm folgten Semper in Verbindung mit Karl Freiherr von Hasenauer durch die beiden K. K. Hofmuseen sowie den Ausbau der Hofburg. Zu diesen Monumentalbauten würde das 1910 von Wagner entworfene Ringstraßenhotel Wien mit seinen sieben Stockwerken, wenn ausgeführt, in schreiendem Kontraste gestanden sein. Warum sollten die Fenster keine Gewände erhalten, welche der Meister doch dem 1897 errichteten Verwaltungsbau beim entlegenen Nadelwehr zu Nußdorf verliehen, warum fehlen die für den Wasserabfluß so dringlichen Fenstersohlbänke der 1898—1900 erbauten Miethäuser an der Wienzeile? — Wäre Wagner die Ausführung von einigen groß gedachten Projekten in seiner Vaterstadt übertragen worden, so würde er auch bei der Durcharbeitung ausgereifte Lösungen für die Details erfunden haben und Wien hätte Geniales erhalten. Was Oberbaudirektor Heinrich Hübsch (1795—1863) für Karlsruhe und das Großherzogtum Baden, was der 1828 geborene Geheime Baurat August Orth für Berlin, das war Oberbaurat und Akademieprofessor Otto Wagner für Wien, ein unermüdlich strebsamer Pfadsucher, ein Regenerator in der Baukunst.

XXX.

Zum Entwicklungsgang des Kardinals Karl August Grafen von Reisach.

Von Dr. Konstantin Holl.

Über den Entwicklungsgang des Grafen Karl August von Reisach, des Reformators der Diözese Eichstätt, des tatkräftigen Erzbischofs von München und großen Kardinals, bieten die Schriften von J. B. Götz (Kardinal Karl August Graf von Reisach als Bischof von Eichstätt 1901) und O. Rieder (im Neuburger Kollektaneenblatt 1910 und 1911) wichtige Aufschlüsse[1]), ohne alle Dunkelheiten aufhellen zu können. Größere Klarheit verbreiten erst die Briefe des jungen Grafen an seine Mutter, die sich im Nachlaß seiner am 6. Juni 1915 in Hechingen verstorbenen Nichte Fräulein Pauline von Giegling vorfanden. Danach läßt sich insbesondere die oft wiederholte Behauptung, daß sich der Graf infolge eines tragischen Familienereignisses für den geistlichen Stand entschlossen habe, nicht aufrecht erhalten. Schon der lange Zeitraum zwischen dem unglücklichen Tode seines Vaters (November 1820) und dem plötzlichen Entschluß Karl Augusts, Priester zu werden (Sommer 1824), schließt eine direkte Einwirkung jenes Ereignisses auf diesen Schritt aus. Zum Überfluß fällt in die nämliche Zeit ein lange festgehaltener Heiratsplan und die fortgesetzte Bemühung um eine Laienprofessur. Aus den hinterlassenen Briefen ergibt sich in

1) Vergl. auch diese Blätter, zuletzt Bd. 161 S. 266 ff.



Verbindung mit den Angaben der genannten Schriften vielmehr ein Verlauf der Entwicklung, wie er im folgenden kurz dargestellt werden soll.

Karl August Graf von Reisach wurde am 6. Juli 1800 in dem damals preußischen Städtchen Roth am Sand, südlich von Nürnberg, geboren, wo sich seine Mutter vorübergehend aufhielt. Der Vater, Reichsgraf Johann Adam von Reisach, war Landrichter in Monheim, die Mutter Theresia stammte aus der Familie der Freiherren von Gumppenberg.

Noch am Tage der Geburt spendete, da keine katholische Kirche am Orte war, der protestantische Pfarrer Recknagel dem Kinde die Taufe, die drei Jahre später in der katholischen Stadtkirche zu Monheim bedingungsweise wiederholt wurde.

Graf Johann Adam von Reisach führte eine glänzende Haushaltung und war bekannt durch prächtige wissenschaftliche Sammlungen, auf die er große Kosten verwendete. Ein im Jahre 1806 von ihm veröffentlichter Katalog über seine Bibliothek enthält 88 Nummern zum Teil wertvoller Handschriften, 146 nicht weniger kostbare Wiegendrucke, 176 Prachtwerke und 2541 Nummern von teilweise vielbändigen Werken aus allen Wissenschaften. Ebenso bedeutend war seine Sammlung von Altertümern, Gemälden und naturgeschichtlichen Gegenständen.

Wenn auch das religiöse Leben in der gräflichen Familie nicht ganz verschont blieb von dem alles verflachenden Geist der Aufklärungszeit, so wurden doch die kirchlichen Pflichten gewissenhaft erfüllt. Der kunstsinnige Vater beklagte den damaligen Klostersturm in Bayern, der so viele herrliche Denkmäler vernichtete, und rettete durch seinen Einfluß fünf schöne Altäre und die Orgel des aufgehobenen Klosters Kaisheim für die Pfarrkirche von Monheim. Der katholische Stadtpfarrer Riegg, der spätere Bischof von Augsburg, war im Hause des Grafen ein gern gesehener Gast.

Die Erziehung der Kinder, von denen drei bald nach der Geburt starben und nur drei, der spätere Kardinal mit



seinen Schwestern Maria und Karoline, ein höheres Alter erreichten, war in den Händen der verständigen Mutter gut aufgehoben. Unermüdlich gab sie ihnen, als sie in Erziehungsanstalten weilten, in zahlreichen Briefen weise Lehren, während der Vater nur ab und zu kurze Bemerkungen beifügte. Als über die Familie schweres Leid hereinbrach, leitete sie ihre Lieblinge immer nachdrücklicher zu jenem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung an, das sich bei ihrem Sohne schließlich fast blindlings betätigte und zum Grundzug seines ganzen Wesens wurde. Karl August hing mit so unbegrenztem Vertrauen an seiner Mutter, daß er bis zu ihrem Tod, der in seinem 34. Lebensjahre erfolgte, nie etwas unternahm ohne ihren Rat und Willen.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe nach dem damaligen Gebrauch vornehmer Familien von einem eigenen Hofmeister im Elternhause, bis er mit zehn Jahren an das Gymnasium zu Neuburg a. D. kam.

Obwohl dem Alter nach der Jüngste, errang er hier doch gleich am Ende des ersten Kurses den ersten Preis, bestehend in Pallhausens „Garibald, erster König Bojoariens". Besonders wird er unter denen genannt, die sich in der deutschen Sprache, im Zeichnen, im Klavierspiel und Schönschreiben hervortaten.[1])

Während seines zweijährigen Aufenthalts in Neuburg eignete sich Karl August die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache so gut an, daß er schon im Alter

1) In einem aus dieser Zeit noch vorhandenen sorgfältig geschriebenen Brief an seine Mutter heißt es: „Wie undankbar müßte ich sein, wenn ich an dem heutigen feierlichen Tage meine kindliche Pflicht verabsäumen sollte, Ihnen Glück zu wünschen! Möge Sie Gott, der Vergelter aller Wohlthaten, für alles Gute, das Sie mir erwiesen haben, auf die ausgezeichnetste Weise belohnen und Ihnen jede Freude des Lebens schenken, die Sie sich wünschen. Täglich soll es meine Pflicht sein, alle meine Kräfte und meinen besten Willen aufzufordern, mich Ihrer Liebe würdiger zu machen. Nicht nur dieses Jahr, sondern bis in Ihr hohes Alter begleite Sie Gottes Segen und Zufriedenheit und Glück!"



von dreizehn Jahren Plutarchs Lebensbeschreibungen lesen konnte.

Mit einem lebhaften Geiste verband sich in ihm ein tiefes, kindlich unbefangenes Gemüt, das ihm die Herzen seiner Mitschüler gewann. Einer von diesen schildert ihn im Alter von elf Jahren als einen schlanken hübschen Knaben und fügt bei: „Wir hatten ihn alle sehr lieb und betrachteten ihn mit einer Art Verehrung, da er uns stets in jeder Hinsicht als Vorbild hingestellt wurde. Schon als junger Mensch hatte er allgemein den Ruf eines scharfen Verstandes, eines reichen Wissens und einer tiefen Frömmigkeit."

Im Herbst 1812 siedelte er nach München über, wo er vier Jahre lang Zögling der von Dr. Holland, einem früheren Benediktiner, geleiteten Erziehungsanstalt war. Da dieses Institut damals bloß als Konvikt geführt wurde, mußte er den Unterricht in dem nahe gelegenen Gymnasium besuchen. Auch hier stand er gewöhnlich unter den Preisträgern, wenn er auch nie der Erste war. „Er würde", heißt es wiederholt in den Jahresberichten, „einen ausgezeichneteren Platz errungen haben, wenn er nicht durch schwere Krankheit längere Zeit am Schulbesuch gehindert worden wäre."

In der Holland'schen Erziehungsanstalt konnte sich zwar infolge der staatlichen Bevormundung das religiöse Leben so wenig zur Blüte entfalten, daß z. B. noch dreißig Jahre später Adolf von Doß als Zögling die aloysianischen Sonntage heimlich halten mußte um kein Aufsehen zu erregen; aber der treffliche Dr. Holland verstand es doch die Herzen der Jugend heilsam zu beeinflussen. In den späteren schweren Heimsuchungen gestand Karl August, daß er seinen Lehren die festen Grundsätze und das Gottvertrauen verdanke, das ihn aufrecht hielt.

Die Zöglinge des Instituts, die als Uniform einen blauen Frack mit violettem Kragen, lange Beinkleider von gleichem Tuche wie der Rock und einen dreigestülpten Hut trugen, erhielten neben den Gymnasialstudien Unterricht im Zeichnen von einem Maler, in Deklamation und Tanzkunst



zur Erlangung eines guten Vortrags und einer guten Körperhaltung von Mitgliedern des Hoftheaters und nach alter Überlieferung, die auf den berühmten Tonkünstler Orlando di Lasso zurückging, besonders in der Musik; sogar in der Voltigier- und Fechtkunst wurden sie ausgebildet.

Um den Eifer der Zöglinge anzuspornen, setzte Dr. Holland in den einzelnen Fächern Preise aus, von denen sich Karl August fast alljährlich einen im Zeichnen und Malen errang, einer Kunst, die in der Familie Reisach eifrig betrieben wurde. Auch seine beiden Schwestern taten sich darin hervor, wie jetzt noch vorliegende, meisterhaft ausgeführte Bilder beweisen. Er wetteiferte besonders mit dem von den Bayern gefangenen und auf königliche Kosten in der Holland'schen Anstalt untergebrachten Sohn des Tiroler Landesverteidigers Speckbacher, dem tapfern „Anderl". „Beide vereinigten", wie der Jahresbericht rühmt, „mit ihren vielen schönen Talenten eine recht innige Liebe zur Kunst, die sich besonders bei Graf von Reisach auch noch in anderen Zweigen, nämlich Musik, Mappierung usw. wirksam darstellte. Beide zeichneten öfters nach der Natur, schraffierten mit der Feder und machten mehrere Versuche in Miniatur." Bei den Schlußfeiern und anderen festlichen Anlässen zeichnete sich Karl August meistens auch in Deklamationen und bei den Orchesteraufführungen als Hoboenbläser aus.

Seinem Erzieher Holland vergalt er alle Sorgfalt mit großer Anhänglichkeit. Als er im Jahre 1815 wegen Kränklichkeit vorzeitig in die Ferien hatte gehen müssen, schrieb er ihm, er sehne sich nach dem Institut zurück; täglich denke er an ihn und seine guten Lehren. Mit Trauer im Herzen habe er den Tag zugebracht, an dem die Prüfung abgehalten wurde, und seine Mitzöglinge beneidet, welche dabei sein durften. Er dankt für alle ihm erwiesene Aufmerksamkeit und Mühe herzlich und verspricht, sich durch Gehorsam, Fleiß und gutes Betragen immer würdiger dafür zu machen. Seine Vakanz bringe er gut zu, indem er bald studiere, bald zeichne, wozu ihm in den Sammlungen seines



Vaters so viele Hilfsmitteln zur Verfügung ständen. Er fügt bei: „Wir würden es uns zu großer Ehre anrechnen, Herr Direktor, wenn Sie nach Ihrem eigenen Wunsche einige Tage bei uns zubringen könnten, und ich lade Sie hiemit im Namen meines Vaters ein."

Nachdem er am Schluß des Schuljahres 1816 die Abgangsprüfung am Gymnasium mit der Note „vorzüglich würdig zum Übertritt auf eine höhere Lehranstalt" bestanden hatte, trat er in das Münchener Lyzeum ein und siedelte aus dem Holland'schen Institut in das Haus seiner Tante Fanny von Ow über, die bald entzückt war von seinem Wesen, weil sie darin soviel Kindliches und Gemütliches fand.

Obwohl auch am Lyzeum der Jüngste, behauptete er doch in beiden Kursen den ersten Platz, das erste Mal gemeinsam mit Karl Ernst von Moy, dem berühmten späteren Kirchenrechtslehrer. Während dieser zwei Jahre wurden hauptsächlich Studien in der Philosophie, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Geschichte und dgl. betrieben. „Die Herren Ernst von Moy und Karl Graf von Reisach haben in allen Fächern sich ausgezeichnet", sagt kurz der Jahresbericht. Der junge Graf hatte sich daran gewöhnt die täglichen Aufgaben nicht bloß aus den Lehrbüchern sich anzueignen, sondern den Stoff selbständig zu verarbeiten, wie heute noch vorliegende Hefte aus der Geschichte bezeugen.

Während seiner Gymnasialjahre war Karl August öfters von länger dauernden Krankheiten, „Katarrh und beunruhigendem Drücken auf der Brust" und dgl., heimgesucht. Doch ließ er sich dadurch den frohen Mut nicht rauben. „Ich bin immer recht wohl und lustig", schreibt er wiederholt an seine Mutter. Die jüngere Schwester berichtet entzückt an die ältere, die im Institut erzogen wurde: „Karl kommt auf die Fastnacht hierher und wird sich auch maskieren. Karl hat Ostereier gefärbt und gezeichnet, und die Mama wird Dir zwei davon schicken. Wir gehen alle Tage spazieren, und es ist sehr lustig" ꝛc. Dieses kindlich frohe Gemüt bewahrte er sein ganzes Leben lang frisch und er über-



wand dadurch manche trübe Stunde. Noch als Erzbischof von München mischte er sich in die Spiele seiner lebhaften kleinen Nichte Pauline von Giegling und anderer Kinder, mit denen er bisweilen förmliche Schneeballenschlachten lieferte.

In den Schulferien huldigte er allerlei ritterlichen Übungen, die das ihrige dazu beitrugen, daß seine anfänglich kränkliche Natur gekräftigt wurde und bis in sein siebzigstes Lebensjahr durchhielt. Er sprach noch im Alter oft von den stärkenden Strapazen des edlen Waidwerkes. Eine Zeitlang hatte er sich sogar mit dem Gedanken getragen die militärische Laufbahn zu ergreifen.

Nachdem auch die Studien am Lyzeum mit glänzendem Erfolg abgeschlossen waren, durfte er während der Herbstferien 1818 eine Reise über Salzburg und Triest nach Venedig und zurück durch die Lombardei und Tirol machen, über die er in einem knapp gehaltenen Tagebuch nähere Nachrichten gibt.

Unter strömenden Regen, der freilich der heiteren Stimmung keinen Eintrag zu tun vermochte, kam er mit seinem väterlichen Freunde Wagner am 19. August zunächst nach Rosenheim, wo er von Gräfin Larosee mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. „Wir führen hier ein treffliches Leben", schreibt er an seine Mutter; „Freitag Abend hatten wir bei General von Rechberg ein Souper mit Punschpartie, wo wir uns trefflich unterhielten. Gestern ritt ich mit Herrn Wagner nach Attl."

Nachdem sich das Regenwetter verzogen, gings am 25. August Salzburg zu. Ganz entzückt von den neuen Bildern, die sich ihm überall zeigten, berichtet er an die Mutter: „Ich kann Ihnen nicht schildern, welche herrliche Gegenden wir sahen. Immer über Hügel längs den hohen Gebirgen hin, die ihre schneebedeckten Häupter erhoben, gelangten wir nach Chiemsee. In drei Stunden überschifften wir den See und genossen immerwährend die herrlichsten Aussichten ins Gebirge und die tirolischen Eisberge."



Obwohl der junge Graf damals noch nicht im entferntesten an den Priesterberuf dachte, verriet er doch überall Interesse für alles Kirchliche. Er schaute zwar alles mit offenen Augen an, aber den breitesten Raum nehmen doch immer die Betrachtungen über die Gotteshäuser und kirchlichen Kunstgegenstände ein. So beklagt er schon hier den schlechten Zustand des herrlichen Klosters und die ruinenhafte Kirche.

An die österreichische Grenze kamen unsere Reisenden gerade um Mittag und da der Herr „Mautner“ beim Essen nicht gestört werden durfte, passierten sie ohne Zollvisitation. In Salzburg erregte der Aufzug der burschenmäßig ausgerüsteten Wanderer einiges Aufsehen, da man sie zuerst für entsprungene Göttinger Studenten hielt. Sein Stand und die Familienverbindungen verschafften dem jungen Grafen überall Zutritt, und wie gut er alle Gelegenheiten zur Bildung seines Geschmackes und zur Erweiterung seines Gesichtskreises zu benützen verstand, zeigen die zahlreichen Einträge in seinem Tagebuch.

Nach einem Besuch des Salzbergwerkes von Hallein ging es über Gastein auf beschwerlichen Alpenwegen Welschland zu. „Wir bestiegen den so gefürchteten Tauern frohen Muts“, schreibt er, „und langten auf dem Gipfel an in Angst unsern Wein verloren zu haben. Doch war die Angst unbegründet; wir konnten ein frohes Mittagsmahl halten, und der Wein machte uns lustig, aber fatal war der Abstieg.“

Jenseits der Grenze fand er auf einmal alles anders als auf der deutschen Seite: Kein hölzernes Häuschen mehr, alles von Stein, gebräunte Gesichter, schöne Weinlauben, Feigenbäume, Maulbeerbäume und Ulmen von Reben umschlungen, bepackte Esel, schlechte Betten usw. Furcht hatte er nur vor einem nächtlichen Brigantenüberfall und vor den Betrügereien der Italiener. Bekam er nun auch keine Abenteuer mit Räubern zu bestehen, so fiel er doch öfters auf die welsche Hinterlist herein, so daß er einmal mißmutig schrieb: „Oben an den Häusern Heiligenbilder und unten Betrug. So schön das Land ist, so sehr ärgerten uns die Menschen, denn wie wir aus dem Wagen stiegen, mußten wir um alles von der Suppe bis zum Salat



handeln und wurden doch noch betrogen.“ Im übrigen lief die Reise, abgesehen von einem verlorenen Feldstecher, einer verlorenen Brieftasche und Kappe, einem Magenkrampf in Venedig und einer Fußverstauchung des Begleiters Wagner ohne weitere Fährlichkeiten ab.

Nur bei der Überfahrt von Triest nach Venedig galt es noch einen heftigen Seesturm zu bestehen. „Man verschließt uns in die Kajüte“, heißt es im Tagebuch, „Herr Wagner und ich suchen unser Lager auf harten Warenballen. Bald stellt sich bei uns Erbrechen ein, und die große Übelkeit verhindert uns, das Gefährliche zu fühlen und das stürmende Meer zu betrachten. Um 9 Uhr abends ist die Gefahr aufs höchste gestiegen und erscheint noch größer, als sie wirklich ist, durch eines Dalmatiners angsterregendes Geschwätz. Wir glauben uns ins Mittelmeer verschlagen, richten uns aber wieder auf an der Kaltblütigkeit des Kapitäns. Um 10 Uhr legt sich der Sturm, und am andern Morgen, den 11. September langen wir bei herrlichem Wetter in Venedig an.“

Acht Tage lang war der junge Graf so unermüdlich im Studium der Merkwürdigkeiten der Lagunenstadt, daß ihn schließlich das Gefühl der Übersättigung überkam. „Wir haben“, schreibt er an die Mutter, „nun alles gesehen, was zu sehen ist, wir mußten aber auch den ganzen Tag laufen und kamen des Abends hundsmüde nach Hause. Morgen früh verlassen wir das sonderbare für uns zuletzt langweilige Venedig. Wir fühlen es sehr, daß wir vom Vaterland entfernt sind. Lauter fremde Gesichter, fremde Laute, niemand, auf den man sich verlassen könnte, und das verächtliche „sono Tedeschi“ klingt von allen Seiten an unsere Ohren. Man könnte sehr wohlfeil hier leben, wüßte man die Kniffe und Schliche der Italiener, aber ein armer Deutscher muß zufrieden sein, wenn er statt ein paar Sous nur einen Franken und nicht mehr bezahlen darf. Wir fanden Deutsche und einen grundehrlichen Italiener, die uns unsere Fehler verbessern halfen. Trotz alledem reicht das Geld, und wir leben nicht schlecht, da wir in den ersten Wirtshäusern absteigen und brav essen.“



Nun gings über Padua und Verona nach Trient, von wo er der Mutter am 23. September meldete, daß er in den ersten Tagen des Oktober wieder in München zu sein hoffe. Wenn der angehende Student der Rechtswissenschaften in dieser alten Konzilsstadt hätte ahnen können, daß er hier 45 Jahre später als päpstlicher Legat der Säkularfeier des Trienter Konzils anwohnen, und daß auf seinem Grabe einst die päpstliche Bulle liegen werde, die ihn zum Präsidenten des nächsten Konzils ernannte!

In Innsbruck hielt er sich noch einige Tage bei seinem Onkel Ludwig[1]) auf, aber dann zog es ihn zurück ins Elternhaus.

Im November 1818 bezog Karl August die Universität Landshut um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Er gab sich diesem mit seinem gewöhnlichen Feuereifer so sehr hin, daß er sich kaum noch die Zeit nahm an seine Angehörigen zu schreiben. „Ich höre mehr von ihm durch Larosee als von ihm selber“, schreibt die Mutter an Karls Onkel in Innsbruck; „denn er schreibt selten, weil er ganz in sein Studium vertieft ist.“ Ihrer Tochter Marie schickte sie nach München den Trost: „Von Karl haben wir gestern Briefe erhalten. Er ist recht wohl, sagt aber, daß er kaum Zeit finde, uns zu schreiben. Daher liebe Alte, sei nicht böse auf ihn, wenn er Dir vielleicht lange, lange nicht antwortet, und glaube darum nicht, daß er Dich nicht liebe; ich bin zu sehr vom Gegenteil überzeugt. Auf Fasching kommt er vermutlich hierher.“

Während dieses Studienjahres traf den jungen Grafen der erste herbe Schmerz. Sein Vater, der „beinahe einen fürstlichen Hof führte“, hatte über seine Verhältnisse gelebt, sodaß die Mutter ihrem Sohne schmerzgebeugt mitteilen mußte, daß das gesamte Vermögen wie auch des Vaters Gesundheit vor dem Zusammenbruch stehe!

Aber erst im Kampfe zeigt sich der Held und im Leiden

1) Graf Ludwig von Reisach, Oberhof- und Landbaudirektor, gestorben 1861.



der Christ. Nur wenige Augenblicke der Niedergeschlagenheit, dann raffte er sich auf zu einem festen Entschlusse. Wie Nepos von Themistokles erzählt, daß die Nachricht, er sei von seinem Vater enterbt worden, ihn nicht niedergebeugt, sondern aufgerichtet habe, so stellte sich Karl August von diesem Tage an auf eigene Füße. In einem prächtigen Briefe vom 13. Juni 1819 tröstete er seine Mutter:

„Ich kam eben von Regensburg zurück, als ich Ihren Brief bekam. Ich durchlas ihn mit innigster Rührung öfters und dachte mich ganz in die Stimmung, in der er geschrieben. Es erfüllte mich mit Wehmut, Sie, teuerste Mutter, von den heftigsten Gefühlen bestürmt und in den Sturm unseres Familienloses geworfen zu sehen. Es ist schwer, von dem Schicksale verfolgt zu werden, aber es ist doppelt so schwer, wenn das Schicksal selbst uns ein fast unübersteiglicher Damm unseres Wirkens ist. Ich kann mir Ihre Unruhe denken, die die immer abzehrende Gesundheit meines Vaters Ihnen macht, kann mir vorstellen, wie schwer es Ihnen wird, so vielen Kummer in sich selbst zu verschließen, damit nicht durch vertrauliche Mitteilung Ihres Schmerzes sein Mißmut sich mehre und ihn zu allem untauglich mache. Sein Geist ist so schwach wie sein Körper, und der düster schwermütige Charakter seiner Krankheit hat sich seinem ganzen Wesen schon mitgeteilt. Zudem noch die Lasten seines Amtes, dem vorzustehen ihm alle Lust, ja, ich möchte sagen, nötige Kraft fehlt, und die Unmöglichkeit, sich von demselben zu befreien, dies sind Dinge, die mir wie Ihnen stets vorschweben und mich von einer Betrachtung in die andere geleiten. Und wenn ich dann auch das Beste hoffe, wenn Gott ihm seine volle Kraft wiedergibt, so kann er doch die Wunden nicht heilen, die das Schicksal unserer Familie geschlagen, kann nicht die Berge hinwegwälzen, die mir zu übersteigen sind. So vereinigt sich alles gegen mich, um mir allen Mut zu nehmen, um in trübem Hinbrüten über die dunkle Zukunft meine jugendliche Kraft zu lähmen.

„Doch Dank sei dem Himmel, daß ich früh schon mich gewöhnte, diesen Gedanken nachzuhangen, Dank dem teuren



Holland, daß er mich mit meinem Lose so innig vertraut machte und in mir jene Gefühle anzuregen wußte, die mir jetzt Grundsätze leihen, um mit Festigkeit dem Drängen der Umstände begegnen zu können. Diese Grundsätze zeigen mir in dem verwickelten Knäuel nichts als die Schickung der allweisen Vorsehung, die, um meine Kräfte zu prüfen, durch die mannigfaltigsten Anregungen mich zwingt, auf mich selbst zurückzugehen, mich zu bilden und aus mir selbst das zu werden, was ich mir zum Zwecke gesetzt, die Stütze meiner schuldlosen Familie.

„O teuerste Mutter, es ist ein großer Gedanke, der mir stets vorgeschwebt, mein innigstes Vertrauen auf Gott in mir geweckt hat und unterhält. Gewiß, Gott verläßt uns nicht, täglich gibt er mir Proben seiner Güte, täglich fühle ich in mir mehr Kraft und Entwicklung meines Innern. Stellte er mir nicht an Ihnen, teuerste Mutter, ein Muster auf, zeigte er mir nicht durch Sie, daß nur Hingebung in seinen Willen das einzige Mittel sei, das Harte meines Loses zu besiegen? Ja, Ihr Beispiel soll mich stets leiten, und wie Sie jetzt ganz nur uns leben, so will auch ich mich bestreben, einst mein ganzes Leben Ihnen, teuerste Eltern, weihen zu können.

„Ich danke Ihnen daher, daß Sie auf mich das Vertrauen faßten und mir Ihr ganzes Herz offenbarten; kann Ihnen die Versicherung, daß ich in dieser Mitteilung erst recht zu leben anfange, Freude und Ruhe verschaffen, so will ich nicht aufhören, auch Ihnen meine Gedanken mitzuteilen und Sie bitten, in dem Herzen Ihres Sohnes die mütterlichen Sorgen zu bewahren. Ich bin jetzt ganz getrost und fühle mich kräftig. Meine Lage ist glücklicher als je. Herr Wagner ist mir der väterliche Rat, der mich frei in die Zukunft zu sehen lehrt, der mir die Umstände zeigt, die ich ergreifen, der mich hinweist auf alles, was mir nützlich sein kann. Und schleicht sich doch manchmal eine düstere Stimmung bei mir ein, so habe ich meinen Bruck und meinen Fugger, in deren Gesprächen ich Ruhe, Erheiterung und Erholung finde. So, teuerste Mutter, in vertraulicher Mitteilung meiner innersten Regungen hoffe ich mir den unerschütterlichen Gleichmut in jeglicher Gefahr zu erwerben,



den mir Horazens Vers empfiehlt, ein Vers, den ich mir schon lange für mein Motto erwählte:

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem —

„Sie sehen, daß ich über mein Schicksal ernstlich nachdenke, daß nicht leicht ein Unglück imstande sein wird, mir das Hoffen auf Gottes Güte zu rauben. Mein tägliches Bestreben gehe dahin, immer das zu sein, was ich sein soll. Gott überlasse ich das Weitere; ich weiß, er hilft auch mir und bringt zur Reife, was mir immer Bestimmung meines Leben geschienen.

„Wagner spricht oft mit mir über meine Aussichten. Sein Rat geht dahin, in Bayern nichts zu suchen, sondern mich vorerst tüchtig zu-bilden und dann in Österreich zu suchen unterzukommen, wo das Vorurteil unseres Namens verschwindet und wo vielleicht der Stand des Onkels Louis mir nützen könnte. Ich wünschte recht sehr darüber Ihre Meinung zu hören; man muß nun einmal Projekte schmieden. Als ich in Regensburg war, erwachte in mir der Gedanke, ob nicht etwa bei Taxis etwas zu machen wäre, doch Wagner glaubt, die Carriere sei zu beschränkt für mich und um meinen Zweck zu erreichen, müßte ich höher denken.“

(Fortsetzung folgt.)

XXXI.

Die religiöse Versorgung Oberschwabens vor der Reformation.

Dr. A. Willburger, Pfarrer (Oberopfingen).

(Schluß.)

IV. Die Seelsorge.

1. Ein Hauptstück der Seelsorge war die Predigt.[1]) Es ist kein Zweifel, daß auch in Oberschwaben genügend gepredigt wurde und zwar auch auf dem Lande, nicht bloß in den Städten. Wir würden freilich in den Konstitutionen der Diözesansynoden gerne eine ausführlichere Anweisung über das Predigtamt lesen. Das fehlt zwar, aber gelegentliche Hinweise und Bemerkungen setzen eine regelmäßige Predigttätigkeit voraus.[2]) Zwischen 1423/24 gebietet Bischof Otto III. auf der Synode: Straßenräuber sollen, weil exkommuniziert, an den 4 Hauptfesten bei der Predigt mit Namen verkündet werden. 1435 setzt Bischof Friedrich fest: die Prediger sollen sich auf der Kanzel nicht gegenseitig befehden. 1463 verlangt Bischof Burkhard II.: die Gläubigen müssen an Sonn- und Festtagen der Predigt und der Messe anwohnen. 1467 verordnet Bischof Hermann: Ablaßprediger dürfen an hohen Festen und während der Fastenzeit nicht zum Predigen zugelassen werden (da hatte offenbar die Pfarrgeistlichkeit zu predigen). 1483 verordnen die Synodalstatuten unter Bischof Otto von Sonnenberg: die Gläubigen sind zum fleißigen Besuch der Predigt und Messe

1) Janssen I, 39—50; Rauscher, Prädikaturen; Kerker, Die Predigt in der letzten Zeit des Mittelalters mit bes. Beziehung auf das südwestl. Deutschland, in: Theol, Quartalschrift, Tübingen 1861, 373 ff.; 1862, 267 ff.

2) Über die Konstanzer Diözesansynoden am Ausgang des Mittelalters s. Brehm in: DAS 1904—06.

anzuhalten. Es ist verboten, während der Predigt außerhalb der Kirche und auf dem Gottesacker herumzustehen.[1])

Als selbstverständlich vorauszusetzen ist die Predigttätigkeit besonders auch nach dem berühmten „Manuale Curatorum“ des Joh. Ulrich Surgant, Pfarrer in Kleinbasel.[2]) Das Werk war sicher auch in den Händen der Geistlichen Oberschwabens und hätte es nicht auf so viele Druckausgaben gebracht (1503, 1514, 1520 u. ö.), wenn es nicht fleißig benützt worden wäre. Es enthält eine regelrechte „Theorie der geistlichen Beredsamkeit“. Das Predigen gilt dem Verfasser als „annexus curae pastoralis“. „Die cura animarum besteht besonders im Worte Gottes.“ Die Bettelmönche „können“ nach ihm predigen, die „Pfarrgeistlichen müssen predigen“, eben weil sie Seelsorger sind. Was soll man predigen? Die „credenda, facienda et servanda fugienda, timenda, speranda“, kurz: Glauben und Sitten. Das ist der hl. Schrift und der Tradition zu entnehmen. Surgant bietet auch praktische Beispiele und zwar in deutscher Sprache. Den Geistlichen an den größeren Kirchen, meint er, soll auch gepredigt werden, am besten ein paar mal im Jahr in lateinischer Sprache. Surgant setzt offenbar voraus, daß die vorbereitenden Arbeiten in Latein abgefaßt werden (Exzerpte usw.). Die Predigt soll dem Gedächtnis gut eingeprägt werden (also predigte man gewöhnlich auswendig). „Fehlt es am guten Vortrag, so leidet der Eindruck der Predigt.“ „Der Gesichtsausdruck muß der Sache entsprechen.“ „Der Prediger muß sich (mit den Aktionen) in acht nehmen, daß es nicht den Anschein habe, als wolle er die Worte den Zuhörern ins Gesicht werfen“. Man soll nicht zu lange predigen, so aufhören, daß das Volk „noch mehr zu hören wünscht.“ Die Predigt zusammen mit dem „Verkünden“ (Feste, Jahrtage, Citationes, Monitiones — was z. B. in

1) Hartzheim, Concilia Germaniae V, 545—67, zit. nach Vochezer I, 879.

2) Reichhaltiger Auszug in: Katholik 69 (1889, Bd. 2) 166—86. 303—22. 432—44. 496—523.



Biberach ½ Stunde in Anspruch nahm) soll bis „zum Glockenschlag dauern, also die Predigt für sich ½ Stunde.

Das Predigen ist Pflicht des Pfarrers und der übrigen Pfarrgeistlichkeit (Helfer). Es ist indes bekannt, daß viele Pfarrer diese Tätigkeit ganz den Helfern überließen (so allem nach in Biberach) oder dem ex officio verpflichteten Prädikanten. Solche Predigtämter sind eine Frucht eben unseres 15. Jahrhunderts. Es sind in Oberschwaben (der Stiftungszeit nach) folgende: Biberach (vor 1422), Ulm (1437, Leonhardsprädikatur 1488), Altheim bei Ulm (1436), Ehingen (1440), Isny (spätestens 1462), Wangen (1464), Saulgau (1467), Munderkingen (spätestens 1470), Mengen (1471), Blaubeuren (1474), Gundelfingen, OA. Münsingen (vor 1497), Riedlingen (vor 1497), Schelklingen (vor 1506), Tettnang (1515). Auffallen muß, daß in Ravensburg, Überlingen, Lindau, Bregenz keine Predigtstellen bestanden zu haben scheinen. Obliegenheit des Predigers war das Halten einer bestimmten Anzahl von Predigten; diese Zahl ist meist recht hoch: zwischen 60 und 100 jährlich. An vielen Orten waren Sonn- und Festtags zwei Predigten (in der Frühe und nach „dem Imbiß", d. i. etwa um 11 Uhr vormittags.[1]) Die Hauptpredigt ist jene in der Frühe. Sie fand in Biberach[2]) schon um 5 Uhr statt. Die zweite Predigt hielt ein Helfer. Der Prädikant hatte noch am Freitag im Spital zu predigen. Im Advent und während der Fastenzeit predigten die „Orden". In Isny wurde im Advent und in der Fastenzeit täglich gepredigt, in Tettnang am Mittwoch und Freitag während der Fastenzeit, in Wangen

1) Die Zeit für „das mittag Imbis" war im Mittelalter und bis ins 17. Jahrhundert um 9 Uhr oder 10 Uhr. Der Stuttgarter Hof nahm im Sommer die Morgensuppe um 6, den Mittagimbiß um 9 und das Nachtessen um 4 Uhr, Winters je um eine Stunde später. Vgl. dazu „Essenszeit im Mittelalter", S. 96 bei Bilfinger H., Die Mittelalterlichen Horen und die modernen Stunden. Stuttgart 1892.

2) FDA 19 (1887) 100. 148. So frühe wohl selbst im Winter nachgewiesen z. B. für den Matthiastag, 24. Febr.



am Freitag während dieser Zeiten. Von besonderer Art waren die Passionspredigten am Gründonnerstag und Karfreitag. In Biberach begann der Frühprediger seinen Vortrag am Gründonnerstag nachmittags und machte fort „bis ungefahr drey Stundt, hat sich verzogen bis zue abendt anhin". Am Karfreitag klapperte man morgens 2 oder 3 Uhr in der Stadt herum zur Predigt. Der Frühprediger „hat den passion us prediget . ., bis Unnser Herrgott sein Gaißt uffgeben hat . . . hat die predig geweret bis in 3 oder 4 Stundt".[1])

Den Predigern stand vielfach eine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung. Eine solche war vorhanden: in Ulm (1443 300 Bde., 1465 auf 500 angewachsen), in Wangen (gleich mit der Stelle gestiftet), in Isny (1465 bereits vermehrt[2]), in Biberach[3]), in Ehingen (eigentlich Pfarrbibliothek[4]). Die Prediger waren im Durchschnitt höher gebildet, meist graduiert. Ihr Einkommen stand beträchtlich über dem der Kapläne.[5]) Sie waren zum Teil bei den anderen Geistlichen weniger wohl gelitten und galten als anmaßend. Auch ist es Tatsache, daß in den meisten Städten gerade die Prediger die religiöse Neuerung zuerst auf die Kanzel brachten und für sie warben.

2. Der folgende Abschnitt über den religiösen Volksunterricht[6]) kann keine erschöpfende Darstellung des Schulwesens in Oberschwaben vor der Glaubensspaltung[7]) sein.

---

1) FDA 1887, 124 f.

2) Siehe darüber: WVjH 1916, 236 ff.

3) FDA 9 (1875) 141 ff.; Blätter f. württ. Kirchengesch. 1900, 58 ff.

4) WVjH 1914, 279—87.

5) Vgl. Rauscher 170 ff.

6) Janssen I, 50—62; 101 f.

7) Quellen, wo nichts anderes angegeben: Schöttle, Geschichtliche Beiträge zum Volksschulwesen, vorzüglich im Bezirke Riedlingen und in seiner nächsten Umgebung, in: Magazin 1883, Quartalhefte 41—55. 116—123; V[ogelmann], zur Geschichte des Volksschulwesens im Mittelalter, ebd. 1884, Quartalhefte 21—31; B. Kaißer, Geschichte des Volksschulwesens in Württemberg II, Stuttgart 1897.

Das Schulwesen ist hier zu berücksichtigen, weil der Unterricht in der Hauptsache doch von Geistlichen erteilt wurde, weil regelmäßig auch in der „christlichen Lehre“ unterwiesen wurde, und zum Nachweis, daß die Kunst gedruckte Bücher religiösen Inhalts zu lesen im Volke allgemein verbreitet war.

Nicht die Reformation ist die „Mutter der Volksschule.“[1]) Die vor der Glaubensspaltung in Oberschwaben bestehenden Schulen sind, vorab in den Städten, meist lateinische Schulen. Allein nach den damaligen Verhältnissen und Begriffen sind auch diese als Schulen für das Volk anzusprechen.[2]) In diesen Schulen wurden natürlich auch die Anfangsgründe (Lesen, Schreiben, Rechnen) gelehrt; sie waren besucht von den Bürgerkindern, die nur zum Teil später Geistliche wurden, da und dort sogar von Mädchen; das gelernte Latein ließ sich im kirchlichen und bürgerlichen Leben wohl verwerten.

Im folgenden ist kurz zusammengestellt, was sich für Oberschwaben auffinden ließ. Die beigefügten Zahlen besagen nur, daß im betreffenden Jahr die Schule sich urkundlich nachweisen läßt:

Alleshausen (vor 1515), Biberach (1381), Buchau (1428 ein rector scholarum, somit wohl mehrere Schulen), Buchhorn (1392), Dürmentingen (vor 1540),[3]) Ehingen (1312), Leutkirch 1346),[4]) Lindau (um 1280),[5]) Markdorf (1301), Meersburg (1524), Mengen (1447), Meßkirch (1272), Munderkingen (1291), Nellingen, OA. Blaubeuren (um 1500), Neufra (1569

1) So für Württemberg: E. Schmid, Das württembergische Volksschulwesen im 16. Jhd. (Entgegnung: Kaißer in: Magazin 1907, Quartalhefte 65—90. 129—141; E. Ruck, Das Verhältnis von Kirche und Volksschule in Württemberg und seine geschichtliche Entwicklung, Diss. Tübingen 1907 (Berichtigung: Sägmüller in: Magazin 1907, 711--13. 725—27. 743—44).

2) Magazin 1884, Quartalhefte 22; ebd. 1907, Quartalhefte 83—89.

3) Kaißer II, 293 setzt irrig den schmalkaldischen Krieg auf 1446 an.

4) Baumann II, 701.

5) Weninger, Zur Geschichte des Lindauer Schulwesens im 16. Jhrh., in: Bodenseeschriften 1890, 97—113.



genannt, aber älter), Ravensburg (im 14. u. 15. Jhd. werden „scholastici“, „magistri“, „schuolmaister“ erwähnt. Über Schulen auf dem Land ist aus unserer Zeit nichts bekannt),[1]) Riedlingen (1276, spätestens seit 1428 mehrere Schulen), Saulgau (1481, die Mädchen wurden bei den Nonnen geschult), Schafhausen (1471), Scheer (1475),[2]) Schelklingen (1455), Seekirch (1550), Tettnang (1354), Überlingen (1456), Ulm (1294), Urspring (1475), Uttenweiler (1443), Waldsee (1472), Wangen (1496).[3])

Kloster- und Stiftsschulen bestanden wohl in allen oberschwäbischen Klöstern und Stiftern. Schußenried unterhielt seit dem 15. Jahrhundert eine Volksschule.[4]) In Wolfegg wurde zugleich mit dem Chorherrenstift (1519) eine Stiftsschule ins Leben gerufen.[5]) Die Klosterschule zu Zwiefalten nahm im 15. Jahrhundert einen neuen Aufschwung.[6])

Gesicherte Ergebnisse sind: Nicht bloß in Städten, auch an kleineren Orten gab es Schulen. Der Unterricht und seine Gegenstände werden sich nach dem Schulzwecke und dem Bedürfnis der Schüler gerichtet haben. Wir müssen uns hüten bei den Ausdrücken „Schulwesen“, „Blüte“ usw. neuzeitliche Vorstellungen an die Schulen des Spätmittelalters heranzubringen. Wichtig ist auch, daß für weite und bedeutende Gebiete Oberschwabens vor dem 16. Jahrhundert sich keine Schulen nachweisen lassen, so für das Herrschaftsgebiet des fürstlichen Hauses Waldburg (abgesehen von Scheer.[7]) In geordnete Bahnen wurde das Schulwesen gelenkt durch das Tridentinum, für die Diözese Konstanz durch die Diözesansynode von 1567 unter Bischof Markus

---

1) Merk, Zur Geschichte der Ravensburger Landschulen, in: Magazin 1910, Quartalhefte, 160—67.
2) Bochezer I, 614.
3) Baumann II, 701.
4) Magazin 1884, Quartalhefte 29.
5) Weißenbacher in: Magazin 1918 Nr. 15, S. 226.
6) Beschreibung des Oberamts Münsingen, N. A. 850.
7) Kaißer II, 299 f.



Sitticus. Diese Bestimmungen[1]) setzen aber immerhin Anfänge und Ansätze voraus, die gewiß nicht während des Reformationssturmes, sondern vor diesem entstanden sind. Ein Beweis, daß das niedere Schulwesen nicht ganz im argen lag, sondern vielen die Unterlagen selbst für höheres Studium bot, liegt in dem zahlreichen Besuch der Universitäten (Tübingen, Freiburg, Heidelberg, Erfurt) durch Söhne Oberschwabens.[2]).

3. Guttenbergs Erfindung war eine Großmacht vom ersten Tage an. Aus der gewaltigen Menge der zwischen 1470 und 1520 gedruckten Bücher und Schriften war die große Mehrzahl religiösen und erbaulichen Inhalts. Sehr viele Schriften waren in deutscher Sprache abgefaßt. In die Hand der Leute aus dem Volk kamen vor allem deutsche Ausgaben der Hl. Schrift. Daß die Bibel, im besonderen das Neue Testament, auch wirklich gelesen wurde, bezeugt uns Surgant in seinem Manuale Curatorum. Er gibt den Predigern den Rat, nach dem Vorlesen des Evangeliums zu sagen: „Dis ist der synn der worten des heyligen evangelii ... Ich sage absichlich: der syn der worten, deßhalb, weil die Evangelien in der deutschen Sprache gedruckt sind und der eine so, der andere anders übersetzt, und die Laien, die zuhause vorher das Evangelium gelesen haben, dann sagen könnten: in meinem Buche steht es nicht so, wie der Prediger sagt".[3]) Außerdem waren beliebt:[4]) Bilderkatechismen, katechetische Schriften („Christenspiegel", „Himmelsstraße", „Himmelstüre", „Seelentrost", „Seelenführer", „Seelenwurzgärtlein"), Beichtbücher, Kommunionbücher, Betrachtungsbücher über das Leben Jesu, Ehebüchlein, Auslegungen der hl. Messe, Heiligenleben, die Nachfolge Christi). Der Biberacher Chronist berichtet mehr allgemein: „im allten,

1) Pars I, tit. IV, cap. 1—8, vgl. FDA 21 (1890) 127—29.

2) Nachweise in den Oberamtsbeschreibungen (N. A.) für Biberach WVjH 1903, 173—80.

3) Katholik 1889 (II) 186.

4) Janssen I, 10—26. 50—82.

rechten Glauben so hat man vil bethbüechlen gehabt von dem Leiden Christi, von Unnser Lieben Frawen, von den Lieben Hayligen, die Siben Zeitt von Unnsers Herren Leiden und Unnser Lieben Frawen und anderm andöchtigen betten, darinnen man vil gebettet hat in der Khürchen und daheimb".[1]) Am beliebtesten und einflußreichsten waren die Plenarien[2]), deutsche Handpostillen, enthaltend die Episteln und Evangelien des Kirchenjahres mit Auslegung, dazu liturgische Erläuterungen. Janssen kennt 103 deutsche Ausgaben zwischen 1470 und 1520. „Wären auch aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters keine weiteren Unterrichtsbücher vorhanden, so würden die Plenarien allein schon den vollgültigen Beweis liefern, daß für die religiöse Volksbildung damals viel besser gesorgt wurde als man gewöhnlich annimmt".[3])

V. Die Volksreligiosität.

Die Frage nach der „Volksfrömmigkeit" vor der Glaubensspaltung ist eine ganz neuzeitliche. Man will zur Klarheit kommen, ob das Volk auch inneren Anteil hatte und religiösen Gewinn zog aus dem reich gegliederten und streng geordneten Gefüge der Glaubenssätze. Nun leugnet niemand, daß grobe Schäden und dunkle Schatten das Sittenbild stark verdunkeln. Aber ebenso ist gewiß, daß allenthalben viel religiöser Sinn vorhanden war, kirchlicher Geist und Leben aus dem Glauben.

1. Die Freude an schönen und kostspieligen Gotteshäusern, die allgemeine Beisteuer zur Erstellung und Ausstattung derselben ist Beweis für den wachen religiösen Eifer. In der Regel baute eine Stadt, eine Dorfgemeinde ihre Kirche allein, aus eigenen Mitteln. Ungetrübt war die

1) FDA 19 (1887) 17 f.

2) J. Alzog, Die deutschen Plenarien im 15. Jahrh. und zu Anfang des 16. Jahrh. (1470—1522), in FDA 8 (1874) 255—330 (auch separat).

3) Janssen I, 74.

Freude über die herrlichen Kirchen allerdings auch nicht überall. Es ist kein Zweifel, daß der Aufstand der „Gotteshausleute" des Klosters Ochsenhausen im Jahre 1501 (ein Vorspiel des Bauernkriegs) ausbrach und eine so gefahrdrohende Ausdehnung annahm, weil die Untertanen zum Bau der großartigen Klosterkirche ungemessene Frondienste aller Art hatten leisten müssen.[1])

2. In Oberschwaben liebte man es viele und festlich-prunkvolle Gottesdienste zu halten. Zahlreich waren die Feiertage. In Biberach[2]) hielt man nicht weniger als 28 „gebannte" Feiertage, dazu noch zahlreiche „schlechte" Feiertage; auch wurden die Tage von einzelnen „namhaften" Heiligen ausgezeichnet. Jeden Sonn- und Feiertag war in Biberach Frühamt, Spitalmesse, Mittelmesse („unser Frauen Amt"), Seelenamt (an Sonntagen, an Feiertagen nicht), Hochamt („Fronamt"). Für die Werktage blieb alles wie erwähnt, nur Frühmesse statt Frühamt. Predigten wurden gewöhnlich 2, am Kirchenweihfeste 3 gehalten.

Die Biberacher Sakristei war ausgestattet u. a. mit 7 „guten" vollständigen Ornaten, 75 „guten" und 115 „schlechten" (geringeren) Meßgewändern; ferner mit einem großen Reichtum an Kelchen, Monstranzen, Reliquienbehältern.

Besonders viel hielt man auf das Kerzenaufstecken und Räuchern. Die Zünfte stifteten und unterhielten riesige Wachskerzen, sogenannte Baumkerzen, die bis zu einem Zentner und darüber wogen. Die Biberacher Osterkerze war so groß, „daß ein Mann gnuog ahn ihr zue tragen gehabt".[3]) Während die Helfer bei der Vesper oder Vigil an allen Altären herum oder über den Gräbern räucherten, legten die anwesenden Frauen Weihrauch ein.

1) Geisenhof 67.

2) Für das übrige Oberschwaben fließen die Quellen spärlich, um so reichlicher für Biberach (FDA Bd. 9 und 19). Ich verweise auf meinen Aufsatz „Die kirchliche Versorgung der Reichsstadt Biberach vor der Glaubensspaltung", in: Rottenburger Monatsschrift 1918/19, Oktober-Heft.

3) FDA 19, 129.



Bei besonderen Anlässen z. B. einer Primiz[1]) kamen die Volksbräuche zu ihrem Recht. Der Primiziant war vorbereitet durch einen „Lehrvater" (älteren Priester) „der hat in gelehrt betten und Möß haben und was noth ist gesein ainem prüester". Beim Opfergang „haben die freündt von negst geopfert: Kessel, pfannen, bethgewandt und umb den Altar tragen"; auch der Bürgermeister gab sein Opfer. Daß es an Auswüchsen nicht fehlte, beweist das Vorgehen z. B. des Bischofs von Augsburg, der 1506 die üblichen Primizfeiern verbot.[2])

3. Das Volk lebte in und mit der Kirche und dem Kirchenjahr. Liturgie und Gottesdienst spiegelten sich auch im bürgerlichen Leben ganz anders wieder als heute. Die Messe wurde geschätzt und besucht. „Es was vil folcks zuo Biberach, das altag ain ampt oder mes hert".[3]). Man ließ auch viele Messen lesen, wofür der Priester gewöhnlich ein Stipendium von einem Batzen erhielt.[4]) Fast jedermann konnte ministrieren. Wie oft die Priester zelebrierten, können wir etwa aus der Berechnung des Biberacher Chronisten abnehmen: „Item 36 priester; da ainer in den andern der wochen nur 4 messen het kept, were nur in ainer wochen 144 messen, tet ain iahr 7488 messen.[5]) Auch außer der Osterzeit gingen die Leute zu den Sakramenten: „fil lit bichtentent uf etlich fest, giengen ouch zum sackerment; ich denk, das by 200 frowen uf wichenechten bichtentent", auf Pfingsten „auch ettlich Menschen". Ferner beichteten die Brautleute vor der Hochzeit, die Frauen vor der Nieder-

1) FDA 19, 91 f.
2) Baumann II, 465.
3) FDA 9, 212.
4) FDA 19, 93.
5) FDA 9, 181. Tägliche Zelebration ist übrigens keine Ausnahme. 1382 wird in Buchhorn die Dreifaltigkeitspfründe gestiftet: der Kaplan soll alle Tage Messe lesen; Kallen 73. Zu 4 Wochenmessen waren vielfach die Altaristen verpflichtet, so der Mittelmeßpfründner in Scheer; vgl. Vochezer I, 614.

kunft.[1]) Eindrucksvoll war ein Versehgang.[2]) Der Meßner gab drei Zeichen mit der Ablaßglocke. Den Priester begleiteten 2 Ministranten mit Lichtern, voraus trug man eine Laterne; 2 Ministranten trugen Fähnlein. Andächtige gingen mit, zum Teil mit Laternen oder anderen Lichtern. Wenn der Kranke die hl. Ölung empfangen sollte, trug man noch ein Kreuz mit; dieses wurde an das Fußende des Krankenbetts gesteckt; starb der Kranke, so legte man es ihm auf den Sarg, genas er, so trug er das Kreuz selbst in die Kirche zurück.

4. Auch der privaten Frömmigkeit blieb ein weiter Spielraum. Man machte häufige und weite Wallfahrten, öffentliche und private Kreuzgänge. In Ottobeuren, an der Grenze unseres Bistums, kamen am Mittwoch in der Kreuzwoche nicht weniger als 77 „Kreuze" zusammen.[3]) Auf Reliquien (Heiltümer) hielt man viel, in der Kirche und im Privathaus. „Es ist vil vom Hailtumb im allten Glauben gehalten worden, man hat im Zucht und Ehr bewisen in vilen Dingen; man hat es von Hayligkhait weegen nit angerüert, man hat vil darvor bettet, Auch den Hayligen zue Ehren, und sie Angerüefft; man hat es faßt (viel) züerth und Coßtlich und hoch gehalten".[4]) Für Priester und Laien bestanden Bruderschaften. Priesterbruderschaften wurden gerade im 15. Jahrhundert wohl in allen Städten Oberschwabens errichtet (Biberach 1451, Ehingen 1437, Isny 1463, Munderkingen 1495). Wangen erhielt 1515 seine berühmte und bis heute blühende Ulrichsbruderschaft.[5]) In der Stiftungsurkunde heißt es: „damit Christus, der Sohn Gottes, in dessen Namen sie sich versammelten, in ihrer Mitte sei, und damit

1) FDA 9, 169; 19, 138. 161.

2) FDA 9, 216; 19, 163—165. Ähnlich ist der Hergang nach der Anweisung des Manuale Curatorum: Katholik 1889 II, 514—18.

3) Baumann II, 470.

4) FDA 19, 17.

5) Baumann II, 466; Pastoralblatt für die Diözese Rottenburg 3 (1885) 53—55; ebd. 7 (1889) 43. 50 f.

sie sich im Wettstreit gegenseitiger Liebe durch einen des Priestertums würdigen Wandel erbauen, die Laien aber durch ein gutes Beispiel zu ehrbarem Leben und zu Hochschätzung der göttlichen Dinge ermuntern und in diesen unseligen und verdorbenen Zeiten die ihrer Sorge Anvertrauten gleichsam als das apostolische Salz gegen die Lauigkeit, die Laster und die Ketzereien verwahren." Bei den Laien war die Sebastiansbruderschaft am beliebtesten. Eine solche bestand z. B. in Waldsee (1460),[1]) in Ehingen (1515),[2]) in Weingarten (zur hl. Dreifaltigkeit, zur Jungfrau Maria, zum hl. Sebastian.)[3]) Für Biberach wurde vom Konstanzer Bischof 1519 eine Laienbruderschaft bestätigt[4]); um dieselbe Zeit eine „Fraternitas pistorum et molitorum" für Markdorf und Meersburg.[5]) In Waldsee bestand um 1520 die Barbarabruderschaft.[6]) Da und dort ließen sich Laien auch in die Priesterfraternitäten aufnehmen, so in Ehingen (hier vor allem der benachbarte Adel)[7]) und in Wangen.

5. Der lebendige Glaube und der fromme Eifer konnte sich aufs reichlichste betätigen in Gottesdiensten und Stiftungen für die Verstorbenen, im „Seelgerät". „Besingnis", „Siebenter" und „Dreißigster" wurden mit viel Aufwand an Kerzen, Weihrauch, Opfern und Trauerkleidern begangen. Während des Klagejahres gingen die nächsten Verwandten täglich zur Messe, „zu Opfer" und zur Vesper. Die Männer gingen im Klagejahr im schwarzen Rock und schwarzen Mantel mit Kappenzipfel. „Hat auch Ain Mann den partt das Jahr nit abgeschoren." Die Frauen trugen ihre „Regen-

1) Vochezer II, 370.

2) Beschr. des Oberamts Ehingen II, 36.

3) Vochezer II, 120. 712.

4) Staub, Johann Fabri 67 A. 113. Falls damit die Biberacher Priesterbruderschaft gemeint wäre, dann ist entweder das Datum bei Staub (1519) oder das in: WVjH 1898, Beilage 4 (1517) unrichtig.

5) Staub 67 A. 113. 6) Vochezer II, 712.

7) DAS 1 (1884) 16.



tücher".[1]) „So ain Nahmhaffts gestorben ist, so sendt auch die prüester ab dem Landt herein (nach Biberach) Khommen, Meß zue haben, und wer nit in die Vigill gehört hat, die zue singen, der hat ein Vigill gebettet". „Mit schlechten (einfachen) Leuthen ist es schlechter zuegangen".[2])

An den Jahrzeiten (gestiftete Jahrtage) war meist Seelenamt, am Vorabend Vigil (Totenoffizium mit 9 Lesungen). Oft waren auch „dick (viel) gestift messen uff solich iartag". Diese Jahrtagstiftungen waren im 15. Jahrhundert so beliebt, daß z. B. in Ehingen bis 1521 zur Priesterbruderschaft schon 187 Jahrtage gestiftet waren.[3])

Das Volk sah darauf, daß recht viele „Herren" zu den Trauergottesdiensten und Jahrtagen erschienen und womöglich zelebrierten. So versteht man auch einige uns auffallende Stiftungen. 1399 stiftete Truchseß Johann v. Waldburg in das Kloster Isny einen Jahrtag, der (mit Vigil, Placebo, Seelenamt) mit 20 Priestern begangen werden soll und zwei weitere Jahrtage, die mit 10 Priestern zu begehen sind.[4]) 1422 stiftete derselbe in das Kloster Isny eine ewige Jahrzeit, die mit 10 Priestern zu halten ist.[5]) 1481 stiftet die Witwe des Truchsessen Georg I. v. Waldburg einen Jahrtag nach Wurzach, den der Pfarrer mit 14 andern Priestern je am Donnerstag oder Freitag in den Quatemberwochen halten soll.[6]) 1488 stiftet Ritter Hans Speth zu Zwiefaltendorf dorthin eine Jahrzeit: der Pfarrer mit 7 andern Priestern hat sie zu halten. Am Vorabend ist Vigil, die die Auswärtigen daheim beten können. Am Tage selbst versammeln sich die 8 Priester zum Officium defunctorum. Hernach ist ein Amt von Uns. Lieben Frau, hierauf Seelenamt durch den Pfarrer, während dessen die übrigen zelebrieren; dann folgt noch Placebo und Salve Regina.[7]) 1513 stiftete die Witwe des Grafen Andreas v. Sonnen-

1) So in Biberach, FDA 19, 168 ff.
2) FDA 19, 170. 3) DAS 1 (1884) 16.
4) Vochezer I, 475 f. 5) Ebd. 476.
6) Ebd. II, 373. 7) WVjH 1914, 270—73.

berg nach Scheer einen Jahrtag, der je am Quatember-mittwoch mit 10 Priestern, 2 Ämtern und einer „langen Vigil“ zu halten ist.[1]) Alles aber wird überboten durch den Entwurf zur Buße des Grafen Felix v. Werdenberg (er hatte 1511 den Grafen Andreas v. Sonnenberg im Donautal bei Hundersingen, OA. Riedlingen, erschlagen) vom Jahre 1524.[2]) Graf Felix soll in Riedlingen folgenden Gottesdienst halten lassen: 1 Bischof, 2 gefürstete Prälaten, 9 infulierte Äbte, 100 Priester sollen dazu gezogen werden. Es sind 3 Ämter zu halten, während deren die 100 Priester zelebrieren. Am Tage vorher soll „lange Vigil“ sein durch dieselben Personen. Es sind zu brennen: 1000 Kerzen,[3]) jede 1 Pfund schwer, dazu 4 Baumkerzen, jede einen Zentner wiegend; ebenso sollen die 4 Bahrkerzen je einen Zentner haben. In der Vigil und den Ämtern muß der Büßer im grauen, wollenen Rock erscheinen und vor der Tumba knien. Beim Opfergang soll er eine 3 Pfund schwere Kerze tragen, in welcher 4 oder 5 Gulden stecken. Am Bußtag soll er den Verwandten des Erschlagenen 5000 rheinische Gulden überantworten.

---

1) Vochezer I, 796.

2) Vochezer I, 779 f. Der Entwurf auch abgedruckt in: DAS 1 (1884) 2 f. So ungeheuerlicher Aufwand für eine Buße war damals nichts Ungewöhnliches, vergl. Bodenseeschriften 1 (1870) 145; 2 (1871) 226 f. — Die Buße wurde übrigens niemals geleistet.

3) 24. Febr. 1547 war in Ulm in der Dominikanerkirche die Totenfeier für die Königin Anna von Böhmen und Ungarn, Gemahlin Ferdinands I. Hiebei wurden 1116 Kerzen gebrannt; Beschr. des Oberamts Ulm I, 95.

XXXII.

Ernst von Lasaulx.

Ein Beitrag von Anton Doeberl.

(Schluß.)

Wie die Großdeutschen im einzelnen sich verhielten, von welchen höheren Motiven sie sich leiten ließen, das brauche ich hier nicht des näheren auseinandersetzen, das hat bereits am klarsten und wahrsten, wie mir scheinen will, Schnabel getan. Aber auf eines darf ich hinweisen. König Max II. von Bayern hat wie andere bayerische Abgeordnete so auch Lasaulx an ihre Pflicht Bayern gegenüber erinnert. Zwei Schreiben aus dem Kgl. Kabinett — die sich unter vielen anderen Schreiben aus dem Kabinett Max II. im Nachlaß des Ministers befinden — zeigen, daß der König Vertrauen auf Lasaulx setzte.

Wie König Maximilian II. vom Frankfurter Parlament dachte, ist jüngst dargelegt worden.[1] „Der König war ein durchaus deutsch gesinnter Fürst. Aber sein bayerisches Staatsgefühl wie seine Auffassung von deutscher Einigung standen sehr bald in innerem Widerstreit mit dem Frankfurter Parlament. Er sah in dem Frankfurter Verfassungswerk den zentralisierenden Einheitsstaat, die Mediatisierung der Fürsten, die Vernichtung der Persönlichkeit des Einzelstaates. Er sah in dem Frankfurter Kaiserprojekt den Scheidebrief zwischen Deutschland und Österreich und glaubte damit die Existenz des Deutschtums in Österreich, Deutschland selbst bedroht." In dieser Überzeugung wurde er noch bestärkt durch den früheren Minister Karl von Abel.

Man hat bisher gemeint, Karl von Abel sei nach seinem Sturze politisch ein toter Mann gewesen, eine Ansicht, die

1) M. Doeberl, Bayern und Deutschland, München 1917.

nur deshalb aufkommen konnte, weil man den früheren Gegensatz zwischen dem Kronprinzen Maximilian und dem Minister zu sehr aufbauschte und jene Linien übersah, die schon damals die beide verbanden. Der von mir erstmals herangezogene Nachlaß des Ministers zeigt in zahlreichen Schreiben aus dem Kgl. Kabinett, wie Karl von Abel seit dem Herbst 1848 einer der meistgesuchten Ratgeber des Königs war ebenso in den verschiedenen Stadien der deutschen Frage wie in den Angelegenheiten der inneren Staatsverwaltung Bayerns.

Ich gehe noch weiter auf Grund einiger Privatbriefe, die sich im Nachlaß des Ministers befinden, und vermute in Abel die Seele der gegen Frankfurt gerichteten Bewegung in Bayern. Als Abgeordneter hat er vermutlich das Programm der „Rechten" verfaßt. Wenigstens findet sich dieses Programm von Abel geschrieben im Nachlaß. Es stimmt auch ganz mit seinem Stil überein.[1]) Ich vermute in Abel die Seele jener Adressen, die aus vielen Teilen Bayerns gegen die Frankfurter „souveränen" Gesetzgeber einliefen.[2]) Es läßt sich ferner beweisen, daß Abel zu Beginn des Jahres 1849 in Korrespondenz mit dem Fürsten Schwarzenberg, „diesem willensstarken uud zielfesten Verteidiger der historisch gewordenen Vormachtstellung Österreichs in Deutschland", stand.[3]) Auf Abels Rat wurde von der Pfordten berufen.

Derselbe Staatsrat von Abel schrieb im Auftrag des Königs an Lasaulx in der „Oberhauptsfrage". Näheres ist im Nachlaß nicht enthalten. Aber wir wissen, daß Lasaulx

1) Abel war, wie ich mich jetzt überzeuge, nicht der Gründer des Vereins für religiöse Freiheit und konstitutionelle Monarchie. Aber von ihm wurde wohl das Programm der „Rechten" genauer ausgearbeitet.

2) Vergl. Hist.-pol. Bl., Bd. 23 „Frankfurt und Deutschland." Im Anhang teile ich ein Schreiben eines gewissen Amann aus Rosenheim an Abel mit.

3) Vgl. das Schreiben des früheren österreichischen Gesandten in München, Grafen Senfft, an Abel.

und der Görreskreis die Politik der bayerischen Regierung eifrigst unterstützten. Die Männer des Görreskreises waren großdeutsch aus religiösen, nationalen und historischen Gründen. Sie waren gegen die Zentralisation wieder aus konfessionellen Gründen, weil sie in der Zentralisierung des Einheitsstaates eine Gefahr für die neuerlangte Kirchenfreiheit erblickten; aus territorialen Gründen, weil sie nur in der Bewahrung der Stammeseigenarten das Heil Deutschlands erblickten.

So kamen sie auf verschiedenen Wegen zur Direktorialidee gegen den erbkaiserlichen Gedanken. Dieser Politik blieb Lasaulx treu bis zuletzt. Er hat sie noch ausgesprochen in der scharfen Epistel an den Präsidenten der Nationalversammlung, womit er am 7. Mai 1849 sein Mandat niederlegte.[1])

Noch einmal hat er im Jahre 1849 die Politik der bayerischen Regierung unterstützt: als Abgeordneter in der denkwürdigen Sitzung der bayerischen Kammer vom 2. November 1849. Damals redete er einem „großen, mitteleuropäischen Staatenverband" das Wort. Widerstrebe aber Preußen und der Norden einem so innigen Verbande, dann wünsche er für Süddeutschland oder wenigstens für Bayern einen solchen innigen Anschluß.[2]) Es war nicht zuletzt dem Görreskreis zu danken, wenn die Politik des Ministers, der eine glänzende Rede gehalten hatte, die Billigung der Majorität fand.

Anhang.

1. Lasaulx an Graf Rechberg.

Hochverehrter Herr Graf!

Die nachfolgenden Zeilen werden mir sehr sauer; denn einmal scheint es mir überhaupt anmaßend Ihre Zeit wichtigeren Angelegenheiten entziehen zu wollen, dann aber werden sie mir auch darum schwer, weil sie meine eigene Wenigkeit betreffen, womit ich weniger Andere belästigen möchte, da ich selber ja

1) Hist.-pol. Bl., Bd. 23, S. 703.
2) Hist.-pol. Bl., Bd. 24, S. 810.



nicht schwer daran trage. Es ist aber Markus und meine Frau, die mich zum Schreiben drängen und die es daher auch verantworten mögen, wenn E. E. unwillig darüber sind.

Ich habe nämlich vor 14 Tagen beiliegende Blätter gegen einen Aufsatz von Rehfues geschrieben. Es war anfangs meine Absicht sie in der hiesigen Zeitung drucken zu lassen; da aber das Ding zu lang wurde für einen Zeitungsartikel, auch wohl um der protestantischen Zensorschere des Grafen Giech zu entgehen, so habe ich mich entschlossen, sie als eine besondere Schrift auszugeben. Da die Sache des Erzbischofs von Köln religiöse Fragen berührt, welche dauernd mein Herz beschäftigen, so hat mir die schmachvolle Behandlung dieses Ehrenmannes anfangs einen so unmäßigen Ärger und Ingrimm verursacht, daß ich selbst gegen meine Frau verstimmt und unfreundlich geworden bin, die mir doch niemals etwas zu Leid getan. Sie selber beklagte sich darüber und das tat mir abermals leid und ich habe mir Mühe gegeben meinen Zorn in sich selbst verbrennen zu lassen. Die Folge davon war, daß sich nun eine gewisse Art von Humor in mir erzeugte, der es mir möglich machte, die Sache völlig objektiv zu betrachten. In dieser Gemütsstimmung habe ich die kleine Schrift neben meinen Kollegienheften in drei Tagen geschrieben. Ich habe mir die Grenzlinie bis wieweit man gehen dürfe, stets gewärtig zu halten gesucht und glaube nicht immer bis zu ihr hinan, niemals aber über sie hinausgegangen zu sein. Die hiesige Polizei aber urteilte anders.

Graf Giech, der anfangs, wie er selbst sagte, seine Freude an meiner Schreiberei hatte, ward nachgerade ärgerlich, daß ich mich seiner Zensur entzogen, vielleicht auch regte sich der Protestant in ihm und er hat die Sache so eingefädelt, daß ihm Graf Lerchenfeld konnivierte und die Sache ausführte.

Sonntag am 21. M. ward das Büchlein fertig gedruckt, Mittwoch den 24. ward es konfisziert und heute am 29. ist mir die Beschlagnahme offiziell angezeigt werden mit der Bemerkung: „Die k. Regierung habe die Beschlagnahme verfügt, weil diese Flugschrift mit beleidigenden und schmähenden Aus-



fällen gegen S. M. den König von Preußen und gegen die k. preußische Staatsregierung überfüllt sei." Ich habe darauf sogleich erwidert, daß ich gegen die Beschlagnahme nichts einzuwenden habe und deren Bestätigung oder Aufhebung gänzlich der Weisheit des hohen Staatsministeriums des Innern überlasse. Was aber die Ausdrücke „beleidigende und schmähende Ausfälle" betreffe, so fühle ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, gegen jeglichen Vorwurf dieser Art im Namen meines Freundes Peter Einsiedler wie in meinem eigenen feierlichst zu protestieren. Es sei in der Schrift lediglich die Wahrheit gesagt.

Der hiesige Bischof, der mich um einige Exemplare der Schrift ersuchte (das Klerikalseminar hat mit seiner Erlaubnis 50 Exemplare bei mir holen lassen) und gestern zu sich lud, belobte mich wegen meiner Freimütigkeit und meinte, wenn mir das Ministerium einen Verweis darüber gebe, so möge ich mich mit dem Lobe anderer tröſten.

Wie auch die Sache ausfallen möge, vor Gott glaube ich nicht strafbar zu sein; doch wäre es mir allerdings schmerzlich, wenn ich diesen literarischen Versuch mit meiner Stelle bezahlen müßte.

Würzburg, 29. Jan. 1838. Ernst von Lasaulx.

2. Lausaulx an Graf Rechberg.

Hochgeborner, hochverehrter Herr Graf!

Ein Brief Christian Brentanos rief mich vor einigen Tagen nach Aschaffenburg; ich traf dort meinen liebsten Universitätsfreund Hermann Müller aus Köln, den Verfasser der beiliegenden Schriften. Für die größere über „Die Marken des Vaterlandes" hat ihm die Göttinger Universität auf den Antrag J. Grimms bei ihrer Säkularfeier ein solennes Ehrendiplom der philosophischen Doktorwürde zuerkannt; die kleinere, zu Anfang Dezembers 1837 geschrieben, ist die erste katholische Schrift, welche die an dem Erzbischof von Köln begangene Missetat rechtlich beurteilt hat. Seine andern Schriften in derselben Angelegenheit sind mir in diesem Augenblick nicht zur Hand, um sie E. E. vorlegen zu können: sie atmen aber den-



selben Geist warmer Anhänglichkeit an Altar und Thron, denselben geistvollen Ernst der Gesinnung, dieselbe Klarheit und Ruhe des Urteils, die ihm natürlich sind und welche ihn für alle, die ihn kennen, zu einem der liebenswürdigsten Menschen machen, die mir auf meinem Lebensweg begegnet sind. Da er ein unabhängiges Vermögen besitzt und sich am Rhein unter den gegenwärtigen Zerwürfnissen nicht mehr heimisch fühlt, so hat er sich entschlossen in Bayern ein neues Vaterland zu gewinnen. Seine Frau und fünf Kinder sind ihm in diesem Augenblick bereits nach Aschaffenburg gefolgt. Seine Freunde Prof. Arndts in Bonn, Christian Brentano und Baron Pellkofen in Aschaffenburg und ich haben ihn ermuntert, seinen frühesten Lieblingsplan wiederaufzunehmen und sein großes wissenschaftliches Talent nicht bloß schriftstellerischen Arbeiten, sondern auch dem lebendigen akademischen Lehrvortrag zuzuwenden. Der bisherige Gang seiner Studien befähigt ihn gleichmäßig zu einer Professur sowohl der altdeutschen Philologie als auch namentlich des deutschen Privatrechtes und des Kirchenrechtes; denn sein eigentliches Fachstudium ist die Jurisprudenz, worin er auch als gewesener Landrat praktisch tätig war. Die beiden erstgenannten Lehrstellen sind gegenwärtig an unserer Universität gar nicht, die dritte durch Lippert besetzt. Sollte es gelingen, ihn hieher zu bringen, so würde er nicht nur in wissenschaftlicher Rücksicht eine Zierde unserer Universität sein, sondern, was mehr ist, kein anderer würde besser und wohlthätiger als er in dem Geiste wirken, den wir unter der Verwaltung E. E. als den Willen kennen und verehren gelernt haben. Auf Gehalt würde er nicht sehen, obgleich es ihm wünschenswert wäre zu den 10—1200 Talern, die ihm sein Vermögen abwirft, sich mit der Zeit noch einen kleineren Zuschuß zu verdienen. Ich habe ihm daher geraten, sobald er die Seinigen in Aschaffenburg einquartiert, nach München zu reisen und sich Ihnen persönlich vorzustellen. Auch der Bischof von Eichstätt wird ihn E. E. und dem Herrn Minister empfehlen. Mich leitet in dieser Angelegenheit nicht sowohl persönliche

Freundschaft als der aufrichtige Wunsch, daß Bayern vor der Hand, bis ein günstiger Umschwung Größeres bringt, die besten Kräfte der Rheinlande an sich ziehen möge.

Er ist in jedem Betracht besser als ich und vereinigt mit großen Geistesgaben alle Vorzüge eines sanften, liebevollen und durchaus lauteren Charakters.

Würzburg, 4. Jänner 1839. Dr. von Lasaulx.

3. Lasaulx an Minister von Abel.

Hochverehrter Herr Staatsminister!

In lebhafter Vergegenwärtigung des gütigen Wohlwollens, welches mir E. E. stets bewiesen haben, wage ich es mich Ihnen mit einer Bitte zu nahen, von der ich die Hoffnung hege, daß Sie dieselbe wenigstens nicht als eine sträfliche Zudringlichkeit ansehen werden. Mein Kollege Dr. Mayr ist seit nunmehr zwei Jahren als außerordentlicher Professor der Mathematik und Astronomie neben dem alten Metz hier angestellt. Sein Gehalt beträgt 500 Gulden, es ist das geringste an unserer Universität. Wäre es ihm gestattet, seine Zuhörer auch examinieren zu dürfen, so wäre ihm mit einer größeren Wirksamkeit auch die Möglichkeit gegeben, sich einen kleinen Zuschuß an Honorar verdienen zu können. So aber beschränkt sich seine akademische Wirksamkeit auf die besseren Köpfe unter den Studenten und Offizieren und da geistige Strebsamkeit und Geld bei Austeilung der Güter dieses Lebens gewöhnlich nicht denselben Personen zufallen, sind die Kollegialgelder, welche er einnimmt, ganz unbedeutend. E. E. werden selbst ermessen, daß er mit seinem Gehalt von 500 G. nur kümmerlich sich durchschlagen kann und, was einem Gelehrten schmerzlich fällt, auf Anschaffung von literarischen Hilfsmitteln ganz verzichten muß. Ich wage daher meine Bitte mit dem offiziellen Bittgesuch dahin zu vereinigen: daß es E. E. gefallen möge, ihm eine Gehaltsvermehrung zu gewähren, wenn Sie ihn nicht lieber zum Ordinarius befördern wollen, was freilich nicht bloß für ihn, sondern für das wissenschaftliche Interesse der Studierenden



am wünschenswertesten sein würde. Denn keiner von allen Professoren hat mehr Geist und keiner ist in seinem Fache tüchtiger als er.

Im festen Vertrauen 2c.

Würzburg, 8. März 1839. Ernst von Lasaulx.

4. Lasaulx an Minister von Abel.

E. E.

Die freudige Überraschung zu schildern, welche das durch Ihre Güte von der Gnade des Königs erwirkte Neujahrsgeschenk nicht bloß bei den unmittelbar Beteiligten, sondern bei allen meinen Kollegen hervorgebracht hat, will ich nicht unternehmen; hätten Sie den Jubel namentlich der Frauen, deren Haushaltungskasse die Gehaltserhöhung zunächst zu gute kommt, mit angesehen, gewiß Sie hätten sich selbst Ihres schönen Werkes erfreut. Alle haben mir aufgetragen, E. E. ihren herzlichen Dank für die ihnen zuteil gewordene Gnade auszusprechen, sie zu verdienen werden wir durch fortgesetzte gewissenhafte Amtstreue eifrigst bestrebt sein.

Dürfte ich kühn gemacht durch das auch mir bewiesene Wohlwollen E. E. noch eine Bitte vortragen, so wäre es die, das Gesuch des Privatdozenten Dr. Mohr um Verleihung einer außerordentlichen Professur in der medizinischen Fakultät gütigst unterstützen zu wollen. Mohr ist in der That der tüchtigste Privatdozent, den wir an der Universität gehabt haben, er ist ebenso wissenschaftlich ausgezeichnet, als, was noch höher zu schätzen, ein gerade ehrenhafter Charakter. Auch erlaube ich mir, wenn E. E. früher oder später noch anderen meiner Kollegen eine Gehaltserhöhung zuwenden, den Hofrat Osann von der philosophischen Fakultät als denjenigen namhaft zu machen, welcher derselben am meisten bedürftig wäre, da er ohne eigenes Vermögen mit seiner zahlreichen Familie allein auf seinen Gehalt von 1200 angewiesen ist, und wenn er übergangen würde, bei der jetzigen konfessionellen Reizbarkeit leicht glauben könnte, daß er als Protestant sich weniger der Gnade des Königs erfreue, als wir andere Katholiken.

Würzburg, 9. Januar 1841. Ernst von Lasaulx.



5. Max Frhr. von Gagern an Lasaulx.

Wiesbaden, den 18. August 1846.

Verehrtester Freund!

Da es mir nicht gelingen will, München wiederzusehen, so ergreife ich von Zeit zu Zeit gerne einen Anlaß, mich den dortigen lieben Freunden schriftlich in Erinnerung zu bringen. Heute gibt mir den Anlaß, mich an Sie zu wenden, ein Besuch in Würzburg, von dem ich gestern heimgekehrt bin. Müller hat mich in der Krankheit seiner armen Hilda zu Hilfe gerufen und ich war zwei Tage bei ihm in seiner neuen Häuslichkeit. Mit dieser, besonders der jungen Frau, war ich über Erwarten zufrieden, ich fand sie tätig, aufopfernd und dabei noch heiter; ich verließ die kleine Kranke besser, wenn auch noch nicht ganz außer Gefahr; es haben mir auch die andern Kinder, jedes in seiner Art, besonders Ludwig, wohl gefallen. Aber ich wünschte sie samt und sonders, vorzüglich Hermann selbst, von Würzburg fort. Ich fühle und überzeuge mich immer mehr, daß dort nicht sein Element ist. Jetzt steht er ganz vereinzelt, religiös und politisch mißverstanden, in vielen Dingen, wo er dessen bedarf, unberaten. Ich fühle, es ist unsere Pflicht ihm aus dieser Lage heraus zu helfen und wenn ich sage unsere Pflicht, so denke ich Ihnen, lieber Freund, allerdings den schwereren Teil dabei zu. Müller hat mir von einer Möglichkeit gesprochen, an Moy's Stelle nach München zu kommen. Diese bloße Möglichkeit hat mich so erfreut, daß ich mich mit aller Macht daranklammere. Ich möchte auch, selbst wenn sie nicht in Erfüllung gehen könnte, auf einen anderen Ausweg sinnen, dem Schicksal, vielmehr der Bestimmung Müllers die natürliche Richtung zu geben. Man müßte ihn in München nicht mit Kollegien überladen; ihn aber für vorkommende Gelegenheiten, für bestimmte einzelne Aufgaben in Bereitschaft halten. Ich bin überzeugt, ganz fest überzeugt, Herr von Abel würde es nicht bereuen, wenn er ihn in dieser Weise zur Hand hätte und Müller seinerseits hat die Eigentümlichkeit, daß er gerne gerade so in zweiter Linie tätig ist. Wenn er gesund



bleibt und finanziell nicht allzusehr beschränkt und bedrängt, können wir gewiß mit ihm Ehre einlegen; aber die Stellung muß darnach eingerichtet sein; er muß in Reih' und Glied gestellt werden, damit er sich weder allzuferne Exkursionen in die Vor- und Unterwelt noch auch in politischen Dingen geniale Unarten (die Freund Arndts Teufeleien nennt) ohne Not in den Sinn kommen läßt. Doch wem sage ich das Alles? Ich bringe es nur bei Ihnen in Erinnerung; denn ich glaube, wir sind alle darüber einig. Tun Sie aber, was Sie können, und denken Sie dabei, daß Sie es auch mir zu Liebe tun — sowie ich hochmütig genug bin zu glauben, daß ich es der guten Sache wegen wünsche.

Ich bin Ihren dortigen Angelegenheiten mit ziemlicher Aufmerksamkeit gefolgt. Der Gang der Dinge bei Ihnen kann jetzt erst wieder von großer Wichtigkeit für uns werden. Seit der Streit der Geister durch die holsteinische Agitation vom konfessionellen Gebiete ab wieder mehr auf ein rein politisches Feld verpflanzt worden, gestalten sich die Parteien wieder ganz anders. Jetzt ist ein Augenblick, wo man gewissen mächtigen Gegnern wieder mit einmal viel verlorenes Terrain abgewinnen könnte. Doch weit entfernt zu belehren, wollen wir von Ihnen dort absehen und nachmachen oder mitmachen.

Kommen Sie nicht einmal wieder an den Rhein? Die Ferien sind nahe. Im September haben wir hier in Frankfurt den historischen Kongreß. Machen Sie doch, daß Zuzug von München kommt! Die unverschämten Berliner, wie Waitz, sollen doch nicht absolut die Herren hier spielen. Ob ich selbst mich dabei soll blicken lassen, weiß ich nicht; ich kann mich eigentlich nicht recht legitimieren. Es wäre mir aber alles Ernstes lieb, wenn Böhmer nicht gar zu sehr von allen Süddeutschen abgeschnitten und von den anderen umsponnen würde.

Fast hätte ich Ihnen vergessen zu sagen, daß ich seit 6 Wochen ein respektabler Vater von 7 Kindern bin, 3 Mädchen, 4 Buben, Gott sei Dank, Alles wohl.

Seit Sie Würzburg verlassen haben, bekomme ich keines



von Ihren schönen und belehrenden Programmen mehr zu sehen, denn hoffentlich setzen Sie die guten Gewohnheiten fort.

Von ganzem Herzen

Ihr ergebener Freund

M. von Gagern.

6. König Max II. an Staatsrat von Abel. 27. Dec. 1848.

„Lasaulx, welcher für die Trias oder ein Kollektivoberhaupt gestimmt haben würde, soll in Frankfurt abwesend sein. Es wäre Mir sehr erwünscht, wenn Sie, Herr Gesandter, Lasaulx dazu bestimmen würden, an dieser wichtigen Beratung Teil zu nehmen.“

7. König Max II. an Staatsrat von Abel. 10. Januar 1849.

„Ich sende Ihnen in der Anlage einen Bericht Xylanders, worin derselbe die Abwesenheit des x. Lasaulx von Frankfurt während der Beratung der Oberhauptsfrage im Ausschusse zu wiederholten Malen sehr bedauert. Wenn Sie denselben eingesehen, wünsche Ich ihn zurück zu erhalten .... Mit bekannten Gesinnungen

Ihr wohlgewogener König

Max.

8. Der bayerische Gesandte in Rom Graf Spaur an Minister von Abel.

E. E.

Durch meine Vermählung mit der Witwe des Engländers Dodwell bin ich in den Besitz seiner in der archäologischen Welt sehr bekannten und wertvollen Sammlung griechischer und ägyptischer Antiquitäten gelangt. Während des Sommers 1837 trat Professor Lasaulx mit mir in Unterhandlung um meine Antiquitäten Sammlung für die Universität Würzburg zu erwerben. Ich verlangte 12000, später von dem Wunsche beseelt, diese schöne Sammlung meinem Vaterlande zu erhalten, nur 11000 fl. Die Akademie der Künste forderte von dem in Rom wohnhaften Sekretär d. A. M. Wagner Gutachten über die Sammlung ein.

Seit dieser Zeit ruht die Sache und ich habe meinerseits günstige Kaufsanträge der Universität Löwen und des britischen Museums abgelehnt, da ich mit Würzburg in Unterhandlung war.



Ich bitte nun E. E. die Universität Würzburg zu einer bestimmten Erklärung über den Ankauf meiner Sammlung zu vermögen.

Rom, 30. Okt. 1838. Karl Graf Spaur.

9. Amann an Staatsrat von Abel.

Rosenheim, 25. März 1849.

Gnädiger Herr!

Meinem gegebenen Worte getreu erlaube ich mir Ew. Gnaden folgende Mitteilungen zu machen.

Die Verbreitung und Einzeichnung zum Verein für konstitutionelle Monarchie geht ihren geregelten Gang, so daß die Zahl der Beigetretenen ca. 1000 für den hiesigen Gerichtsbezirk betragen kann, nach meiner Berechnung und dem guten Willen der Bevölkerung dürfte unser Distriktsverein an 4000 Mitglieder stark werden. Wie alles Gute Kampf braucht, geht es auch mir, die Roten und Demokraten bieten alles auf hier Boden zu gewinnen, List, Trug und Überredung wird angewendet. Wäre die Sache nicht eine so große Notwendigkeit, so möchte einem bei den Verfolgungen, die ich zu dulden habe, die Lust zu einem solchem Unternehmen vergehen.

Ich kann auch nicht umhin Ew. Gnaden ein Bild von den Gesinnungen unserer Gegend zu geben. Da nun der Märzenrausch von 1848 verflogen, das Land und die Krone ihre Rechte zu verlieren fürchten müssen, so kehrt auch bei manchen sog. Deutschtümlern die Sehnsucht nach einem unabhängigen Bayern, wie es früher war, zurück und eben diese Gesinnung ist es, die im Gebirge herrscht: man schämt sich einer Abhängigkeit von der Doktorenversammlung zu Frankfurt, „wir haben unsern König und brauchen keinen Oberherrn", so höre ich von den Gebirgssöhnen. In Bezug auf die Grundrechte und die Freizügigkeit kann ich auf Ehre versichern, daß allenfalsigen Einwanderern besonders fremder Konfession und Juden nicht nur die Aufnahme versagt, sondern dieselben mit Gewalt ausgetrieben werden. Sehr schmerzlich fällt es mir zu bemerken,



daß die Behörden Augen haben und nicht sehen; wäre nur einiger Schutz gegen die Verbreiter schlechter Schriften, so wäre es leichter, allein eine nur gemachte Anregung brachte mir die Antwort, man könne nicht einschreiten, sowie ein anderer mir sagte, ich sollte Sachen, die mich nicht angingen, ihren Weg gehen lassen.

Gnädiger Herr! Da jetzt das Volk zu reden gedenkt und zu Lügnern machen wird die elenden Demokraten mit ihren hohlen Versprechungen, so bitte ich um Aufklärung, ob die Regierung kräftig genug ist, Frankfurt gegenüber die Rechte des Landes und der Krone zu vertreten oder wie überhaupt dort ein entschiedenes Auftreten des Volkes gegen die Frankfurter betrachtet werden wird. Noch stehet die bayerische Verfassung und besser dürfte es sein, jetzt zu handeln, um so mehr, da alles einen schwarz-gelben Kaiser haßt und einen schwarz-weißen detto verwünscht! Ich und viele Tausende sind bereit, für unser altes Königshaus, unsere Unabhängigkeit unser Blut freudig hinzugeben, allein die Regierung scheint uns 1.) nicht einig, 2.) nicht kräftig genug zu sein. Wir sind überzeugt, die Einheit Deutschlands ist nur der Vorhang, hinter dem die Dame Republik steckt und die Schwächung der teutschen Staaten, besonders Bayerns, die Übergangsbrücke hiezu.

Getreu unsern Grundsätzen wird das Volk reden und wirken, damit Niemand sagen könne, es sei Aufhetzung von der Krone, von der Geistlichkeit oder den Ultramontanen; ein schnelles und kräftiges Handeln ist jetzt um so mehr Gebot als beim Nichtstun viele der Guten wankelmütig werden dürften.

Amann.

10. Graf Senfft an Staatsrat von Abel.

. . . . Mit dem Fürsten Schwarzenberg, dessen staatsmännischen Eigenschaften ich volle Bewunderung zolle und auf welche alle meine Hoffnungen für Österreichs Zukunft gegründet sind, stehe ich zwar in keinem direkten Geschäftsverkehr; allein durch einen einsichtsvollen und zuverlässigen Freund, der ihm nahesteht, kann ich jede vertrauliche Mitteilung an ihn gelangen lassen, und so wird der so wichtige Inhalt Ihres Schreibens

noch heute vor seiner Abreise nach Olmütz zu seiner Kenntnis gebracht werden. In Bezug auf den von Ihnen ausgedrückten Wunsch, es möge eine entschiedene Erklärung von seiten Österreichs erfolgen, vernahm ich die Äußerung: „Diese erhält man nun!“ Preußens Hegemonie wäre für diese Macht selbst das Hemd des Nessus. Wenn man dem mit Erfolg entgegenwirkt, so bewahrt man sie vor einem Selbstmord, dessen Folgen freilich für die Nachbarn wie für die gesamte gesellschaftliche Ordnung höchst unheilbringend wären. Österreich hat sich aus der Tiefe eines Abgrundes von Verwirrung und Schmach erhoben. Wundervoll war dabei das Walten der Vorsehung. Wie haben sich seit vier Monaten gerade für unsern Bedarf die geeigneten Männer von ganz verschiedenen Charakteren, aber beseelt und vereint, von demselben reinen Patriotismus gefunden. Digitus Dei!

Ich hege die Hoffnung, daß die österreichische Regierung auch in kirchlichen Dingen eine neue und korrekte Bahn festen Tritts einschlagen werde. Darin haben Sie in Bayern einen unberechenbaren Vorteil: einen trefflichen Episkopat — das Werk Ihrer vormaligen Wirksamkeit. Wir haben nur einige wenige, die sich mit Ihren Bischöfen vergleichen können. . . .

Wien, 1. Februar 1849. Senfft.

XXXIII.

Zur See nach Nauplia.[1])

(Von Suebimontanus. Rottweil a. N.).

VI. Die Schifferinseln. Am Ziel.

Fast ausschließlich mit Poros beschäftigt, sind wir der peloponnesischen Festlandsküste einiges schuldig geblieben. Sie läßt sich nicht länger ignorieren. Vor uns dehnt sich die bergige Landschaft Trozenia aus, begrenzt von einem schmalen Streifen angeschwemmten Landes, der, flach und wagrecht wie ein Bretterboden, nordwärts in die versumpfte,

---

1) S. Bd. 161 S. 746 ff.

fieberverseuchte Niederung einmündet, wo einst (bei dem heutigen Dorfe Damalá) die sagenberühmte, an Heiligtümern reiche Stadt Trozen sich erhob. Die Ausgrabungen haben hier recht dürftige Ergebnisse zu Tage gefördert. Der Südteil der Strandebene, den wir eben passieren, ist von wahrhaft tropischer Fruchtbarkeit. Dort, der Stadt Poros schräg gegenüber, träumt, in einen Urwald von Fruchtbäumen eingebettet, das als Sommeraufenthalt vielbesuchte Dorf Gálata. Ein Erdenparadies. Lauter lockende, winkende, strotzende Schönheit und Fülle inmitten der weithin ausgebrannten, sommerdürren Natur. Man ist erstaunt und erfreut. Das reisemüde Auge erfrischt sich herzhaft an dem saftigen Blättergewoge, das alle Schattierungen aufweist. Ernstgrün die weiten Orangen- und Zitronengärten, hell und spiegelnd die runden, breiten Häupter der Feigenbäume, freundlich licht auch die strauchartigen Weinkulturen, schwarz das Grabesdunkel der Zypressen, die hier, wie immer, einen strengen, vornehmen Zug in die Landschaft hineintragen. Und über dieses Gemisch der zartesten Tinten ist der mattsilberige Schleier der Oliven gebreitet. Solch herrliches Zeugungswunder bewirken die zahlreichen Brunnen und Schöpfwerke, die diesen Küstenstrich sorgfältig berieseln, bewirkt vor allem auch das Meer, das naturgemäß über der fetten Mutterkrume dieses bergumhegten Landes eine wasserdampf-gesättigte Treibhausatmosphäre herstellt. Wie es in der grauen Vorzeit gewesen, läßt uns die Sage erkennen, Poseidon habe den trozenischen Strand unter Wasser gesetzt und die Samenkörner und Pflanzenwurzeln im Schoße der Erde ertötet, bis man ihn, den Wachstumbeförderer, durch Gebet und Opfer versöhnte (Paus. II 32).

Aber nicht nur in die quellende Pracht dieses meerentstiegenen Küstensaumes hat der Mythus seine hellen und dunklen Fäden hineingewoben. Das ganze trozenische Land summt von unsterblichen Sagen wie eine Muschel, die das Rauschen des Meeres in sich fortklingen läßt, bis sie selber zerbricht. Eine versunkene Welt taucht vor dem Geiste auf,



wenn das Ohr in dieses tönende Geheimnis hineinlauscht. Auf trozenischem Boden stand die Wiege des jonischen Nationalhelden Theseus, der „ein zweiter Herkules“ war (vgl. Plutarch, Theseus 29). Einst kehrte der athenische König Ägeus ein bei Pittheus, dem Gründer und Herrscher von Trozen. Dessen Tochter Äthra gebar dem fürstlichen Gaste einen Sohn. Dort oben in den Bergen am Wege, der nach Hermione führt, versteckte der Vater beim Abschied unter einem Felsblock Schwert und Schuhe und trug der Prinzessin auf, ihm den Sohn nach Athen nachzusenden, sobald er die Kraft besäße den schweren Stein wegzuwälzen und die Erkennungszeichen hervorzuholen. In der Enge und Hut des großväterlichen Hauses entwickelte sich Theseus zum Helden jüngling. Nicht unähnlich dem Bergkrystall, der, im Dunkel der Tiefe still und stetig gewachsen, der nachhelfenden Menschenhand nicht weiter bedarf, um seine Härte und durchsichtige Schönheit zu enthüllen, offenbarte der vornehme Bastard mit einem Male, wessen Blut in ihm floß, als Äthra zu der vom Vater angeordneten Kraft- und Echtheitsprobe schritt. Mit spielender Leichtigkeit hoben seine jugendstarken Arme den Felsblock und nun begann er von hier aus, trutzbegeistert, seinen Heldenlauf als einer von denen, die das Fürchten nicht kennen. Sein nächstes Ziel war Athen, seine zweite Heimat, die Stätte künftigen Wirkens und Herrschertums. Das hat ein tieferen Sinn. Wie die Gleichheit des Gesteins die ursprüngliche Zusammengehörigkeit räumlich weit auseinandergelegener Inseln beweist, so deutet dieser Zug der Sage auf die uralte Verschwisterung von Athen und Trozen. Beide hatten von Haus aus jonische Bevölkerung und auch der späteren Dorisierung scheint es nicht gelungen zu sein das jonische Element völlig aufzusaugen. Im Gefolge des Theseus wanderten noch zwei andere Sagengestalten aus Trozen in Attika ein, die dann von hier aus ihren Gang durch die Welt angetreten haben: Hippolyt und Phädra. Dem trozenischen Phädramythus liegt das allgemein menschliche, an keinen Ort und keine Zeit gebundene Motiv



der biblischen Putiphargeschichte zu Grunde, nur noch skandalöser gefärbt und mit viel tragischerem Ausgang. Theseus' Gattin Phädra ist von verzehrender Liebe zu ihrem schönen Stiefsohn Hippolytos ergriffen. Dieser, der jungfräulichen Artemis Verehrer und dem edlen Waidwerk ergeben, ist ein spröder Verächter der Liebe. Mit Entrüstung weist er den verbrecherischen Antrag seiner Stiefmutter zurück. Verzweiflung und Angst vor dem Skandal treiben das liebeskranke Weib in den Tod. Phädra hängt sich auf („in Schönheit sterben" ist eine moderne Erfindung), nachdem sie aus Rache brieflich den unschuldigen Jüngling bei ihrem Gatten des versuchten Anschlages auf seine und ihre Ehre verdächtigt hatte. Hippolyt, von seinem Vater verflucht, geht gleichfalls elend zu Grunde: Poseidon sendet einen Stier, der seine Rosse scheu macht, und der Arme wird zu Tode geschleift.

Hippolyt erscheint in der Sage als ein Menschenwesen von herber, strenger Keuschheit an Leib und Seele, das für seine Unschuld stirbt, vielleicht das reinste Geschöpf, das der griechischen Volksphantasie gelungen ist. Aber Hippolyt der Sage ist nicht Hippolyt der Dichtung, oder richtiger gesagt: der attische Dichter Euripides, der aus dem mythischen Urstoff ein Seelengemälde von wunderbarer Feinheit herauszuarbeiten wußte, hat den Hippolyt der Sage genauer interpretiert und erst recht verstehen gelehrt. Auch bei ihm ist er der Typus des keuschen Jünglings, der sich schon von unlauteren Worten anderer besudelt fühlt (Vers 655), frei von den Schwächen und Gebrechen, deren Erbe das Fleisch ist, lilienrein und tugendhaft, aber er ist auch tugendstolz und in sein Ich verliebt, über alle Welt sich erhaben dünkend, von unliebenswürdiger, eiskalter Selbstgerechtigkeit (991 ff.). Es schlägt in Wahrheit kein großes, freies, warmes Herz in seiner Brust; sein Haß gegen alles, was Weib heißt, macht sich in wilden, halbblasphemischen Worten Luft:

Zeus, warum mußtest Du das Weib erschaffen?
Ein Übel ist's von falschgemünztem Glanz.



Wenn Du das Menschenvolk fortpflanzen wolltest,
So hättest Du des Weibs entraten sollen.
Wir konnten ja für Silber, Gold und Erz
Aus Deinen Tempeln uns die Knäblein kaufen,
Dem Wert entsprechend ihren Preis erlegend,
Und ohne Frauen frei zu Hause wohnen. (616 ff. Wil.).

Hippolytos ist beides, Tugendheld und Tugendbold, und beides ist er, weil er muß, weil seine Naturanlage ihn dazu bestimmt hat. Das mindert seine Schuld wie sein Verdienst. Mit einem Worte: dieser Hippolyt ist kein überwindender Asket, kein unkanonisierter Heiliger — so wenig als Phädra eine Teufelin ist. Bei ihr ist neben dem psychologischen Beurteiler eigentlich auch der Psychiater zuständig. Ist sie doch die Tochter der Pasiphaë, der scheusäligen, grotesk perversen Königin von Kreta; daher hat sie als erblich belastet zu gelten. Ihre Schuld reicht in ihre Erblichkeitsverhältnisse zurück. Der antike Dichter kehrt natürlich diese Tatsache nicht heraus; aber wir Erleuchteten von heute müßten diese Diagnose stellen zu ihrer — Entlastung. Denn im Grunde ist Phädra kein Weib von gemeiner Gesinnung (419 ff.). Der Fieberdurst unreiner Liebe verzehrt das Mark ihres Leibes wie ihrer Seele. Aber sie erkennt, daß ihr wundes Herz nur mit dem bitteren Kräutlein der Entsagung zu heilen ist. Sie ringt mit der übermächtigen Leidenschaft und wie ein Vogelfuß in der Schlinge zuckt und zerrt und reibt sie sich blutig, um sich doch noch aus der klammernden Umstrickung von Schuld und Schicksal herauszuwinden. Wenn sie beim Anblick ihres zauberschönen Stiefsohnes der Verführung der Sinne erlag, so ist sie auch zum guten Teil nur das Opfer ihrer Natur und eines unentrinnbaren Geschickes geworden.

Mit der Dramatisierung der Hippolyt-Phädrasage hat Euripides ein Meisterwerk geschaffen, weltberühmt, nicht weltbekannt, von so vielen gepriesen, von so wenigen gelesen, in seiner ganzen Bedeutung und geschichtlichen Stellung kaum von den Zünftigen gewürdigt. Aus der Leidenschaft, die der griechische Tragiker in Phädras Herz entzündete, ist nach



einem Worte Pauls von St. Viktor die unlöschbare Flamme hervorgeschossen, welche seit Jahrhunderten alle Bühnen der Welt verzehrt. Eine stattliche Reihe guter wie schlechter Dichter nach ihm hat derselbe Stoff angezogen. Im Lauf der Zeit kam immer wieder einer und schmolz das euripideische Kunstwerk ein, um es nach seinem Bild und Gleichnis umzuformen und dem Gaumen der Epoche schmackhaft zu machen. Im Altertum hat es vor allem Seneka versucht. Wir besitzen eine „Phädra“ von ihm. Keine selbstleuchtende Sonne, ein Planet, der Licht und Wärme sich borgt. Mit Schaudern haben wir des Euripides Haßerguß gegen das Weib gelauscht, um recht kühl zu bleiben, wenn Seneka (V. 55 ff.) dem Griechen nachdeklamiert:

Sed dux malorum femina: haec scelerum artifex
Obsedit animos, huius incestis stupris
Fumant tot urbes, bella tot gentes gerunt
Et versa ab imo regna tot populos premunt.
Sileantur aliae: sola coniunx Aegei,
Medea, reddet feminas dirum genus.
— — — — — — — — — — —
Detestor omnes, horreo, fugio, execror.
Sit ratio, sit natura, sit dirus furor:
Odisse placuit. . . .

Frostige Verstandesbetrachtungen, dialogisierte Lesefrüchte. Der Mythus ist für Seneka stets nur das Gerüste, an dem er die Feuerwerkskörper seiner funkelnden Gedanken und Sentenzen befestigt. Immerhin sind mit ihm verglichen die meisten späteren Bearbeitungen des Phädramotivs minderwertige Kopien, fast lauter Pleonasmen, aus denen es blechern wie die Stimme des Phonographen heraustönt. Stichproben aus Pinelière (1635), Vidan (1675) und ihresgleichen werden jeden leicht davon überzeugen. Eine Ausnahme macht nur Racines Phèdre. Sie allein kann sich mit der euripideischen Phädra messen. Aber auch sie ist Fleisch von ihrem Fleisch, Bein von ihrem Bein, wie Racine selbst in seiner Vorrede genugsam betont hat (Je n'ai pas laissé d'enrichir ma pièce de tout ce qui m'a paru plus éclatant dans la sienne). Von Schiller mustergültig in



deutsche Blankverse übertragen, ist sie ein Bestandteil auch der deutschen Literatur geworden. Es hat Leute gegeben, die da glaubten, daß Racine das „alte tote Zeug" längst überwunden habe.[1]) Allein der Franzose hat so wenig wie irgend ein anderer Spätling den griechischen Dichtergenius erreicht, geschweige denn übertroffen.[2]) Und selbst wer die Schönheit und Größe der Gesamtdichtung nicht zu würdigen wüßte, wird sich heute noch erfreuen an den Goldkörnern von ewigem Glanz, die in dem breiten Strom auch dem blödesten Auge sichtbar werden.

> Ja es ist wahr, wie köstlich auch das Leben,
> Eins wiegt es auf, die Reinheit des Gewissens.
> Und einmal kommt der Tag, wo jedem Sünder
> Die Zeit den Spiegel, wie den eitlen Mädchen,
> Vors Antlitz hält — o komm er nie für mich! (V. 426 ff. Wil.)
>
> Das ist es, was im Haus und Staat das Glück
> Vernichtet, diese nur zu süßen Reden.
> Es soll das Wort nicht unseren Ohren schmeicheln,
> Es soll uns lehren Rühmliches zu tun. (V. 486 ff.)
>
> Denn unser höchster Schatz die Unschuld ist — (V. 1302.)

Das sind gewiß Töne, die auch ein christliches Ohr aufhorchen machen. Mochte der Stoff, den Euripides in der Sage vorfand, so verfänglich als nur möglich sein, sein sicherer Takt, sein überlegener Kunstsinn hat es verstanden, aus dem gifthauchenden Abgrund einen kostbaren Schatz von Gedanken, Stimmungen und sittlichen Lehren zu bergen, und so mit der ganzen tragischen Wucht irrender, kämpfender und untergehender Menschenleben die Herzen von Grund aus zu erschüttern. „Jedenfalls steht der heidnische Dichter auch hier hoch über jenen Modernen, welche die neuere Bühne mit den nichtswürdigsten Ehebruchsgeschichten überflutet haben" (A. Baumgartner S. J.).

1) So Voltaire, La Harpe u. a. Vergl. auch Wilamowitz vor seiner Ausgabe. Berlin 1891 S. 54 A. 1.

2) A. W. Schlegel, Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide (Oeuvres II 333 ff.) Paris 1807, der übrigens die Vorzüge des Euripides entschieden übertreibt.



Die Hippolytsage hat es auch den bildenden Künsten angetan. Namentlich die Sarkophagplastik hat sich dieses Motivs bemächtigt. Begreiflicherweise. Ein Jüngling von Geblüt, in der Vollkraft der Jahre, frisch und fromm, froh und frei sich seines harmlosen Lebens freuend — ein herrliches Weib, auf der Menschheit Höhen wandelnd, mit allen äußeren Gütern im Überfluß gesegnet, und beide gleich jäh und von demselben Blitzschlag gefällt und zerspellt: konnte es eine durchsichtigere und eindringlichere Symbolik geben für die Flüchtigkeit und Nichtigkeit auch des herrlichsten Daseins, für den Gewinn des Sterbens, das die Lebensqual gegen einen ewigen Frieden eintauscht? Abgesehen von dem im Einzelfall nicht mehr zu kontrollierenden Bestreben, zwischen dem Charakter und Lebensschicksal der Verstorbenen und dem der beiden Sagengestalten eine Gleichung herzustellen, mag auch die Berühmtheit und Popularität des Mythus die Steinmetzen und Bildhauer jeweils zu ihrer Darstellung mitbestimmt haben. Sagt doch schon Pausanias (I 22, 1): Bekannt ist auch jedem Barbaren, der nur griechisch gelernt hat, die Liebe der Phädra. Es ist eine verblüffend große Zahl aus dem Altertum stammender, mehr oder weniger gut erhaltener Marmorsärge, die mit Szenen der Hippolytsage geschmückt sind. Sie hängen unverkennbar samt und sonders von der Tragödie des Euripides ab. Der prächtigsten einer steht wie ein Prediger aus der Welt des Heidentums im Dom zu Girgenti. (Denkst Du noch, mein bester Don Alfonso, der linden Frühlingssternennacht, wo wir den Zutritt keck erzwangen und uns der trinkgeldlüsterne Sakristan, mit seinem großen Kirchenlicht den sarcofago di Fedra grell erleuchtend, hinter verschlossenen Türen ein archäologisches Privatissimum gelesen hat, indes unheimlich, als wollte man die Eindringlinge lynchen, eine Rotte unreifer Bengel draußen an der Mauer tobte? Und wie sie dir hernach mit ihrem Brüllen ein ganz klein wenig „die Pferde scheu gemacht", wie einst dem Hippolyt der Stier?).

Und nun lenken wir den Blick zu dem kleinen, weltver=



gessenen Trozenien zurück! Welch gewaltige Perspektive, wie eine schimmernde Spur die Jahrhunderte durchziehend, hat von hier aus sich vor uns aufgetan! Wieder ist uns an einem besonders einfachen und ergiebigen Lehrfall die unerschöpfliche Keimkraft der alten griechischen Kultur deutlich geworden. Immer lauter und häufiger wird die Forderung gestellt, der vorwärtsschauenden Betrachtungsweise in der klassischen Philologie zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen, die lückenlose Fort- und Fernwirkung antiker Bildungselemente, Ideen und Schriftwerke durch die Abfolge der Zeiten bis in ihre äußersten Strahlungen zu verfolgen und bloßzulegen. Die griechische Kultur, sie ist erloschen, wie eine Lampe. Aber es brennen noch viele Flämmchen in der Welt, die alle mit ihrem Öle gespeist sind.

* * *

In Poros war eine wimmelnde Schar von teilweise recht zarten Knaben und Jünglingen mit sonnverbrannten Gesichtern, aus denen wildstolze, beerschwarze Augen herausblitzten, an Bord gestiegen. Alle in der hellbraunen Uniform des griechischen Militärs. Jeder hatte eine Stofftasche umgehängt, die Proviant, vornehmlich Zitronen und andere Früchte sowie ein schlohweißes, angeblich sehr feines Kommißbrot enthielt. Von diesem wurde mir eine Kostprobe angeboten, meiner Magenverhältnisse wegen mußte ich aber dankend ablehnen. Ein Teil lagerte sich sofort auf dem platten Boden des Schiffsdecks, wo immer ein trockenes, nicht schon von der Seekrankheit besetztes Plätzchen übrig war. Es war, als hätte sich ein müder Vogelschwarm auf der Wanderung gen Süden schwirrend zwischen uns niedergelassen. Das Gefühl der Beengtheit wuchs ins Unbehagliche. Mit der Zeit begannen einzelne aus Leibeskräften an grasgrünen Zitronen zu saugen und zu nagen, was, wie ich mir sagen ließ, in Griechenland allgemein als wirksames Mittel gegen die Seekrankheit gilt. Ihrer außerordentlichen Lebhaftigkeit und Beweglichkeit zum Trotz betrugen sich alle

ohne Ausnahme artig. Ich konnte aber das Gefühl nicht los werden, als krabbelten gezähmte Raubtierjungen um mich herum, die einen scharfen Wildgeruch ausströmten. Sobald sie mit einiger Sicherheit in mir den Fremden gewittert hatten, wurde ihre Neugierde wach. Erst forschende, auch mißtrauische und feindselig stechende Blicke, dann langsame Annäherung einiger Waghälse, bis sie mich schließlich gruppenweise umringten, ohne indes unangenehm zudringlich zu werden. Ihr Hauptführer und Vorgesetzter verstand die Kunst, das wilde Blut unter die Herrschaft seines Auges zu beugen. Ein Wink von ihm genügte, um allzu Vorwitzige oder Vorlaute zur Zurückhaltung zu veranlassen. Eines der älteren Semester fragte mich in landesüblicher Weise nach meiner Heimat. Ich nannte Schwabens Hauptstadt. Wohl Stuttgart mit Straßburg verwechselnd, platzte er schnellfertig und triumphierend heraus: *ʼΑ ναί! Πλησίον τοῦ Μέτσ τῆς ʼΑλσατίας-Λοταριγγίας* (Ach ja! Bei Metz in Elsaß-Lothringen). Seine Kameraden staunten mit offenem Mund über diese geographische Glanzleistung, die ich natürlich gerne und ohne jede Korrektur gelten ließ, schon um den naiven Stolz des jungen Menschen nicht grausam zu enttäuschen. Ich brannte darauf zu vernehmen, was es mit dem fahrenden Völkchen für eine Bewandtnis habe. Sein trauriges Los ist rasch erzählt. Griechensöhne sind es, deren Väter von bulgarischen Komidatschis in Mazedonien, dem Dorado des Rassenhasses, ermordet wurden. Lauter Waisen und Halbwaisen, die in einer öffentlichen Anstalt (*Ὀρφανοτροφεῖον ἐθνικόν*) zu Athen auf Staatskosten erzogen werden. Daher auf ihren Mützen das Monogramm *OE*. Hier werden sie entsprechend ihren Neigungen und Talenten für die verschiedensten Berufe ausgebildet, um wo möglich später wieder als Pioniere des Hellenentums in die völkische Diaspora, besonders Mazedoniens, hinauszugehen. Sie wurden denn auch von meinem Athener Universitätsdozenten pathetisch *ἐθνικοὶ ἀπόστολοι* (nationale Sendboten) genannt. Eben waren sie auf einer Sommertour

begriffen, um sich zu vergnügen und ihr geliebtes Griechenland zu sehen, vielleicht auch, wie mir scheinen wollte, um ein Tröpfchen Öl in das Feuer der irredentistischen Begeisterung zu gießen. Der Direktor (διευθυντής) des Hauses begleitete sie, eine würdige, mildernste Patriarchengestalt mit weißem, waldigem Vollbart und lang herabwallendem Haupthaar. Seine Kleidung stimmte zu seiner sonstigen Erscheinung. Er trug einen schwarzen, mit einer hellblauen Schärpe zusammengehaltenen Talar von tadelloser Sauberkeit und auf dem Kopf die hohe Popenmütze. Ich hatte die Ehre ihm vorgestellt zu werden.

Das Gespräch wandte sich nach wenigen Worten der Lage und dem Schicksal der mazedonischen Griechen zu. Alle Gesichter legten sich in die Falten des Ernstes. Aber trotz bitterer Anklagen gegen bulgarische Verlogenheit und Rechtsverletzung kein Überschäumen des Affekts, keine weitschweifige Debatte, vor allem keine ernsthafte Erörterung der Schuldfrage, die allerdings, durch die Brille objektiver Geschichtsbetrachtung gesehen, nicht sonderlich günstig liegt für die Griechen. Sie haben Wut gesäet und Blut geerntet. Der griechisch-bulgarische Gegensatz ist wohl an die tausend Jahre alt. Zur Unversöhnlichkeit aber steigerte er sich, als die Griechen anfingen, wider alles Recht und unter Mißachtung jahrhundertelanger Überlieferung die slavisch-bulgarischen Bistümer dem ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel zu unterwerfen, und ihre kirchliche Vormachtstellung dazu mißbrauchten, dem bulgarischen Volke die nötigsten Schulen zu verweigern und so langsam seine nationale Eigenart zu rauben. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa setzte die bulgarische Reaktion mit elementarer Gewalt ein. Im Jahre 1870 wurde die Gründung einer selbständigen bulgarischen Kirche durchgesetzt. Ihr Oberhaupt wurde (statt des bisherigen Patriarchen) ein Exarch, der in Ortaköi bei Konstantinopel seinen Sitz hat. Bei dieser Regelung der kirchlichen Verhältnisse blieb es, auch als aus dem russisch-türkischen Krieg (1878) ein unabhängiges Bulgarien hervor-



gegangen war. Es wäre nur natürlich gewesen, wenn man jetzt die Residenz des kirchlichen Oberhirten nach dem neugegründeten Fürstentum Bulgarien verlegt hätte. Aber da richtete sich ein gewaltiges Hindernis auf: die „unerlösten" Volksgenossen Mazedoniens. Sie wollte und durfte man nicht aus der kirchlichen Gemeinschaft hinausstoßen. Zwischen Bulgaren und Griechen entbrannten nunmehr in Mazedonien d. h. in den ehemaligen türkischen Vilajets Saloniki, Bitolia-Monastir und Kossowo um den kirchlich-nationalen Besitzstand die wildesten, nicht endenwollende Kämpfe. Die heimzahlende Vernichtungsgier der Bulgaren kannte keine Grenzen. Die Griechen zogen im allgemeinen so sehr den Kürzeren, daß ihre Ausmordung fast nur noch eine Frage der Zeit war. Da kam das Weltuntergangsgewitter des jetzigen Krieges. Es werde das Antlitz der Erde erneuern, heißt es. Müssen dann nicht alle Menschen- und Griechenfreunde aufs bestimmteste erwarten, daß endlich auch im mazedonischen Hexenkessel gerechtere und gesündere Verhältnisse, Ruhe, Ordnung und Sicherheit geschaffen werden? Quod medicamenta non sanant, sanat ferrum. Man hat sich der rumänischen Juden so ritterlich angenommen und unter der Ägide des mächtigen Deutschen Reiches ihre Menschenrechte im Frieden von Bukarest verankert. Sollten die christlichen Minoritäten des Balkan nicht Anspruch haben auf die gleiche Liebe und ähnlichen Rechtsschutz? Schon die Klugheit verlangt sich in diesem Fall auf die Seite der Besiegten zu stellen und dafür zu sorgen, daß nie mehr in Griechenland Kinder ermordeter mazedonischer Hellenen rudelweise spazierengeführt und zur Schau gestellt werden können. Mazedonien ist von je der Mühlstein am Halse des „kranken Mannes" gewesen. Er ist ihn glücklich los. Soll sich künftig Mitteleuropa mit ihm schleppen, wenn jetzt die wohl nicht so bald wiederkehrende Gelegenheit verpaßt wird zu einem gründlichen Kehraus?

(Fortsetzung folgt.)



XXXIV.

Auch der Pädagoge Foerster gefährlich?

Von Univ.-Prof. Dr. Göttler, München.[1])

Es ist nicht das erste Mal, daß von kirchlicher Seite, katholischer wie protestantischer, vor Foerster gewarnt wird. Ich erinnere hier nur an die Bedenken, die im Anschluß an „Autorität und Freiheit“ laut geworden sind, an die eindringlichen Warnungen Schramls in den „Historisch-politischen Blättern“[2]) oder Stephinskys Abhandlung im „Pastor bonus“, Jahrg. 1916, Heft 1—4. Damals fürchtete man meist nur die Wirkung der Methode, die Foerster für moralpädagogische Belehrung der Jugend vorschlug und in Beispielen zeigte. Nunmehr sind die Bedenken viel grundsätzlicher geworden: Foersters Stellung zum Christentum, ja zur Religion überhaupt und seine Stellung zur Heimat, zur vaterländischen Kultur sind zum Problem geworden. Während in weitesten Kreisen die Meinung herrschte, Foerster bewege sich auf einer dem Christentum, ja dem Katholizismus sich nähernden Bahn, glaubten jüngst Autoren von Ansehen feststellen zu können, daß Foersters religiöser Standpunkt nicht blos unvereinbar sei mit wahrem Christentum, sondern im Gegensatz stehe zu jedem Begriff von Religion, wie er bisher in der ganzen abendländischen (kontinentalen) Philosophie festgehalten worden sei. Ich meine vor allem die beiden Broschüren des Hamburger Pastors Büchsel[3]) und des Regensburger Domdekans Dr. Franz X. Kiefl.[4]) Büchsel hat an Foerster auszustellen, daß er in den Angelpunkten seines pädagogischen Denkens trotz aller anerkennenden Worte für Wert und Bedeutung religiöser und christlicher Lehren

---

1) Audiatur et altera pars. Die Schriftleitung.

2) Vgl. Band 148 (1911) S. 290 ff. u. 527 ff, Band 150 (1912) 653 ff., Band 151 (1913) S. 410 ff.

3) Büchsel Hermann, Fr. W. Foersters Erziehungsgedanken im Lichte Lutherischer Heilsverkündigung; Hamburg 1917.

4) Kiefl, Fr. W. Foersters Stellung zum Christentum, Donauwörth 1918. (Ein erweiterter S. A. aus Pharus, IX. Band [1918] I. Heft 5/6.)



es fehlen lasse an einem klaren Bekenntnis zu den christlichen Fundamentalartikeln (in altlutherischer Auffassung): Sünde eine Beleidigung Gottes, nicht blos ein Abfall vom Ideal; deren Folge der Zorn und die Strafe Gottes, nicht blos ein Heil- und Besserungsmittel im Interesse der sittlichen Aufwärtsentwicklung des Fehlenden; Jesus Christus nicht blos ein heroisches Vorbild, sondern der durch seinen Tod stellvertretend für unsere Schuld genugtuende und auferstandene Erlöser; Rechtfertigung ein freies Werk der Gnade Gottes; die guten Werke ein Auswirken der dankbaren Liebe gegen die Liebe des Erlösers, nicht aber ein Werk des durch die „Pädagogik der Ermutigung“, durch Weckung des Ehr- und Selbstgefühles befreiten Restes guter Kräfte des höheren Ich. Bezüglich der letztgenannten Punkte macht ja Büchsel im einzelnen mancherlei Zugeständnisse. Aber in den beiden ersten Punkten habe Foerster die Pflicht die ganze Wahrheit zu sagen. Die Entschuldigung, Foerster schreibe für moderne Menschen, welche dieselbe nicht vertragen würden, läßt Büchsel nicht gelten: „Es handelt sich nicht darum, wer uns hört und wie es auf diese Hörer wirkt, sondern darum, was ewige Wahrheit ist. Und wenn das die ewige Wahrheit ist, daß ich, so wie ich von Natur bin, in meinem ganzen Leben unter dem Zorn Gottes stehe, und man sagt mir das nicht aus irgend welcher Rücksicht — dann versündigt man sich an mir“ (S. 8). Der Hauptsache nach wegen solchen sträflichen Schweigens wird schließlich über Foerster das Urteil gesprochen: Idealist, aber kein Christ. Und diese idealistische Selbstbehauptung, diese stoische Autarkie, dieser vollendete Widerspruch des wahren Christentums kann auch nicht einmal Vorstufe, Unterbau einer christlichen Erziehung sein. Dem christlichen Erzieher könne Foerster keine wirkliche Hilfe bieten. So Büchsel.[1])

Viel weiter noch kommt Kiefl in der Suche nach den

1) Diese ursprünglich als Vortrag in einer Versammlung des Evangelischen Erziehungsamtes der „Inneren Mission“ zu Berlin am 4. Sept. 1917 dargebotenen Gedanken erfuhren in der anschließenden Diskussion nicht unerheblichen Widerspruch.

philosophischen Grundlagen der Foersterschen Pädagogik. Er findet, daß Foerster in Bezug auf Religion Positivist und Pragmatist sei, d. h., daß er der Religion überhaupt jeden Selbstwert und Wahrheitswert aberkenne, sie nur als Mittel der Moralisierung gelten lasse, sie nur so viel und so lange etwas gelten lasse, als sie ein solches Mittel darstelle. Kiefl findet weiter, daß Foerster trotz aller Ausführungen über den unersetzlichen Wert der Religion für die Erziehung, trotz aller Lobeshymnen auf die katholische Kirche „einer der zielbewußtesten Förderer jener Bestrebungen sei, welche dahin gehen, den Religionsunterricht aus der Schule zu verdrängen und durch einen neutralen Moralunterricht zu ersetzen" (S. 22), daß außerdem Foersters Schrifttum „eine Verpflanzung anglo-amerikanischer Geisteskultur auf deutschen Boden sich zum Ziele setze" (S. 1). Es ist klar, daß, wenn diese Anschuldigungen zu Recht bestehen, ein „Foersterkult", d. h. wohl eine kritiklose Übernahme seiner Ansichten, wie er nach Kiefl in katholischen Kreisen sich ausgewachsen haben soll, „eine latente Gefahr für unser einheitliches deutsches und christliches Schulideal" (S. 28) darstellt. Es wäre dann wirklich schwer die psychologisch-methodischen Vorschläge Foersters, die in erster Linie das pädagogische Ansehen Foersters begründet haben, von den theoretischen Ansichten über Religion, Ethik, deutsche nationale Kultur und Schulverfassung zu scheiden, das eine ohne das andere aus seinen Schriften herauszunehmen; es wäre schwer, wenn auch nicht gerade unmöglich.

Wie steht es nun mit den Beweisen, die Kiefl für seine Anklagen bringt? Es ist selbstverständlich an dieser Stelle nicht möglich die Beweisführung in alle Einzelheiten zu verfolgen. Es kann sich nur darum handeln das Wesentliche herauszuheben und kritisch zu würdigen.

I.

Da ist denn, was die Beweisführung für die erste und prinzipiellste Aufstellung betrifft, zu gestehen, daß man zunächst gefangen genommen wird von der Gelehrsamkeit und



Literaturkenntnis, mit welcher uns Kiefl in Zusammenhänge philosophischer Systeme einführt, die dem deutschen Geistesleben nicht unmittelbar nahe stehen, nämlich des Positivismus eines Saint Simon, Auguste Comte und Herbert Spencer mit der pragmatischen Religionsphilosophie eines William James. Hat man sich jedoch von diesem ersten Eindruck etwas erholt und sieht nun genau zu, wie Kiefl zeigen will, daß auch Foerster in ihre Reihen gehört, so ist man nach einer andern Richtung erstaunt. Weil Foerster in ganz ähnlichen Ausdrücken wie Comte der katholischen Kirche Komplimente für ihre Erziehungsweisheit und ihre Erfolge mache, in ähnlicher Weise die Notwendigkeit einer Autorität und einer Institution zur Leitung und Führung der Gesellschaft auf dem Gebiete der Sittlichkeit dartue, sei die Vermutung berechtigt, daß Foerster gleich jenem die Kirche, ja alle Religion „mit Pauken und Trompeten zu Grabe geleiten" wolle. Und das tue Foerster wirklich, wie die zweite Anklage bezw. der Beweis für dieselbe zeigen will. Der sehr große und m. E. entscheidende Unterschied zwischen Comte und Foerster liegt nun aber doch darin, daß Comte in den angezogenen Ausführungen von der katholischen Kirche in der *Vergangenheit* (im Mittelalter) spricht, Foerster aber in seiner Schrift „Autorität und Freiheit" die *gegenwärtige* Kirche im Auge hat. Und da sind es nun wahrlich nicht blos Lobsprüche, die er für sie hat; in der zweiten Hälfte wird bekanntlich mehrfach Kritik an ihr geübt. Aber eben diese Kritik, ich sage lieber diese Bedenken, die Foerster noch gegen ihre Einrichtung hat, sind mir Beweis dafür, daß die katholische Kirche für Foerster *nicht etwas Erledigtes* ist wie *für Comte, sondern heute noch berufene Führerin der Geister* auf dem Gebiete der Religion und Sittlichkeit.

Der amerikanische Pragmatismus, wie er uns in der Religionsphilosophie eines William James entgegentritt, ist nach Kiefl die konsequente Fortbildung des Positivismus. Charakteristisch sei die psychologische Ableitung der religiösen Phänomene aus dem Unterbewußtsein, aus dem Gefühl. Und für die Wertung derselben komme nur deren Wirkung,

deren Nutzen für Lebensförderung und Charakterbildung, ihr „biologischer“ Wert in Betracht. Wiederum ist es die Ähnlichkeit Foersterscher Ausdrucksweise mit jener der amerikanischen Religionspsychologie, welche Kiefl genügt um zu behaupten, daß Foersters „ganzes System von der Grundauffassung William James’ beherrscht“ sei (S. 10). Indessen muß Kiefl sofort gestehen, daß es eigentlich nicht James sei, an den sich Foerster hier anlehne, „James schaut nur einmal ganz schüchtern zum Fenster herein. Offenbar will Foerster mit der unbequemen metaphysischen Theorie, welche James wie zum Hohne auf seine empirische Methode seinem Werke angehängt hat, nicht identifiziert werden“. Foerster vermeide es überhaupt auf die amerikanische Religionspsychologie allzu häufig Bezug zu nehmen. Auch der Name Unterbewußtsein, nach James das Quellgebiet der Religion, und die bei den Amerikanern so häufig wiederkehrende „Suggestion“ fände sich bei Foerster nicht. Im Gegenteil, Foerster wende sich mit durchaus erfreulicher Energie gegen den Mißbrauch, welcher mit dem Begriff des Unterbewußtseins in der psycho-analytischen Schule Freuds getrieben würde. Aber sachlich stimme Foerster doch mit James überein. Auch den Begriff Offenbarung, welchen James offen ablehnt, lehne Foerster nicht ab, er unterlege stillschweigend diesem und anderen christlichen Ausdrücken einen anderen Sinn als wir Katholiken damit verbinden. Und noch manch andere Abweichung vom Pragmatismus muß Kiefl zugeben z. B. S. 19 und 20. Auch jene Auffassung, welche geradezu das Wesen der pragmatischen Auffassung ausmacht, Religiosität, Heiligkeit sei nur so viel wert, als sie nützlich sei, und Glaubensvorstellungen, die keinen solchen „biologischen“ Wert aufweisen, seien eben dadurch widerlegt, finde sich bei Foerster nirgends. Ja wo liegt denn dann eigentlich die Durchsättigung mit der amerikanischen Psychologie, die Beherrschung des ganzen Systems Foersters durch William James? Foerster spreche soviel von religiösen Genies, von Sehern, von befreiten Persönlichkeiten, die allein das religiöse Leben vorwärts gebracht hätten. Es sind vor allem jene herrlichen Ausführungen



in „Autorität und Freiheit", in welchen Foerster, ganz im Gegensatz zu Comte, die Unzulänglichkeit des auf sich selbst gestellten Verstandes, des bloßen Intellektmenschen zum Finden der Wahrheit auf religiösem bezw. auf sittlichem Gebiete dartut. Daneben sind es einige Beispiele der „Jugendlehre", in welchen Jugendlichen eben diese Unzulänglichkeit der individuellen Vernunft zur Entscheidung der höchsten und letzten Fragen alles Menschenlebens induktiv nahe gebracht werden will. Nun frage ich, ist die Wahrheit, daß der „Verstand der Verständigen" die „Weisheit dieser Welt" auf diesem Gebiete die Menschheit nicht vorwärts gebracht habe, seit Paulus nicht gerade in der katholischen Kirche in allen Jahrhunderten aufs neue dargetan worden, in Worten und in Werken? St. Paulus und St. Augustin, St. Benedikt und St. Franziskus, die hl. Gertrud von Helfta und die hl. Theresia.

Der Verfasser der Nachfolge Christi und der hl. Ignatius und alle die Führer des religiösen Lebens bis auf unsere Tage: sind sie das, was sie uns sind, durch gelehrtes Studium oder durch Meditation und Kontemplation geworden? Und nennen sich nicht die Führer der Religion vor Christus „Seher"? Wie könnte man, wenn man das, was wir Offenbarung nennen, bezw. deren Notwendigkeit in rein natürlich-vernünftigen Erwägungen anders nahe bringen will, anders bezeichnen, anders andeuten. Kiefl selbst gesteht zu, daß die Offenbarung ein in ihrem Wesen (gemeint kann nur sein das psychologische Wesen) nie zu durchdringendes Geheimnis sei (S. 12). „Allein sie ist unterbaut durch die helle lichte Arbeit der Vernunft, nicht durch dunkles gefühlsmäßiges Schauen", erklärt Kiefl weiter. Will das bedeuten, daß eben diese „Seher" zugleich auch jene vernunftgemäßen Unterbauten, die wir heute als Apologetik oder Fundamentaltheologie bezeichnen, uns geliefert haben, sich derselben auch nur bewußt waren, so muß man das bestreiten. Daß hinterher sich die Vernunft Anderer prüfend und beweisend mit den Offenbarungen oder Gesichten und deren Niederschlag in Predigt oder Schrift beschäftigen kann



und soll, das bestreitet auch Foerster nicht, wie Kiefl selbst gesteht (S. 11 1. Z. v. o.). Freilich ist das nach Meinung Kiefls der hellen lichten Vernunft zu wenig zugestanden. Kiefl vergißt hier offensichtlich den Unterschied von Theologie, d. i. Wissenschaft der Religion, und Religion, d. i. religiöses Leben.

Aber noch ein weiteres Argument hat Kiefl dafür, daß Foerster pragmatistischer Auffassung huldige. Foerster, so oft er in seinen Schriften auf Religion zu sprechen komme, handle stets nur von der psychologischen Wirkung der Religion, werfe niemals die Frage der Wahrheit einer religiösen Vorstellung auf, behandle immer nur die subjektive Seite der Religion, schließe die transzendenten Werte derselben, die Heilstatsachen, die objektiven Heilsveranstaltungen der Kirche grundsätzlich von der Diskussion aus. Ja nicht einmal ein klares Bekenntnis zum Monotheismus finde sich, wenn auch der Pantheismus abgelehnt werde (S. 15). Vom Gottessohn spreche Foerster immer nur in Anführungszeichen. Er sage auch niemals ausdrücklich, ob dem christlichen Glauben an die Ewigkeit und an das Jenseits eine Realität entspreche. Doch was verirre ich mich in Einzelheiten: Schon zu Beginn seiner Beweisführung für die Anklage auf Pragmatismus erklärt Kiefl, man suche vergeblich in den Schriften Foersters eine Stelle, wo Foerster in entschiedener Weise über die psychologische Auffassung von James sich erhebe (S. 10). Weil Foerster nirgends ausdrücklich das Gegenteil sage, wird ihm die Auffassung James' beigelegt. Das nennt man sonst ein argumentum e silentio. Dieses hat aber doch nur Beweiskraft, wo dem Beschuldigten die Pflicht obliegt das Gegenteil zu sagen, oder doch dringende Veranlassung hiezu besteht. Ich kann eine solche Pflicht nicht konstatieren. Will Foerster denn Theologe sein oder Religionspsychologe oder Religionslehrer oder Apologet? Will er in irgend einer der von Kiefl verwerteten Schriften ein wissenschaftliches System (etwa der Religionsphilosophie oder der Religionspsychologie oder auch nur der Religionspädagogik) bieten? Es sind stets nur



pädagogisch-praktische Monographien, teilweise mit einer moralphilosophischen Grundlegung, die Kiefl zum Beweise verwendet. Nur „Autorität und Freiheit" bildet eine Ausnahme; sie ist methodisch als eine ethische Studie anzusehen, wiewohl sie einen Gegenstand des religiösen Gebietes zum Gegenstand der Untersuchung macht. Foerster selbst nennt sie „Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche." Ich frage mich, mußte Foerster wirklich erst metaphysisch ausholen, mußte er wirklich immer wieder ausdrücklich erklären, daß er den religiösen Wahrheiten neben ihrer Bedeutung für die Sittlichkeit und für die Erziehung auch noch religiösen Selbstwert zuerkenne, mußte er, so oft er das Wort Gott, Ewigkeit, Unsterblichkeit gebraucht, einen solchen Kommentar dazu geben? Zu allem Überfluß erklärt Foerster in den letzten Auflagen seiner „Jugendlehre" (76.—80. Tausend S. 126 [1]), ausdrücklich, daß er den christlichen Dogmen Wahrheitswert beilege. „Der Verfasser verwahrt sich ausdrücklich gegen die vielleicht naheliegende Mißdeutung, als wolle er die christlichen Dogmen nur als Symbole für ethische Wahrheiten aufgefaßt sehen und ihren metaphysischen Gehalt streichen." Und wenn er christliche Begriffe bezw. Lehren (z. B. Offenbarung, Tradition, Erbsünde, Fleischwerdung des Wortes, Gnade, Biblische Geschichte und Schriftstellen) in einem tiefen zwar, aber nicht im vollen Sinne nimmt, etwas, aber nicht alles hinter ihnen findet, dann mag man meinetwegen sagen, er ist kein Vollchrist, aber nicht sofort: Seht der Pragmatist! Oder wenn Foerster im Interesse der Zuhörer, die mit dem Christentum zerfallen oder gleich ihm in der Kindheit überhaupt nicht zusammengeführt wurden, solche Lehren und Stellen gleich anderen klassischen Zeugnissen und Stellen verwendet, muß nicht auch der Apologet methodisch sich auf den gleichen Standpunkt stellen? Kann sich nicht auch hiefür Foerster auf St. Paulus (Apg. 17, 23 und 28) und auf anerkannte altchristliche Apologeten und Autoren, besonders die Alexandriner berufen, an die man bei solcher „Auslegung" von christlichen Lehren und Schriftstellen gar nicht selten erinnert wird. Foerster bemerkt an der oben berührten



Stelle der Jugendlehre (S. 126 Fußnote): „In diesem Zusammenhange hier behandelt er (der Verfasser der Jugendlehre) nur eine Methode, den ersten Zugang zu all den Geheimnissen zu gewinnen.“ Man mag mit Büchsel die Eignung dieser Methode bezweifeln oder negieren, jedenfalls gibt die Empfehlung und Anwendung derselben nicht das Recht Schlüsse auf die prinzipielle Stellung zu den Dogmen abzuleiten. Natürlich geben solche und andere Bemerkungen auch nicht das Recht nach der anderen Seite hin weitgehende Schlußfolgerungen zu machen. Auch hier darf man als Ansicht Foersters zunächst nur soviel mit Sicherheit annehmen, als er wirklich ausspricht. Keinem einigermaßen aufmerksamen Leser Foerster'scher Schriften ist es entgangen, daß er mit den Worten Übernatürlich, Tradition, Erbsünde u. a. nicht den vollen christlich- und katholisch-dogmatischen Sinn verbinde, daß er nicht selten solche Wahrheiten und ähnlich auch Schriftstellen bezw. Biblische Erzählungen „gleichnisweise“ gebrauche. Foerster gibt sich aber auch nirgends den Anschein eine wirkliche Erklärung der Dinge geben zu wollen. Muß er es wirklich immer ausdrücklich erklären? Und wer möchte angesichts des imponierenden persönlichen Mutes, mit dem Foerster für seine Überzeugung auf politischem Gebiete steht, auch Kiefl anerkennt dies (S. 29), auch nur Zweifel aussprechen, es könnte Foerster mit dem, was er sagt, nicht völlig Ernst sein, es könnte die Rücksicht auf den katholischen Leserkreis seine religiöse Stellungnahme ausschlaggebend beherrschen (Kiefl S. 3), oder direkt behaupten, Foerster unterdrücke „vorsichtigerweise“ gewisse Punkte, er „halte ängstlich zurück vor gewissen äußersten Konsequenzen“ (S. 19). Dabei soll nun der ängstlich zurückhaltende Foerster doch so unwiderleglich offenkundig sich erweisen als „zielbewußtester Förderer jener Bestrebungen, welche dahin gehen, den Religionsunterricht aus den Schulen zu verdrängen und durch einen neutralen Moralunterricht zu ersetzen“ (Kiefl S. 22). Wenn dem so wäre, so könnte ich wirklich nicht, wie Kiefl (S. 28) das tut, Foerster als „Mann von überragender geistiger Begabung“ bezeichnen.



Doch bevor wir zur Beweisführung Kiefls für diesen Punkt uns wenden, möchte ich die Leser bekannt machen mit einem Vortrag Foersters, der sowohl Büchsel als Kiefl zum Besinnen gebracht hätte, wenn sie ihn gekannt hätten. Er gibt uns Aufklärung über die Foerster so übel ausgelegte bloß ethische und bloß pädagogische Wertung der Lehren des Christentums, er enthält auch ein Bekenntnis wenigstens zu einem Grunddogma des Christentums. Es ist der zweite der drei Vorträge, welche Foerster auf dem Innsbrucker pädagogischen Kurs des Jahres 1913 gehalten hat.[1])

„Kann man ohne Religion den Charakter bilden", lautet der Titel desselben. Sehr beachtenswert ist schon der einleitende Satz:

„Ich habe in meinem jetzigen Vortrage eigentlich ein Grenzgebiet zu berühren zwischen Pädagogik und Religion und möchte ausdrücklich bemerken, daß ich hier nicht als Theologe spreche und mich nicht in theologische Fragen einmische, sondern die religiösen Kräfte nur insoweit betrachte, als sie als pädagogische Faktoren auftreten. Ich glaube Ihnen dabei nichts Neues zu sagen; wohl aber kann es für jene, die gegen moderne Ideen Stellung zu nehmen haben, von Wert sein zu hören, wie ein Mensch, der selbst aus der religionslosen Erziehung kommt, durch seine Erfahrung und seine Forschungsarbeit geführt wurde zur Anerkennung der allein charakterbildenden Macht der Religion" (S. 118).

Also nicht pragmatistische Auffassung der Religion, sondern Selbstbescheidung auf das eigene Arbeitsfeld bestimmt Foerster spezifisch theologische Argumentationen beiseite zu lassen, sich auf pädagogische zu beschränken. Ich habe das auch immer schon aus den früheren Äußerungen Foersters über diese Frage (z. B. am Ende von „Schule und Charakter" und von „Sexualethik und Sexualpädagogik") herausgehört. Hier wird es mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit gesagt. Auch in diesem Vortrag kommen nun Comte, Herbert Spencer, Jules Ferry (mit seiner in der Jugendlehre

1) Der Pädag. Kurs in Innsbruck. Ausgeführter Bericht. Herausg. vom Komitee. Innsbruck 1913. Im Selbstverlag. Buchdruckerei Tyrolia Innsbruck. S. 118 ff. u. S. 233 ff.



erwähnten und von Kiefl als von Foerster rückhaltlos übernommenen zitierten Äußerung) wieder vor; aber sie werden hier nun gewiß in so unmißverständlicher Weise als unzulänglich, als kurzsichtig in ihren Meinungen hingestellt, daß es niemanden mehr einfallen wird Foerster als deren Weggenossen hinzustellen. Freilich auch hier erfolgt die Ablehnung wieder aus psychologisch-pädagogischen Erwägungen heraus, ganz dem zu Anfang des Vortrages eingenommenen methodischen Standpunkt entsprechend. Was hätte es auch für einen Zweck über die Unentbehrlichkeit der Religion für die Erziehung vom religiösen Standpunkt aus zu sprechen. Das ist ja eine Selbstverständlichkeit, die bei religiösen Menschen keines Anwaltes bedarf. Für nichtreligiöse Menschen aber bleibt alles derartige Reden ein bloßes Behaupten, weil jede Grundlage der Argumentation fehlt. Man müßte ihnen erst einen Kursus der Apologetik halten. Das aber ist nicht Sache des Pädagogikers. Er soll und muß aus dem Wesen der Erziehungsarbeit heraus argumentieren und kann so bewußt oder unbewußt dem Apologeten sekundieren. Und ich habe es oben schon als das Verdienst Foersters bezeichnet, daß er dies tut. Daß dies nun schon eine vollgenügende Begründung der Religion und des Christentums sei, das zu behaupten fällt jedenfalls mir nicht ein. Noch viel weniger behauptet es Foerster. Aber ein Wegzeiger zur Religion und zum Christentum kann es sein und ist es schon manchem geworden.

Die in dem berührten Vortrag solcher Weise entwickelten Argumente selbst vorzuführen ist nicht möglich; ich müßte den ganzen Vortrag selbst wiederholen. Sie finden sich ja auch gekürzt in anderen Werken Foersters. Nur mit Rücksicht auf Kiefls und anderer Beanstandung des Gottessohn in Anführungszeichen muß ich wenigstens eine Stelle dieses zweiten Innsbrucker Vortrags im Wortlaut vorlegen. Foerster spricht (S. 126) davon, daß das Fehlen des Glaubens an feste unabänderliche Wahrheiten, das Operieren mit bloß menschlichen Ansichten der Erziehung alle Kraft nehme. Wahrhaft erziehend wirke nicht das sterbliche Subjekt, sondern die unsterbliche Wahrheit.



Dann fährt er (S. 127) wörtlich fort: „Darum möchte ich es ausdrücklich als meine Überzeugung bekennen, daß aus obigen Gründen ein Christentum, das nicht mehr am Gottessohn festhält, das nur eine zeitliche und relative Erscheinung sein will, schon die höchsten charakterbildenden Kräfte verloren und der Übermacht des Zeitlichen gegenüber keine herzstärkende Autorität aufzuweisen hat. Wenn Christus wieder zum irrenden Menschen gemacht wird, so kettet man uns los von der zuverlässigen Wahrheit und der Welterlöser taucht unter in dem Wirbelsturm der Seelen, der die Historie an uns vorüber führt, wir hören fast das Brummen des Windes, der die Geschlechter an uns vorüberjagt, alles ist relativ, alles subjektiv, alles ist Evolution: es gibt keine Sicherheit mehr im Leben und Sterben und die Worte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen", sind nichts als die wahnwitzige Überhebung eines Geistesgestörten. Für den Aufgeklärten und die meisten freisinnigen Christen ist die Lehre vom Gottmenschen Christus ein schweres Ärgernis; eine andere Generation wird kommen, die in der Trennung von Gott und Mensch geboren und aufgewachsen ist, und die wird wieder verstehen, wie sehr die Lehre vom Gottmenschen dem innersten Bedürfnis der Seele entspricht. Wir, die wir vom Unglauben zum christlichen Glauben zurückgekehrt sind, sind jedenfalls für die Lehre vom bloßen Menschen Christus nicht mehr zu haben. Diese Lehre gibt uns nichts und vermag unserer inneren Erfahrung vom Erlöser nicht Genüge zu leisten, wie auch Napoleon gesagt hat: „Glauben Sie mir, ich verstehe mich auf Menschen; Christus war mehr als bloßer Mensch." Wer sich auf Menschen versteht, der kann Christus nicht leben und sterben sehen, ohne daß ihm das Wort auf die Lippen träte: „Mein Herr und mein Gott." — Die Lehre vom Gottessohne ist darum die Grundlage aller tieferen Erziehung. Im Gottessohne neigt sich der Schöpfer helfend zur Kreatur und zieht den Menschen hinauf, wie Klemens von Alexandrien sagt: Gott ist Mensch geworden, damit du von einem Menschen lernst, wie der Mensch wird zu Gott."

Einem Dogmatiker mag auch dieses Bekenntnis zu Christus noch nicht scharf genug sein und ebenso wird es der die Professio fidei entgegennehmende Stellvertreter der Kirche sich noch näher präzisieren lassen müssen. Aber es genügt doch um die Grundlosigkeit der Vermutungen und Kombinationen Kiefls, sowie der Ausstellungen Büchsels in einem der wesentlichsten Punkte zu erweisen.



Angemerkt sei noch, daß Universitätsprofessor Wunderle, Würzburg, der schon einige Zeit vor Erscheinen der Arbeiten Büchsels und Kiefls die Notwendigkeit einer kritischen Prüfung des religiösen Standpunktes Foersters aussprach, angesichts der Kiefl'schen Arbeit gestehen muß, „daß die Beziehungen Foersters zu den von Kiefl hervorgehobenen Richtungen vielleicht nicht so sicher zu bezeugen sind, wie sie es nach Kiefls Darstellung zu sein scheinen."[1])

Insbesondere aber sei noch hingewiesen auf eine kritische Besprechung der Kiefl'schen Broschüre in der „Literarischen Beilage zur Augsburger Postzeitung" 1918, Nr. 14 (vom 5. VII. 18). Ein nicht mehr jugendlicher Dr. theol., Domprediger Oberhauser in München, der Foerster nicht blos aus seinen Schriften, sondern auch aus seinen Vorlesungen und seminaristischen Übungen während mehrerer Semester kennt, lehnt Kiefls Behauptungen als „unbegreifliche Mißdeutungen" ab und bringt auch aus Vorträgen Foersters eine Reihe von Äußerungen zum Belege. (Schluß folgt.)

XXXV.

Die Entente und Rußland.

18. August.

Wenigstens soweit man äußerlich beurteilen kann, zeigt Hindenburg den immer kritischer sich gestaltenden Vorgängen in Rußland gegenüber eine olympische Ruhe. Es sind in der deutschen Heeresleitung und überhaupt in der deutschen Politik keinerlei äußere Anzeichen dafür zu entdecken, daß die russischen Dinge dort Beunruhigung erweckten und zu irgend ernsteren Maßnahmen nötigten. Die Verlegung des Sitzes des deutschen Vertreters bei der Sowjet-Regierung von Moskau nach Pleskau kann als solche Maßnahme kaum betrachtet werden, scheint sie doch eher die gegenteilige Auffassung nahezulegen, nämlich daß die deutsche Reichsleitung in erster Linie nur auf die persönliche Sicherheit ihres Vertreters bei

1) Christliche Schule, 9. J., 1918, S. 158.



der russischen Regierung bedacht ist, im übrigen aber durchaus nicht der Meinung sich hingibt, daß der von zwei Seiten sich vollziehende Einmarsch von Ententetruppen in Rußland eine unmittelbare Rückwirkung auf die deutsche Reichspolitik ausüben werde.

Der äußere Anschein der Vorgänge in Rußland macht allerdings einen ungleich weniger beruhigenden Eindruck. Die Ententemächte sind offenbar daran den ehemaligen Bundesgenossen förmlich in die Griffe einer Zange zu pressen. Vom Norden, nämlich von der Murmanküste und von Archangelsk her, machen die Engländer Miene, sei es nach Petersburg, sei es nach Moskau, am liebsten wohl nach beiden russischen Hauptstädten zugleich, zu marschieren. Vom Osten her, von Wladiwostok und der Mandschurei aus, dringen Amerikaner, Japaner und Chinesen gegen Sibirien vor und es scheint, daß sie im sibirischen Freistaat des Generals Horwat bereits das notwendige Mittelglied gefunden haben um mit den tschechisch-slowakischen Legionären, die im Ural hausen, in nähere und regelmäßige Verbindung zu gelangen. Wohl sind die Entfernungen von Wladiwostok bis zum Ural außerordentlich große und auch die Jahreszeit ist für lange Expeditionen in diesen Gegenden schon etwas weit vorgerückt, unter den heutigen Verhältnissen aber fallen diese Momente nicht so sehr ins Gewicht, weil einerseits die große sibirische Bahn in der Hauptsache noch intakt zu sein scheint und weil andererseits in jenen Gebieten keinerlei Flankenangriffe zu besorgen sind. Es scheint sonach, daß es nur notwendig ist in Moskau eine neue ententefreundliche Regierung aufzurichten und zu stützen, um in Rußland wieder eine Front gegen die Zentralmächte herstellen zu können.

Allerdings hat sich seit der ersten russischen Revolution die Sachlage für die Ententemächte insofern stark verschoben, als jetzt auch mit einer Anzahl neuer Randstaaten wie der Ukraine, Polen, Lithauen 2c. zu rechnen ist. Aber man weiß, daß in allen diesen Randstaaten Parteien existieren, die, wenn sie auch nicht die Wiederkehr des Zarismus wünschen, doch immer bereit sind gegen die Zentralmächte sich ge-



brauchen zu lassen. Auch wenn jetzt im deutschen Hauptquartier eine prinzipielle Einigung über die künftige Stellung aller dieser Staaten sollte erzielt worden sein, würde dies vorerst noch immer nur Theorie sein, die erst in die Praxis übersetzt werden müßte; als aktivistische Stützpunkte der Zentralmächte können diese Randstaaten noch lange nicht gerechnet werden.

Auch die gewiß vorhandene Rivalität der Ententemächte hinsichtlich ihrer asiatischen Interessenzonen, wovon ja selbst in den Ententeblättern öfters die Rede ist, bildet kein unüberwindliches Hindernis. Die Rechnung auf solche Rivalitäten und Interessenkonflikte hat sich in diesem Krieg noch nie bewährt, sondern, wenn irgendwo darauf gebaut wurde, nur zu Enttäuschungen geführt. In der Negation, in der Feindschaft gegen die Zentralmächte oder eigentlich in der Raubsucht am Gute dieser Mächte, sind doch alle Ententemächte völlig einig, und wo ein solcher zweifelloser Wille vorhanden ist, hat sich auch noch immer ein Weg gefunden, auf welchem die Genossen sich vereinigen konnten.

Aber welche Veränderungen und Verschiebungen immer in der Zeit, bis diese Zeilen in Druck erscheinen, und auch späterhin sich ergeben mögen: der schwierigste Teil der Aufgabe wird für die Ententemächte allezeit die Aufrichtung einer einigermaßen verläßlichen und handlungsfähigen Regierung in Moskau bleiben. Und dieses Thema führt auf ganz andere Gebiete als diejenigen sind, welche zur Zeit in nahezu der ganzen politischen Öffentlichkeit als für alle Politik maßgebend betrachtet und behandelt werden. Die geistreichsten und subtilsten Berechnungen der materiellen Kräfteverhältnisse und Interessegruppierungen reichen niemals aus um die großen Vorgänge in der Welt befriedigend zu erklären und zu begründen. Das hat jüngst in einem Zeitungsartikel („N. fr. Pr." vom 11. August) auch der schwedische Professor Kjellen in seiner Weise hervorgehoben, indem er betonte, daß der Forscher über die Grundgesetze des Staatslebens „natürlich nie vergessen darf, daß immer ein Mar-

ginal für das irrationelle Moment übrig bleibt, das keine Wissenschaft ganz zu durchdringen vermag". Selbstverständlich will eben auch Professor Kjellen — und welcher Professor möchte dies heutzutage? — nicht, wenigstens nicht ausdrücklich zugeben, daß dieses Marginal gerade auch in der großen Politik gewöhnlich die Hauptschrift, der wahre Text der Weltgeschichte ist.

Man hat jetzt öfter Gelegenheit gehabt von aus der Ukraine zurückgekehrten Soldaten erzählen zu hören, daß die gewöhnlichen Leute in der Ukraine, wenn man sie um ihre Nationalität befragte, nichts Rechtes zu antworten wußten, sondern meist nur sagten: orthodox. Es ist eben in ganz Rußland nur eine verhältnismäßig ganz dünne Schichte einer sogenannten Intelligenz, die von den modernen Ideen etwas weiß. Die übergroße Masse der Bevölkerung kennt außer den für das tägliche Leben unentbehrlichen Gegenständen und Angelegenheiten nur noch die Religion. In der Religion ist ihr ganzer, um uns so auszudrücken, metaphysischer Ideenschatz enthalten. Und hinsichtlich der Religion oder genauer gesagt, hinsichtlich der Kirche scheidet man sich im ganzen Osten nach den Patriarchaten. Speziell Rußland selbst aber hat, seitdem Peter der Große das frühere Moskauer Patriachat nicht mehr besetzen ließ, faktisch nur noch den Zaren zum Patriarchen gehabt. Die ganze, um wieder diesen Ausdruck zu gebrauchen, metaphysische Ideenwelt der übergroßen Volksmenge Rußlands drehte sich also um Gott und den Zaren. Daß es so wurde und das es so blieb, dafür hatte seit Peter dem Großen der ganze russische Regierungsapparat zu sorgen, zu welchem — übrigens nicht erst seit jener Zeit — in erster Linie gerade auch der orthodoxe Klerus zählte.

Allerdings haben uns Fachgelehrte wie Professor Biernacki in Posen noch kurz vor dem Krieg darüber belehrt, daß es nicht ganz richtig ist zu sagen, in Rußland habe einfach der Cäsaropapismus geherrscht. Ein solches Bekenntnisformular, wie es der Suprematseid in England war, welcher den regierenden König ausdrücklich als den obersten



kirchlichen Gewalthaber erklärte, wird für Rußland freilich kaum nachzuweisen sein. Der faktische Cäsaropapismus bestand in Rußland wie früher in Byzanz bloß darin, daß die Herrscher regelmäßig und systematisch nur solche Bischöfe duldeten und daß sich auch immer solche Bischöfe fanden, denen des Zaren Wille wie Kirchengesetz galt. Wesentlich erhöht aber wurde das kirchliche Ansehen des Zaren zweifellos dadurch, daß die russischen Bischöfe die Nichtbesetzung des Moskauer Patriarchenstuhles und die Ersetzung dieser Würde durch den sogenannten Heiligen Synod, über dessen Zusammensetzung und Wirkungskreis ausschließlich der Zar verfügte, widerspruchslos hingenommen, ja sogar gebilligt haben. Um so weniger natürlich konnten dann solche Unterscheidungen wie die angeführten für die große Menge der orthodoxen Bevölkerung in Betracht kommen. Wenn außerdem, wie namentlich in früheren Zeiten auch in England, die Vorstellung bestand und von geistlichem wie weltlichem Munde genährt wurde, daß aller Grund und Boden, die ganze russische Erde dem Zaren gehöre, so ist es gewiß keine Übertreibung mehr, wenn wir unter Hinweis auf alle diese Tatsachen neuerlich betonen, daß die ganze Ideenwelt des russischen Volkes, den Klerus inbegriffen, um den Zaren als um ihre Sonne sich bewegte. Da nützen dann alle noch so tiefsinnigen und geistreichen Erörterungen über das Spiel von Interessen und Kräften, auch über Volksseele usw. rein gar nichts, alle derartigen Momente und Faktoren, wenn ihnen überhaupt eine größere Bedeutung zukommt, treten der geschilderten Zarenautorität gegenüber gänzlich in den Hintergrund. Was Rußland zusammengehalten und groß gemacht hat, war hauptsächlich die alles überragende, alles beseelende und alles bewegende Autorität, welche mit der Wirkung einer überirdischen Offenbarung dem Zaren zuerkannt wurde, es war, um mit Kjellen zu reden, das irrationelle Moment (hier der Autorität), das keine Wissenschaft ganz zu durchdringen vermag.

Erst von diesem Gesichtspunkt aus erklärt sich die so vollständige Hilflosigkeit, in welcher die russische Bevölkerung seit dem Sturze des Zaren sich befindet. Mit einer gewissen

und sogar vordringlichen Selbständigkeit trat natürlich nur jener Bevölkerungsteil auf, der es sich am vollständigsten abgewöhnt oder der sich überhaupt nie daran gewöhnt hatte alle seine Impulse vom Zarismus zu empfangen, der vielmehr umgekehrt fast ausschließlich sich darauf eingeübt hatte fast blindlings alles zu bekämpfen, was vom Zarismus kam. Und das waren die politisierenden Juden. Daher offenbar der Drang und die fast krankhafte Sucht der meist jüdischen Bolschewikenführer, in allem das gerade Gegenteil dessen zu tun, was der Zarismus getan. Die übergroße Mehrheit der Bevölkerung dagegen, die gewohnt war alles und jedes nur vom Zaren zu erwarten, hat mit dem Zaren förmlich auch den eigenen Kopf verloren: sie starrte willen- und ratlos in die Welt und ließ in ihrer Hilf- und Ratlosigkeit alle Tollheiten der verhältnismäßig winzigen Minorität der revolutionären Bolschewiken über sich ergehen, die ihnen zwar den ersehnten äußeren Frieden gebracht, dafür aber den inneren Krieg entzündet haben.

Wie nun müßte unter solchen Umständen eine Regierung aussehen, welche Gewalt über die freigeistigen Revolutionäre und die autoritätsgläubigen Massen zugleich gewinnen sollte? Das ist die große Frage, deren Beantwortung der Entente zunächst obliegt, bevor sie daran denken kann Rußland wieder zu ihrem Werkzeug zu machen. Gegen die Revolutionären ist natürlich nur mit Gewalt aufzukommen. Um aber die aufgelösten Massen wieder in geordnete Bewegung zu bringen, dazu wäre die Autorität eines Zaren nicht bloß sehr notwendig, sondern geradezu unentbehrlich, jenes Zaren, an dem die Entente, solange Kerenski am Ruder war, schmählichsten Verrat geübt hat. Jetzt existiert der Zar auch als Exzar nicht mehr, kann also auch nicht wieder eingesetzt werden. Und ob der Zarewitsch noch lebt, darüber scheint auch selbst die Entente keine ganz sichere Kunde zu haben. Vielleicht hat er das Schicksal Ludwigs XVII. geteilt, so daß man für späterhin das Auftauchen auch eines russischen Naundorf oder eines neuen falschen Demetrius zu gewärtigen hätte.

Die Entente braucht also, wenn es ihr überhaupt ge-



lingen soll mit Rußland rasch zu einem Ziele zu kommen, vor allem einen Zaren, einen Nachfolger Nikolaus II., dessen Legitimität und daraus folgende Autorität in Rußland von Klerus und Volk unbedenklich anerkannt wird. Mit Grund glauben wir diesmal den Klerus hervorheben zu müssen. Denn es kann die historische Tatsache unmöglich ignoriert oder unterschätzt werden, daß das Konstantinopeler Patriarchat seinerzeit bei der Einsetzung des Patriarchen von Moskau — sie erfolgte bekanntlich bald nach dem Falle Konstantinopels — dieses Moskau ausdrücklich zum dritten Rom ausgerufen hat. Ein Zar also, der keinen historischen Zusammenhang mit dem dritten Rom nachzuweisen vermöchte, würde auch mit der spezifischen russisch-orthodoxen Ideenwelt kaum einen Zusammenhang zu gewinnen vermögen, müßte dieser Welt wohl als Fremdling erscheinen. Es müßte also jedenfalls ein Romanow sein. Es müßte aber auch ein absoluter Zar sein. Denn der hartnäckige Widerstand, den alle russischen Herrscher, auch Nikolaus II. noch, der Einführung eines modernen, resp. parlamentarischen Regierungssystems entgegensetzten, ist offenbar hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte hervorgegangen, daß es dann mit der Herrschaft des Hl. Synod und mit allem, was drum und dran hing — und das wäre, wie wir eben ausgeführt zu haben glauben, so beiläufig ganz Rußland gewesen — ein ebenso katastrophales wie definitives Ende gehabt hätte. Das Gerede vom russischen Despotismus gehört eben auch in das Gebiet jener mechanischen, mehr oder weniger materialistischen Staats- und Lebensauffassungen, die heutzutage schier allenthalben als Voraussetzung jeglicher politischer und auch sozialer Bildung betrachtet werden, obwohl sie fast auf Schritt und Tritt versagen. Dieser Despotismus war eben im Wesen desselben Zarismus begründet, ohne den es kein Rußland gab und mit dessen Beseitigung auch tatsächlich das alte Rußland verschwunden ist. Wie aber sollen die Prediger des absoluten Selbstbestimmungsrechtes aller Völker (mit Ausnahme der eigenen) jetzt wieder für Absolutismus und Despotismus sich begeistern?



Übrigens kann die bestehende Verwirrung in Rußland offenbar gar nicht in ihrer vollen Ausdehnung überblickt werden, weil schon die rein äußerlichen Verwicklungen, die Kämpfe mit den Tschechoslowaken, mit den Sozialrevolutionären, die Verschwörungen, die Streiks ꝛc. alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Was speziell aus der russisch-orthodoxen Kirche geworden, wie es mit dem Zusammenhang, mit der Disziplin im Klerus, mit der ganzen Kirchenverwaltung bestellt ist, welche Wirkungen ferner die Revolution auf die ganze soziale Ordnung des Volkes, auf die Ehe- und Familien-, auf die Dienstboten- und Arbeiterverhältnisse usw. ausgeübt hat, darüber fehlt uns jede genauere Kunde. Es ist undenkbar, daß die in alle Tiefen greifenden politischen Erschütterungen nicht auch mehr oder weniger alle sozialen Verhältnisse miterschüttert haben sollten. Ganz so sicher ist es also überhaupt nicht, daß selbst ein Zar, der wohl den früheren Verhältnissen leicht gewachsen sein konnte, auch die neuen Verhältnisse sofort zu meistern vermöchte. Es könnte sich wohl zeigen, daß das jetzige Rußland ein Wespennest geworden ist, in das hineinzugreifen selbst einem an sich kräftigen Zaren nicht ganz wohl bekommen würde.

Also mag Hindenburgs und der Reichsleitung olympische Ruhe doch ihre gute Begründung haben, die russische Expedition mag der Entente eher eine neue Schwächung statt einer Kräftigung bringen, die Entente mag ihre Kräfte verzetteln und versplittern, sie wird vermutlich das Schicksal des Zarismus nur besiegeln können. Dann aber wird man auch vom dritten Rom sagen können, was unlängst vom zweiten Rom gesagt worden ist, daß nämlich alle Hoffnungen, welche die getrennte orientalische Christenheit auf die dortigen weltlichen Gewalten noch stützen mochte, endgiltig zunichte geworden sind. Auch jetzt schon mögen die Oberhirten des Orients manche ernste Besorgnisse darüber empfinden, wo sie ferner noch einen festen Mittelpunkt zu gewinnen hoffen könnten. Noch mehr aber muß ihnen das Schicksal der so zahlreichen Bevölkerung am Herzen liegen, die ihren Worten vertraut hat und nun aussichts- und schutzlos den verheerenden Stürmen des religiösen, politischen und sozialen Nihilismus preisgegeben scheint. J—l.

XXXVI.

Zum Entwicklungsgang des Kardinals Karl August Grafen von Reisach.

Von Dr. Konstantin Holl.

(Fortsetzung.)

Das folgende Studienjahr 1819—20 brachte Karl August an der Heidelberger Universität zu, hauptsächlich um die berühmten Rechtslehrer Thibaut und Zachariä zu hören. In der Familie von Hundheim fand er wohltuenden Anschluß, der ihm stets eine teuere Erinnerung blieb. Noch in Göttingen sehnte er sich dorthin zurück, da er in dieser trefflichen Familie alles finden würde, Rat, Ermunterung und Schadloshaltung für manches, was ihn drücke.

Sein reines Gewissen und der daraus entspringende Frohsinn taten das übrige, um ihm über die Sorgen wegen der häuslichen Verhältnisse hinwegzuhelfen. Während des Winters berichtete die dreizehnjährige Schwester Karoline an Marie: „Karl schreibt sehr fleißig und ist gewiß kein solcher Narr, daß er sich so komisch anzieht, das weiß ich bestimmt. Ich wäre gern bei ihm, denn es muß in Heidelberg sehr schön sein; er hat ein recht gutes Leben, da er jetzt unter seinen alten Bekannten ist und sich recht lustig machen kann."

Mit dem „komischen Anzug" ist wohl die Mode der damaligen Burschenschaftler gemeint. Der junge Graf war freilich auch dabei, als in der Frühe des 20. Mai 1820 die Heidelberger Studentenschaft nach Mannheim zog, um



bei der Hinrichtung des jugendlichen Schwärmers Sand zugegen zu sein, und enttäuscht wieder abziehen mußte, weil bei der Ankunft alles schon vorüber war. Aber vor fruchtloser Schwärmerei bewahrte ihn seine gesunde Vernunft. Ein Spaziergang in der herrlichen Umgebung Heidelbergs, eine Kahnfahrt in warmer Sommernacht, wobei er auch einmal sein Spinett in den Nachen schaffen ließ, um zur Verwunderung der Heidelberger musizierend den Neckar hinunterzufahren, ein heiterer Abend in der Familie von Hundheim oder eine fröhliche Zusammenkunft mit seinem Freunde von Galen u. a. war ihm Unterhaltung genug; dann hieß es immer wieder: schaffen, denn für ihn galt jetzt:

Nur der hat recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied!

Nach einem arbeitsreichen Jahr in Heidelberg war er soweit, daß er daran denken konnte nach Landshut zurückzukehren, um dort in zwei weiteren Semestern seine rechtswissenschaftlichen Studien mit Erlangung des Doktorgrades abzuschließen.

Kaum aber hatte er hier im November 1820 die Universität wieder bezogen, als das lange gefürchtete Unheil hereinbrach. Eben saß er in dem Schloß Niederaichbach bei Landshut mit den Grafen Seiboltsdorf und Preysing, mit Josephine von Lerchenfeld und anderen Damen in heiterster Stimmung beisammen, da brachte ein Bote die Hiobspost von dem erfolgten Zusammenbruch der Vermögensverhältnisse und dem unglücklichen Tode des Vaters. Erst lehnte sich Karl August einige Augenblicke an das Billard, dann aber raffte er sich sofort wieder auf mit dem entschieden gesprochenen Worte: „Ich werde die Ehre der Familie wiederherstellen!“

Und er hat Wort gehalten, wenn auch die Vorsehung alles ganz anders lenkte, als er sichs damals dachte. Nicht als großer Staatsmann oder Weltgelehrter sollte er den Gipfel der Ehren ersteigen, sondern als Kirchenfürst und Gottesmann. Die irdische Ehre folgte ihm dann von selbst



nach wie der Schatten der Sonne. Als er im Jahre 1869 als letzter seines Geschlechtes zur ewigen Ruhe einging, waren alle Schulden der Familie beglichen und der Name Reisach hatte durch ihn in der Welt einen Klang erhalten wie nie zuvor während der langen Blütezeit der Familie.

Mit eisernem Fleiß verlegte er sich in Landshut wieder auf seine Studien und krönte sie im August 1821 mit einem glänzend bestandenen Doktorexamen. Er beabsichtigte sich ganz der Wissenschaft zu widmen, besonders schließlich dem Kirchenrecht und der Kirchengeschichte, um als Universitätsprofessor irgendwo eine Lebensstellung zu erlangen. Aber gerade dieses Studium führte ihn an die Schwelle des Heiligtums.

Zur letzten Vorbereitung auf das akademische Lehramt besuchte er nach einem kurzen Aufenthalt in Tübingen vom Frühjahr 1822 bis zum Herbst 1823 die Universität Göttingen, nachdem ihm von der bayerischen Regierung unter Bewilligung eines Staatsstipendiums die Erlaubnis dazu erteilt war.

Zugleich hatte er das schwere Amt eines Mentors bei einem jungen Freiherrn Max von Herding aus Mannheim übernommen, bei dessen Leitung er eine große Klugheit und Geschicklichkeit verriet und Erfahrungen sammelte, die ihm als späterem Studienrektor sehr zu statten kamen.

„Herding hängt mit ganzer Liebe an mir", schrieb er schon im Mai 1822 an seine Mutter, „ein wahrer Trost für mich, da ich dadurch allein auf ihn zu wirken gedenke und die bösen Einflüsse abwenden kann, die leider bei seinem bisherigen Universitätsstudium, bei seinem lebhaften Temperamente und der ganz französischen Modeerziehung, die er erhalten, schon manche verderbliche Richtung in seinem Charakter bewirkt haben. Er ist ein herzensguter, aber leichtsinniger Mensch, wird leicht hingerissen von allen Freuden der Welt, deren Reizungen häufiger sind, da er bisher immer das Unglück hatte, bloße Weltkinder zu Freunden zu haben. Ob es mir gelingt, ihn zu heben, zu kräftigen, bleibt Gott überlassen."



In all seinen Briefen an die Mutter kommt er immer wieder auf dieses Thema zurück, bald mit der Versicherung froher Zuversicht, bald mit dem Ausdruck der Hoffnungslosigkeit. Er beklagt es besonders, daß Frau von Herding bisher über die Fehler ihres Sohnes in Unkenntnis gelassen worden sei aus Furcht sie dadurch aufzuregen, und doch hätte gerade die mütterliche Liebe bei Max so vieles verhüten oder gut machen können. Deshalb war es sein erstes, nachdem er die Verhältnisse erkannt hatte, seinen jungen Schutzbefohlenen zu einem offenen Geständnis seiner Fehler der Mutter gegenüber zu bewegen, und auch er selbst teilte ihr immer die volle Wahrheit mit.

Frau von Herding zeigte sich dankbar für die Offenheit des jungen Grafen und setzte große Hoffnungen auf seine Sorge für ihren Sohn. Nachdem sie wiederholt persönlich mit ihm zusammengetroffen war, schrieb sie begeistert an die Gräfin Reisach:

„Welchen Sohn hat Ihnen die gütige Vorsehung geschenkt! Sie müssen in ihm alles Glück, allen Trost und reiche Entschädigung finden für die Mühen, die Sie für ihn aufgewendet haben. Sein Charakter läßt nichts zu wünschen übrig; je mehr ich ihn kennen lerne, desto mehr liebe ich ihn, und desto mehr freue ich mich über seine Verbindung mit meinem Sohne. Er entzückt uns durch seine liebenswürdige Heiterkeit und wird überall mit Wohlgefallen aufgenommen, wo er sich sehen läßt. Besonders bewundere ich seine verständigen Reden und höre ihm gerne zu, wenn er über seinen Lebensplan spricht. Er besitzt Charakterfestigkeit genug, um diesen allen Schwierigkeiten zum Trotz auch durchzuführen.“

Karl August hinwiederum hegte große Achtung für die Mutter seines jungen Freundes.

„Die treffliche Frau von Herding gibt mir täglich die sprechendsten Beweise ihrer Güte“, berichtet er seiner Mutter aus Nierstein, wo er zur Zeit der Weinlese 1822 die Ferien mit Max zubrachte. „Man schätzt sie immer mehr, je mehr man sie kennen lernt, weil sich erst im längeren Umgang ihr



rein christlicher Charakter entfaltet. Welchen Nutzen ihr Umgang für mich hat, kann ich Ihnen nicht sagen; denn erst durch sie wurde ich auf die schönste Seite des Lebens, die religiöse, aufmerksam, lernte die Ruhe besser kennen, die man sich selbst durch religiöse Begriffe geben kann, und das äußere Leben so würdigen, wie es zu würdigen ist."

Nach einem längeren Verkehr mit der Familie sah er sich freilich genötigt sein Lob ziemlich einzuschränken, da er auch ein gut Teil Welt- und Selbstsucht entdeckte.

Sicherlich recht aber hatte er, wenn er bei der Wahrnehmung, wie der übermäßige Reichtum Max von Herding zu seinem Schaden in viele verderbliche Vergnügungen stürzte, die Worte schrieb: „So muß doch an zeitliche Güter immer etwas geknüpft sein, was ihren Genuß unangenehm macht. Nein wahrlich, habe ich es nie bedauert nichts zu haben, so ist gerade jetzt der Augenblick, wo ich so ganz einsehe, daß all unser Glück nur in uns selbst ruht, und, liebe Mutter, wir können zufriedener sein als manche, die alles vollauf haben."

Über der Sorge um seinen Schützling, so eifrig sich diese auch betätigte, vergaß Karl August keineswegs die Sorge für sich selbst.

„Es ist mir eine heiligere Pflicht für meine Wissenschaft zu arbeiten", schreibt er, „als mit Max die schönste Zeit zu verschleudern. Ich kann nur dann bei ihm bleiben, wenn ich dadurch nicht in meiner Ausbildung gehindert werde."

In einem andern Brief an seine Mutter heißt es: „Ich habe unendlich viel Geschäfte und weiß vor Arbeit nicht wohin. Es geht nicht recht weiter, und die Leute sind hier gar zu gescheit. Ich bin sonst kreuzwohl, nur ist mir das Gefühl peinlich, daß ich mit jedem Tag erfahre, wie weit ich in meinen Kenntnissen noch zurück bin, und wie sehr ich manches frühere Jahr ohne Gewinn verlebt. Jetzt wird freilich tüchtig geschafft, und es wird noch manche Nacht und manchen Tag kosten, bis ich mit mir selbst zufrieden bin. Göttingen wird mir unvergessen bleiben; es ist die Schule meines Lebens."



Unaufhörlich war er mit seinem Lebensplan beschäftigt und es ist kaum einer von den vielen Briefen an seine Mutter aus dieser Zeit, in dem er nicht immer wieder darauf zu sprechen käme. Am 23. Oktober 1822 vertraute er ihr an, daß er Marie, die Tochter der Familie von Hundheim, die er in Heidelberg kennen gelernt hatte, zur Lebensgefährtin wählen möchte, jedoch erst eine Aussprache herbeiführen werde, wenn er eine gesicherte Stellung habe. Sie besitze zwar kein bedeutendes Vermögen, passe jedoch ganz in den Kreis seiner Familie; sie spinne, koche, stricke den ganzen Tag, lebe nirgends lieber als auf dem Lande und sei die Tochter einer vortrefflichen Mutter. Mit ihr glaubte er ein glückliches Familienleben begründen zu können, in dem auch Mutter und Schwestern wohl geborgen wären.

Als Grundlage für die Einrichtung einer eigenen Häuslichkeit dachte er sich immer noch eine Stellung als Universitätsprofessor, die zwar im Anfang nur ein kärgliches Einkommen abwerfe, aber, so meint er in einem Briefe an die Mutter, „ich und Sie fordern nicht viel, und zum glücklichen Leben braucht man nicht viel; im Gegenteil gewährt es mehr Freude, mit wenigem doch glücklich zu sein.“

Auf seine Bitte verwandte sich Freiherr von Ow, der Gemahl seiner Tante, bei der er als Lyzeist in München gewohnt hatte, in diesem Sinne bei den Ministern Thürheim und Zentner und konnte endlich am 15. Dezember 1822 ein bestimmtes Resultat mitteilen. Danach verlangte Minister Zentner, der junge Graf solle noch ein Jahr in Göttingen verbleiben, die Herausgabe einer wissenschaftlichen Arbeit vorbereiten, womöglich an der Universität Repetitionen halten, dann ein praktisches Jahr beim Münchener Landgericht abdienen, die Konkursprüfung machen und schließlich beim Stadtgericht München eintreten, bis er die Berufung auf eine Professur erhalte.

Da die Minister jedoch unter sich uneins waren, fürchtete Karl August, man würde ihn schließlich doch sitzen lassen.



Deshalb beschloß er vorläufig weiter zu studieren, ohne auf die von München gestellten Bedingungen einzugehen.

An seine Mutter schrieb er am 3. Mai 1823 aus Göttingen: „Ich bin nun fest entschlossen, so lange hier zu bleiben, bis ich von uns aus selbst zu einer Professur gesucht werde. Es ist das einfachste und zugleich das dienlichste Mittel zu meinem Zwecke, der mir durch eine beinahe zweijährige Praxis doch nur auf eine höchst störende Art unterbrochen würde. In München geben sie jetzt darauf nicht acht, da die Parteisucht die Herren zu sehr beschäftigt. Habe ich aber etwas geschrieben, woran ich jetzt bin, und habe ich hier meine Karriere mit Lesen eröffnet, so können sie mich nicht mehr in die Praxis zurückdrängen. Übrigens bin ich so recht vergnügt und heiter, lasse die Sachen gehen, wie sie gehen, im Vertrauen auf eine gütige Vorsehung, die mich zugleich in meinen Arbeiten stärken wird. Mich selbst besser zu machen soll jetzt mein eifrigstes Bestreben sein, und kostet es auch noch Mühe und Kampf, das ersehnte Ziel zu erreichen, so habe ich auch doppelte Freude, wenn ich es einst erreiche. Beten Sie daher für mich, Sie alle, daß Gott mich stärke."

Schweres Bedenken wegen einer Anstellung in Bayern verursachte ihm bei dem dort herrschenden josefinischen Staatskirchentum seine treu kirchliche Gesinnung, die sich trotz aller anders denkenden Lehrer beim Studium des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte je länger desto mehr befestigt hatte.

„Ob und was ich je in Bayern wirken kann, unter welchen Verhältnissen, weiß ich nicht", schrieb er am 22. Mai 1823 seiner Mutter. „Meine Grundsätze sind denen unserer Regierung zu sehr entgegen, die ganze Verfassung unseres Landes als Produkt der revolutionären Grundsätze ist mir zu sehr zum Ekel, als daß ich hoffen könnte, gut aufgenommen zu werden. Ich kann daher nur den Weg als den besten ansehen, der mich instandsetzt, einmal den Ansichten gemäß handeln zu können, die ich über Kirche und Staat als die einzig richtigen erkenne. Mein Hauptzweck bleibt stets, für die gute Sache zu



wirken. Verkennen Sie darin nicht den Sohn, liebe Mutter. Ich liebe Sie ja so sehr und wünsche nichts sehnlicher, als mit Ihnen zu leben. Doch dem Manne ziemt es auch für die Sache zu wirken, die er nach Gottes Anordnung für die wichtigste hält, für Religion und Glück des Staates."

Während der ganz der Arbeit geweihten drei Semester in Göttingen blieb dem jungen Studenten nur wenig Zeit für Unterhaltung und Erholung. Die Ferien verbrachte er meist bei Herding in Nierstein, Bonn oder Mannheim, von wo er nur ein einziges Mal seine Mutter in Ansbach besuchen konnte. Von Göttingen selbst schrieb er: „Ich bin in einigen Familien, doch nur meiner Lehrer, eingeführt, die mir meine Abende so ganz angenehm machen. Nur eines fehlt mir hier, ein Freund, bei dem ich so recht mich ausleeren könnte."

Einen Ersatz dafür fand er im Umgang mit dem Göttinger katholischen Pfarrer. „Dieser ist," berichtet er der Mutter, „ein trefflicher Mann, voll Würde und allgemein geachtet in einer erzprotestantischen Stadt. Er ist beseelt mit Gottes Geist und geht mir mit Rat und Tat an die Hand."

Mitten im Plänemachen über die Zukunft führte ihn die Vorsehung, auf die er immer so fest gebaut hatte, mit dem Manne zusammen, dessen Einfluß für seinen späteren Lebensweg entscheidend werden sollte. Es war der österreichische Generalkonsul in Leipzig, Adam Müller, der im Jahre 1805 durch den hl. Klemens Maria Hofbauer vom Protestantismus zur katholischen Kirche zurückgeführt worden war. Karl August berichtet der Mutter über das erste Zusammentreffen mit ihm in einem Briefe vom 20. Juli 1823:

„Wir haben so oft das Wunderbare in den Fügungen für mein Schicksal besprochen, und täglich wird es mir deutlicher, daß eine höhere Hand all meine Schicksale lenkt. So in diesen Tagen wieder ein neuer Beweis, eine neue Aufforderung, der zu folgen ich mit größter Sehnsucht strebe. Auf Onkel Louis Freundschaft mit dem österreichischen Konsul in Leipzig Adam



Müller bauend, besuchte ich ihn bei seiner Durchreise. Er nahm mich mit aller Liebe auf, und die ausgezeichnete Meinung, die sein Ruf als Gelehrter, sein reger Eifer für die Kirche in mir schon vorher erweckt hatte, wurde durch das liebevolle Entgegenkommen bei mir zur wahren Verehrung erhoben. Wir sprachen viel, sehr viel über meine Studien, meine Ausbildung; er erkannte wie wir alle die Notwendigkeit einer tüchtigen Bildung, einer Bildung, deren ganzer Zweck darauf wieder hingehen muß, alle Interessen des menschlichen Lebens in dem einen höchsten Punkte der Religion und der Kirche zu vereinigen. Müller arbeitet rastlos an diesem Zwecke und spornt jeden jungen Menschen mit allem Eifer dazu an. Meine Ansichten über Kirche und Staat fand ich durch die seinigen bestätigt, die Liebe zu dem Studium der Geschichte und des Rechts der Kirche gewann durch ihn in mir neues Leben, und der Entschluß, mich ganz diesem Fache zu widmen, steht lebhaft vor meiner Seele. Müller lädt mich ein, nach Leipzig, wo er angestellt ist, zu kommen. Er will meine Studien ganz leiten, will mich mit seiner reichen Erfahrung in der Politik ganz zum Staatsleben vorbereiten.

„Gerne, liebe Mutter, gerne ergreife ich diese Gelegenheit. Die Sache ist gut, der Zweck der schönste, den ich mir denken kann, und die äußeren Verhältnisse wird der liebe Gott schon ordnen, wenn ich nur mit rastlosem Eifer zu seiner Verherrlichung arbeite. Jetzt noch nach Bayern zurückkehren, in der gewöhnlich allen Geist ertötenden Karriere mich fortwälzen, um vielleicht nach ein paar Jahren ein Dienstchen zu haben, das mich kärglich nährt, kann ich nicht, meine ganze Bildung ist verdorben.

„Die Verbindung mit Müller, der in Österreich einer der bedeutendsten und einflußreichsten Männer ist, hält mir in diesem Lande stets ein Loch offen, wo ich ohnedem an Onkel Louis gleich eine Stütze habe. Österreich hat Mangel an gebildeten Leuten, ein gründlich gebildeter Kanonist ist bei dem Umschwung, den die Dinge jetzt nehmen, wie Müller sich ausdrückt, mit Gold aufzuwägen ....



„Für ein Jahr bin ich ja in pekuniärer Hinsicht geborgen, für das nächste wird Gott sorgen. Müller geht von hier aus nach Alexisbad, einige Meilen von hier. Ich werde mit Herding dorthin gehen und das Nähere besprechen.“

Drei Wochen später spricht er sich noch begeisterter über die neue Bekanntschaft aus und zerstreut die von der Mutter geäußerte Befürchtung, er könnte einer ungesunden Schwärmerei verfallen:

„Ich bedarf der Bildung für eine Zeit, die nicht mehr so ferne ist, für eine Zeit, die wieder sammeln, wieder aufbauen wird, was der Stolz des menschlichen Geistes, die durch die Reformation übermütig gewordene Vernunft zerstreut, zerstört hat. Siegend wird und muß die Kirche wieder auftreten, gleich der guten Mutter die verlorenen Kinder wieder an sich ziehen und den Haushalt ordnen, der ganz zerstört ist. Wo, liebe Mutter, könnte ich mich besser auf diese Zeit vorbereiten, wo mich ausbilden, um wirkend eingreifen zu können, wenn sie erscheint, als unter Leitung eines Mannes, der selbst geborener Protestant, nachdem er alle Systeme durchgekämpft, in keinem Befriedigung fand, sie allein in dem Schoße unserer Kirche gewann, der alle Wissenschaften vom katholischen Standpunkte betrachtet und durch seine Lage, seine Geschäfte imstande ist, mich ganz einzuweisen in den Stand der jetzigen Politik? Und mit welcher Bereitwilligkeit bietet er mir seine Dienste an! er will ganz mein Leiter sein. Mit reger Klugheit, liebe Mutter, will ich zu Werke gehen und abwarten, wie sich die Sachen bei uns gestalten. Ich möchte beinahe mit Gewißheit voraussagen, unsere Verfassung wird sich bald ändern, gesündere Politik wird eintreten, und man wird Menschen suchen, die den Grundsätzen ergeben sind, die jetzt so sehr die Überhand gewinnen in den Herzen aller derer, die es redlich meinen mit ihrem Gott und ihrem König. Vertrauen Sie mit mir auf Gottes gnädige Leitung; er wird alles zum Besten führen. Er hat mich nicht umsonst mit einem Manne bekannt gemacht, der so sehr für seine Verherrlichung arbeitet wie Adam Müller.

„Vor Mystizismus, liebe Mutter, wird Gott mich schützen.



Nur jene fallen in den verderblichen Abgrund, die abweichend von der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche in sich selbst Ruhe suchen. Ein Katholik ist nie Mystiker im schlechten Sinne, in dem Sinne, wie Sie ihn mit mir verachten. Die Lehren unserer Kirche sind allein die Mittel, davor zu bewahren, indem sie die beseligendste und gerade die Mystik darbieten, wie sie der Mensch braucht. Leider heißt in unserer heillosen Zeit bald jeder Mystiker, der nur an höhere Offenbarung glaubt, nicht sich für fähig glaubt, an seiner Vernunft alle Wahrheiten zu messen. Diese Zeit mag auch mich einen Mystiker nennen, wenn ich mich für einen römisch-katholischen Christen erkläre. Sie, liebe Mutter, sehen gewiß, daß ich auf diesem Wege vor den Einflüssen gröberer Mystik gesichert bin.

„Wir waren vierzehn Tage in Alexisbad. Es war ein herrlicher Aufenthalt in einer der schönsten Gegenden des Harzes mit Müller und seiner trefflichen Frau als in einer Familie lebend. Die beiden Höfe der Herzöge von Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen waren da. Wir ließen uns aufsuchen und waren vorzüglich bei dem Herzog und der Herzogin von Köthen, die eine ausgezeichnete und sehr geistreiche Dame ist, durch Müllers Empfehlung sehr gut aufgenommen. Die Herzogin lud mich ein, sie ihn Köthen, das ganz nahe bei Leipzig liegt, öfters zu besuchen und zeichnete mich recht sehr aus. Die Badegesellschaft war sehr zahlreich, und alles lebte mit den Höfen wie eine Familie. Alle Partien waren gemeinschaftlich, man tanzte, machte tableaux und war recht vergnügt.

„Müllers Frau will in Leipzig die ganze Sorge meiner Wirtschaft übernehmen und dafür sorgen, daß ich alles auf das billigste bekomme. O welch ein Unterschied zwischen einer katholischen und lutherischen Hausfrau!

„Mit Herding gehe ich jedenfalls nach Mannheim, um mich bei der Mutter zu beurlauben. Ich wünschte bis 1. Oktober in Leipzig sein zu können."

(Schluß folgt.)



XXXVII.

Adam Müller.

Mitteleuropa ist Synthese, Überbrückung, Versöhnung, Ausgleich von Gegensätzen. Die Lehre von Mitteleuropa ist die Lehre vom Allgemeinen in der Geschichte, von den Urbildern und Ideen, denen die Entwicklung zustrebt und die sich mit eherner Notwendigkeit ungeachtet aller Widerstände realisieren. Mitteleuropa aber ist Etappe auf diesem Wege, kein bloßes Machtproblem, sondern vor allem Philosophie, Theologie. Die Historie Mitteleuropas, die man jetzt langsam zu entdecken beginnt, ist keine einseitig engherzige Spezialwissenschaft, sondern eine universelle Zusammenfassung alles Wissens. Wer irgendwo und irgendwann beginnt wissenschaftlich konsequent zu denken, muß bis zu Mitteleuropa vordringen, die Idee Mitteleuropas erfassen, wenn auch der Name Mitteleuropas nie an sein Ohr schlug oder er sich auch entrüstet weigern mag an Mitteleuropa zu denken.

Nicht alle Zeiten begünstigten die Universalwissenschaft, nicht alle Menschen erkannten Mitteleuropa als die Quelle alles Wissens, als die gewaltige Menschheitssynthese zwischen West und Ost, aber zu allen Zeiten träumten die Besten aller Völker von der Menschheitseinigung als dem Endziel aller Entwicklung und allen Erdenlebens. Es gibt Perioden, die der Spezialisierung, der Analyse, dem Fachwissen dienen und solche, welche die Zusammenfassung, die Verallgemeinerung, die Synthese bevorzugen. In eine solche Zeit treten wir ein, geführt von jenen, die vor hundert Jahren ganz ähnliche Tage erlebten wie unser Geschlecht.

Adam Müller war ein Norddeutscher, ein Berliner, einer der vielen, die geographisch, politisch und religiös an der Peripherie Mitteleuropas aufgewachsen, dennoch Mitteleuropa in sich entdeckten und dann seinem Herzen zueilten,



um hier zu leben und zu wirken. Als Jüngling studierte er in Berlin protestantische Theologie, später in Göttingen Jurisprudenz, trat am 30. April 1805 unter dem Eindruck der romantischen Zeitströmung in Wien zum Katholizismus über, hielt 1806—1809 in Dresden Vorlesungen über Kunst, Poesie und Staatswissenschaft, redigierte mit H. v. Kleist den „Phöbus", um von 1811 dauernd in Österreich zu bleiben im Kreise Gleichgesinnter wie Fr. Gentz, Fr. Schlegel, Zacharias Werner, Emanuel Veith, Klemens Hofbauer, kurz aller jener, welche die katholische Kultur Österreichs liebten und pflegten. Am 17. Jänner 1829 verschied er. Mit K. Ludwig von Haller, Edmund Burke und Graf Josef de Maistre gehört Adam Heinrich Müller zu jenen bedeutenden, während des letzten Jahrhunderts allzu vernachlässigten Philosophen und Rechtshistorikern, die aus der Revolutionskatastrophe die einzig berechtigten Lehren zogen, Lehren, die auch unsere Zeit wieder zu interessieren vermögen, da auch wir eine ähnliche Katastrophe zu überdauern im Begriffe sind. Freilich obliegt uns dabei die Pflicht, die Ergebnisse des seither verflossenen Jahrhunderts bei der Nutzanwendung der romantischen Grundsätze zu verarbeiten.

Seine Grundanschauungen hat Müller in den erwähnten Dresdner „Vorlesungen vor Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar und einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten" ausgesprochen und niedergelegt in seinem Hauptwerk „Die Elemente der Staatskunst" (Berlin bei J. D. Sander, 1809). Er spricht vom Staat im Allgemeinen, kennt und nennt die Idee Mitteleuropa gar nicht und dennoch wird er Wegweiser dorthin. Denn Adam Müller ist der genialste Synthetiker. Seine Philosophie hat er einmal in einem Aufsatz „Die Einheit in der Zweiheit" (enthalten in den „Vermischten Schriften über Staat, Philosophie und Kunst." Wien, 1812) präzise formuliert. Ich möchte den Absatz als mitteleuropäisches, philosophisches Staatsgrundgesetz, das allein auch die mitteleuropäische Kulturgeschichte und Kulturgeographie erklären kann, hieher setzen:

„Liebt ihr ein Schönes, so geht ihr drin unter; zwei Schönen als zwei zu lieben, vermögt ihr nicht oder sie zerreißen euch. Liebt demnach ein Schönes in zwei entgegengesetzten Schönheiten oder die Schönheit in zwei entgegensetzten Schönen, so lebt ihr. Erkennt ihr ein Einzelnes, die Idee oder das Reale als allein wahr, so geht ihr unter in der Schwärmerei oder in der Empirie, in der Dynamik oder in der Atomistik. Erkennt ihr der Idee und des Realen als zweier getrennter Wahrheiten, so zerreißt euch der Dualismus, so zernagt euch der Eklektizismus. Erkennt demnach die Idee in der Idee und dem Realen, das Reale im Realen und der Idee, erkennt das Eine in Beiden, so philosophiert ihr. Richtet demnach nie eure Blicke ausschließend auf die Einheit der Welt oder eines Dinges, fixiert euch nicht. Verweilt nie ausschließend bei den Unterschieden, den Gegensätzen, der unendlichen Mannigfaltigkeit der Dinge, zerstreut euch nicht, sondern, wo ihr das Eine gewahrt, da spaltet es in die notwendigen, sicherlich vorhandenen feindlichen Elemente, welche es bilden; oder betrachtet es selbst (aus dem einfachen Grund, weil es allein, ausschließend allein da sein will) als ein feindseliges Element und sucht ihm, es zu bändigen, aus der umgebenden Welt ein entgegengesetztes, feindseliges Element, ein Antelement, ein Antorganisches und lasset die beiden erstreiten und erzeugen ein Höheres, welches ihr nunmehr Idee oder mit Rücksicht auf den realen Weg, auf welchen es gewonnen, reale Wahrheit nennen möget."

Diese Philosophie der Polarität, diese Lehre von den Gegensätzen, von der „Globularform aller Wissenschaft" liegt auch den „Elementen der Staatskunst" zu Grunde, diesem Kanon vom Staate, welcher der Geschichte entnommen ist und nun selbst wieder die Geschichte beleben helfen soll, wie sein Autor wünscht.

In der Einleitung stoßen wir auf eine Auseinandersetzung mit Montesquieus berühmtem Werke „De l'esprit des lois" (Genf 1748), im Laufe derer jene Einseitigkeiten verurteilt werden, die dem geschriebenen Gesetz, den Verfassungen und Institutionen eines Staates überwiegenden, schier allein be-



stimmenden Einfluß zubilligen. Form und Geist bilden und befruchten sich gegenseitig. „Zur Zeit der französischen Revolution glaubte man, daß von schlechten Verfassungen und Gesetzen alles Unglück der Menschheit herrühre und jetzt sind die Vortrefflichsten überzeugt, daß die Verfassungen und Gesetze nichts vermögen, wenn die Völker nicht an und für sich schon gut geartet und innerlich frei sind. Das sind zwei gleich verderbliche Extreme, denn Völker und Gesetze bilden sich immer und allenthalben gegenseitig.“ Wer erkennt nicht den Spiegel der Gegenwart! Fortfahrend kritisiert Müller, daß der Franzose ein bloß annalistisches Repertorium der Staatengeschichte gebe voll sinnreicher Einfälle und gründlicher historischer Kritik, aber ohne jede Einsicht in das innere Leben und den organischen Bau der Staaten. Die von Montesquieu so hochgelobte mechanische Dreiteilung der Gewalten in Legislative, Exekutive und Jurisdiktion, die künstliche Beschränkung der Souveränität um der Freiheit willen sei der Quacksalberei des Theophrast Paracelsus zu vergleichen, der in der Retorte hätte den Humunkulus erzeugen wollen.

In der Bewegung will der Staat betrachtet sein. Seine Gegenwart ist etwas Gewordenes und Werdendes, nichts Abgeschlossenes. Die Zukunft wächst organisch aus der Gegenwart. „Die französische Revolution hat gelehrt, daß man den Staat entfleischt, während man ihn bloß von veralteten Unwesentlichkeiten zu entkleiden wähnte; daß das Reformieren eines Staates durchaus nichts gemein habe mit dem Ausmustern einer Garderobe: kurz man sich in das Herz des Staates, in den Mittelpunkt seiner Bewegung begeben muß, wenn man das Wesen des Staates begreifen und auf ihn wirken will.“ Der Staat ist ein lebendiges Wesen, ein leiblich-geistiger Organismus. Im Krieg und während der Revolution wird dieses Wesen am deutlichsten. Die größten Staatsmänner lernten nicht aus Büchern, sondern von der pulsierenden Wirklichkeit, aus der Bewegung ihres Staates, an dessen Schicksal sie das ihre ketteten und mit dem eins werdend sie hinabtauchten in seine verborgensten Tiefen. Auch unsere Zeit ist in diesem Sinne



eine Schule der Weisheit, die den Bücherwust gering schätzen lehrt.

Die delphische Mahnung γνῶθι σαυτὸν ist das Alpha jedes Staatsrechtes. Doch nur im beweglichen Umgang mit seinesgleichen lernt der Staat seine Eigenart, sein Gewicht, seine Physiognomie, seinen Charakter, seine Kraft und seine Liebenswürdigkeit kennen. Wer sich einkapselt, ob Mensch oder „geschlossener Handelsstaat“, wird zum Hypochonder. Der Staat will nicht bloß erkannt und erlernt, sondern vielmehr erlebt sein, seis, daß wir mit Edmund Burke „die Jahrhunderte befragen“, seis, daß wir mitten im beweglichsten Erleben stehen und selbst Anteil am Staatsschicksal nehmen. Vom Staate gibt es keinen abstrakten, blutleeren „Begriff“, sondern nur eine lebendige bewegliche Idee. Die Revolution war die Raserei der Begriffe. Der Begriff Freiheit verschlang Hekatomben, die Freiheitsidee aber siechte dahin. Jeder wurzelt in der Mitte des Staates, des Raumes, wie der Zeit, daher keiner vom Alpha und Omega abstrahieren darf, ohne selbst wurzellos zu werden.

Der Staat liegt in der Natur der Menschen begründet. „Der Mensch ist nicht zu denken außerhalb des Staates“, denn dieser ist Bedürfnis des Herzens, des Geistes und des Leibes, ohne ihn kann der Mensch nirgends und zu keiner Zeit sehen, denken, empfinden, lieben. Selbst Voltaire gesteht „Celui qui n'ose regarder fixement les deux poles de la vie humaine, la religion et le gouvernement, n'est qu'un lâche“. Der Irrtum Adam Smiths besteht darin, daß er den Staat bloß für die äußeren Bedürfnisse bestehen läßt. Es kam dem abstrakten Kopf auf ein Begreifen, ein Handgreifen an und so hielt er fest am Produkt und findet für das Geistige keinen Raum mehr in seinem System. „Der Staat ist aber nicht eine bloße Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt oder merkantilische Sozietät, er ist vielmehr die innige Verbindung der gesamten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen, energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen.“ Der Staat ist



aber auch kein Klugheits- oder Konvenienzkontrakt, keine Erfindung, sondern ein natürliches Wesen. „Die Natur hat vom Anfang dafür gesorgt, daß es zwei Menschen und nicht einen gab, da sie dieselben Menschen förmlich vom Anfang an in zwei entgegengesetzten Stoffen ausgedrückt hat, die beständig einander bedürfen und doch einander so unendlich widerstreben, in den beiden Geschlechtern; da sie den Gedanken Mensch in die Mitte zwischen Mann und Weib, als ein unsichtbares Drittes gelegt und uns dergestalten einen abgeschlossenen, festen Begriff vom Menschen versagt hat; da sie auf diese Weise uns genötigt, den Menschen in beständiger Wechselwirkung auf zwei verschiedene Menschen, also im Fluge, in beständiger Bewegung, also nicht als Begriff, sondern als Idee aufzufassen". Die Wechselwirkung zwischen Mann und Weib, zwischen Aktivem und Passivem, Kraft und Liebe, Optimismus und Pessimismus aber ist Leben und Kultur. Das sexuelle Problem auf die Menschheit übertragen aber heißt Mitteleuropa, als der Synthese zwischen dem weiblichen Ostmenschentypus und dem männlichen Westmenschentypus.

Auch Nutzen und Recht streiten, wie alle aktiv-passiven, männlich-weiblichen Antipoden, solange die Begriffe bleiben und vermählen sich erst dann harmonisch-synthetisch, wenn sie zur Idee erhoben werden oder praktisch religiös gesprochen, wenn sie im gemeinsamen Aufblick zu einer Übernatur Frieden schließen, sich ihre Einfluß- und Wirkungssphäre von oben zuteilen lassen. Die abstrakte, politische Freiheit Montesquieus, versucht durch die Teilung der Gewalten, und die abstrakte, ökonomische Freiheit Smiths, angestrebt durch die Teilung der Arbeit, mußten erst vom System Edmund Burkes versöhnt werden, der theoretisch als einer der ersten die katholische Praxis im Staatsrecht zu begründen suchte, in der Weise, daß beide Extreme sich in einer gemeinsamen Idee wiederfinden, der Nutzen etwa in der Mitte zwischen Augenblicksvorteil und phantastischer, geiziger Vorsorge, das Recht aber in der Mitte zwischen Stagnation und Revolution, eine Abgrenzung, die wie die Erfahrung lehrt, nur durch die Übernatur und ihre Organe verwirklicht werden kann. In gleicher Weise ist der Kontrast von Patriotismus





und Kosmopolitismus zu überbrücken, weil beide auseinandergerissen, der eine zum abgeschlossenen, mit chinesischen Mauern verbarrikadierten, vom nationalen Wahnsinn auf- und niedergepeitschten „geschlossenen Handelsstaat“ führt, der andere aber zur verschwommen-internationalen, unstaatlichen, anarchischen und daher lebensunfähigen, utopischen Menschheit. In gleicher Weise bilden auch äußere und innere Politik eines Staates ein organisches Ganze.

Der Staat ist eine Familie. Mann und Weib sind Zeitgenossen, Alter und Jugend aber Raumgenossen. Zwischen diesen beiden Gegensätzen spielt sich das Leben der Familie ab, aber auch das Leben des Staates, der zwischen Konservatismus und Progressivismus, Aktivismus und Passivismus, Aristokratie und Demokratie die ruhigen Wege des Fortschritts zu wählen hat und weder Stillstand noch Umsturz dulden kann, aber auch weder der Brutalität, noch der Sentimentalität fröhnen darf. Die Strenge des Vaters und die Milde der Mutter, Autorität und Freiheit müssen sich im Staate die Wage halten, gleich fern von östlicher Autokratie und ihrem Zentralismus, wie von westlicher Demokratie und ihrem Partikularismus und Separatismus. Alles politische Streben hat das Geheimnis zu verdeutlichen, das uns Herrschen im Dienen, Stolz in der Demut, Gewalt im Gehorsam verheißt.

Auch der Kampf zwischen römischem und germanischem Recht, als praktischem Ausdruck der beiderseitigen Welt- und Rassenanschauung, soll fruchtbar werden für die staatliche Entwicklung, die zur Synthese drängt, zwischen dem männlich-strengen, römischen Privatrecht und dem weiblich-rücksichtsvollen, germanischen Lehensrecht. Dieser Prozeß soll das lebendige Verhältnis zwischen Sache und Person, wie es vom Mittelalter angebahnt worden war, wieder erneuern. Das Geheimnis der Gegenseitigkeit aller Verhältnisse des Lebens — wie es sich im verantwortungsfreudigen und verantwortungsbewußten Feudalismus ausdrückte —, ein Mysterium, das dem Jugendübermut und Kraftgefühl der römisch-griechischen Welt verborgen blieb, wurde im Mittelalter klar. Der Mensch lebte in doppelter Ehe mit



der Person und der Sache. Der Stand der Familie, das höhere Personenrecht und der Stand des Besitzes, das höhere Sachenrecht, waren die beiden einander gegenseitig auf das innigste durchdringenden Gesichtspunkte der Privatrechtswissenschaft und müssen dies auch wieder werden. Das Studium des römischen Rechts sei deshalb vor allem den Mystikern empfohlen, während die allzu nüchternen Kalkulatoren eines gefühlvolleren Rechtes, nämlich des germanischen als Gegengewicht bedürftig sind. Im organischen Staat müssen beide Gesetzesgenera vermählt in wechselseitig schöner Verschränkung vorgefunden werden, Ackerbau, Grundeigentum, Krieg dem hierarchisch, verantwortungsvoll gegliederten Lehensrecht vorbehalten sein, Industrie und Handel aber dem strengeren Eigentum. „Das aber, was wir im gemeinen Leben heute Staatstheorie, Rechts- und Ökonomielehre nennen, ist eher die Lehre von der allmählichen, aber radikalen Zersetzung, Auflösung und Dismembration des Staates und alles öffentlichen Lebens, vermittels dreier, ganz einfacher Begriffe: vom römischen Privatrecht und Privateigentum, vom Privatnutzen und von einer Privatreligion."

Das Ideal, dem wir zustreben müssen, ist der Ständestaat, der aus Familien und Berufsständen organisch aufwächst und dessen Spitze der Monarch ist von Gottes Gnaden und durch kirchliche Salbung. Die Staaten untereinander aber bilden Europa, nachdem sie sich im Innern nicht nur wirtschaftlich-ständisch, sondern auch politisch-föderativ gegliedert haben.

Schon dieser kurze Überblick lehrt, wie Müller Mitteleuropa erlebte, Mitteleuropa, den ersten Schritt zur Staatenkonföderation Europa, von der seit Untergang des mittelalterlichen Kaisertums die Edelsten der Christenheit träumen. Und nur in diesem Sinne, weitherzig, an allen Grenzen offen, vermag Mitteleuropa seinen Beruf auszuüben, Regenerator der Menschheit zu sein. Übernational aufgebaut, föderativ gegliedert, seinem ganzen Wesen nach dem Ständestaat noch am ähnlichsten bedeutet das politische Werden Mitteleuropas mehr als einen bloßen Waffenbund, ist vielmehr die Kulturerrungenschaft dieses Krieges, trotzdem aber



auch wieder nur die bloße Sichtbarmachung längst wirklicher philosophischer und ethischer Tatsachen. Es besteht gar kein Zweifel, daß Mitteleuropa auch bewußt wieder dort anknüpfen wird, wo unsere Ahnen vor vierhundert Jahren die geradlinige Entwicklung Europas unterbrochen haben, daß es den damals unvollkommenen, versuchsweisen Feudalismus in gereifterer, modernerer Form wieder aufgreifen wird als einzigen Ausweg aus der tiefen Kluft zwischen Latifundienbesitzern und ländlichem Proletariat, speziell darauf verwiesen von den sich so ungeheuerlich auftürmenden Bodenproblemen im Osten, in Polen und Galizien, Ungarn und Rumänien, Moskowien und der Ukraine. Aber auch der Parlamentarismus der Demokratie wird unter dem Druck des Kriegserlebens von unseren Enkeln überwunden werden müssen, da er infolge seines Brutalisierungs- und Majorisierungswahnes im organischen Staat ein Unding ist und bleibt. Mitteleuropa ist in allen brennenden Fragen der nahen und fernen Zukunft jener Staatenkomplex, in dessen Raume die Weltreformpläne am meisten Aussicht auf Verwirklichung haben.

In einer seiner reifsten Schriften ist Adam Müller der mitteleuropäischen Idee der Synthese noch gerechter geworden, in dem Büchlein „Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft insbesondere".

Ausgehend von der Grundbedeutung des Wortes status, état, kennzeichnet er den Staat als Stand und den Stand als Staat im Staate. Jeder Mensch ist als soziales Wesen Glied eines Standes und als individuelles Wesen Haupt eines Standes. Als ersteres erwirbt er in der Gebundenheit seine Persönlichkeit, als letzteres in der Herrschaft seine Eigentümlichkett. Dieses Spiel zwischen Autorität und Freiheit belebt den Staat. Jeder ist juristisches Subjekt, jeder ist Autorität als Fürst, als Gutsherr, als Hausvater, als Eigentümer, als Disponent in wahrer, realer Freiheit. Jeder ist aber auch zugleich juristisches Objekt, irgend einer Autorität unterworfen, Glied eines Standes, diesem



adskribiert. Jeder hat Rechte und jeder hat Pflichten, die einander die Wage halten und deren Wechselwirkung das Leben ist. Jeder ist Obrigkeit, da er frei, und jeder ist Untertane, da er gehorsamsverpflichtet ist. Organisch baut sich so der Staat auf als ein lebendiges Aggregat von Ständen, Staaten im Staate, genau so wie diese wieder aus Familien bestehen, aus Ständen im Stande, die Menschheit aber ist ihrerseits wieder das System der Staaten.

Der abstrakte Staat, der die Gesellschaft dismembriert und atomisiert, nur berechtigt sein will ohne eine höhere Autorität anzuerkennen, sich selbst genügt und letzter aller Werte sein möchte, vernichtet nicht nur seine eigene Freiheit, da diese von der Bindung an eine überstaatliche Autorität abhängt, desavouiert nicht nur sein eigenes Recht, da dieses erst von lebendigen Pflichten gegen sichtbar Höheres gespeist werden muß, ehe es wahrhaft Recht werden kann, sondern er verwüstet auch sein eigenes Innere, die Freiheit seiner Glieder oder, wie er will, Atome, da er ihnen nicht nur ein verderbliches Beispiel gibt, sondern ihnen auch die Zwischenglieder, die Mittler, die den Druck der Staatsallgewalt abschwächen könnten, raubt. Seit der französischen Revolution treibt die Menschheit diesen verderblichen, selbstmörderischen Götzenkult mit dem abstrakten-absoluten Staat und Gesetz. „Wo aber kein Unterschied, kein Kontrast, keine Zweiheit, kein Gegensatz, da ist auch kein Wissen. Menschliche Wissenschaft ist nur unendliche Kenntnis des Gegensatzes. Wir empfinden ja nur den Kontrast, nur die Ränder, nur durch Ränder. Ein Gegensatz von Schatten und Licht, von Lust und Schmerz ist notwendig, eine Polarität muß gegeben werden, wenn es zu dem Farbenspiel, zu dem höheren Gefühl kommen soll, darnach die Seele strebt. Alle wahre Kritik muß die Lebensform ihres Objekts annehmen und es gibt nur eine Lebensform, nämlich die Kugel". Zur Synthese aber, die den Gegensatz, die Gebrochenheit des Wissens aufhebt, kann man niemals durch bloße, rationalistische Abstraktion kommen, durch diese erhalten wir nur blutleere Begriffe. Nur der Glaube an die lebendige, hinter allen Schemen wesentlich



wirksame Idee vermag dieses Ziel zu erreichen. Nicht durch Abstraktion der Stände werden wir inne, was der Staat eigentlich ist, sondern nur der Glaube an das Urbild des Staates, an die civitas Dei, an den Gottesstaat kann uns jenen Einblick in die Bedürfnisse des konkreten Staates verschaffen, die zum Kulturbau notwendig sind. Den Grund hiefür, den Müller in seinem Ausdruck von der „Globularform aller Wissenschaft" andeutet, mag uns ein geometrisch mystisches Bild veranschaulichen helfen. Die Pole alles Wissens, die Antipoden des Wissensglobus, können niemals von dem als ein vermähltes Bild geschaut werden, der selbst naturalistisch im Erdreich der Kugel wurzelt, genau so wie es auf keiner empirischen Kugel einen Punkt gibt, der uns einen Überblick auf beide Polgegensätze gestattet. In der Endlichkeit gibt es überhaupt keinen Standort, in dem sich die Tangenten, die man durch die Pole zieht, schneiden. Erst in der Unendlichkeit der Übernatur ist der Schnittpunkt denkbar, der beide Pole als die Seiten eines Ganzen überblickt. Naturalistisch vermögen wir nur von den Polen zu abstrahieren und Begriffe über ihr Wesen zu bilden. Und nur dort, wo sich das Himmelszelt, die Unendlichkeit, die Übernatur gnadenreich sich offenbarend öffnet, dort wird auch dem Menschenauge die überweltliche Idee, die Urform und das Ziel alles Irdischen sichtbar und erstrebbar.

Als Haupt eines Standes ist der Mensch, etwa der Hausvater nach außen ein Rechtsindividium, Zunftgenosse, Stadt- oder Staatsbürger, der als solcher das Recht und die Freiheit der Nebenmenschen beschränkt und bedingt, nach innen aber ein Versorger, Verwalter, Diener seines Hauses, als des Inbegriffs aller Interessen, die geschont und mit Weisheit verwaltet werden wollen. In ersterer Beziehung frei, insoweit er in zweiter durch Gerechtigkeit, Gehorsam und weise Fürsorge sein Haus in Ordnung hält, ist der Hausvater als Glied eines Staates nach außen Untertane, verpflichtet, beschränkt, nach innen aber Hausherr, Obrigkeit, Familienvater und darin solange frei und berechtigt, als er in ersterem verpflichtet und gehorsam bleibt. Die abstrakten Köpfe kommen niemals zu dem Kulturausgleich

von Autorität und Freiheit, denn sie verstehen unter Herrschen immer nur ein Nicht-Dienen und unter Dienen immer nur ein Nicht-Herrschen, wissen aber nicht, daß beide Pole nie zu trennen sind, daß jeder Mensch zugleich Herr und Diener ist in seiner Sphäre. Dienen und Gehorchen halten sie für Leiden, das Leid aber für untätige Unterworfenheit, diese endlich für Unwürde und Vernichtung der Menschheit. Sie können sich nur naturalistisch-mechanistisch den Menschen als Hammer oder Amboß denken, ohne zu ahnen, daß er beides zugleich sein muß, um Mensch zu bleiben und nicht Tier zu werden. Daß Dienen und Gehorchen als das innerlichste Geheimnis der wahren Herrschaft, daß Leiden als die Äußerung der wahren Kraft und Hoheit des Menschen angesehen werden kann und erst in der Untertänigkeit die rechte Würde zu finden ist, belächeln sie.

Im organischen Staate sorgt die Natur dafür, daß die Willkür durch die ökonomische Abhängigkeit von den Untergebenen, die Autorität durch den ökonomischen Einfluß, den jeder aufs Ganze ausüben kann, geregelt wird. Aber nach dem Gesetz des Ausgleichs, der Entschädigung, der Ergänzung des Mangelhaften führen auch die Irrtümer des abstrakten Staates gegen eigenen Willen im Laufe der Zeit nach Vollendung und Auswirkung der zersetzenden Tätigkeit zu jener natürlichen Reaktion, welche die Wunden heilt und die Negation beschwichtigt, allerdings nie ohne gewaltige Krise innerer Erschütterung und rächender Strafe dnrch das Weltgericht, die Weltgeschichte. Wir können zwar kraft unserer Willensfreiheit dieser Obsorge des Weltenplanes Widerstand entgegensetzen, wie eben dic Doktrinäre der abstrakten Staatswissenschaft versuchen und entfesseln dadurch den Kampf zwischen Recht und Klugheit, Freiheit und Autorität, aber trotz aller oppositionellen Anstrengungen wird doch kraft ewiger Weltgesetze der Reaktion immer wieder jener Zustand erstritten, der die Gleichzeitigkeit von freier Gebundenheit als Glied und gebundener Freiheit als Haupt verlangt. Ausgetragen aber kann der Kampf zwischen Recht und Pflicht, zwischen der sozialen und der individuellen Veranlagung des Menschen,



zwischen den Pflichten gegen sich selbst und gegen den Nächsten niemals werden, versöhnen aber kann den Zwiespalt nur die Übernatur, jene dritte Menschenpflicht, die Pflicht gegen den Schöpfer und Erhalter, die allein gültige Grenzlinien zieht und die beiderseitigen Interessengebiete autoritativ absteckt.

Die innere und die äußere Politik eines Staates ist somit ein Ganzes, eine bedingt die andere, beide aber hängen von der dritten Staatspolitik ab, jener gegen die Übernatur. Staatsrecht und Privatrecht, Staatsmoral und Privatmoral sind nicht qualitativ, sondern nur quantitativ verschieden, schon deshalb, weil der Staat nur wieder Glied einer mehrer Staaten umfassenden höheren Staatlichkeit ist, einer Staatenkonföderation oder am Ende der Entwicklung der Menschheit. Kongruent und wesensverwandt, nur an Umfang unterschiedlich sind auch Staatshaushaltung und Privatwirtschaft genau so wie das beiden zu Grunde liegende Staatsrecht und Privatrecht, das seinerseits wieder von homogener Staatsmoral und Privatmoral gespeist wird. Diese aber ist wieder nur der Ausdruck der Staatsphilosophie und Privatphilosophie oder, da der organische Staat zum Unterschied vom abstrakten Staat einer lebendigeren Größe bedarf, der Staatsreligion und Privatreligion. So werden Religion, Philosophie, Moral, Recht, Politik und Wirtschaft ein Ganzes.

Das Wesen des Organischen ist, daß es bis ins Unendliche organisiert ist. Der Staat besteht bis ins Unendliche aus Staaten. Der Urstaat aber ist die civitas Dei, die Menschheit, die Kirche. Durch Vernichtung dieser Staaten im Staate zertrümmern sich die Oberstaaten, die sich zu stärken wähnen selbst, bereiten sich selbst die Anarchie. Das moderne Staatsrecht entkleidet den Bürger aller wahren Rechte, die er im freien Regiment im eigenen Hause als Eigentümer, als Stadtbürger, als Innungsverwandter besaß, und gibt ihm dafür den mageren Trost das millionste Atom des Staates zu sein und den Gesamtstaat zu regieren, falls ihm nur die 999.999 Teile beistimmten. Anderenfalls brutalisiert die Mehrheit die Minderheit. Die qualitative Differenzierung von Staats- und Privat-



recht aber hat letzteres verschlungen, da sich der Schwächere nicht mehr behaupten kann, sobald das freie Spiel der Kräfte anerkannt und die Allgewalt der Staatssouveränität sanktioniert ist.

Auf all dem Gesagten aufbauend teilt Müller die Staatswissenschaften in die auf Jurisprudenz gewandte Philosophie oder Theologie und in die auf Politik gewandte Philosophie oder Theologie ein. Die Moral aber fungiert bei ihm als Vorbereitungswissenschaft der Jurisprudenz, gleichwie die Ökonomik die Politik einleitet. So entstehen vier Felder: die Moral oder die Wissenschaft vom Guten und Bösen, die Jurisprudenz oder die Wissenschaft vom Recht und Unrecht, die Ökonomik oder die Wissenschaft vom Heil und Unheil, vom Segen nnd Fluch, die Politik oder die Wissenschaft vom Nutzen und Schaden. „Moral und Ökonomik oder die Wissenschaft von den göttlichen Gesetzen und der göttlichen Haushaltung bilden den allgemeinen theologischen, Jurisprudenz und Politik. den besonderen und irdischen Teil des Ganzen. Alle diese vier Wissenschaften sind ihrer innersten Natur nach historisch und und positiv. Moral und Jurisprudenz haben es zunächst mit den ausgesprochenen, göttlichen und menschlichen Gesetzen, Ökonomik und Politik mit der großen Tradition der hausväterlichen Liebe zu tun, die wir mittelbar und unmittelbar aus den Händen Gottes empfangen. Dort ist die große Bestimmung der menschlichen Vernunft, die Verteidigung, Behauptung und Ausübung der göttlichen und um ihretwillen auch der menschlichen Gesetze; hier die Sorge und Anordnung von Haus und Staat in dem Geiste der von oben offenbarten Liebe und der verordneten Gegenseitigkeit in allen menschlichen Dingen."

Wir armen Kinder einer in allem und jedem zersplitterten Zeit können diese geniale Art alles Spezialwissen auf ein Zentrum zu beziehen, alle Einseitigkeiten in einem harmonischen Ganzen zu vermählen und eine akkordenschwere Symphonie zu komponieren, die von zentralen Gedanken ausgehend alle Töne um eine lebenspendende, daseinserwärmende Sonne gruppiert, wieder neu gestalten. Dieser Uni-



versalismus ist die Wissenschaft der Zukunft, ist Mitteleuropa, wie wir es erleben. Denn wie sich in den Extremen Ost und West alle anderen Gegensätze dieser Erde wiederspiegeln, so muß auch in der ostwestlichen Harmonie Mitteleuropa in universaler Weise, jede Erscheinung in ihrem tiefsten Zusammenhang gewürdigt werden, um das Neue zu begreifen, das in uns und um uns aufkeimt, um es hegen und pflegen zu können, schützen zu dürfen, daß kein frevelnder Fuß es in Grund und Boden stampfe und uns die Enkel einst segnen, statt unser zu fluchen. E. K. W.

XXXVIII.

Auch der Pädagoge Foerster gefährlich?

Von Univ.-Prof. Dr. Göttler, München.[1])

(Schluß.)

II.

Wie steht es nun mit der zweiten Anklage: Foerster, ein zielbewußter Förderer der religionslosen Schule, Foerster, ein Anhänger der Parole: „Heraus aus der Schule mit der Religion" (S. 22). Es steht noch besser als mit der ersten. Die Anklage ist nämlich viel faßbarer, es handelt sich um etwas viel Bestimmteres als in vorausgehendem. Auch die Beweisführung Kiefls ist faßbarer. Wer Kiefls Belege liest, wird vollkommen überzeugt sein von der Richtigkeit seiner Aufstellung. Wer sich aber die Mühe nimmt die Stellen nachzulesen, der wird ebenso vollkommen von der Haltlosigkeit dieser Anklage überzeugt sein. Kiefl hat einfach das, was Foerster berichtweise über Motive der Einführung eines

1) Da die rechtzeitig abgegangene Korrektur des ersten Teiles den Herrn Verfasser nicht erreichte, blieben leider mehrere Satz- und Schreibfehler stehen, so S. 324 u. f. „pragmatisch" anstatt „pragmatistisch", sowie das sinnstörende a linea auf S. 326.

Die Schriftleitung.

religionsfreien Moralunterrichtes in den verschiedenen Ländern (Amerika, Frankreich usw.) aufführt, zur Ansicht Foersters gemacht. Er läßt gleich zum Anfang der Beweisführung, beim ersten Zitat aus Foerster ein Sätzchen aus und ersetzt es durch Punkte. Dieses Sätzchen lautet aber: „Folgende kulturelle und pädagogische Gesichtspunkte waren hier (bei der Einführung des religionslosen Moralunterrichtes in Amerika) maßgebend.“ Warum läßt Kiefl gerade dieses Sätzchen aus? War es wirklich nur Rücksicht auf die Papierknappheit, welche zur Unterdrückung gerade dieser Zeile bestimmte? Auch der Judenknabe, der vor der Türe nicht mehr warten braucht, bis der katholische Religionsunterricht zu Ende ist, den Kiefl dann sarkastisch abtut, ist nicht Produkt Foersters, wie es bei Kiefl den Anschein hat, sondern Referat Foersters. Daß Kiefl nichts von der Kritik erwähnt, die Foerster auch bei diesem Referate in diesem frühesten pädagogischen Werke aus dem Jahre 1904 da und dort schon einfließen läßt, kann man verstehen, aber daß bei dem Bericht über das den älteren französischen Moralbüchern angehängte Kapitel von den Pflichten gegen Gott nur die eine Hälfte der Kritik Foersters angefügt wird, die für Kiefls These zu sprechen scheint, und die andere Hälfte, die dagegen spricht, unterdrückt ist, kann ich nicht verstehen. Man vergleiche Kiefl S. 23 Z. 9—15 mit Jugendlehre (neueste Auflage 76—80 Tausend) S. 195, erster Absatz von oben. Nur die von Kiefl so sehr ausgebeutete Stelle aus einer Rede Ferrys wird ausdrücklich als solche bezeichnet, aber mit der Einführung, daß Foerster sie beifällig zitiere. Die Worte, mit welchen Foerster (Jugendlehre S. 195) diese Stelle einführt, lauten: „Auf den Einwand, daß es eine solche allgemeine Sittenlehre gar nicht gäbe, hat Ferry damals in der französischen Kammer folgendes zu antworten gesucht.“ Zu antworten gesucht; das klingt doch nicht sehr beifällig.

Indessen, es ist richtig, daß Foerster auf Grund seiner politischen Anschauungen zur Zeit der Abfassung der Jugendlehre glaubte, „daß in allen Staaten und Gemeinwesen mit



verschiedenen Konfessionen die staatlichen[1]) Schulen immer konsequenter zur vollen Neutralität in konfessionellen Fragen schreiten müssen, wenn anders sie überhaupt die elementarsten und unaufhaltsamsten Forderungen der bürgerlichen Gleichberechtigung aller Konfessionen anerkennen wollen" (Jugendlehre S. 664). Es ist aber auch Tatsache, daß Foerster von der ersten Auflage der Jugendlehre an betonte, daß er mit seinen Vorschlägen nicht der Ansicht Ausdruck geben wolle, daß Religion und Christentum durch die moderne Ethik überholt seien und daher sobald als möglich aus der Erziehung verschwinden müßten, daß er vielmehr ausdrücklich „größte Ehrfurcht vor den unerschöpflichen Gesittungskräften des Christentums" bekundete (Jugendlehre S. 104). Es ist jedem Leser der Foersterschen Schriften bekannt, daß die Äußerungen über den unersetzlichen Wert der Religion und über die Insuffizienz einer rein natürlichen Moral mit jeder neuen Schrift ausführlicher und dringlicher wurden. Es ist darum kein Widerspruch, wenn Foerster in „Autorität und Freiheit" eine wissenschaftliche Laienmoral ohne religiöse Sanktion eine lebensfremde Illusion nennt und an anderen Stellen noch drastischer redet.[2])

Sonst werden die Werke eines Autors in chronologischer Reihenfolge vorgenommen und die zuletzt erschienenen als die maßgebenden für Feststellung der Ansicht benützt. Kiefl benützt umgekehrt gerade hier das früheste pädagogische Werk Foersters ausschlaggebend. Wohl kann er sagen, er benütze die neueste Auflage dieses Werkes vom Jahre 1917. Aber seit der 4. Auflage (1909 erschienen) sind es, abgesehen von einigen Fußnoten, vollkommen unveränderte Neudrucke und auch die früheren Auflagen weisen nur untergeordnete Ergänzungen auf. Freilich muß Foerster es in Kauf nehmen, wenn er nach einem solchen Neudruck beurteilt wird. Aber doch kann er erwarten, daß

1) Von Foerster selbst unterstrichen.

2) Vergl. insbes. Hochland, VI. J., S. 30—43, Die pädagogische Unentbehrlichkeit der religiösen Moralbegründung.



später herausgegebene Bücher nicht geringer, sondern doch wohl höher eingeschätzt werden bei Feststellung seiner Anschauungen. Wie Foerster vom moralpädagogischen Standpunkt aus über die nach seiner Ansicht allerdings kaum vermeidliche Neutralität des Staates in Bezug auf Religionsunterricht denkt, daß ihm die dem Religionsunterricht in der Schule drohenden Folgen bedauerlich erscheinen, das ist zwar in der Jugendlehre noch nicht so deutlich fühlbar, ist aber schon in einer Arbeit aus dem Jahre 1907 mit aller Klarheit ausgesprochen. Sie findet sich in einem von Rein herausgegebenen Sammelwerk „Deutsche Schulerziehung", München 1907. Dort führt Foerster S. 103 wörtlich aus:

„Während in den Vereinigten Staaten, in Frankreich und in Italien die Schule keinen Religionsunterricht mehr erteilt, ist in der deutschen Schule durch den obligatorischen Religionsunterricht noch ein gewisses Maß von ethischer Unterweisung gesichert. Ist nun begründete Aussicht vorhanden, daß die Lage der Dinge unverändert bleibt, oder ist die Entfernung des Religionsunterrichtes aus der öffentlichen Schule die Konsequenz einer Entwicklung, durch die voraussichtlich alle Kulturländer hindurchgehen werden? Dem Verfasser dieser Darlegungen erscheint das Letztere unvermeidlich, so sehr er es vom pädagogischen Standpunkte aus bedauert. Die Kultur wird in den nächsten Jahrzehnten zweifellos durch eine Phase gehen, in der in allen Ländern radikale Majoritäten anwachsen werden, die den Staat und damit auch die Staatsschule ebenso beeinflussen werden, wie es heute noch die religiös gesinnten Majoritäten tun. Daraus wird zunächst die religiöse Neutralität der Staatsschule und zeitweise vielleicht sogar ihre religionsfeindliche Stellung folgen. In der Schweiz und in England bereitet sich diese ganze Entwicklung dadurch vor, daß der Religionsunterricht selber immer mehr neutralisiert, d. h. seiner konfessionellen Formulierungen entkleidet und mehr und mehr zu einem ethischen Unterricht umgewandelt wird. Das letzte Glied dieser Entwicklung wird der Moralunterricht sein, welcher der Kirche die religiösen Sanktionen der Ethik überläßt und sich auf die

Pflege der sozialen und natürlichen Sanktionen beschränkt. In Deutschland ist die Bewegung der Bremer und Hamburger Lehrer ein erstes Anzeichen gleicher Tendenzen — die sich ausdrücklich darauf berufen, daß die ethische Unterweisung der öffentlichen Schule durchaus Rücksicht zu nehmen habe auf die wachsende Zahl dissentierender und nichtgläubiger Eltern und darauf bedacht sein müsse, das Sittengesetz an solche Erfahrungen, Gefühle und Gedanken zu knüpfen, die über den Trennungen des Glaubens und Unglaubens stehen.

Wir müssen also zweifellos damit rechnen, daß in den kommenden Zeiten die ethische Jugendlehre — so wie es heute in Frankreich der Fall ist — die Stelle des Religionsunterrichtes im Schulleben einnehmen wird. Der „christliche Staat" ist nur da möglich, wo der Staat aus Christen besteht — und wer den Staat und sein Bildungswesen wieder auf christlichen Boden stellen will, der muß zuerst den gewaltigen Abfall der modernen Menschen vom Glauben wieder zum Stehen bringen und die der Religion entfremdeten Massen der Gebildeten und Ungebildeten wieder von der sozialen und pädagogischen Unentbehrlichkeit des Christentums überzeugen. Die Zeiten solcher Umkehr werden kommen — aber erst im Anschluß an die Erfahrungen, die man mit der Unzulänglichkeit der bloß sozialen und natürlichen Begründung des Ethischen in Leben und Erziehung machen wird."

Man mag bestreiten, daß Foerster bezüglich seiner Prognose im Rechte ist, man mag andere Lösungen der drohenden Konflikte für möglich halten, jedenfalls aber wird man nicht bestreiten, daß Foerster nicht zu den zielbewußtesten Förderern jener Bestrebungen gehört, die dahin gehen, den Religionsunterricht aus den Schulen zu verdrängen. Der Schlußsatz zeigt gerade das Gegenteil. Übrigens scheint Foerster neuestens doch auch selbst eine andere Lösung für gangbar zu halten, die ja uns sehr geläufig ist und längst in religiös-gemischten Staaten üblich ist, die Konfessionsschule.[1])

1) Das neue Deutschland in Erziehung und Unterricht. Leipzig, Veit u. Comp., 1918. Heft I S. 66.



Freilich ist nicht klar ersichtlich, ob Foerster dort staatliche bezw. gemeindliche oder kirchliche Konfessionsschulen im Auge hat.

Wenn man als Entschuldigung gelten lassen will, daß diese in Zeitschriften bezw. Sammelwerken begrabenen Äußerungen Foersters leicht übersehen werden konnten, dann sei darauf hingewiesen, daß doch auch in „Autorität und Freiheit" (im Anschluß an ähnliche Darlegungen von der Auswirkung der bürgerlichen Gleichberechtigung der Bekenntnisse und großmütige Berücksichtigung der Minoritäten im modernen Staat) zu lesen ist:

„Natürlich darf aus den unumgänglichen praktischen Konzessionen niemals die Theorie hergeleitet werden, daß der Staat in Wirklichkeit und auf die Dauer ohne die Kirche bestehen könne. Der Religionsunterricht z. B. kann wohl unter gewissen Verhältnissen aus den öffentlichen Schulen entfernt werden — niemals aber darf dabei die prinzipielle Überzeugung preisgegeben werden, daß allein der von der Religion durchdrungene Schulbetrieb den tieferen Forderungen der ethischen Erziehung, ja auch nur den Forderungen der wahren intellektuellen Kultur wirklich gerecht werden könne." (S. 118 f.)

III.

Wenden wir uns zum dritten Anklagepunkt: Zielbewußte Verpflanzung angloamerikanischer Geisteskultur auf deutschen Boden.

Es ist richtig, daß Foerster häufig und ausführlich auf amerikanische und englische Verhältnisse und pädagogische Einrichtungen zu sprechen kommt, in „Jugendlehre" und „Schule und Charakter" vor allem auf schulpädagogische, in „Schuld und Sühne" auf jugendfürsorgerische und jugendgerichtliche, in „Staatsbürgerliche Erziehung" auch auf soziale und politische. Foerster kennt die Dinge nicht bloß aus Büchern sondern aus eigener Beobachtung. Mit vielen in das Moralpädagogische einschlägigen Einrichtungen und deren Motiven hat er uns erst bekannt gemacht. Es ist richtig,



daß Foerster vieles daran wertvoll findet und empfiehlt. Aber er hat auch mehr als irgend ein anderer Kritik am pädagogischen Amerikanismus geübt, freilich nicht in Bausch und Bogen, auch nicht an Außendingen, sondern am Wesen, am Geist desselben. Gerade „Schuld und Sühne" ist im wesentlichen ablehnend gegen die amerikanische und in Deutschland schon in Aufnahme begriffene Preisgabe des Sühneprinzipes, das mit der gerichtlichen Bestrafung der Jugendlichen zu entgleiten drohte. Aber auch in „Schule und Charakter" wird an vielen Stellen tiefschauende Kritik geübt. Man lese doch einmal die prinzipielle Gegenüberstellung von amerikanischer und europäischer Pädagogik (S. 280 f. der 11. Auflage), seine Kritik der Koedukation (ebenda S. 54 ff., Erziehung und Selbsterziehung S. 167 ff.) und urteile dann, ob Kiefl recht hat, wenn er meint, Foerster habe für die amerikanische Pädagogik nur Empfehlung, für unsere nationale Erziehung nur Worte des Tadels.

Kiefl glaubt den Beweis für seine Anklage auf Amerikanismus mit einer Seite abtun zu können. Hier stehen ihm ja augenblicklich auch besonders günstige Umstände zu Gebote, jene Gefühle, die nun einmal mit den bloßen Namen England und Amerika und mit dem Schlagwort Ausländerei auf gute Zeit verknüpft bleiben werden. Die Arbeit ist für Kiefl einfach: Er verweist auf Stellen, an welchen Foerster amerikanische Einrichtungen empfehlend bespricht (freilich nicht so überschwänglich wie es nach Kiefl den Anschein gewinnt), verliert aber kein Wort darüber, daß Foerster auch Kritik, sehr scharfe prinzipielle Kritik an amerikanischer Pädagogik übt. Es sind andere Männer gewesen, welche viel rückhaltloser als Foerster Americana Paedagogica empfohlen haben, John Dewey ins Deutsche übersetzt haben und seine Vorschläge in Schulen durchgeführt haben wollten. Wenn pädagogische Probleme am Schreibtisch und auf der Rednertribüne zu erledigen wären, wenn nicht, wie Willmann des öfteren betont hat, gerade hier Probieren über Studieren ginge, dann würde es eher Eindruck machen, wenn Kiefl sich begnügt,



die Frage der sog. Selbstregierung und des sog. Schulstaat-Systems einfach kurzer Hand abzutun und sich nur auf Viktor Cathrein S. J. und dessen Wiener Vortrag von 1914 zu berufen. Wenn die amtlichen preußischen Direktoren-konferenzen auf Weisung der Schulverwaltung wiederholt sich mit diesem Problem zu beschäftigen hatten[1]) und verschiedene höhere Lehranstalten an die praktische Durchprobung mit Erfolg gegangen sind, dann soll man mindestens zurückhaltender sich ausdrücken. Ich weiß sehr wohl, daß in diesem Punkte noch viele konservativ veranlagte Pädagogen und Pädagogiker auf Kiefls Seite sich stellen, aber doch ebenso viele, die freie Hand haben, seit Jahren am Probieren sind, um dann erst zu urteilen.

Kiefl spricht wiederholt vom System Foersters im Sinne eines abgeschlossenen philosophischen Systems. Welcher wirkliche Kenner Foerster'scher Geistesart muß nicht in sich hineinlächeln. Switalski führt in seiner neuesten Studie[2]) uns Typen geistiger Einstellung und geistigen Arbeitens an den höchsten Fragen vor, analog den Typen der Sinneswahrnehmung und der niederen Funktionen des Geisteslebens, von denen die experimentelle Psychologie und Pädagogik handelt, er stellt u. a. den scharfsinnigen, kritisch gerichteten Analytiker dem tiefsinnigen aufbauenden und neue Bahnen weisenden Synthetiker gegenüber. Ich glaube, hier stehen sich zwei solcher Typen polarisch gegenüber, der empirisch gerichtete, induktiv aufsteigende, vielfach künstlerisch-intuitiv arbeitende Foerster und der prinzipienfeste, deduktiv schließende Intellektualist Kiefl. Switalski führt dann noch aus, wie jeder dieser Geistestypen in seiner Weise sich der vollen

1) Verhandlungen der Direktorenversammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung Band 81 (1911) S. 160 ff., 88 (1912) S. 135 ff. u. 162 ff., 89 (1913) S. 147 ff. und die beiden hieher gehörenden Schriften von K. Prodinger.

2) Der Wahrheitssinn. Ein Beitrag zur Psychologie des Erkennens. Braunsberg i. Ostpr., Heynes Buchdruckerei B. 1917.

Wahrheit zu bemächtigen sucht, keiner aber es ganz vermag. Er fügt die Mahnung bei, jeder solle auch in einer seiner Geistesart zunächst gänzlich unannehmbar erscheinenden Lehre doch noch den *λόγος σπερματικός* entdecken und herauszulösen suchen und nicht durch blindeiferndes Gebahren beim Wegräumen der Schlacken oder durch Aufwirbeln von Staub in unsachlicher Fehde das Leuchten jenes *λόγος* sich selber und anderen verschütten. Immer mußte ich bei diesem argen Mißverständnis, dem Foerster besonders seitens Kiefl begegnete, an Switalskis treffliche Beobachtungen und Mahnungen denken.

Die vorstehenden Zeilen waren der Hauptsache nach kritisch. Es sollte geprüft werden, ob die vorgebrachten Beweise die Anklagen als berechtigt erscheinen lassen, ob Foerster mit seinem Schrifttum wirklich eine Gefahr für unser deutsches und christliches Schulideal bedeutet. Daß die Beweise bei Kennern der Foerster'schen Schriften nicht verfangen würden, war mir klar. Aber ebenso klar ist mir, daß sie bei Nichtkennern und bei solchen verfangen müssen, die nicht Zeit oder Lust haben aus Anlaß dieser Anklage selbst zuzusehen und zu prüfen. Und deren sind heute viele. Darum fühlte ich mich verpflichtet, trotz genügender sonstiger Beschäftigung diese mir wenig zusagende Arbeit zu übernehmen. Denn ich weiß, daß Foerster auf unseren pädagogischen Nachwuchs und darüber hinaus auf unsere Jugend einen überaus segensvollen Einfluß ausübt, einen Einfluß, der lahm gelegt würde, wenn Kiefls Darlegungen unwiderlegt blieben.

Ich wollte mit diesen Seiten nicht mehr als die Haltbarkeit der vorgebrachten Beweise prüfen. Ich wollte darüber hinaus weder die Lichtseiten Foerster'scher Pädagogik zusammenfassen, noch die Bedenken oder Wünsche, die auch ich Foerster'scher Pädagogik gegenüber habe. Ausdrücklich verwahre ich mich dagegen, als ob ich, wenn ich die Gefährlichkeit negiere, nun auch sofort die uneingeschränkte Richtigkeit Foerster'scher Ansichten behauptete oder auch dartun wollte, Foerster stehe in allen Punkten schon auf christlichem



oder gar katholischem Standpunkt, brauche nur äußerlich zu vollziehen, was innerlich vollkommen vorbereitet sei.

Wenn Foerster von den Mißverständnissen, die seine bisherigen Arbeiten erweckten, von dem System, das ihm ankonstruiert worden ist, Anlaß nimmt seine bisherigen Teilarbeiten zu einem wirklichen System zusammenzufassen, etwa gelegentlich der schon in der 4. Auflage der „Jugendlehre" angekündigten Arbeit über Religion und Charakterbildung wenigstens sein religionsphilosophisches System, dann führt auch diese neue Foersterkritik und Foersterkrisis, über zunächst unerfreuliche Situationen hinweg, zu einem erfreulichen Fortschritt der Pädagogik.

XXXIX.

John Wordsworth,

ein anglikanischer Bischof und Gelehrter.

Von Urban Zurburg.

Die anglikanische Hierarchie hat 1911 in John Wordsworth von Salisbury ihren hervorragendsten Vertreter verloren. Dem doctor oecumenicus seiner Kirche, wie ihn Bischof Stubbs zu nennen pflegte, wurde mitten im Krieg ein größerer biographischer Nachruf gewidmet.[1])

John Wordsworth wurde geboren am 21. September 1843 als Sohn des anglikanischen Geistlichen und Hauptlehrers von Harrow School, Dr. Christopher Wordsworth, der 1885 als Bischof von Lincoln starb. Der hervorragende Schüler widmete sich 1861 an der Universität Oxford den klassischen Studien und übernahm Lehrstellen in Harrow School und Wellington. Hier kam er in Beziehung mit dem gelehrten Westcott und befreundete sich durch ihn mit dem ebenfalls gefeierten, späteren Bischof Lightfoot. Die

1) Life of Bishop John Wordsworth by E. W. Watson D. D. London 1915 (Longmans) VI, 408 Seiten.



Gelehrsamkeit des ersteren zog ihn an, er konnte aber seiner Exegese vielfach nicht zustimmen; für die patristischen Studien eines Lightfoot offenbarte er lebhaftes Interesse und nahm auch regen Anteil an den kirchlichen Bestrebungen des Direktors von Wellington, des späteren Erzbischofs von Canterbury, E. W. Benson. Als Lehrer und Erzieher scheint Wordsworth keinen vollen Erfolg gehabt haben. Es war daher nur zu begrüßen, daß er sich 1867 den höheren Studien zuwandte und in den Dienst des Brasenose College zu Oxford trat. Die Möglichkeit hier den theologischen Fächern sich widmen zu können hatte ihm den Wechsel erleichtert, auch hoffte er für seine Forschungsreisen mehr Zeit zu erübrigen. Letztere brachten ihn in Verbindung mit Gelehrten von Namen, mit denen er auf der Universitätsbibliothek zu Berlin Freundschaftsbande knüpfte. Er arbeitete dort über die römischen Kaiser für The Dictionary of Christian Biography. Im Jahre 1869 erhielt Wordsworth die Priesterweihe und wirkte bis 1885 in verschiedenen Stellungen im Brasenose- und Oriel-Kollege.

Mti besonderer Vorliebe widmete sich der junge Gelehrte der christlichen Archäologie und lateinischen Sprachforschung. Das Resultat seiner noch unvollständigen Arbeit legte er 1874 in seinen Fragments and Specimens of Early Latin nieder. Seine Kenntnis des ältesten Lateins war bedeutend und er besaß nicht weniger hervorragende Fähigkeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Philologie. Obiges Werk, meint ein Oxforder Gelehrter von heute, bilde noch jetzt eine der besten Anleitungen zum Studium des alten Latein. Mit einer für damals noch ungewöhnlichen Meisterschaft beherrschte er das einschlagende Quellenmaterial.

Sein Freund Westcott hatte ihn ermuntert alle seine Kraft einzusetzen, „der Kirche Englands ihre Weltmission zu sichern“. Die Verhältnisse in Oxford selbst gaben jedem Freund der anglikanischen Kirche zu denken, denn, wie Creighton berichtet, hatte die Aera des Traktarianismus einer antiklerikalen Gesinnung und einer religiösen Entfremdung



Platz gemacht. „Der Mann von Fähigkeit, der noch zu den Weihen hinzutrat, war in den Augen der Mehrheit entweder ein Feigling oder ein Narr.“ Wordsworth erkannte es als seine Gewissenspflicht der theologischen Wissenschaft unter solchen Umständen sich besonders zu widmen. Ohne Traktarianer zu sein, neigte er dem Geiste eines Pusey und Liddon zu, mit welch letzterem ihn eine lebenslängliche Freundschaft verband. Mit Entschiedenheit wehrte er sich für den konfessionellen (anglikanischen) Charakter der Universitätskollegien. Auf seine Anregung hin studierte eine Anzahl von Oxforder Professoren die moderne Pastoration in Großstädten; man interessierte sich um die traurigen Zustände des Londoner Ostviertels.

Im Keble-Kollege hatten die alten Traktarianer dem anstürmenden Rationalismus eine kleine Festung gegenübergestellt. Ihm dachte Wordsworth die Rolle der alten Klöster zur Zeit des mittealterlichen Barbarentums zu. „Der Barbarismus, den wir bekämpfen, ist der Barbarismus der Zivilisation. Er steigt allmählig rings um uns empor, da gilt es unsere Türme zu befestigen und unsere Lampen hell zu halten, wollen wir, daß unser Licht über der Brandung erstrahle.“ Dieses geistige Ringen dauerte auf Jahre hinaus. Wordsworth gab sich allmählig auch mehr einer hoffenden Zuversicht hin, während Liddon, der geistige Nachfolger Puseys, in einer berühmt gewordenen Predigt von 1882 die Gläubigen einlud ihre Getreuen von Oxford nach Sansibar zu flüchten. Der Tutor und Professor von Brasenose gewann am meisten Berufe für die anglikanische Kirche. Seine Exegese vertiefte sich im Studium der Väter, von denen Hieronymus und Theodoret ihm besonders zusagten. Durch Einführung des „Seminars“ nach deutscher Vorlage in den Unterrichtsbetrieb seines Kolleges suchte er die Studien für seine Schüler zu befestigen und zu vertiefen. Die Vorbereitung für die anglikanischen Weihen schien ihm zu oberflächlich und zu kurz zu sein und es gelang ihm Änderungen



und Verbesserungen in dem theologischen Studiengang anzubringen.

In seinen Studien über die Septuaginta (1877) hatte Wordsworth bereits die Bedeutung der Papyrusforschung erkannt. Seine offene Stellungnahme gegen die Türken und sein Eintritt in die Politik an der Seite Liddons entzog ihm die Gunst des Ministeriums, wenigstens wurde er bei der Wahl des Regius-Professors für Theologie an Stelle von Dr. J. B. Mozley, den er längere Zeit vertreten, übergangen.

Seine Universitätspredigten zeichneten sich durch praktischen Inhalt aus im Sinne einer religiösen Befestigung im Kampfe gegen Unglauben und Unsittlichkeit. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der anglikanischen Missionstätigkeit und im Gegensatz zu anderen protestantischen Missionsvereinen hat die Oxford University Mission (gegründet 1874) bis heute das Banner der Orthodoxie zu entfalten gesucht. Einst Schüler des gefeierten Max Müller, bekämpfte Wordsworth später seine Ideen von der Entwicklung der Religion und betonte den Standpunkt der Orthodoxie. Für eine historische Theologie hatte Wordsworth zwar einen Plan entworfen, aber wieder fallen gelassen. Seine Hauptkraft sollte der lateinischen Vulgata vorbehalten sein.

Schon zur Zeit seiner Vorstudien war der Professor von Brasenose ein gewandter Paläograph und Meister der lateinischen Sprache. Die englischen Universitäten boten dem Forscher von damals noch wenig Hilfsmittel. Im Jahre 1882 erschien der Prospekt für die Oxford Critical Edition of the Vulgate New Testament. Über diese Arbeit orientiert ein eigenes Kapitel der Biographie aus der Feder des Mitarbeiters und Nachfolgers in der Vulgata-Edition. „Die erste vollständige kritische Ausgabe der neutestamentlichen Vulgata in moderner Fassung“, wie Professor Sanday 1912 das Werk bezeichnete, hatte eine ausgedehnte Vorbereitungsarbeit erfordert und alle Fachgelehrten Europas zu Rate gezogen. Der erste Band mit den vier Evangelien und einem Epilog

wurde 1898 fertiggestellt und der Königin Viktoria gewidmet. Ein Exemplar hatte der Verfasser Papst Leo XIII. überreichen lassen, wofür ihm dieser in einer freundschaftlichen Zuschrift dankte; ein Umstand, der die Entrüstung einer Reihe anglikanischer Kirchenblätter hervorrief.

Wordsworth bekleidete seit dem Jahr 1885 das Amt eines Bischofs von Salisbury. Unter seinen hochkirchlichen Gratulanten hatte Church, der Dechant von St. Paul, die Hoffnung ausgesprochen, daß wie Lightfoot und Stubbs auch Wordsworth als Bischof seine gelehrte Arbeit weiterführen werde, gab aber der Meinung Ausdruck, ein Gelehrter wie Cerioni von Mailand werde über diese Entfremdung von der wissenschaftlichen Laufbahn sich die Haare ausraufen. Diesem seinem wissenschaftlichen Hauptwerk konnte der Verfasser tatsächlich nicht mehr seine volle Kraft widmen, wenn er auch noch bis wenige Tage vor seinem Tode seinem Mitarbeiter H. J. White Beiträge einlieferte. Der Letztere bespricht in einer sympathischen Schlußbemerkung die Tätigkeit des päpstlichen Bibelinstitutes in Rom, das heute die „feinste Sammlung des Vulgata-Materials in Europa“ besitze, meint aber wohl mit Recht, daß ein auf so „kolossaler Grundlage“ planiertes Werk noch viele Jahre auf sein Erscheinen warten lasse.

Beim Eintritt ins bischöfliche Amt fühlte Wordsworth die ganze Schwere seine Bruches mit der Tätigkeit als Professor. Das Studium der Hl. Schrift zum Zwecke der religiösen Erbauung und Belehrung trat jetzt in den Vordergrund.[1]) Die modern rationalistische Bibelkritik fand an ihm einen entschiedenen Gegner; an den Wahrheiten des Evangeliums ließ er nicht rütteln und hielt sie über jeden Zweifel erhaben. Die ehrwürdigen Traditionen in der Auffassung des Alten Testamentes wollte er nicht so leicht aufgeben; einmal sprach er sogar den Gedanken aus, sollte die

---

1) Wordsworth trug ein griechisches Neues Testament (Edition Tischendorf) mit vielen eigenen Anmerkungen beständig bei sich.



Datierung und die Autorschaft des Pentateuch aufgegeben werden, so müßte auch der Glaube ans Evangelium ins Wanken kommen. Später erschloß er sich einer freieren Auffassung, ohne jedoch merklich von seinem orthodoxen Standpunkt abzugehen.

Als der „reinste Typus eines Orthodoxen" wie er sich selber nannte, wollte er sich nicht für den modernen Ritualismus gewinnen lassen. Seine Freundschaft mit Traktarianern bewog ihn aber vermittelnd einzugreifen als der englische Protestantismus durch verschärfte Gesetzgebung 1875 (Public Worship Regulation Act) zu neuen Schlägen ausholte und Geld- und Kerkerstrafen an die Tagesordnung kamen. Er hatte dieses Verfahren als zu weitgehend abgelehnt. Mit besonderer Energie und eiserner Konsequenz betonte er die Rechte des Bischofs gegenüber einer verweltlichten Auffassung des kirchlichen Patronates und verwahrte sich selbst gegen eine Einmischung des Erzbischofs und der staatlichen Behörden in seine Diözese. Die königliche Suprematie in der Kirche hatte nach seiner Meinung ihre gute Seite in der Entwicklung der englischen Kirche als Nationalkirche; anderseits aber verlangte er mehr Rechte für die Kirche in der Einsetzung kirchlicher Gerichtshöfe mit Bischöfen an der Spitze. Als er im Jahre 1899 von der Evangelischen Partei, die im Dorset-Distrikt seiner Diözese sehr mächtig war, aufgefordert wurde den „Ritualismus und Sazerdotalismus" zu beseitigen, erklärte sich Wordsworth als inkompetent. Den ritualistischen Neuerern empfahl er schon in seinem ersten Pastoralschreiben weise Mäßigung. „Wir dürfen das letzte Jahrhundert nicht verachten, nur deshalb weil es nicht das dreizehnte ist, noch viel weniger dürfen wir das Werk der Reformation und Restauration zerstören." Seine Vermittlungsversuche wurden von den streitenden Parteien nicht voll gewürdigt. Das Organ der Low Church-Richtung, der „Rock", schilderte ihn als engherzigen Bischof und als very high. Die Ritualisten und hochkirchliche Kreise fühlten sich verletzt über seine Auslassungen gegen



ihre Anschauungen. Er bekämpfte die katholische Auffassung der Eucharistie, war scharfer Gegner der Heiligenverehrung und schrieb darüber eine eigene Broschüre[1]) und bedauerte überhaupt die zahlreichen Übergriffe der ritualistischen Praktiken, deren Willkür er als „religiösen Egoismus“ brandmarkte. Allen aber gab er die Mahnung: „Traget Rücksicht auf einander und Rücksicht auf das offizielle Gebetbuch, sowohl in dem, was es direkt lehrt als auch in dem, was es in seinem zurückhaltenden und nüchternen Tone darlegt.“ Die kirchlichen Parteivereine, die damals wie Pilze aufschossen und durch ihr Treiben den Streit zu verewigen schienen, waren dem Bischof ein Dorn im Auge; ihnen gegenüber fühlte er sich machtlos. Den Geist des Widerspruches und kirchlicher Unabhängigkeit fand er aber selbst an den Versammlungen der Bischöfe. Obschon Gegner des „Papalismus“, bedauerte er das eigenmächtige Vorgehen einzelner kirchlicher Provinzen, die Schaffung neuer Erzbischöfe für die Kolonien, wodurch dem Ansehen des Primas und Erzbischofs von Canterbury Eintrag erwachse. Von der Tätigkeit der panaglikanischen Konferenzen schien er sich mehr zu versprechen. Seinem Klerus stellte er eine wachsende Entwicklung des anglikanischen Gedankens durch diese Konferenzen in Aussicht. „Immer mehr enthüllt sich uns ein Bild von der Rolle, welche die anglikanische Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit spielen kann in der Bekehrung der ganzen Welt, in der Kultivierung der Nationen, in der Wiedervereinigung des Christentums.“

Der Gedanke, selbst auserlesen zu sein, diese Wiedervereinigung des Christentums anbahnen zu helfen, ließ Wordsworth nicht mehr ruhen. An die römische Kirche dachte er aber zuletzt. Ihr stand Bischof Wordsworth als ausgesprochener Gegner gegenüber. Zwar meint sein Biograph, daß er die scharfe Sprache seines Vaters, des Bischofs

1) Invocation of Saints ond the Twenty-second Article. London 1908[1], 1910[2] (S. P. C. K.)



Christopher Wordsworth, nicht billigte und dessen ihm geläufige Interpretation der Apokalypse mit der üblichen Deutung auf Rom zurückwies. Einige von Martindale 1916 in seinem „Leben von Hugh Benson" (I S. 243—247) veröffentlichte Briefe verraten indessen eine Stimmung gegen Rom, die bei einem so gelehrten Manne auffällt. Als alter Hausfreund der erzbischöflichen Familie suchte Wordsworth den jungen Schriftsteller und anglikanischen Geistlichen Hugh Benson von seiner Konversion zurückzuhalten. Unfähig sich in den Gedankengang des Konvertiten hineinzuleben, bekämpfte der Bischof 1902 die römische Kirche, welche Benson immer mehr anzog. „Die Unwahrhaftigkeit des päpstlichen Systems ist so tief in das religiöse Leben der Römisch-Katholischen — selbst gut denkender Männer — eingedrungen, daß man umsonst nach einem höheren oder so hohen Leben, wie es viele in der Kirche Englands und vielleicht noch ruhiger führen, suchen würde." Apostaten von der anglikanischen Kirche gehen einem sittlichen Ruin entgegen. In der Besprechung der petrinischen Texte kommt hier Wordsworth nicht aus der falschen Auffassung der katholischen Theologie heraus. In der Heiligenverehrung, dem Muttergotteskult und der katholischen Lehre von der Eucharistie erblickt er „Konzessionen an den heidnischen Instinkt innerhalb der Kirche". Das Papsttum ist ihm „ein Christentum ohne Christus", „eine sonderbare Schöpfung, in welcher Politik und Anmaßung, Aberglaube, Falschheit, Gewalt, List, weltlicher Ehrgeiz und Geldliebe seit dem Jahre 200, der Zeit Papst Viktors, zusammengewirkt haben die Menschheit zu unterjochen". Er beschwört den Himmel, „daß doch niemand von Ihrem Namen oder Ihrer Familie beitrage eine ähnliche Fremdherrschaft in England wieder aufrichten zu helfen", und warnt den jungen Freund vor einem Akte „moralischen und geistigen Selbstmordes".

Vielleicht noch mehr als Benson selbst litt dessen Mutter unter diesem Ansturm von Wordsworths Briefen. Es waren für sie „Tage tiefsten Seelenschmerzes". Da sie die religiöse



Entwicklung ihres Sohnes bis in alle Einzelheiten verfolgen konnte, wußte sie, wie tief die Auslassung des Bischofs ihren Hugh verletzen mußte. Sie entschuldigte den alten Hausfreund bei ihrem Sohne und bemerkte: „Er leidet wirklich sehr und seine Liebe für Deinen Vater und die Kirche von England ist sehr heftig und sie arbeitet in ihm, bis er es kaum mehr aushalten kann."

Die Unionsgedanken kamen mit dem Beginn der altkatholischen Bewegung in Deutschland in Fluß. Unter der Leitung seines Vaters übersandte die Diözesansynode von Lincoln eine herzliche Gratulation an die altkatholischen Führer. Der junge Wordsworth schrieb hierüber: „Sie sind in der Tat unsere Brüder durch Rasse und Temperament, wenn sie auch durch die Verhältnisse ihrer Erziehung und ihre gegenwärtige Haltung von uns sich unterscheiden. Eine nationale katholische Kirche in Deutschland — wäre eine solche Vision möglich — könnte durch ihre moralische und intellektuelle Stärke beinahe die Bedingungen einer Wiedervereinigung des Christentums diktieren. Wahrscheinlich ist dies unmöglich, aber auch schon die leiseste Hoffnung kann einem das Herz hüpfen machen." An der Seite seines Vaters fand sich Wordsworth im September 1872 am ersten Altkatholikenkongreß in Köln ein. Sein Vater, der ältere Wordsworth, äußerte sich über die Eindrücke, die er auf dieser Reise gewonnen: „Wenn die Altkatholiken so geschickt und eifrig im Aufbauen sein werden als sie energisch im Niederreißen waren, kommen sie gut voran." Beide Wordsworth unterstützten eifrig das Werk der Anglo-Continental-Society mit ihrer oft recht aufdringlichen Propaganda auf dem Festlande. Kanonikus Liddon, der sich anfänglich auch für die Altkatholiken begeistert hatte, fühlte sich immer mehr von ihrem Treiben abgestoßen. Wordsworth verteidigte sie in englischen Kreisen; nahm sich energisch der italienischen Sezession unter Graf Campello an und unterstützte eine protestantische Mission für Italiener in London bis zum gänzlichen Zerfall dieser Versuche. Wordsworth täuschte sich



wenn er glaubte, daß der Altkatholizismus nicht einer inneren Auflösung in Lehre, Ritus und Disziplin anheimfalle. Über seine Reisen an die einzelnen Kongresse und Tagungen der Altkatholiken orientierte er die pan-anglikanische Konferenz. Für die Jansenisten in Holland, die sich um die Gültigkeit der anglikanischen Weihen interessierten, schrieb er 1890: De successione Episcoporum in Ecclesia Anglicana und 1894: De validitate Ordinum Anglicanorum Responsio ad Batavos. Die anglikanischen Weihen wurden aber von den Jansenisten als ungültig abgelehnt.

Die Weihefrage, welche damals die kirchlichen Kreise so einläßlich beschäftigte, zog auch Wordsworth in den Vordergrund der Diskussion. In seinen Briefen hatte der gefeierte Bischof von Salisbury die römische Kirche als „häretisch" abgelehnt, ohne indessen die Gültigkeit ihrer Sakramente zu beanstanden, nun wurde durch die Aufrollung der anglikanischen Weihefrage der scharfe Gegner von seiner Offensive rasch in die Defensive gedrängt. Er schrieb: Trois lettres sur la position de l'Église Anglicane und die Einleitung zur Schrift De Hierarchia Anglicana dissertatio apologetica von Denny und Lacey, in der er die Hoffnung aussprach, die Lösung dieser Frage möge der erste Schritt zum Frieden werden. Die Verurteilung der anglikanischen Weihen durch Leo XIII. 1896 brachte die anglikanischen Bischöfe in arge Verlegenheit und die Biographien von Creigthon, Benson, Temple Stubbs und Wordsworth geben hierüber interessante Detaills. Die Antwort an den Papst war das Werk des Bischofs von Salisbury, dessen Latein besser war als die historisch-theologische Begründung. Wordsworth gibt dies in seinem Probeentwurf an seine Freunde zu, gleitet aber über die schwachen Punkte hinweg, betont die Rücksichtnahme auf die anglikanischen Beziehungen zu den Presbyterianern. Die Antwort hob den protestantischen Standpunkt in der Auffassung der sakramentalen Gewalt der Priesterweihe heraus; man wollte sich auch nicht alle Brücken mit anderen, romfeindlichen, Bekenntnissen abbrechen lassen.



Seit 1902 machte Wordsworth oft Besuche in Schottland um Materialien zur Biographie seines Onkels, Bischof Charles Wordsworth, zu sammeln, und die Unionsfrage mit den schottischen Presbyterianern zu studieren. In diesem Sinne übernahm er einen Vortrag im King's-Kollege zu Aberdeen. In seinem Diözesanblatte hatte er 1896 geschrieben: „Die entscheidende Kundgebung des Papstes über die anglikanischen Weihen, zwar in ihrer Art eine betrübende Zurückweisung für alle jene, welche für die zukünftige Einigung des Christentums gearbeitet haben, bei der es mir scheint, als habe man die beste Gelegenheit, die sich seit dem 16. Jahrhundert je einem Menschen zur Beförderung der Einigkeit dargeboten, sich entgehen lassen, hat doch unter anderen Gesichtspunkten ihre gute Seite. Sie gibt uns freie Hand ein Werk, das uns am nächsten liegt, ohne viel Rücksicht auf weitere Folgen unternehmen zu können. Wir sind nun frei dem Pfade zu folgen, der uns durch die göttliche Vorsehung eröffnet worden ist, eine unabhängige und weltumfassende Gemeinschaft herbeizuführen und in diesem Bestreben, glaube ich, ist es unsere Pflicht die schottische Staatskirche vor allem in Erwägung zu ziehen."

Wordsworth suchte anglikanische Bischöfe und Professoren in Schottland ins Vertrauen zu ziehen; er besuchte presbyterianische Führer, welche für die Reunionsidee gewonnen werden konnten, studierte das oft erwogene Problem eines gemeinsamen Katechismus und in seiner Schrift 1901: Ministry of Grace neigte er der Meinung zu, daß auch die schottische Presbyteriatsweihe als gültig anerkannt werden müsse. In gleichem Sinne äußerte er sich noch 1909 in seinen Ordination Problems und in seiner letzten Predigt am 5. Februar 1911 redete er einer friedlichen Anerkennung der schottischen Stellung das Wort.

Eine Reihe von Reisen im Orient hatten Wordsworth in Beziehungen zu der griechisch-orthodoxen Kirche gebracht. Diese freundschaftlichen Unterhandlungen haben aber sehr

wenig Erfolg gehabt und die Stellung der Orientalen gegen die Anglikaner blieb bis heute entschieden ablehnend.

Eingehend beschäftigte sich Wordsworth mit der schwedischen Episkopalkirche, mit der er herzliche Beziehungen herbeiführte. Der Primas dieser Kirche, der Erzbischof von Upsala, sandte einen lateinischen Brief an die pananglikanische Lambeth-Conferenz von 1908 und es wurde eine Kommission zum Studium „der Möglichkeit und der Bedingungen einer Allianz" mit der schwedischen Kirche eingesetzt. Wordsworth hatte die Stellung der Schweden in Amerika einer eigenen Forschung unterzogen und 1909 mit seiner Kommission in Schweden selbst seine Aufwartung gemacht. In seiner Rede in Kopenhagen betonte er, das Ziel ihrer gegenseitigen Annäherung bezwecke „eine Allianz gegen Nationalismus und römische Autokratie". Über die Eindrücke, welche Wordsworth von der dänischen Kirche gewann, äußerte er sich im Tagebuche mit folgender Bemerkung: „Im allgemeinen orthodox, aber nicht viel Neigung für „katholische" Lehre oder Übung. Die Partei Grundtvigs hat die Ehrfurcht vor den Bischöfen geschwächt." An seine Bemühungen die schwedische Kirche der anglikanischen näher zu bringen erinnert auch die silberne Gedenktafel, welche fünf schwedische Bischöfe in der Kathedrale von Salisbury nach seinem Tode anbringen ließen: Unitatis Christifidelium Vindici, Ecclesiae Suecanae Amico, Fatorum ejus Enarratori.[1])

So eifrig und zuversichtlich Wordsworth für die Sache der Union arbeitete, so konnte er sich doch nicht zu der in England oft praktizierten Interkommunion mit den Sekten verstehen. Sein Vater hatte schon 1874 in Konferenzen mit führenden Wesleyanern die Möglichkeit einer Wiedervereinigung besprochen. Auf dem Gebiete der Schule hatte der Sohn aber wiederholt mit den Nonkonformisten die Degen gekreuzt. Im bürgerlichen Leben war er für weitgehende

1) Seine Schrift The National Church of Sweden. Hale Lectures 1910, London 1911 (Mowbray) umfaßt XIX, 459 Seiten.



Toleranz gegen die Sekten, drang aber auf genaue Scheidung in konfessionellen Dingen. In einer Rede in Amerika betonte er: „Unser kirchliches Leben ist zu häuslich, zu intim, zu geheiligt, um plötzlich in ein weites internationales, interkonfessionelles Klubhaus umgestaltet werden zu können."

In seiner Stellung gegen Rom blieb er zeitlebens entschieden. Um einen Konvertiten von seinem Entschlusse abzubringen eilte er aus seinem Ferienaufenthalt in Schottland nach England zurück und fühlte sich tief betrübt, daß er seinen Freund nicht mehr retten konnte. Anläßlich der Debatte im Parlament 1901 auf Abschaffung des englischen Krönungseides mit seinem Angriff auf katholische Lehren proponierte der Bischof eine neue Fassung, in der er weitere katholische Lehren noch in die Formel aufzunehmen empfahl, um dieselbe zu einem Proteste gegen Supremat, Infallibilität und Dispensgewalt des Papstes und die Transsubstantiation zu gestalten.

In einem Briefe an den Erzbischof von Canterbury vom 12. Januar 1888 hatte er dem Primas vorgeschlagen, gegen den Versuch der englischen Regierung mit Rom diplomatische Verbindungen wieder anzuknüpfen, energisch zu protestieren. Unter den Gründen, die er gegen den Schritt der Regierung ins Feld führt, erwähnt er insbesondere die daraus resultierende Beeinträchtigung der Würde und des Ansehens der anglikanischen Kirche und die Schädigung der Interessen der italienischen Regierung.

Mit Entschiedenheit verfocht der Bischof von Salisbury die Rechte des englischen Oberhauses und wollte keine wesentliche Änderungen „dieser konservativen Kräfte" eintreten lassen. Zum Schutze der Religion betonte er den Wert der Vertretung aus dem anglikanischen Episkopat und meinte: „Es wäre aber auch ein großer Vorteil, wenn Vertreter anderer religiöser Bekenntnisse ebenfalls ihre Stätte im Oberhaus finden könnten."

Die Religion fand er in Gefahr durch verschiedene Vorlagen des liberalen englischen Unterrichtsministeriums und



mit den Katholiken vereint bekämpfte er Birrells Erziehungsbill. Die traurigen Zustände im Erziehungswesen Australiens, die er auf seiner Reise kennen gelernt, ermunterten ihn in seiner Diözese den konfessionslosen Staatsschulen mit der konfessionellen Privatschule entschieden zu begegnen.

Als Eingriff in den traditionellen Bestand des kirchlichen anglikanischen Glaubensbewußtseins lehnte er den Modernismus in der Religion ab. Weitere interne Fragen im Anglikanismus behandelte er vom Standpunkt des konservativen Theologen, gemäßigt durch den leichten Einschlag des Latitudinariers. In der Frage der Revision des Prayerbook sowie in einigen einschneidenden kirchlichen Verfassungsfragen, die während des Weltkrieges in den Vordergrund getreten sind, war er seinen bischöflichen Kollegen schon vorausgeeilt. Die Auffassung, die er von seinem bischöflichen Amte hatte, gebot ihm mit Energie die laxe Auffassung der Ehe und Ehescheidung in der anglikanischen Kirche zu bekämpfen. Er selber war machtlos und zuweilen auch ratlos. Noch in den letzten Tagen seines Lebens prüfte er diese Frage aufs neue und sein Biograph bemerkt zu seiner Wiedererwägung der Lehre Christi in Sache der Ehescheidung bei Matthäus: „Er war nicht mehr zu selbstbewußt, wie er es einmal in dieser Sache gewesen war.“ Die Unsicherheit des anglikanischen Episkopates in einer so wichtigen Glaubensfrage hat sich durch den Eingriff der neueren englischen Gesetzgebung in dieses Gebiet nur noch vermehrt.[1]) Die Auffassung Wordsworths vom bischöflichen Amte war eine vom Geiste tiefer Verantwortung gegen Gott getragene; demütig kniete er abends, wenn er tagsüber die Firmung gespendet hatte, an seinem Bette nieder und betete für seine Firmlinge und schloß mit einer Reue über die eigenen Verfehlungen im hohen Berufe seine Tagesarbeit.

Seine Werke sind zahlreich, doch von sehr ungleichem Wert; die kirchliche Tätigkeit als Bischof und eine Reihe

1) Man vergl. hierüber meine Aufsätze in: Theol. prakt. Monatsschrift (Passau) 1914 Heft 10 u. 12; 1916 Heft 6 u. 7.



neuer Gesichtspunkte, die sein Interesse fesselten, ließen den Gelehrten zuletzt mehr in den Hintergrund treten. Sein Epitaph in der Kathedrale zu Salisbury mit dem Bilde des Bischofs in Marmor wurde am 9. Juli 1914 in feierlicher Weise vom Primas von England eingeweiht. Die Widmung: Bonus dispensator multiformis gratiae Dei mag auch für die doppelte Tätigkeit eines Bischofs und Gelehrten gedeutet werden.

XL.

Der Industriegeist und die Kehrseite der Industrie.

Die beiden realen Mächte, welche unsere heutige Gesellschaft mit fast despotischer Gewalt beherrschen und die ihr das eigentümliche Gepräge aufgedrückt haben, sind das mobile Kapital und die entwickelte Technik. Technik und Kapital haben im Bunde mit der ökonomischen Gesetzgebung die mittelständische Organisation und Wirtschaftsordnung vernichtet und die folgenschwere Umbildung der Agrarstaaten in die Industriestaaten vollzogen.

Die herrschende Technik und das regierende Kapital sind, wie Kraft und Stoff, zwei von einander abhängige und aufeinander angewiesene Mächte. Wie die fortschreitende Technik die Unterstützung des flüssigen Kapitals gesucht hat, so hat umgekehrt das Kapital sich der Technik angeboten um mit ihr seine Vermehrung und Potenzierung zu erzwingen. Verkehrswesen und Industrie waren die zwei großen Gebiete, auf denen die Aussaat des Kapitals und die Verwendung der Technik Zinsen trug und Vermögensvervielfachungen erzeugte, wie sie in dieser Höhe und diesem Umfange das alte Leih- und Wucherkapital nicht kannte.

Der Einfluß der Industrie ist heute ein alle übrigen Erwerbs- und Wirtschaftsfaktoren überbietender. Die Industrie und die industrielle Plutokratie beherrschen in oft



bestimmender Weise die höchsten politischen und gesellschaftlichen Kreise; der industrielle Geist beherrscht aber auch, und vielfach gegen ihr eigenes Interesse, die Volkskreise und insbesondere die spekulativen Gruppen derselben. Er beherrscht manche akademische Vertreter der Nationalökonomie, die, von der Entwicklung der Industrie geblendet, in nicht seltenen Fällen für die Umwandlung des Reiches von einem Agrar- zu einem Industrie- und Handelsstaat plädierten. Die unerbittliche Konsequenz und die furchtbar gründliche Widerlegung dieses Plaidoyers und ihres realen Erfolges wäre im Völkerkriege die Aushungerung des Reiches und ein Deutschland für immer vernichtender Friede gewesen.

Ungeachtet dieser deutlich sichtbaren Konsequenzen hat sich während des Krieges der Ruf nach neuen und größeren industriellen Unternehmungen vermehrt und verstärkt. Die Volksvertretungen haben, trotz der unheimlichen Belastung des Staates durch die Kriegsschuld, diesem noch hunderte von Millionen Anleihen zur Förderung der Industrie und des Verkehrs aufgebürdet. Neue große Werke sind entstanden, neue Aktiengesellschaften wurden gegründet, die Industrie schickt sich zu einem neuen Siegeszuge und zu Eroberungen an, welche mit jenen des Krieges konkurrieren.

Es ist hohe Zeit, den Eroberungszug der Industrie, der im Großen in Deutschland vor sechs Dezennien begann, auch von seiner *negativen* Seite zu betrachten und neben dem Gewinne auch die Verluste und Verwüstungen zu buchen, welche die wachsende Industrialisierung dem Lande und Volke, dem Menschen und der Menschenseele gebracht. Zu dieser Aufgabe möge die nachfolgende Betrachtung einen kleinen Beitrag liefern.

I.

Die wirtschaftlichen Güter und Einrichtungen sind des Menschen wegen vorhanden und nicht umgekehrt ist der Mensch der Wirtschaft wegen da. Das beste wirtschaftliche System ist jenes, welches die meisten Menschen zufrieden macht. Die Erreichung dieses Zustandes, nicht Kapitalauf-

häufung, bildet den wahren Reichtum eines Landes. „Die größte Anzahl edler und glücklicher Menschen!" In diesem Satze und in dieser Forderung drückt John Ruskin[1]) die sozial-ethische Auffassung und das Ziel der menschlichen Wirtschaft kurz und prägnant aus. Das irdische, das soziale Glück ist aber nicht denkbar ohne das überirdische. Darum müssen auch wirtschaftliche Tätigkeit und wirtschaftliche Organisation auf das ewige Ziel hingeordnet, zum mindesten dürfen sie für dieses Ziel kein Hemmnis sein.

Das soziale und diesseitige und zugleich und indirekt das jenseitige Glück zu begründen und zu fördern ist am besten die mittelständische Wirtschaftsordnung geeignet.[2]) „Ein Gesellschaftszustand mit überwiegendem und steigend wohlhabendem Mittelstand vermag . . . das Maximum materieller Glückseligkeit zu gewähren."[3]) Wir verstehen unter diesem Zustand eine Gesellschaftsordnung, in welcher der mittlere Besitz und das mittlere Einkommen die weit vorherrschende Norm, in welcher Arbeit und Kapital nicht getrennt, sondern fast durchgehends verbunden sind, in welcher die großen Erwerbsstände das Bauerntum, das Handwerk und die Kaufmannschaft bilden und die in geringer Zahl vorhandenen industriellen Betriebe den Charakter von gewerblichen Einrichtungen und nicht von großkapitalistischen Unternehmungen tragen. Es ist die mittelalterliche Wirtschaftsordnung, welche sich in manchen deutschen Landesteilen bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erhielt und in welche unserer ältesten Generation noch ein Einblick gegönnt war. Es war, mit anderen Worten, die industrie- oder fabriklose Wirtschaft.

Diese alte oder mittelständische Wirtschaft und Kultur

1) Vgl. Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Übers. von J. Feis, Straßburg, S. 153.

2) Vgl. Histor.-polit. Blätter, Bd. 150, S. 416.

3) Dr. A. Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers. Tübingen 1878. Bd. 3, S. 251.



hatte gegenüber der heutigen vor allem zwei Nachteile: den Nachteil des Mangels eines gesteigerten oder raffinierten Komforts und des Mangels eines hochentwickelten Verkehrswesens. Sie hatte jedoch die Vorteile einer mäßigen, aber allumfassenden Wohlhabenheit, einer weitgehenden wirtschaftlichen Selbständigkeit und einer durchwegs genügenden Ernährung; sie hatte als Vorzug das Unbekanntsein eines Klassengegensatzes, den Vorteil der Freude an der nicht endlos geteilten Arbeit und die Sonne einer heute ungekannten Zufriedenheit.

Das Leben war einfach und bedürfnislos, aber es war anheimelnd und schön. Omne perfectum simplex. Und schön, unentstellt waren auch Stadt und Land. Wir haben einst den ästhetischen Gegensatz von Einst und Jetzt durch die Schilderung einer alten Landstadt und einer modernen Industriestadt anschaulich zu machen gesucht[1]), wobei wir uns als Typus für erstere eine etwa 3000 bis 4000 Einwohner zählende Stadt der eisenbahnlosen Zeit erkoren hatten: ein entzückendes, unentstelltes Städtebild in unentstellter Gegend. Wir schilderten mit diesem Bilde das geschäftliche, den „Kampf ums Dasein" noch nicht kennende Leben der Einwohnerschaft, die die handwerkliche Arbeit und den Erwerb begleitende Fröhlichkeit; wir zeichneten die behäbigen Gestalten und das gemütliche Treiben in den Brau- und Gasthäusern, das noch keine Absonderung der Stände, keine Bourgeoisie und kein Proletariat kannte; wir wiesen auf die reingefegten Plätze und Gassen am Sonntagsmorgen hin, auf die gediegene Tracht des Volkes und die traditionell überlieferte Form und Wärme des religiösen Lebens; wir sahen am Sonntagsnachmittage das umwohnende Landvolk zu Fuß und in schmuckem Fuhrwerk in die Stadt ziehen und beobachteten die kauflustigen und kaufkräftigen Kunden in den kaufmännischen Geschäften. Das Gesamtbild war:

---

1) Glücklicher Mittelstand. Eine sozialethische und wirtschaftliche Studie. Trier (Petrus-Verlag) 1912. S. 56 ff.

eine einfache, aber harmonische Schönheit der Stadt, mittlere, ihren Mann ernährende Kaufhäuser und blühende handwerkliche Betriebe, eine mittlere Wohlhabenheit und eine anspruchslose Fröhlichkeit und Zufriedenheit in fast allen Gesellschaftskreisen: ein Eindruck, den wir nicht als Bild der Phantasie, sondern einst als vorhandene Wirklichkeit schauten.

Noch vor mehreren Jahren konnte man, vornehmlich in manchen süddeutschen Gegenden, dieses Bild einer allgemeinen mittleren Wohlhabenheit, wenigstens äußerlich, auf sich wirken lassen. So wurde einem bekannten Ordensmanne von reisenden Ausländern mehrfach versichert, daß ihnen bei ihren Fahrten Bayern den Eindruck des wohlhabendsten Landes gemacht habe. Bayern ist seit der rapiden Entwicklung der Industrie und des Seewesens, die ihre großen Zentralen im Norden haben, kein reiches Land mehr; aber es ist vielen Bezirken, wo Bauernschaft und Bürgertum sich in ihrem wirtschaftlichen Erwerbe ergänzen und keine Fabrikschlöte den Reiz der Gegend verdüstern, ein relativ wohlhabender Staat geblieben. Eine derartige auf heimatlichem Boden und auf mittelständischen Schichten gegründete Wirtschaft, die weder drückende Armut noch üppigen Reichtum kennt, wird keine soziale Revolution erzeugen, wird keine äußere Rebellion erschüttern und kein Krieg, der die eigenen Fluren verschont, ihr die Ernährungsquellen unterbinden. Sie wird die gleichmäßigste, sicherste und glücklichste aller ökonomischen Erscheinungen und Einrichtungen bleiben.

II.

Der Einzug der von Großkapital und moderner Technik getragenen Industrie begann in Deutschland ungefähr mit dem Jahre 1851 und mit dieser Zeit zugleich der sukzessive Abbruch der mittelständisch-mittelalterlichen Wirtschaft. Im Jahre 1851 begannen plötzlich den Banken größere Geldsummen zuzuströmen, allein bei der preußischen Bank stiegen die freiwilligen Privatdepositen von Januar bis August 1851 von 4³/₄ auf 9¹/₂ Millionen Taler. „Endlich



war die Zeit gekommen für das Erwachen des Erwerbsstrebens, der Gewinnsucht, des Unternehmungsgeistes", schreibt Werner Sombart.[1]) „In einer Weise, wie noch nie, ergriff der Taumel die gesamte Kulturwelt Europas. Was die Furcht vor politischen Unruhen an kapitalistischer Energie während der letzten Jahre zurückgehalten, brach jetzt mit einem mächtigen Getöse hervor."

Die Einführung des Industriesystemes erfolgte selbstverständlich nicht im Interesse der Bevölkerung, nicht wie philanthropisch verkündet wurde, um ihr vermehrte Arbeitsgelegenheit zu verschaffen, um billigere Gebrauchsgegenstände zu liefern usw.; sie erfolgte damals und erfolgt heute noch im wohlverstandenen Interesse des Kapitals und seiner Vermehrungstendenz. Sie will einzelne Vermögen noch größer, einzelne Reiche noch reicher machen, getreu der Auffassung des Vaters der Nationalökonomie, daß das Ziel der Ökonomie die Ansammlung des größtmöglichsten Reichtums eines Landes sei. Nicht die Massen werden aber bei diesem, die Wirtschaftsleitung in immer weniger Hände konzentrierenden Systeme reich oder wohlhabend, sondern die wenigen Führenden und Eingeweihten, die ökonomisch Begünstigten.

Der Mittelpunkt der alten, vom christlichen Geiste beeinflußten Ökonomie war der Mensch; das Zentrum der neuen, von einer Staunen erregenden Technik getragenen Wirtschaft ist das unpersönliche Kapital: die eigentliche Großmacht unserer Tage. Dem Interesse und Verlangen des industriellen und Handelskapitals muß sich alles und jedes unterordnen; Gebäude und ganze Niederlassungen müssen verschwinden, Verkehrswege beseitigt, Flüsse in ihrem Laufe verändert, Wälder gerodet, fruchtbare Gelände zerstört werden, wenn das Interesse großer oder neuer industrieller Anlagen es fordert. Die Industrie kennt keine Rücksicht.

1) Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. 2. Auflage. Berlin 1909. S. 183.

„Ich muß notgedrungen euch über eure ernstliche Absicht befragen", apostrophiert John Ruskin[1]) die Industriellen Englands, „wie viel von unserm Land in den nächsten fünfzig Jahren Kohlengrube, Ziegelfeld oder Steinbruch werden soll? Einer klaren Schlußfolgerung zuliebe nehme ich an, daß euer Erfolg ein absoluter sein wird; daß die ganze Insel von Meer zu Meer so dick mit Schornsteinen vollgepfropft sein wird, wie der Hafen Liverpools mit Mastbäumen; daß keine Wiese, kein Baum, kein Garten darin sein soll; nur ein bischen Korn auf Hausdächern, mit Dampf geerntet und gedroschen; daß man selbst für die Wege keinen Raum mehr läßt, sondern über die Dächer euerer Fabriken auf Viadukten oder darunter weg durch Tunnele fährt; daß, da der Rauch die Sonne nicht mehr scheinen läßt, ihr immer mit Gas arbeitet; daß kein Morgen englischen Landes ohne Schacht oder Maschine sein wird, worauf man wird stehen können, ohne eine bestimmte, mathematisch feststellbare Aussicht irgend einmal in kleinen Stücken davon weggesprengt zu werden." — —

Die Industrie entstellt nicht nur das Land, sie entstellt auch die Gesellschaft, löst ihre Erwerbsstände auf und schafft öde Massen und Klassen. Die alten Gemeinschaften, wie sie die Berufe, „die Blutsverwandtschaft oder die Ortsangesessenheit erzeugten, sind aufgelöst: die Bevölkerung ist wie ein Haufen Sandkörner in dem neuen großen Gemeinwesen zusammengeschüttet worden, wo kein Band einen mehr an den andern bindet".[2]) Glich die alte Sozietät mit ihrer beruflichen Gliederung und ihren historischen Standeseigentümlichkeiten einer abwechslungsreichen Hügellandschaft, so gleicht die heutige einer einförmigen, das Auge ermüdenden und abstoßenden Ebene.

Die Industrie zehrte, wo sie allherrschend wurde, vor allem das Handwerk auf. Die Werkstätten, aus denen das Lied froher Gesellen tönte, verschwanden, die Meister wan-

1) A. a. O. S. 199 f.
2) Werner Sombart, a. a. O. S. 511.

derten mit letzteren in die Fabriken, nur einzelne, vielfach auf Flickarbeit angewiesene Kleinhandwerker erhielten sich kümmerlich. Ähnlich, wenn auch nicht so umfassend waren die Folgen für die Bauernschaft. Die Entvölkerung des Landes und die Dienstbotennot hatte neben der Anziehungskraft der Großstädte ihre erste Ursache in dem sich ausdehnenden Fabrikwesen, das zugleich eine Reihe bäuerlicher Güter aufzehrte. Das verhängnisvolle und bis heute unterschätzte Ergebnis war, daß in kurzen Dezennien die industrielle die bäuerliche Bevölkerung zahlenmäßig in den Hintergrund drängte. Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich" gehörten bereits im Jahre 1907 nur mehr 37,5 % der Bevölkerung der Land- und Forstwirtschaft an. Die entscheidende Rolle spielt im deutschen Wirtschaftsleben nicht mehr die die einheimische Bevölkerung nährende Landwirtschaft, sondern der Handel und die zum großen Teile auf das unsichere Ausland angewiesene Industrie. Die Industrie dominiert über die Landwirtschaft auch in politischer Beziehung, sie übt ihren entscheidenden Einfluß in den Regierungen bis hinauf zur Spitze des Reiches. „Die Anführer der Industrie", sagt mit Recht Thomas Carlyle,[1] „ . . . sind faktisch die Hauptleute oder Heerführer der Welt."

III.

Der Industriegeist, der Geist des unpersönlichen Mechanismus und der Maschine, der Massenarbeit und des Massengewinnes, hat heute unsere Gesellschaft in fast allen ihren Schichten erfüllt. Der Ruf nach Industrie erhebt sich allerorts, in den bis jetzt von Fabrikanlagen verschonten Kleinstädten[2]) und ihren besitzenden und spekulativen Kreisen,

---

1) Arbeiten und nicht verzweifeln. Deutsch von Kühn und Kretschmar. Düsseldorf. S. 135.

2) Es ist eine seltene und erfreuliche Erscheinung, wenn eine Kleinstadt so viel Einsicht und Weitblick zeigt, die Gründung einer großen Fabrik abzulehnen. So schreibt man unter dem Stichwort „Ehre den Deggendorfern" der „Augsburger Postzeitung"

in landschaftlich hervorragenden Gegenden, in welchen ein einziger großer Fabrikbetrieb eine dauernde Entstellung des ganzen Naturbildes bedeutet. Der Ruf nach direkter oder indirekter Unterstützung der Industrie erhebt sich in den Parlamenten, wo, wie bereits angedeutet, hunderte von Millionen bewilligt werden, um neue Gebiete für sie zu erschließen, um die Wasserkraft der Flüsse für sie nutzbar zu machen, um zu den vorhandenen Massen der Industriearbeiter neue Massen zu fügen. Nach Industrie rufen selbst unversöhnliche Feinde der Sozialdemokratie, nicht überlegend, daß die Erfüllung ihrer Forderung eine weitere Vermehrung der roten Internationale im Gefolge hat.

Neue Industrien! Wer sich diesem Verlangen entgegenstemmt, ist rückständig und versteht den Geist unseres technischen und kapitalistischen Zeitalters nicht. Als die preußische Berufszählung vom 12. Juni 1907 die Tatsache der Industrialisierung der preußischen Monarchie erhärtete, schrieb dithyrambisch ein Berliner Blatt: Diese Tatsache „läßt den erstaunlichen Tätigkeitsdrang des lebenden Geschlechtes erkennen — eine wirtschaftliche Betriebsamkeit, die ohnegleichen in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes dasteht". „Was wir dabei und darüber an idealen Gütern verlieren", schreibt zu diesem Ergusse

---

(16. Juli 1918) u. a.: „Eine große Nährmittelfabrik soll in Deggendorf errichtet werden. 50 Tagwerk Grund stehen dabei in Kaufsverhandlungen. Magistrat und Gemeinde lehnten jedoch ein Eingreifen in die Angelegenheit ab. . . . Einer der Hauptredner der Gegner (der Fabrikgründung) meinte, Deggendorf solle wie bisher so auch in Zukunft ein gemütliches Landstädtchen bleiben. . . . .

Wenn der gesunde Sinn des Volkes einmal irgendwo den Sieg davon trägt im praktischen Kampf gegen den Moloch „Industrie", so versteht das heute die Öffentlichkeit nicht mehr. Was ist der Grund für die Anlockung der Industrie? Einige Leute wollen viel Geld verdienen. Die Folge ist: Abwanderung vom Land zur „günstigen Arbeitsgelegenheit", Bildung neuer Industrieherde mit all ihren Schattenseiten."

E. Frhr. v. Grotthuß[1]), „darüber freilich gibt uns keine Statistik Aufschlüsse. Ebensowenig wie über die Werte, die mit der Umschaffung grüner Wiesen und wogender Kornfelder in qualmende Fabrikschlöte und rußgeschwärzte Arbeiterkasernen aus dem deutschen Leben für immer verschwinden."

Indeß, der realistische Industrie- und Handelsgeist kann ideale und ästhetische Werte nicht erfassen und daher ihren Untergang auch nicht beklagen. Die materiellen Verluste aber, die er neben der Mehrung der Geld- und Gebrauchswerte durch die Industrie völlig übersieht, das sind die Ernährungswerte, welche letztere mindert. Die Industrie verringert, wo sie sich ausdehnt, den Ertrag des anbaufähigen Bodens. Sie reduziert, wo sie Fuß faßt, wo sie Bauten und Hütten errichtet und ihre Abfälle ablagert, das Garten-, Wiesen- und Ackerland; sie verseucht die Bäche, Teiche und Flüsse und hat den einstigen Fischreichtum in ganzen Provinzen vernichtet; sie erfüllt die Luft mit verderblichen Gasen und macht, so weit sie chemischer Art ist, die Blüten- und damit Früchtebildung in ihrer Umgebung unmöglich; sie beutet den Wald übermäßig aus und hemmt bei großer Rauch- und Rußentwicklung die Atmung besonders der umliegenden Nadelgehölze. Dafür aber erzeugt die Industrie Maschinen, die niemand essen, chemische Produkte, die niemand genießen, Holz-, Ton- und Metallwaren, mit denen man vielleicht eine Nahrung bereiten kann, die aber selbst nicht als Nahrung dienen. So lange das Ausland für die Maschinen und chemischen Erzeugnisse Lebensmittel liefert, mag die Bevölkerung sorglos dahinleben; wenn aber, wie in Kriegswirren, dieser Austausch unterbleibt, mag die größte Kapitalsaufhäufung und die staunenswerteste Leistung der Industrie nicht über den Mangel des zum physischen Leben Notwendigsten hinwegzutäuschen. Es bedurfte des Weltkrieges und seines Aushungerungsplanes, um den Sehenden zu zeigen, daß die wirtschaftliche Kraft und der

1) Aus deutscher Dämmerung. 3. Aufl. Stuttgart 1909. S. 287.

wahre materielle Reichtum eines Landes nicht die Geldaufhäufung durch Handel und Industrie ist, sondern die Ertragsfähigkeit des heimatlichen Bodens, der Scholle, die bearbeitet wird von einer im Vollbesitze derselben befindlichen und ihrer Aufgabe gewachsenen Bauernschaft. „Ein ackerbautreibendes . . . Volk", schreibt Ritter J. E. v. Koch-Sternfeld[1]), „gleich dem Riesen, der, zur Erde geworfen, immer neue Kraft erhält. Nur in der Luft ward Antäus von Herkules erwürgt."

Die große, die ethische Schattenseite der Industrie ist die Industriearbeit. Alle kapitalistisch interessierten Lobredner der Industrie haben keine Vorstellung von der Öde, Geist- und Freudenlosigkeit dieser Arbeit.[2]) Sie vermögen

---

1) Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde, München 1826. Bd. 2. S. 404.

2) Auf die Umfrage, die im Jahre 1907 Adolf Levenstein-Berlin bezüglich der psychologischen Wirkung der Industriearbeit eröffnete, liefen u. a. folgende Antworten ein: „Zu der langen Arbeitszeit und dem niedrigen Verdienst kommt noch die den Geist verblödende Eintönigkeit und Gleichmäßigkeit der Arbeit selbst. Es ist ein ewiges Einerlei von früh bis spät . . . . . So stehe ich denn an meinen Platz gebannt, Stunde um Stunde und sehe der rastlos arbeitenden Maschine zu. Mechanisch wiederholen sich dieselben Handgriffe, wenn die eingelegte Spule abgelaufen ist. Das ist die einzige Beschäftigung, höchstens, daß nochmals hin und wieder ein Faden reißt, der geknüpft werden muß." — „Ich mag und will nicht zur Maschine degradiert werden. . . . Lieber 20 Mark anstatt 36 Mark verdienen, aber nicht täglich mit Ekel zur Arbeit gehen müssen." — „Das Menschentum wird schimpflich inmitten eines brutalen Arbeitsprozesses . . . . Wenn ich als Lohnarbeiter in dem Getöse der Grubenarbeit verhüllt darüber nachgrüble, wie es kommt, daß der Fluch der Arbeit so bleiern auf mir lastet, dann möchte ich aufschreien, wild, gellend vor Wut und innerem Groll. Aber ich muß schweigen, muß mich hineinschweigen in mein Herz, und doch tief in der Brust seufzt die todmüde Seele." (Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psychophysischen Einwirkungen auf die Arbeiter. München 1912. S. 46, S. 51 u. 52).

sich nicht zu der Höhe der Erleuchtung zu erheben, daß in letzterer Beziehung ein furchtbar ernstes, wirtschafts-psychologisches Industrieproblem besteht und daß der Ruf nicht lauten darf: Vermehrung und Förderung der derzeitigen Industrie, sondern: gründliche Umbildung derselben, vorab durch Dezentralisierung des Fabrikwesens und Änderung der mechanischen, entgeistigenden Teilarbeit.

„Entgeistigt", behauptet Werner Sombart[1]), „mußte die Arbeit werden, ... um die Anwendung der modernen Technik und der höchst entwickelten Betriebsorganisation dem Unternehmen zu ermöglichen. Die Verrichtung mechanischer Handgriffe unter hygienisch oder ästhetisch widerlichen Arbeitsbedingungen war das Gegenteil von dem, was der lebendige Mensch zur Betätigung seiner Gesamtpersönlichkeit bedurfte. Und damit wurde es zur furchtbaren Gewißheit, daß die technische Arbeit im Rahmen der Wirtschaft ihre ethisch und ästhetisch segensreichen Wirkungen eingebüßt, daß die Arbeit des Proletariers für ihn aufgehört hatte, das Heiligste und Kostbarste zu sein, was ein Mensch anf Erden besitzen kann. Ich möchte es als das gewaltigste und folgenreichste Ergebnis aller Wirkungen der kapitalistischen Entwicklung auf die Arbeiterschaft bezeichnen, daß sie dieser die Arbeit als höchstes Gut genommen hat."

Das absolut höchste Gut ist für die Arbeiterschaft wie für die gesamte Menschheit die **Religion**. Und auf die Religion und das religiöse Leben wirkt das Industriesystem, wenn auch nicht zerstörend, so doch entschieden ungünstig. Das liegt schon im Wesen dieses Systems, das ein technisch-kapitalistisches ist, begründet. Kapitalismus als übermäßiges Gewinnstreben und übermäßige Besitzaufhäufung aufgefaßt ist mit christlich-religiösem Leben unvereinbar und soferne die Industrie kein höheres als dieses kapitalistische Streben und Ziel im Auge hat, muß sie dem entsagenden christlichen Geiste fremd und verständnislos gegenüberstehen.

1) A. a. O. S. 490 f.

Wie der übermäßige Reichtum, welchen die Industrie erzeugt, dem christlichen Leben nicht förderlich ist, so auch nicht die Besitzlosigkeit, welche das allgemeine Kennzeichen der industriellen Arbeiterschaft ist. Es gibt Reichgewordene, welche ein heiligmäßiges Leben betätigen, und es gibt heroische Arme und Arbeitende, welche nach der Höhe religiöser Vollkommenheit ringen; aber das Normale, die Regel sind derartige Erscheinungen nicht. Das Normale ist blühendes religiöses Leben bei allgemeinem mittlerem Einkommen und Besitz. Hier gilt das Wort des seligen Albert Magnus: „Um Reichtum bitten wir nicht, damit wir nicht übersättigt fragen: wer ist der Herr? Und wir bitten, daß uns die Armut nicht beschieden werde, auf daß wir nicht, durch Mangel getrieben, den Namen Gottes schmähen."

Daß neben dem scharfen Kontraste von Reichtum und Armut, welchen die Industrie erzeugt oder vermehrt, auch die Entgeistigung und Freudenlosigkeit der Arbeit auf das Geistes- und Gemütsleben des Arbeiters in folgenschwerer, in denkbar ungünstigster Weise wirkt, bedarf wohl keiner Begründung. Damit wird aber gleichzeitig das religiöse und kirchliche Leben in Mitleidenschaft gezogen und für dieses eine Atmosphäre geschaffen, in der sich seine Blüten nur unter ungewöhnlich eifriger Pflege entwickeln können. Unter den 5040 Arbeitern, welche die im Jahre 1907 von Adolf Levenstein[1]) hinausgegebenen Fragebögen beantworteten und von denen 3154 mitteilten, daß sie kein Vergnügen und kein Interesse an der maschinellen Arbeit besitzen, erklärten auch 2530, sie glauben an keinen Gott. Der Rest stand größtenteils der überlieferten Religion indifferent gegenüber.[2])

* * *

1) Vgl. i. O. S. 405.

2) Auf die moralischen Nacht- und Schattenseiten der Industriearbeit, auf die Verwilderung der Jugend, die sie besonders dort bewirkt, wo sie auch die Frau und Mutter an die Maschine kettet, wurde mehr als genügend hingewiesen.

Wir kennen die blendenden Lichtseiten und die materiellen Errungenschaften der Industrie; wir kennen aber auch ihre tiefen Schatten und die Riesenverluste an idealen Gütern, die sie unserem Geschlechte gebracht. Jene Lichtseiten wurden uns in hundert Publikationen und Bildern vor das Auge geführt; unsere Aufgabe dagegen war es, auf die dunkle und negative Seite des kapitalistisch geleiteten und technisch fortschreitenden Fabrikwesens hinzuweisen.

Wir standen dem „Segen der Industrie" von jeher skeptisch gegenüber. Wir halten eine einschneidende Umbildung des Industriesystems, zuerst im eigenen Lande, für dringend geboten. Wir halten es ferner für unnötig und zum Teile für verderblich, dieses System auch auf kulturell unentwickelte Länder zu übertragen. Es ist ebenso Wahnsinn wie kapitalistische Erwerbsgier, wenn man in ausgesprochenen Agrarstaaten wie in der asiatischen Türkei eine nationale Industrie aus dem Boden stampfen will[1]) — und dabei die Landwirtschaft im primitivsten Zustande beläßt. Aber die Überschätzung der Industrie ist altes liberales Erbgut und daher wie dem modernen Ungarn so auch der jungen türkischen Intelligenz eigen.

Der Krieg hat die industrielle und kapitalistische Entwicklung nicht gehemmt, sondert gefördert. Die Zentralisation der Betriebe und die Zentralisation des Kapitals ist vorwärts geschritten, eine das Volk expropriierende Vermögensverschiebung hatte insbesondere die Kriegsindustrie im Gefolge. Mit der Industrie ist während der langen Kriegsjahre die materielle Auffassung des Lebens und aller Dinge gewachsen, der Waren- und Dividendenwucher hat nie geschaute Dimensionen angenommen: wir haben alle Sinne auf die Erde und ihre in Geldwert auszudrückenden Güter gerichtet. Es ist uns völlig unbekannt geworden, daß man auch das irdische öffentliche Leben, daß man Politik und Weltkrieg, das ganze wirtschaftliche Treiben von einem übernatürlichen

1) Vgl. „Augsb. Postztg." vom 18. April 1918, Nr. 179.



Standpunkte aus betrachten könne und betrachten soll. Und doch werden uns weder die Klugheit unserer Tagespolitik noch der Mechanismus unserer kapitalistisch-staatssozialistischen Wirtschaft retten, sondern nur die praktische Wiederanerkennung der religiösen Ideale und die erneute und laute Verkündigung des Rechtes und der Moral, die einen integrierenden Bestandteil jener Ideale bilden. F. X. H.

XLI.

Kürzere Besprechungen.

1. Der Kriegswucher und seine Bekämpfung. Ein Versuch gemeinverständlicher Darstellung von H. Tophoff. Münster i. W., Alphonsusbuchhandlung 1918, 8°, 38 S. — Der Schrift liegt ein im Windhorstbund zu Münster gehaltener Vortrag zu grunde, den der Verfasser der Öffentlichkeit übergibt als Beitrag dazu, „daß das deutsche Volk nach Niederwerfung der äußeren, auch die inneren Feinde, Genuß- und Gewinnsucht, erfolgreich bekämpfe." Er behandelt in gemeinverständlicher Weise die Geschichte der Wucherbekämpfung, gibt eine Begriffsbestimmung des Kriegswuchers, die gegen letzteren erlassenen Gesetze, erörtert die übermäßige Preissteigerung und die Vorbeugungsmaßnahmen.

2. Papst und Vierverband. Aktenstücke zum Artikel 15 des Londoner geheimen Abkommens, zusammengestellt und bearbeitet von F. Ritter von Lama. Augsburg, Haas und Grabherr, o. J., 8°, 63 S. — Den Versuchen der englischen und italienischen Regierung, angesichts der Veröffentlichung ihres Londoner geheimen Abkommens der Entente vom 26. April 1915 durch die Petersburger Maximalisten, die Öffentlichkeit irrezuführen und die Tragweite der gegen den Hl. Stuhl gerichteten Klausel abzuschwächen tritt der kenntnisreiche Verfasser an der Hand der amtlichen Äußerungen und Erklärungen wirksam entgegen. „Drei Großmächte haben willig ihre eigenen Interessen, das Schicksal ihrer Länder, um das der Krieg geführt wird,



der Politik und papstfeindlichen Gesinnung der vierten, Italiens, untergeordnet und die „unnütze Schlächterei“ weiterführend neue Hunderttausende ihrer eigenen Staatsbürger in den Tod gejagt, nur weil die Einladung zum Frieden vom Oberhaupte der katholischen Kirche, vom Stellvertreter Jesu Christi ausging. Der erbärmliche Streich war gelungen, der Papst war ausgeschaltet.“

3. **Zum sozialen und moralischen Wiederaufbau der Völker** nach dem Kriege. Erwägungen eines Neutralen, von Dr. F. **Mack**, Redakteur und Generalsekretär des Luxemburgischen katholischen Volksvereins. München-Gladbach, Volksvereinsverlag 1918, 8°. 36 S. — Die Schrift ist die Erweiterung eines in Gegenwart der Großherzogin von Luxemburg gehaltenen Vortrags und auch ihr gewidmet. Sie bietet den Versuch, das ideelle Programm der päpstlichen Friedensnote praktisch auf den sozialen und moralischen Wiederaufbau der Völker anzuwenden und zwar im besonderen hinsichtlich der Neuorientierung der Volkswirtschaft und ihres maßgebenden sozialen Systems, hinsichtlich der Aussichten auf die Neugestaltung des innerpolitischen Staatslebens sowie hinsichtlich der moralischen Reform des internationalen Völkerlebens. „Ich leugne nicht und wiederhole es, daß nach dem Eintreffen des Weltfriedens, der uns wie ein erdenferner Glückstraum vorkommt, die Menschenseele stellenweise wahrscheinlich das Gleichgewicht verlieren und in andere Extreme versinken wird, daß wir vielleicht im nächsten Jahrfünft oder Jahrzent eine Verschärfung der Klassengegensätze, eine Umwälzung gewisser Gesellschaftszustände, einen Sturz der öffentlichen Moral, einen schäumenden Braus des Materialismus und eine revolutionäre Weltpropaganda erleben werden, die den Boden unter unseren Füßen erbeben lassen wird. Lassen wir die Springflut, die in der ganzen Neuzeit längst ursachlich begründet war und die jetzt gegen Ende des Völkerringens nur mehr mit Mühe eingedämmt wird, sich verlaufen, so werden alle edlen Seelen aus dem Nebel und Dunst der Talsohle allmählich doch jenen höheren Standpunkt gewinnen, von dem aus sie die wilden Schluchten und Irrwege, wo sich die Menschheit wundgelaufen hat, überblicken und einen Freiweg suchen in besseres und christliches Land“.

XLII.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

XIII.[1]

„In der Welt ein Heim, im Heim eine Welt" — so ist in zierlicher Schönschrift auf einer Villa des bayerischen Oberlandes zu lesen. Ein schöner Spruch fürwahr, wenn er mehr als bloß eine Phrase der sogenannten modernen Weltanschauung ist. Wer im Bann dieser Weltanschauung lebt, der hat kein Recht von einer wahren Heimat zu reden, weil eine solche ohne jenen Frieden, den nur Gott verleihen kann, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Im Munde eines Mannes, der mit dem Glauben jene tranquillitas animi verloren hat, welche der äußeren tranquillitas ordinis zur Grundlage dient, ohne welche es nach dem hl. Augustin keinen wahren Frieden geben kann, müßten sich alle schönen Worte menschlicher Spruch- und Lebensweisheit in grausame Selbsttäuschungen verwandeln. Ohne Gott keine Wahrheit, keine Freiheit, keine Gerechtigkeit, keine Heimat, kein Friede. Und auch kein wahres Eigentum.

Im Heimatgedanken stellt sich jeder ein trautes Plätzchen vor, wo er für sich und die Seinen alles dessen in ungestörter Ruhe und Sicherheit sich freuen kann, was er sein eigen nennt. Diese idyllischen Kulturstätten des Friedens sind infolge der modernen Weltumgestaltung sehr selten

1) S. Bd. 162 S. 2 ff.



geworden und mancherorts nicht bloß aus der Wirklichkeit des Lebens sondern selbst aus dem Bewußtsein von zahlreichen Schichten der menschlichen Gesellschaft geschwunden, so daß viele gar nicht mehr wissen, was die Heimat eigentlich ist und der häusliche Herd, für welche alle Kulturvölker sich auf Leben und Tod eingesetzt haben, wenn sie pro aris et focis in den Kampf gezogen sind. Oder kann man vielleicht in unseren Großstädten bei allen denen von einer Heimat reden, die in den Mietkasernen und Arbeitervierteln weniger Wohnstätten als Schlafstellen inne haben, wo sie nur bei Nacht sich aufzuhalten pflegen und auch nur von einem Vierteljahr zum andern, weil die ruhelose Macht des Geldes und der Geschäftskonjunktur ihnen selbst dieses Bischen Ruhe nicht vergönnt?

Und wo ist in solchen unheimlichen Schlafhöhlen jenes traute Plätzchen zu finden, das so recht die Heimat erst zur Heimat macht, der Hausaltar, wo ehedem die Kinder mit dem Vater und der Mutter das Vaterunser beten durften, um sich fort und fort dessen zu erinnern, von dem alle guten Gaben kommen? Ist anzunehmen, daß diejenigen, welche im ruhelosen Treiben ihrer Tagesarbeit keine Zeit finden um Gott als dem Erhalter des zeitlichen Lebens am häuslichen Herd mit Bitt- und Dankgebeten zu huldigen, sich an Feiertagen dort einfinden werden, wo vor dem ewigen Licht am Hochaltar die Gläubigen wie am Ort ihrer geistigen Heimat sich versammeln um Gott für die höchste aller Himmelsgaben zu danken, für das Brot des ewigen Lebens? Leider haben Millionen von friedlosen Werktagsmenschen gänzlich vergessen, daß es ohne die kirchliche Sonntagsruhe keinen wahren Heimatsfrieden gibt, weil nur Gotteskinder einen solchen Frieden haben können. Nur ihnen ist das Glück beschieden durch Beherzigung der Worte des ewigen Lebens, die sie in der Kirche hören, den stets gefährdeten Seelenfrieden zu bewahren, während den ruhelosen Weltkindern der Straße durch die Apostel des Unglaubens der Friede mit Gewalt aus der Seele herausgerissen wird.

Wer Heimat sagt, denkt nicht bloß an einen Ort der Ruhe, wo er mit seiner ganzen Persönlichkeit sich selbst angehören und in einem bestimmten Beruf seiner Pflicht ungestört leben kann vor Gott und den Menschen, sondern auch an einen Ort der Sicherheit, wo er mit seinem Geschäft und Erwerb auf einem festen Boden steht, ohne beständig quälender Sorgen um seine Existenz ausgesetzt zu sein. Das gewährt ihm nur ein fester Besitz von Rechten oder Sachen, wie der soziale Begriff des Eigentums und der damit verbundenen Arbeit sie in sich schließt.

Wie steht es in dieser Hinsicht heutzutage? Wo sind die Glücklichen, deren wirtschaftliche Existenz auf dem festen Boden einer trauten Heimat ohne Sorgen sicher ist?

Seit das Geld nicht mehr bloß ein Tauschmittel und Wertmesser, sondern auch ein Mittel der Wucherspekulation und der kapitalistischen Ausbeutung ist, seit es im Umtausch der Werte nicht mehr als bloßes Mittel dem immobilen Besitz dienstbar und untergeordnet sondern Selbstzweck ist, steht es wie ein feindlicher Faktor dem Eigentum gleichsam wie eine Art Fremdtum gegenüber wie etwas, was nicht für, sondern gegen die Rechtsordnung des Eigentums feindlich gerüstet ist. Eigentum und Arbeit haben wie alle Rechtsbegriffe im Werdeprozeß der modernen Ideenverwirrung gegen früher eine sehr wesentliche Umwertung und Verfälschung erfahren. Seit es im modernen Denken einen heiligen Egoismus gibt, gibt es sonst nichts mehr, was gleich einer res sacra oder persona sacra heilig wäre; unverletzliche Rechte, die einer Persönlichkeit inhärieren, kann es ja selbstverständlich dort nicht geben, wo die Selbstsucht wie ein Prinzip der Verneinung der Persönlichkeit an der Spitze aller Rechtsbegriffe und Rechtsgrundsätze steht. Heilig und unantastbar ist ein Recht nur dann, wenn es im tiefsten Lebensgrund der unsterblichen Menschenseele, in der persönlichen und gottebenbildlichen Natur des vernünftigen Geistes seine Wurzel hat. Auch das Eigentumsrecht ist nur dann wahr und echt, wenn in demselben die Person über der Sache steht, wenn nicht der



dem Stoffe verwandte blinde und kalte Egoismus, sondern das Pflichtbewußtsein seine Seele bildet.

Das ist in jener vermeintlichen Rechtsordnung, welche der kapitalistische Wuchergeist mit seinen durchaus falschen Ansichten über die Bedeutung des Geldes und des Eigentums sich ersonnen hat, keineswegs der Fall. Denke man sich einen Geldfürsten der Gegenwart, der mit seinen Millionen auf die Produktionsmittel und Arbeitskräfte aller fünf Weltteile spekuliert, ist er nicht, während er glaubt ein gewaltiger Besitzer von unerschöpflichen Reichtümern zu sein, vielmehr selbst von den Dingen besessen, welche er zu besitzen glaubt, indem er mit seiner ganzen Persönlichkeit restlos aufgeht in den Ziffern und Zahlen einer Geschäftsführung, welche ihm im Kampf ums Dasein, den er führt, für nichts Höheres mehr Zeit und Ruhe läßt. Hat er ein Recht das, was er sein nennt, sein Eigentum zu nennen? Gehört nicht er selbst weit mehr den Dingen, als daß diese ihm gehören? Seine Heimat ist das Geld und darum ist er mehr ein Sklave als ein Herr dessen, was er besitzt. Es lebt in ihm jene Gesinnungsroheit, nach welcher, wie wir im jetzigen Kriege sehen, die Rohstoffe und das Geld einen größeren Wert haben als die Menschen. Was von dem egoistischen und unpersönlichen Eigentum gilt, gilt auch von der egoistischen und geistlosen Arbeit. Auch ein Arbeiter, der mit Außerachtlassung aller sittlichen Motive nur seinen egoistischen Instinkten folgt, wenn er als Kandidat der schrankenlosen Freizügigkeit von einer Stadt zur andern wandert um seine Arbeitskraft an den Meistbietenden zu verkaufen, hat kein Recht von einer wahren Heimat zu reden, so lang der Sinnspruch der gedankenlosen Torheit auf seinem Rucksack steht: Ubi bene, ibi patria — meine Heimat ist das Geld. Das Geld, welches mit der Welt und ihrer ruhelosen und sündhaften Torheit gleichbedeutend ist, wird dem wahren Heimatsfrieden so lange fremd und feindlich sein, so lange das Wort der Schrift Geltung hat: Beatus vir, qui non speravit in pecunia et thesauris.

Geld und Gut, Eigentum und Arbeit haben nicht immer die vernunftwidrige und sinnverwirrende Bedeutung gehabt, welche sich infolge einer höchst bedauerlichen Kulturentwicklung und Rechtsverwirrung damit verknüpft haben. Im Gedankenkreis der christlichen Weltanschauung sind Eigentum und Arbeit niemals schlechthin egoistische Begriffe gewesen und selbst das Geld hatte zu einer Zeit, welche dem Zinswucher noch weniger Freiheit ließ, eine wesentlich andere Bedeutung als heutzutage; in allen Beziehungen des wirtschaftlichen Lebens war die Selbstliebe mit der Nächstenliebe schönstens vermittelt, so daß weder von einem absoluten Recht des Privateigentums noch von einer absolut pflichtenlosen Arbeit die Rede sein konnte; wie der Arbeiter mit dem Recht und der Pflicht seiner Arbeit nicht einzig nur sich selbst angehörte, so stand auch der Eigentümer seinen Mitmenschen nicht wie ein Herrenmensch, sondern nur wie ein Diener und Genosse der Gesamtheit gegenüber.

So lang der Gottesfriede der christlichen Gerechtigkeit Herz und Sinn der Gläubigen wie ein warmer Sonnenschein umfing, waren nicht bloß im Rechtssystem der feudalen Eigentumsordnung sondern auch im Arbeitsrecht der Zünfte der Selbstsucht in jeder Weise entsprechende Schranken gezogen, so daß jeder im Umkreis der Gemarkung des ihm durch Besitz und Arbeit zugewiesenen Aufenthaltes sich wohl befinden und heimisch fühlen konnte. Mehr als durch das schützende Dach seines Hauses fühlte sich jeder gesichert durch die Zugehörigkeit zur allgemeinen Kirche und durch die geisterfrischende Atmosphäre, die von der Kult- und Opferstätte des Gotteshauses wie von einer Bundeslade des göttlichen Segens auf die ganze Gemeinde sich ausbreitete. Waren auch alle Besitz- und Erwerbsrechte streng geregelt und von einander abgegrenzt, so durchzog doch ein starkes Gefühl der Gemeinsamkeit aller Interessen sämtliche Bewohner und Insassen einer Gegend. Weil eine allseitig wirksame Zügelung der Selbstsucht keine Spannung gegensätzlicher Interessen aufkommen ließ, fehlte es nicht an einem gewissen Gleichmaß



der Gerechtigkeit für alle, um zwischen Groß und Klein die Härten zu mildern, die sich aus der Unvollkommenheit der menschlichen Verhältnisse unwillkürlich ergeben. Kein Meister durfte für sich allein, wenn er etwa reicher war als seine Zunftgenossen, sich mit Hilfsmaschinen versehen; — das wäre eine Begünstigung des Einzelnen auf Kosten der Gesamtheit gewesen, darum durfte nur die Zunft, die Gemeinschaft aller sich solcher bedienen, damit keiner gegenüber den andern benachteiligt sei. Ebenso durften entfernte Jahrmärkte nur von der Gesamtheit aller Zunftgenossen bezogen werden, damit auch die kleinen Meister an den Vorteilen des Exporthandels teilhaben konnten.

So war damals der Gedanke des Privateigentums gleichsam durch das Öl eines kommunistischen Einschlags gemildert und durch billiges Rücksichtnehmen die Liebe mit der Gerechtigkeit verbunden. Dieses Öl der Milde und Mäßigung, wie es nur aus der Lampe des ewigen Lichtes hervorgehen konnte, welches vor den Altären brennt, wirkte versöhnend und veredelnd auf Herz und Sinn des ganzen Volkes; jedes Haus und jede Werkstätte wurde so mit Gebet und Arbeit ein Opferherd der Gottes- und Nächstenliebe und eine Heimat jenes Friedens, den nur Gott geben kann. Auch war so das ganze Leben eine Erziehungsschule für jene tranquillitas ordinis, welche mit allen Tugenden der christlichen Gerechtigkeit das Gute fördert und das Böse ferne hält und so durch Veredlung der Sitten dem wahren Frieden dient. Diese Lebensschule der Gerechtigkeit hat ohne die kostspieligen Aufwendungen des modernen Schulwesens dem Gemeinwohl ungleich größere Dienste geleistet als alle pädagogischen Künsteleien der Neuzeit.

Nach dem Geiste der Welt und derer, die um jeden Preis reich werden wollen, war das freilich nicht. Jene Welt, welche der Heiland in seinen Gedankengängen stets mit der Sünde und dem Satan zusammen in eine Linie stellt, als ob das alles fast identische Begriffe wären, konnte selbstverständlich kein Gefallen finden an einer Ordnung der



Dinge, die der Hoffart des Geistes und der Habgier für ihre Kulturbestrebungen allzu wenig Spielraum läßt. Wie Judas Iskariot an der Nardensalbe nahm sie längst Anstoß nicht bloß an dem reichen Aufwand für die Gotteshäuser und Spitäler, sondern auch an der kulturellen Rückständigkeit einer Geistesrichtung, welche auf Kosten der Herrlichkeit dieser Welt das Jenseits allzusehr betonte.

Und die Zeit kam um ruckweise die Gedanken mehr von den göttlichen Dingen abzulenken und die blöden Sinne mehr und mehr an die vergängliche Welt der Sichtbarkeit zu fesseln. Gottes Vorsehung hatte den kapitalistischen Instinkten derer, die sich ohne unbegrenzte Möglichkeit zur Anhäufung heidenmäßiger Reichtümer keinen Kulturfortschritt vorstellen können, in den Kirchengütern einen mächtigen Riegel vorgeschoben. So lang der Geist der Kirche und des Glaubens mit seiner milden und freigebigen Hand auf diesen Gütern lag, konnte jenes höllische Ungeheuer und Grundübel jeglicher Kultur, welches man Kapitalismus nennt, unmöglich aufkommen in der Welt. Dieser Geist mußte darum in jeder Weise verhöhnt und verlästert werden um ihn beim Volke in Mißkredit zu bringen. O diese faulen Mönche! O diese Güter der toten Hand, die nichts leisten für den Fortschritt der Kultur! O dieses allzu langsame Tempo der im schleppenden Gang der Zugochsen arbeitenden Agrikultur! Wie langweilig von Jahr zu Jahr immer nur mit dem Pflug arbeiten, die Oberfläche der Erde aufreißen und stets nur an der Scholle hängen! Tiefer hinein ins Innere der Erde! Hinaus in die weite Welt und hinüber über den Ozean! Mit der Dampfkraft ausgerüstet läßt sich die Leistungsfähigkeit des Menschen ums Tausendfache steigern! Eine völlig andere Zeit ist jetzt gekommen, die Zeit des Dampfes und der Maschinen und damit die Zeit der Allmacht des Geldes!

Ob zum Heil für die Welt und zur Besserung der Sitten?

Erst im Weltunglück des ungeheuerlichen Krieges, den

die Völker jetzt durchzukämpfen haben, läßt sich ermessen, was es zu bedeuten hat, wenn Reichtum und Kultur sich einander gleichstellen wollen, um dem Mammonismus der Ungerechtigkeit über die Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen.

Die Großhändler und Weltwucherer in England wollen sich mit ihrem brutalen Marinismus und Merkantilismus noch heute nicht bloß als die alleinberechtigten Herren der Welt sondern auch als die berufenen Wohltäter der Menschheit angesehen wissen und nach ihrem Beispiel gibt es auch anderswo Leute genug, welche noch in ihrer begeisterten Wertschätzung des Geldes geneigt sind im eigenen Vorteil den einzig richtigen Maßstab der Gerechtigkeit zu erblicken. Trotz aller Erfahrungen der Geschichte will man noch immer nicht begreifen, daß es für ein Volk kein größeres Unheil geben kann, als wenn die Mächte des Reichtums und des Geldes die Oberhand gewinnen.

Anders die allwissende Weisheit, welche aus dem Evangelium spricht. Der Heiland wußte wohl, warum er mit furchtbar drohenden Redewendungen gegen den Mammon seine warnende Stimme erhob und stets nur davon sprach, das Unkraut aus dem Acker des verwilderten Herzens auszureißen um dort für den Samen der Worte des ewigen Lebens Raum zu schaffen; auch wird nach den furchtbaren Erlebnissen des Tages niemand mehr der Vorsehung zürnen, weil sie es zu verhindern wußte, daß die Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft und Technik sich erst nach 18 Jahrhunderten dem kapitalistischen Wuchergeist als willkommene Hilfsmittel zur Ausbeutung und Unterdrückung der Völker zur Verfügung gestellt haben.

Gewiß hätten die großen Errungenschaften der Neuzeit der Menschheit große Dienste leisten können, wenn sie sich unter der Führung und Leitung des christlichen Geistes ins Leben der Völker eingeführt hätten; auch ist da und dort, wo der mildernde und mäßigende Einfluß dieses Geistes zur Geltung kommen konnte, viel Gutes und Schönes zustande gekommen. Im großen ganzen aber ist, darüber kann jetzt



kein Zweifel mehr bestehen, nachdem am Freiheitsbaum der falschen Propheten die Früchte vollends reif geworden sind, das übermäßige Anwachsen der modernen Überkultur im Dienste des Mammons und mit Hilfe des Geldes mehr eine göttliche Zulassung zur Prüfung und Strafe als eine Fügung zur Wohlfahrt und zum Segen gewesen.

In den Blutströmen des jetzigen Krieges ist es aller Welt klar geworden, was für ein himmelweiter Unterschied die heilswirtschaftliche Kultur der christlichen Vergangenheit trennt von der weltwirtschaftlichen Unkultur der modernen Welt und ihren Handelsfaktoreien. Die Oratorien der freiwilligen Armut und Arbeit brauchen sich wahrlich nicht zu schämen neben den Ergasterien des Reichtums und der fluchenden Zwangsarbeit der Kultursklaven des Geldes. Jene Auffassung der Arbeit, welche ihren Dienst nur widerwillig leistet einzig nur des Geldes willen, darf sich nicht von ferne vergleichen mit jener Arbeit, welche im Schweiße des Angesichtes eine von Gott auferlegte Pflicht erkennt, deren Verdienst um so höher steigt, je mehr sie nicht bloß ihr tägliches Brot erwirbt, sondern auch als ein Präservativ gegen die Sünde und Heilmittel der Buße zur sittlichen Veredelung des Menschen beiträgt. Und so groß der Wertunterschied einer solchen Pflichterfüllung und einer Zwangsleistung ist, die sich nur mit zorniger Erbitterung dem Gesetz der Arbeit unterwirft, so groß ist auch die qualitative Verschiedenheit der bescheidenen Eigentumsansprüche der Vernunft und des Glaubens gegenüber den maßlosen Forderungen des mammonistischen Reichtums, der eben deshalb ungläubig ist um in seiner Habgier schrankenlos und unersättlich sein zu können. Es wird vielfach allzuwenig beachtet, wie sehr gemäß dem Heilandswort vom Mammon der Ungerechtigkeit die kapitalistische Rechtsentwicklung oder vielmehr Rechtsverwilderung dem Geist der christlichen Gerechtigkeit widerspricht. Der wirtschaftliche Liberalismus dieser grundstürzenden Rechtsverfälschung war im Kampf gegen die christliche Auffassung des Eigentums von Anfang an ebenso vernunftwidrig

und gottlos wie der politische Radikalismus im Ansturm gegen das Autoritätsprinzip. Ganz natürlich; beide sogen ihre Kraft nicht aus den Quellen des Heilandes, wo die göttliche Wahrheit und Liebe ihren Ursprung hat, sondern aus der Giftquelle der absoluten und schrankenlosen Selbstsucht des verdorbenen Menschenherzens, wo die Hoffart und die Habgier dominiert. Das Privateigentum der kapitalistischen Rechtsauffassung ist etwas wesentlich anderes als das Eigentum, welches dem Gedankenkreis der christlichen Weltanschauung entspricht.

Nach den liberalen Rechtsgrundsätzen, welche sich die Autokratie des Geldes auf Grund der modernen Weltanschauung mit Hilfe einer perversen Jurisprudenz und Philosophie zurecht gelegt haben, darf es für die über alles Maß reich begüterten Inhaber der mobilen Geldmittel keinerlei Schranken geben; in ihren wucherischen Händen ist das Geld mehr und mehr aus einem Hilfsmittel ein Kampfmittel geworden; so stehen sie nach einem schlau angelegten Mobilisierungsplan in der gewaltigen Ausrüstung, welche sie sich im Zeitalter der Maschinen und des Dampfes zu schaffen vermochten, der Welt der kleinen Besitzer und wehrlosen Arbeiter im Kampfe ums Dasein mit überlegener Macht gegenüber. Diese Macht hat über dem wahren Eigentum wie ein Fremdtum unheimlich gleich einer kalten Luftströmung sich ausgebreitet, die sich in allen Lebensverhältnissen in beängstigender Weise fühlbar macht. Wer fühlt sie nicht diese Macht, welche überall das Heimatrecht zu haben glaubt um allen insgesamt den Heimatfrieden zu verleiden? Als hätte das Geld jenes Obereigentumsrecht, das Gott dem Herrn zusteht, sich selber angeeignet, legt es durch ein über die ganze Welt ausgedehntes Verschuldungssystem seine schwere Hand auf alles, was Menschen gern ihr eigen nennen möchten, auf Haus und Hof und Feld und Wald und zieht ganze Völker in den Bannkreis seiner Willkür und Macht. War diese ungemessene Freiheit, womit der von Gott und Gewissen losgelöste souveräne Mensch in



seinem Wahn die Habgier ausgestattet hat, eine Ehre und ein Glück oder eine Schmach für die Kultur? Ist dem Fortschritt der Kultur wirklich dann am besten gedient, wenn den rohen Instinkten des heidenmäßigen Reichtums alle Türen offen stehen?

Die Philosophen der Entwicklungstheorie, soweit sie der uneingeschränkten Freiheit der Großkapitalisten das Wort reden, haben, wie sich von selbst versteht, über alle Schattenseiten des exzessiv kapitalistischen Industrialismus hinweggesehen und an einer Erwerbsform, welche der Vergrößerung des Reichtums und der Steigerung der Genüsse so herrliche Aussichten bietet, nur Licht und Wohlgefallen gefunden. Herbert Spencer setzt sich über die Frage, wie sich nach den Grundsätzen seiner darwinistisch-monistischen Ethik im Kampf ums Dasein vom Egoismus des Kapitalismus zum Egoismus der Arbeit eine Brücke friedlichen Ausgleichs der entgegenstehenden Interessen soll schlagen lassen, leichten Sprungs und hüpfend hinweg; die stets voranschreitende industrielle Entwicklung, meint er, wird dieses Wunder seinerzeit schon einmal fertig bringen. Wie von selbst werden so die Kriege immer mehr verschwinden und das zwangsweise Zusammenwirken widerstrebender Kräfte immer weniger notwendig sein.

Allen christlichen Gedanken gänzlich fremd glaubt er von der Höhe seines großkapitalistischen Standpunktes aus als ein begeisterter Anwalt des Reichtums und des absoluten Eigentums in der Industrie und im Handel die beiden Himmelsschlüssel zur irdischen Glückseligkeit erblicken zu dürfen ganz anders die Propheten der Proletarier! Nach ihrer Philosophie nehmen sich die Dinge in der umgekehrten Sehlinie von unten nach oben etwas anders aus: Trotz aller Erbitterung über das eherne Lohngesetz und die Mehrwertsenteignung heißt auch ihr Abgott Industrie, aber nur in Verbindung mit dem großen Kladderadatsch — erst der Kommunismus wird die Welt in einen Himmel der industriellen und weltwirtschaftlichen Glückseligkeit verwandeln.

Nun wohl! Was würden Singer und Bebel wohl heute



sagen, wenn sie den Himmel der Industrie und den Kladderadatsch von heute sehen würden?

Alle diese Enthusiasten des Geldes könnten jetzt gar vieles lernen, wenn der Unglaube einer Belehrung überhaupt fähig wäre.

So lang der Mensch für seine selbstherrliche Freiheit keinerlei Einschränkung duldet, so lang er sein stolzes und lüsternes Ich wie einen Götzen an die Spitze seiner Gedanken und Bestrebungen stellt, gibt es keine Vermittlung und Versöhnung der Gegensätze zwischen Hoch und Nieder, Arm und Reich. Das egoistische Privateigentum ist ebenso verwerflich wie der egoistische Bolschewiki-Kommunismus. Der heidnische Mensch, wie das römische Recht ihn zu einer Zeit, als die Wächter schliefen, ins Denken und Wollen der christlichen Völker eingeschmuggelt hat, ist ebenso eine Wucherpflanze auf dem Acker der christlichen Kultur wie die heidnische Arbeit und das heidnische Eigentum, welche sich in der Zeit der aufblühenden Industrie, ohne daß die schlafenden Wächter es merkten, allmählich in den Gedanken und Lebensgewohnheiten der christlichen Völker festgesetzt haben. Wenn nicht alles täuscht, hat die jetzige Weltkatastrophe nach den Absichten der Vorsehung besonders auch diesen Zweck, die Völker, da sie sich im Blute des für sie geschlachteten Gotteslammes nicht läutern lassen wollen, in ihrem eigenen Blute von allen ihren heidnischen Liebhabereien rein zu waschen. Das ist freilich eine schwere Sache in einer Gesellschaft und unter Volksmassen und Volksklassen, die für ihr christliches Denken und Wollen um so unempfänglicher geworden sind, je weiter sie seit Jahrhunderten in beständiger Entfernung vom Christentum und seiner selbstlosen Opferidee sich selbst und ihrer christlichen Herkunft fremd geworden sind.

(Schluß folgt.)



XLIII.

Zum Entwicklungsgang des Kardinals Karl August Grafen von Reisach

Von Dr. Konstantin Holl.

(Schluß.)

Nachdem die Trennung von Herding erfolgt war, drückte er noch einmal seine Genugtuung darüber aus, daß die Vorsehung ihn auch diesen Weg geführt habe: „Glauben Sie mir, liebe Mutter, die Zeit, die ich bei Herding war, hat mir viel, recht viel genützt. Ich habe die Welt kennen gelernt in vielen Nüancen, habe mir einen guten Teil Ekel dabei geholt und fühle mich recht frei und glücklich, mit so wenig ihr anzugehören."

Am 26. Oktober teilte er der Mutter seine glückliche Ankunft in Leipzig mit:

„Schon beinahe acht Tage bin ich hier. Müller nahmen mich mit einer Herzlichkeit auf, als gehörte ich zu ihrer Familie. Er erteilt mir in allen meinen Studien Rat, und so, hoffe ich, wird mir die Zeit hier recht nützlich vorübergehen. Alles Plänemachen für die Zukunft habe ich aufgegeben, der gute Gott wird mir schon etwas zuschicken, wenn ich nur recht fleißig und eifrig drauf los arbeite. Was hätte ich, was hätten Sie davon, liebste Mutter, wenn ich auch jetzt ins Vaterland zurückgekehrt wäre! Bei Ihnen könnte ich doch nicht sein, und hier habe ich doch gewiß mehr Gelegenheit, mich für die Zukunft auszubilden als in der Schreibstube eines Landgerichts. Gerade das, was mir bisher fehlte, Kenntnis in den größten Angelegenheiten unserer Zeit, kann ich hier am besten lernen, und da wird sich dann auch einmal irgendwo ein Plätzchen finden."

Obwohl er in diesem Briefe versichert, daß er das Plänemachen aufgegeben habe, finden wir ihn vierzehn Tage später doch schon wieder bei einem neuen Versuch, der freilich



nach den Fügungen der göttlichen Vorsehung wie die früheren mißlingen sollte. Er berichtet am 13. November 1823 kurz an seine Mutter:

„Man muß die Umstände fassen, wie sie kommen, und keine Gelegenheit fahren lassen, so dachte ich immer, liebe Mutter, und handelte darnach. Gestern erfahre ich, daß der Professor des Kirchenrechts zu Landshut gestorben ist, und heute gehen schon Bittschriften nach München, in denen ich um Erteilung der Dozentenstelle bitte. Hilft's, nun so ist's gut, hilft's nichts, so schadet es auch nichts. Müller riet mir, es zu wagen, alles aufzubieten, es möglich zu machen, und den Erfolg Gott zu überlassen. Den Ausgang warte ich ruhig ab. Geschieht nichts, nun so hat es nicht sein sollen."

Während zwischen der bayerischen Regierung und dem akademischen Senat in Landshut die Verhandlungen sich hinzogen, schrieb er einen weiteren Brief an seine Mutter, in dem er abermals auf die Möglichkeit einer Anstellung in Österreich zurückkommt:

„Von Landshut habe ich durch Bayer erfahren, daß der Minister meine Bittschrift zur Begutachtung der Universität mitgeteilt hat, was ich wirklich gar nicht erwartet hatte und was mir wenigstens beweist, daß man doch darauf Rücksicht genommen hat und meinen Plänen nicht entgegen ist. Die Universität begutachtete mich überhaupt, schien aber betroffen über die Wahl des Faches, und Bayer glaubt, daß man Anstoß gefunden, eine Stelle mir als Laien zu geben, die bisher Geistliche versahen. Ich ehre den Grundsatz, der sich darin zu Gunsten der Geistlichkeit ausspricht, bin aber fest überzeugt, daß letzterer durch mich kein Schaden zugefügt würde, da sie an mir gewiß einen Verteidiger der durch unsere Regierung so vielfach gekränkten Rechte finden würde, und mich nur der Gedanke zu diesem Entschluß brachte, als Laie der Kirche in unseren Zeiten größere Dienste leisten zu können, da man den Geistlichen zu leicht Parteilichkeit zutraut. Die Entscheidung habe ich ganz Gott anheimgestellt mit dem festen Entschlusse, mein ganzes Leben der guten Sache und dem Studium der



Kirche zu weihen. Auf jeden Fall kann ich es versuchen, in Landshut als Dozent des Kirchenrechts aufzutreten, da ich nur in dieser Lage, ohne mich ganz dem geistlichen Stande zu widmen, meinen Studien obliegen kann.

„Eine unendliche Freude, liebe Mutter, machte mir ein Brief von Onkel Louis, den ich vor einiger Zeit erhielt, worin er mir anträgt, im Falle ich in österreichische Dienste gehen wollte, mich zu adoptieren und mich ganz als Sohn zu behandeln. Er benimmt sich so schön als Verwandter, daß ich Ihnen nicht sagen kann, wie sehr ich ihn liebe. Dies sind bei ihm auch die Früchte der Rückkehr zur Kirche, die er in den Zeiten des Unglaubens verlassen. Ob und wie ich dies Anerbieten benützen soll, weiß ich selbst nicht. Ich muß erst Zeit abwarten.

„Die Sie beunruhigenden Urteile über Müller von Seite der Familie Hundheim, die Sie durch Drechsel erfuhren, kenne ich, liebe Mutter, und weiß zugleich die Quelle, aus der sie fließen. Frau von Hundheim machte mich selbst darauf aufmerksam mit einer Sorgsamkeit, die mir innige Freude machte und mich überzeugte, daß sie Anteil an meinem Lose nimmt. Doch was sie von Müller hörte, kommt aus dem Munde eines protestantischen Professors zu Heidelberg, den ich wohl kenne, der freilich als Protestant die Grundsätze, die Müller in Religion und Politik verteidigt, nicht billigen kann, vielmehr bei dem Rufe Müllers als Gelehrten alles aufbietet, um ihn nicht aufkommen zu lassen. Müller hatte von je die verderblichen Grundsätze bekämpft, welche durch den Protestantismus und die französische Revolution sich verbreiteten, das Ansehen der Kirche untergruben und alle die Umwälzungen in unseren neumodischen Staaten hervorbrachten, die in den letzten dreißig Jahren erfolgten. Als Verfechter angestammter Rechte und Feind der Revolution mußte er sich daher allen denen verhaßt machen, die diese verteidigten, billigten. Er trat zu unserer Kirche über, und nun war Feuer im Dache, denn der Verlust eines so tüchtigen Mannes schmerzte selbst seine politischen Gegner für ihre Kirche. Unsere Zeit, die so gerne jede religiöse Neigung mit dem selbst von der Kirche verdammten Mystizismus brand=



markt, mußte natürlich auch einen Mann als Mystiker darstellen, der die Elendigkeit protestantischer Weisheit aufdeckte, die Grundfehler aller politischen Wissenschaften bezeichnete und die christliche Religion wieder in all die Rechte einführen wollte, aus denen sie die Gottlosigkeit des Jahrhunderts verdrängt hatte.

„Wer die Elendigkeit des protestantischen Systems und der aus ihm emporgewachsenen politischen Irrtümer kennen gelernt hat, wozu mir mein zweijähriger Aufenthalt im Norden Gelegenheit gegeben, der begreift recht wohl, daß alle diejenigen, die mehr oder weniger Gegner der kirchlichen oder politischen Ordnung sind, einen Mann wie Müller für einen ihrer Partei gefährlichen Mann erklären und ihn mit dem gehässigen Namen des Mystikers brandmarken. Doch diese Leute, die leider in der jetzigen Zeit sehr häufig sind, verachten ja die Kirche überhaupt und jeden, der streng ihre Gesetze befolgt. Der wahre Katholik läßt sich dadurch nicht irre machen, vielmehr schließt er sich noch enger an seine Mutter an, da es ja ein Zeichen mehr der Wahrheit für ihn ist, seine Kirche verfolgt zu sehen.

„Müller ist der edelste, eifrigste Katholik, den man finden kann, von klarem, richtigem Verstand. Wie könnte er Mystiker sein! Nein, meine Mutter, seien Sie darüber ganz ruhig und danken Sie mit mir dem Allmächtigen, daß er mich so früh schon mit einem Manne in Berührung gebracht hat, dem ich so unendlich viel zu verdanken habe. Ruhig und vertrauensvoll gehe ich den betretenen Weg fort, mich zu rüsten zu dem Kampfe für die Sache Gottes, der mich nicht verlassen wird. Ich bin bereit, dafür alles zu erdulden. —

„Ich komme soeben von einer kleinen Reise nach Köthen zurück, wohin mich Müller mitnahm. Es war der Geburtstag der vortrefflichen Herzogin, die ich vorigen Sommer im Alexisbade kennen lernte; der Herzog hatte mich persönlich auf diesen Tag eingeladen, und ich wurde vom ganzen Hofe mit großer Auszeichnung behandelt. Müller ist chargé d'affaires von Österreich bei dem Herzog und sein Freund. Ich kam ermattet



von den vielen Diners und Bällen hier an und bin nun wieder in meinen Geschäften."

Während der ganzen Studienzeit des Grafen in Göttingen und Leipzig schwebte ein Prozeß, den der Nürnberger Advokat Holzschuher für die Familie um den Besitz der Güter in Tiefenbach führte. In seinen Briefen kommt Karl oft darauf zu sprechen und äußert immer wieder die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, weil dadurch die Not beendigt und für die ganze Familie reichlich gesorgt wäre.

Nun stiegen ihm auf einmal Bedenken auf, die seine Ansicht über die Sache völlig veränderten. Am 20. Februar 1824 schrieb er an die Mutter:

„Ich habe Holzschuher vorgestellt, daß ich aus moralischen Rücksichten großes Bedenken trage, den Tiefenbacher Prozeß fortzusetzen. Er scheint nach der Antwort, die ich gestern erhielt, zu sehr auf das Juristische zu vertrauen, als daß er sogleich in die Frage des Gewissens bei dieser Sache einzugehen vermöchte; ich habe ihm daher heute geschrieben, ich würde bald mündlich die Sache mit ihm verabreden, indem ich noch nähere Nachrichten von Onkel Louis erwarte. Zugleich schrieb ich an Riegg, mir seine Meinung offen zu erklären, damit wir doch ein ganz gegründetes Urteil fällen können. Mir liegt die Sache nicht sehr am Herzen, und Müller meint auch, ich sollte lieber auf Gottes Beistand als auf diese äußeren Mittel bauen. Ende des nächsten Monats hoffe ich bei Ihnen zu sein, wo wir dann vieles zu besprechen haben, da doch nur Sie mich ganz verstehen können und ich nur Ihren Ansichten hierin folge."

Er hatte inzwischen die Moraltheologie des hl. Alfons von Liguori studiert, „ein herrliches Werk", wie er schrieb, „das mich schon auf viele für meine Rechtswissenschaft wichtige Gedanken brachte." Man wird nicht fehlgehen, wenn man auch die Änderung seiner Ansichten über den Prozeß auf dieses Studium zurückführt.

In diesem Briefe bemerkt er noch:



„Daß Herding nach Rom gereist ist, werden Sie wissen. So sehr ich auch wünsche, Rom zu sehen, so hatte ich mich doch nicht entschließen können, die Reise mitzumachen, da ich in Rom ganz andere Sachen zu tun hätte als er. —

„Ich bin so wohl und so heiter, daß ich es Ihnen gar nicht sagen kann. Ich gehe beinahe nur mit Müller und seiner Frau um, und des Sonntags bringe ich den Abend bei einem Prinz von Hollstein, der hier ansässig ist, zu. Übrigens ist Leipzig ein Nest von Protestanten und Liberalen, wo unser einer als redlicher Katholik und Socialist nicht aufkommt."

Aus all diesen Briefen ergibt sich klar, daß Karl August durch seine ganze Entwicklung so nachdrücklich auf das Studium der Theologie hingewiesen wurde, daß man sich verwundern muß, warum er nie diesen Gedanken offen aussprach. Es ist kaum ein anderer Grund denkbar als sein Heiratsplan mit Marie von Hundheim und sein Wunsch, bald für die Angehörigen sorgen zu können. Da er sich aber in erster Hinsicht die volle Freiheit des Handelns gewahrt und sich nie durch die geringste Aussprache gebunden hatte, und da es der Mutter am Nötigsten nicht fehlte, bedurfte es nur noch eines leisen Anstoßes, um die Entscheidung herbeizuführen.

Dieser Anstoß ging von seinem Onkel Ludwig in Innsbruck aus, der ihm am 29. Februar 1824 schrieb:

„Es ist uns unerklärbar, daß Du meinen letzten, schon vor mehreren Monaten nach Leipzig an Dich abgesandten Brief, als Antwort auf Dein uns sehr erfreuendes Schreiben aus Göttingen nicht beantwortest. Vorzüglich deshalb wünschte ich in Bälde Deinen Entschluß, ob Du unter den Dir angezeigten Aussichten in österreichische Staatsdienste willst, zu vernehmen, weil wir in einiger Zeit den Kaiser in Tyrol zu sehen hoffen, wo ich ihm dann darüber und über Deine Adoption meine Bitten vortragen könnte, an deren Genehmigung ich nicht zweifelte, da er immer gegen mich außerordentlich gnädig ist. Beeile Dich also, sofern Du mit Dir und Deiner Mutter im Reinen bist.



„Neuere Daten und Motive kann ich Dir inzwischen nicht liefern und nur noch beifügen, daß sofern Du weltlich bleiben willst, ich Dir bei uns vor allem die Justiz anraten würde, wo der Adel die schönsten Aussichten hat.

„Solltest Du Dich aber für den geistlichen Stand entschließen können, jedoch mit freier Wahl und echtem, reinem Sinne dieses hohen Berufes, dann dürfte vielleicht kein Staat Dir so schnelle und günstige Aussichten zu einem schönen Beruf mit genügendem Auskommen geben als der unsere. Denn ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich nicht mit Grund erwarten dürfte, Dir in Bälde ein Canonicat an einem Domstift verschaffen zu können und wahrscheinlich am leichtesten in Tyrol, namentlich Brixen, wo die Capitel in Bälde organisiert werden, und worauf ich als naturalisierter Tyroler und Landstand um so sicherer hoffen könnte, als ich bei dem sehr orthodoxen Bischof und Consistorium in Brixen äußerst gut stehe und viele Verbindungen habe.

„Eine solche Wahl Deiner Laufbahn wäre das einzige, aber sicherste Mittel, Dich ganz in Deine Lieblingssphäre zu setzen, da Du dann mit leichtem zugleich Professor der in unserem Staat systemmäßig vereinigten Lehrkanzeln des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte werden könntest, die niemand gerne übernehmen will teils wegen ihrer vielen Vorkenntnisse und Schwere, teils wegen der Hinderlichkeit in Betreff der hierin falschen Grundsätze des Staates durch die modernen Lehrbücher und des von Rom behaupteten wahren Grundsatzes.

„Nimm dies, mein Freund, nur als einen freundschaftlichen Wink Deines besten und aufrichtigsten Freundes an, der Dich in einem für das ewige Heil so entscheidenden Schritt in nichts verleiten und bestimmen, sondern nur etwa schon vorhandene Neigung ausreifen soll; denn ich wäre untröstlich, solltest Du der zweite mißratene, öffentliches Ärgernis gebende Geistliche in unserer Familie werden. Bist Du Deiner nicht gewiß, daß Du alle Pflichten eines so hohen Berufes streng bis an Deinen Tod erfüllen kannst, so werde alles eher, nur kein schlechter, sich und andere um das ewige Seelenheil bringender Priester."



Nun war das Wort gesprochen und Karl August nahm es als einen neuen Wink der Vorsehung um so lieber auf, da inzwischen auch seine Hoffnung auf den Lehrstuhl an der Universität Landshut zu nichte geworden war, wo die theologische Fakultät zwar seine Anstellung befürwortet, der akademische Senat aber sich ablehnend ausgesprochen hatte. Alsbald schrieb er deshalb an seine Mutter:

„Ich schicke Ihnen hier einen Brief des Onkels Louis aus Innsbruck, dessen Inhalt mir sehr bedeutend war. Ich habe viel darüber nachgedacht, doch noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Die Sache ist zu wichtig, als daß sie übereilt werden könnte, und wenn auch mein Studium mich auf einen solchen Schritt bisher vorbereitet hat, so kann ich ohne Ihren Beirat hierin doch nichts festsetzen. Ich habe Gott um Erleuchtung gebeten, seinem Willen werde ich folgen. Überdenken Sie die Sache nach allen Richtungen, nach allen Verhältnissen; ich bin zu jedem Opfer bereit, das die Sache Gottes und Ihr und der Schwestern Wohl erfordert.

„Vorerst, glaube ich, ist das nötigste, daß ich mit Onkel Louis persönlich über alle unsere Verhältnisse spreche; er ist ja der einzige, der sich mit inniger väterlicher Liebe meiner annimmt. Ich habe ihm daher geschrieben, ich würde zu ihm kommen, noch bevor ich nach München gehe. Von hier werde ich so schnell als möglich abreisen. Müller verlasse ich mit wahrer Wehmut; ich habe ihm unendlich viel zu danken. Vermutlich sehe ich Sie im Laufe der nächsten Woche."

Die Besprechungen mit seinem Onkel in Innsbruck, zu denen als Berater der Jesuitenpater Stadler beigezogen wurde, hatten den Erfolg, daß sich Karl August zum Eintritt in den geistlichen Stand entschloß. Von da an gab es in seiner Berufsfrage kein Schwanken mehr.

Im Herbst 1824 machte er sich auf den Weg nach Rom, um dort im Collegium Germanicum die theologischen Studien zu beginnen. Noch auf der Reise schrieb er am 11. Oktober von Verona aus an seine Tante in Innsbruck: „Ich bin so ruhig und voll Vertrauen, daß ich die Hand



der leitenden Vorsehung stets bemerken und verehren kann. Verlassen Sie und unser lieber Stadler mich nicht mit ihrem Gebete." Die gleiche ruhige Stimmung atmet ein Brief an die Mutter, den er bald nach seinem Eintritt ins Kolleg schrieb und in dem es heißt: „Ich fühle mich so glücklich wie sonst nie, und in dem zurückgezogenen Leben des Klosters genieße ich Freuden, die die Welt nicht geben kann, so daß ich kaum bemerke, daß ich in der Hauptstadt der Welt mich befinde."

In mehreren Briefen, so vom 9. Januar 1825, drängte er seine Mutter und Schwestern das protestantische Ansbach zu verlassen, um in katholischer Umgebung ein eifrigeres geistliches Leben führen zu können. Besonders solle die Mutter seine Schwestern anhalten fleißig zu beten und so oft als möglich die heiligen Sakramente zu empfangen. „Ein oder zweimal des Jahres ist so viel als gar nicht. Glauben Sie mir, ich habe es erfahren. Seitdem ich alle acht Tage communiciere, bin ich ein anderer Mensch."

Am 10. August 1828 empfing er die Priesterweihe. Sein Doktordiplom in der Theologie ist datiert vom 4. Sept. 1828 und unterzeichnet vom General des Jesuitenordens Aloysius Fortis, dem Ordenssekretär Johann Ludwig Rozaver und dem Studienpräfekt des Collegium Romanum Franziskus Finetti.

Nach weiteren Studien erhielt er, noch nicht dreißig Jahre alt, die wichtige Stelle des Studienrektors an der Propaganda, um das Institut neu zu organisieren. „Er ist zwar noch jung", sagte Papst Pius VIII., „aber er hat die beste Schule durchgemacht, und jedermann spricht mit hohem Lobe von seiner seltenen Reife, Gewandtheit und Frömmigkeit."

Durch König Ludwig I. von Bayern, der ihn in Rom kennen gelernt hatte, wurde er im Jahre 1836 auf den bischöflichen Stuhl von Eichstätt berufen. Papst Gregor XVI. erteilte ihm in der Basilika Maria Maggiore selbst die Bischofsweihe. Während seiner zehnjährigen Wirksamkeit in



Eichstätt war er unermüdlich tätig sowohl im Predigtamt und im Beichtstuhl als in Erfüllung der bischöflichen Amtspflichten; er gründete unter Überwindung der größten Schwierigkeiten das Seminar zur Heranbildung der Geistlichen und reformierte die ganze Diözese von Grund aus.

Vermöge seines großen Ansehens sowohl in Rom als in Deutschland arbeitete er eifrig an der Beilegung der Cölner Wirren und erzielte auch darin einen vollen Erfolg.

Am 25. Januar 1847 bestieg er den erzbischöflichen Stuhl von München. Erfolgreich wirkte er für das Zustandekommen der deutschen Bischofskonferenz zu Würzburg i. J. 1848, die in einer freimütigen Denkschrift Befreiung der Kirche von der staatlichen Bevormundung forderte. Von den gleichen Bemühungen in Bayern ließ er sich auch durch die Ungnade des Königs Max II. nicht abhalten. Dieser bewirkte im Jahre 1855 die Abberufung des Erzbischofs durch Papst Pius IX., worauf Karl August als Kardinal nach Rom übersiedelte.

Hier wurden ihm die wichtigsten Aufträge zu teil. Er leitete die Konkordatsverhandlungen mit Baden und Württemberg, ging im Auftrag des Papstes nach Paris zu Kaiser Napoleon III. und nach England, wurde zum Unterrichtsminister des Kirchenstaates und endlich zum ersten Legaten des vatikanischen Konzils ernannt. Dieses letzte Amt konnte er aber nicht mehr antreten, da ihn schon am 22. Dezember 1869 ein heiligmäßiger Tod aus der Welt abrief.



XLIV.

Zur Emmerichfrage.

Dr. theol. Johannes Niessen, Pfarrer in Crefeld—Bockum, der verdienstvolle Verfasser eines Lebens Mariä nach der Emmerich (2. Aufl. Dülmen, Laumann'sche Buchhandlung 1904), ferner von „Panagia Kapuli", der Sterbeort Mariens bei Ephesus (400 S. Dülmen, Laumann 1906) und einer gelehrten „Mariologie des hl. Hieronymus" (Münster, Verlag Aschendorf) hat soeben im Petrusverlage zu Trier ein umfangreiches Buch herausgegeben unter dem Titel: „A. K. Emmerichs Charismen und Gesichte. Grundsätzliches, Tatsächliches, Kritisches. Zugleich Beiträge zur Klemens Brentanofrage."

Dieses Buch, welches laut Vorwort erscheint: „genau hundert Jahre nach dem für die religiöse Literatur und innerkirchliche Stimmungen und Strömungen in mancher Beziehung so wichtigen ersten Erscheinen des Klemens Brentano an dem Leidenslager der begnadigten Dulderin, die durch die außerordentliche sittliche und geistige Schönheit und Größe ihres Lebens eine immer wachsende Bewunderung in der ganzen Welt gefunden hat", verdankt zunächst seine Herausgabe den Veröffentlichungen von Dr. H. Cardauns über Brentano—Emmerich. Das vorliegende neue Emmerichbuch soll „mit einer Fülle von neuem und altem Beweismaterial zu der allmählich brennend gewordenen Frage nach dem Objektiven in den Charismen und Gesichten der Augustinerschwester Stellung nehmen und eine Anzahl notwendiger Ergänzungen zu den neueren kritischen Studien beisteuern". Das Emmerichproblem ist hier, wie der Verfasser sagt, noch weiter als in den voraufgehenden Schriften aufgerollt, und es wird der Beweis geliefert, daß dieses Problem im Sinne von Stahl—Cardauns nicht gelöst werden kann. Der Verfasser hält es für angezeigt, durch möglichst authentische Darlegungen auf die wundersame unerklärliche Persönlichkeit einer Emmerich mit ihrem Höchstmaß wissenschaftlicher



Fragen, künstlerischer Konzeptionen und fruchtbarer religiöser Anregungen hinzuweisen — und das gerade in unserer Zeit mit ihrer vielfach sinkenden Moral und sinkendem Glaubensleben. Am Schlusse des Vorworts spricht der Verfasser den Wunsch aus: „Möge diese Schrift ein bescheidener Beitrag sein, um noch weitere Kreise für Ideen und Ideale empfänglich zu machen, die schon vor dem Kriege nicht zum ausschließlichen Besitzstande deutscher Katholiken gehörten, sondern übernational und international im besten Sinne — also katholisch — waren. Möge die Sache der gottseligen Emmerich auch eine versöhnende causa communis der Katholiken des Erdkreises in baldigen Friedenstagen werden."

Das Wunderbare und natürlich nicht zu Erklärende im Leben der Emmerich hat sich im vollsten Lichte der neueren Geschichte zugetragen, über ihre Charismen und ihr heiligmäßiges Leben liegt ein ungemein reichhaltiges, auch eidlich beschworenes Aktenmaterial auf Grund vieler Zeugenverhöre aus ihren Lebzeiten vor. All die Züge, die ein Heiligenleben so groß, anziehend, fruchtbar und vorbildlich machen, kehren in dem so demütigen, armen und reinen Leben der Dulderin wieder. Besonders anziehend findet es der Verfasser, daß sie eine Edelfrucht des jetzt so verlästerten *deutschen* Volkes ist. Unbedenklich dürfe man sie als eine der größten Persönlichkeiten der letzten Jahrhunderte bezeichnen. Gerade in unserer Zeit, die so sehr am horror supranaturalium krankt, müsse man dankbar von der Vorsehung in Empfang nehmen, was die Weissagung des göttlichen Stifters von der *Fortdauer der Charismen in seiner Kirche* bestätigt.

Im Jahre 1915 hat Cardauns als Vereinsschrift der Görresgesellschaft eine Arbeit veröffentlicht unter dem Titel: „Clemens Brentano. Beiträge namentlich zur Emmerichfrage." Niessen bezeichnet diese Schrift als einen Bruch mit der ganzen traditionellen Auffassung über die Visionen, wie sie von Overberg, Wesener, Brentano, Luise Hensel, Haneberg, Windischmann, Rieß, Diel-Kreiten, Heinrich usw. vertreten wurde.



Auch Görres würde sich mit der Tendenz dieser Schrift nicht einverstanden erklären können, da er als Freund Brentanos und besonders als interessierter Kenner einer gegenteiligen huldigte.

Das Buch Niessens zerfällt in folgende Abschnitte:

I. Grundsätzliches über Charismen, Visionen und Privatoffenbarungen. II. Dr. med. F. W. Wesener, ein Hauptzeuge für A. K. Emmerich. III. A. K. Emmerich und Clemens Brentano im Urteile der Mit- und Nachwelt. IV. Kritik von Dr. H. Cardauns über Emmerich—Brentano und Antikritik. V. Der Seligsprechungsprozeß der gottseligen A. K. Emmerich.

Abschnitt II bringt eingehende Auszüge aus dem Tagebuche und den Berichten Dr. Weseners, welcher als Kreisphysikus die Emmerich zu behandeln und wiederholt Gutachten über dieselbe zu erstatten hatte. Derselbe trat den außergewöhnlichen Zuständen der Emmerich als durchaus ungläubiger Zweifler gegenüber, kam aber infolge jahrelanger Untersuchungen zu der Überzeugung, daß die natürlichen Mittel der Wissenschaft nicht ausausreichen um diese Zustände (auch ihr hellseherisches Schauen) zu erklären. Wesener starb 1832, überlebte also die Emmerich um acht Jahre und blieb bis zuletzt überzeugt von dem übernatürlichen Charakter der Visionen und der stigmata der Begnadigten.

Abschnitt III enthält u. a. die Urteile folgender bedeutenden Persönlichkeiten: Clemens August Frhr. v. Droste-Vischering, Weihbischof von Münster, dann Erzbischof von Köln; Bernhard Overberg, Konsistorialrat und Regens, 1813—24, also bis zu ihrem Tode, Gewissensführer der Emmerich; Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Mitglied des Göttinger Dichterbundes, Freund Goethes, Kammerpräsident in Eutin, der bekannte Konvertit und Schriftsteller; Luise Hensel, Dichterin und Konvertitin; Joh. Michael Sailer, der gelehrte Bischof von Regensburg; Melchior v. Diepenbrock, Kardinal und Fürstbischof von Breslau; Bischof Wittmann, Nachfolger Sailers auf dem Bischofsstuhle zu Regensburg; Clemens Brentano; Dechant Rensing; Joseph von Görres; Möhler; Hane-



berg; von Steinle; Regierungsrat Dr. Volk (Konvertit, Pseudonym Ludwig Clarus); Prof. Dr. Friedrich Windischmann, einer der ersten Orientalisten seiner Zeit; der gelehrte Dogmatiker Dr. Heinrich; der Rechtslehrer und Publizist Dr. Jarcke; Prof. Hug, Domdekan; Kardinal Graf Reisach; Dr. Phillips; Florian Rieß S. J.; Alban Stolz; der Dogmatiker Dr. Scheeben; Dompropst Dr. Thalhofer; der Moraltheologe Dr. Jocham; Domkapitular Dr. von Rieß; Dompropst von Pruner, bedeutender Moraltheologe; P. Meschler S. J., der bekannte aszetische Schriftsteller; der Philologe und Schriftsteller Dr. Macke; Dr. Holland; P. Urbany; P. A. M. Weiß, der geistvolle Apologet an der Universität Freiburg (Schweiz); Prof. Meyenberg.

Dann geht der Autor auf mehrere Studien zu den Visionen der Emmerich ein, so auf die Forschungen von P. Johannes Zöpf über Palästina und die geographischen Angaben der Emmerich, auf die Entdeckungen bezüglich Kapharnaums, dann über den Aufenthalt Mariä bei Ephesus, die auffallenden Bestätigungen der merkwürdigen Angaben der Emmerich über Hom, Dsemschid, Joseph von Ägypten und Aseneth durch Frhr. v. Ow — Bestätigungen, die nur möglich waren auf Grund von Werken, die erst nach dem Tode der Emmerich (1824) erschienen sind; die Schrift des Domdechanten Anton Urbas über: „Die Reiche der hl. Dreikönige, ihren Sternendienst, ihre Reise nach Betlehem, nach den Gesichten der gottſ. Emmerich im Vergleich mit den Aussagen der Geographie, der Geschichte, der hl. Schrift und der Altertümer", die Studien des Prof. Dr. Hermann Grotemeyer vorzüglich über solche Partien der Emmerichvision, welche bisherigen Traditionen widersprechen und worin die Seherin in gewichtigen Problemen der biblischen Wissenschaften ganz eigene Wege geht. Die scharfsinnigen Untersuchungen stellen die Originalität der behandelten Visionsberichte über jeden Zweifel. Niessen geht auf zahlreiche interessante Einzelheiten ein und müssen wir hiewegen auf das Buch selbst verweisen; ferner wird erwähnt Prof. August von Edlinger, welcher in mehreren Lieferungen „Studien zu den Visionen der gottſ. Augustiner-



nonne A. K. Emmerich" veröffentlicht hat. Aus diesen Studien mögen beispielsweise zwei Punkte herausgegriffen sein um die Art des Schauens und erstaunlichen Wissens der Emmerich zu veranschaulichen: Am 27. November 1821 machte die Schwester Emmerich Mitteilungen über die Reise der drei Weisen des Morgenlandes zur Krippe. Sie nannte dabei als Namen derselben: Mensor, Theokeno und Seir. Ihr anwesender Beichtvater sagte darauf: „Ich habe aber diese Namen mein Lebtag nicht gehört; wie kommen denn dann die Dreikönige zu den Namen Kaspar, Melchior und Balthasar?" Da erwiderte sie: „Ja sie sind so genannt worden, weil sich das so zu ihrem Wesen reimt; denn diese Namen heißen: Kaspar = Er geht mit Liebe, Melchior = Er schweift drumher, er geht mit Schmeicheln, er geht so sanft nähernd dazu, Balthasar = Er greift mit seinem Willen schnell zu, er greift mit seinem Willen in Gottes Willen schnell zu." Brentanno machte bei seiner Aufzeichnung hiezu die Bemerkung: „In wie fern in jenen drei Worten dergleichen verstanden werden kann, bleibt der Forschung der Sprachkundigen auszumitteln." (Leben der hl. Jungfrau Maria, 1. Aufl. S. 283). Edlinger weist nun gestützt auf Sepp nach: Und wirklich heißt Kaspar (indisch Caspara, persisch Chahisch-berach): „Fröhlich auf dem Wege", arabisch Kassafar: „er verlangt nach der Reise"; Melchior, hebräisch Goldkönig, bezeichnet im Persischen von melech „schmeicheln" und ar „hin- und herirren" = melchajjar = das Herumschweifen der Beduinen; Balthasar aber, chald.-arab. bel-tasch-schazar = „mit Macht fährt er zu, es ergreifend." Der zweite Punkt betrifft die Art, in welcher die Emmerich ganz unbewußt eine Streitfrage löst, welche die Theologen und Exegeten seit 1800 Jahren beschäftigt hat, ob nämlich Christus am 13. oder 14. Nisan das Passah gegessen und ob er am 14. oder 15. Nisan gestorben sei. Das Osterlamm durfte nämlich, wie man bisher annahm, nur am 14. Nisan genossen werden. Wäre dies auch bei Jesus der Fall gewesen, dann müßte er am Ostertage selbst gekreuzigt worden sein. Die Emmerich erzählt nun, Nikodemus und Joseph von Arimathia



hätten bei dem Gerichte über Jesus im Hause des Kaiphas auf die Anklage, Jesus habe das Passah unregelmäßig (d. h. einen Tag zu früh) gegessen, aus alten Schriftrollen bewiesen, daß die Galiläer nach einem alten Herkommen das Passah einen Abend früher essen durften. Außer mehreren Gründen für dieses Recht der Galiläer war als ein Grund angeführt, daß man sonst bei sehr großer Volksmenge im Tempel nicht zur gesetzlichen Zeit fertig werden könne und das Gedränge auf der Heimreise zu groß würde. Edlinger findet diese Angaben der Seherin bestätigt und schließt die betreffende Abhandlung mit den Worten: „In Wirklichkeit hat aber nur Kath. Emmerich Licht in die dunkle Frage gebracht.“ Dies unter tausend ähnlichen Fällen nur einer!

Georg Paul, Benefiziat in Jenkofen (Bayern), ist in zwei Studien insbesondere den chronologischen Angaben der Emmerich nachgegangen und ist zu interessanten Ergebnissen gekommen. Niessen schreibt (S. 250), daß er selbst seit Jahren mit besonderem Interesse die fast unübersehbare Fülle geographischer Probleme verfolge, welche in den Visionen der Emmerich enthalten sind, und daß er bestrebt war dieselben unter Zuhilfenahme der geographischen Überlieferungen des Altertums, der mittelalterlichen Berichte und der neuzeitlichen Forschungen, besonders des Palestine Exploration Fund, auf ihren Ursprung und Wert zu untersuchen. Diese Untersuchungen seien infolge seiner Berufspflichten noch längst nicht zum Abschluß gekommen, er könne aber schon jetzt erklären, daß die Ortsangaben der Emmerich nichts mit Martin von Cochem und den mittelalterlichen Traditionen zu tun haben. Wäre die Sache Emmerich nicht aufs innigste mit kirchlich-katholischen Anschauungen und christlicher Mystik verknüpft, so würde dieselbe sicher längst eine ganze Gemeinde gelehrter Verehrer gefunden haben, die ihren topographischen, ethnographischen und namentlich urgeschichtlichen und religionsgeschichtlichen Mitteilungen nachgegangen wären, um auf Grund alter Überlieferungen besonders aber neuer Funde auf dem Gebiete der Altertumskunde, welche seit dem Tode der Emmerich (1824) so viel Wichtiges zutage



gefördert hat, dunkle Punkte ältester Geschichte aufzuhellen. Die Emmerich erklärte einmal selbst, die wunderbaren Mitteilungen aus dem Alten Testament usw. seien ihr geworden, um vieles Verschlossene und Versunkene wieder zu erwecken. Die Heilspläne Gottes und sein Wirken in der Geschichte sollten damit deutlicher erkannt und der Glaube an das Übernatürliche und die Gottheit Christi neugestärkt werden. Letzteres ist auch der Emmerich bei zahlreichen Personen gelungen und zwar nicht nur zu Lebzeiten, sondern auch in neuester Zeit. Sie ist ein Baum, der gute Früchte bringt. Zeuge dessen sind unter anderen die Konvertitinnen Ingeborg Magnussen und Anna Freiin von Krane, deren Gedanken über die Emmerich von Niessen mitgeteilt werden. Letztere weist mit Nachdruck darauf hin, daß die Emmerich von den bedeutendsten Männern ihrer Zeit, zu denen auch Sailer gehörte, sehr ernsthaft genommen wurde und niemand von diesen an ihrer Begnadigung zweifelte. Sie deutet ferner richtig an, daß ihren Gesichten daraus doch kein Strick gedreht werden könne, daß einzelnes aus denselben mit anderen Mitteilungen (mit Martin von Cochem, der legenda aurea des Jakobus de Voragine oder den Apokryphen) übereinstimme; denn diese fußen sicher auf alten Traditionen und enthalten neben manchem Legendären zweifellos auch viele echte Perlen historischer Wahrheit. Wie konnte dann da die Emmerich „anderes tun, als dasselbe sehen?“

Außer den schon genannten hohen kirchlichen Würdenträgern Droste, Sailer, Diepenbrock, Haneberg, Reisach führt Niessen (S. 269) noch folgende Kirchenfürsten an, die ihre Stimme für die Echtheit der Charismen bei der Emmerich abgegeben und die Visionen mit bewundernder Pietät behandelt haben: Van Bommel, Bischof von Lüttich, die Bischöfe und Weihbischöfe von Münster überhaupt, ganz besonders Weihbischof Wilhelm Cramer; von Senestrey, Bischof von Regensburg, die Bischöfe von Limburg Peter Joseph Blum und Karl Klein, Kardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, August Toebbe, Bischof von Covington, W. H. Groß, Erzbischof von Oregon, Johannes Zwerger, Fürstbischof von Seckau, J. N. Neumann, Bischof von Philadelphia.



Paul W. von Keppler, Bischof von Rottenburg, Kardinal Martinelli, Präfekt der Ritenkonkregation, die Kardinäle de Lai und Steinhuber, Timoni, Erzbischof von Smyrna.

Als besonders erfreulich wird es bezeichnet, daß ein Gelehrter ersten Ranges, ein Mann, der wie wenige unserer Zeit mit der Geschichte der Kirche und ihrer Heiligen, mit der mystischen Theologie und mit dem kirchlichen Kultus vertraut ist, ein schönes und rückhaltloses Zeugnis für die Gesichte der A. K. Emmerich in einem Lande abgelegt hat, dem Vorurteile für die deutsche Klosterfrau am wenigsten beigemessen werden dürfen. Es ist der berühmte Abt von Solesmes, Dom Guéranger, der zu der französischen Übersetzung des Lebens Jesu nach den Gesichten der Emmerich durch Cazalès das Vorwort schrieb und darin unter anderem erklärt, man könne diesem „unerschöpflichen Wunderwerke gegenüber sich nicht enthalten zu sagen: Digitus Dei est hic".

Im vierten Abschnitte wendet sich der Verfasser mit großer Lebhaftigkeit gegen die Bemühungen von Cardauns alles Übernatürliche in den Gesichten der Emmerich natürlich zu erklären. Die Untersuchungen von Cardauns dürften aber immerhin zu begrüßen sein; man kann dann dem Vorwurfe begegnen, daß man nicht allzu unkritisch und leichtgläubig an die Sache herangetreten sei, sondern aufs peinlichste bestrebt war das Wunderbare überall da auszuschließen, wo eine anderweitige Erklärung möglich ist. Das Unerklärliche und offenbar Wunderbare wird dann um so reiner sich abheben und um so klarer herausgeschält werden können. Bei jeder Art von Schauen und Wiedergabe desselben wird es unvermeidlich sein, daß Irrtümer sich einschleichen. Den Gesichten der Emmerich jeden übernatürlichen charismatischen Charakter abstreiten zu wollen, dürfte ebenso unrichtig sein wie das Bestreben alles von der Emmerich Gesagte wie ein inspiriertes Evangelium zu betrachten. Wenn man nicht etwa überhaupt die Möglichkeit von Wundern und übernatürlichen Einwirkungen grundsätzlich leugnet, muß man zugeben, daß angesichts der unleugbaren Heiligkeit des Lebens der Begnadigten und deren einwandfrei nachgewiesenen stigmata



und leiblichen natürlich nicht zu erklärenden Zustände (Leben ohne Nahrung usw.) die Möglichkeit sehr nahe liegt, daß dieselbe auch eines wirklich visionären Zustandes gewürdigt wurde. Durch allzu schroffes Angreifen der Emmerich werden Blüten im Garten Gottes geknickt und zerstört, die durch ihren Wohlgeruch manches Gemüt entzückt und durch ihren Anblick manchen sinkenden Glauben wieder aufgerichtet hätten. Vorsicht und Zurückhaltung nach beiden Seiten scheint hier am Platze zu sein. Es ist ebenso zu bedauern, wenn ein Religionslehrer in einer höheren Mädchenschule (wie es nicht nur in dem einzelnen vom Verfasser erwähnten Fall vorgekommen ist) nachdrücklich vor der Lesung der Emmerich'schen Schriften warnt und ihre Gesichte als ungesunde Phantastereien bezeichnet, als wenn ein Emmerichverehrer jene nur als halbe Katholiken bezeichnen wollte, welche eine übernatürliche Erleuchtung der Emmerich ablehnen zu müssen glauben.

Unzählige sind seit hundert Jahren durch die Emmerich in ihrem katholischen Glauben neu gestärkt und befestigt worden und haben ihr Erfahrungen religiös-innerlicher Natur zu verdanken, die sie nie in ihrem Leben missen möchten und die sie zu dem Wertvollsten zählen, was auf geistigem Gebiete während ihres Lebens an sie herangetreten ist. Es muß daher bedauert werden, wenn durch allzu kritisches Eingreifen eine Verächtlichmachung und Verdächtigung Platz greift, welche einerseits eine vollständige Ignorierung der Emmerich und ihrer Gesichte im Gefolge hat, andererseits jedem, der sich mit der Emmerich in wohlwollender Weise befaßt, den Vorwurf zuzieht, er „kompromittiere die katholische Wissenschaft". Der katholische Gelehrte und namentlich der glaubensstarke Priester kann ja sehr wohl der Dinge entbehren, wie sie die Emmerich bietet, aber für wankende Gottsucher, für verzweifelnde Gemüter kann sie zur goldenen Brücke werden, die ihre Seelen ins gelobte Land geleitet und die übernatürliche Glaubenswelt ihnen neu erschließt und in ihrer ganzen Pracht neu entfaltet. Für Gesättigte mag die Emmerich überflüssig sein, aber für Hungernde und



Dürstende ist sie ein Labsal, das neu belebt und festigt in Glaube, Hoffnung und Liebe.

Außer der hl. Schrift dürfte nichts so sehr imstande sein, den Glauben an die Gottheit Jesu Christi und an die jungfräuliche Reinheit und Heiligkeit Mariens zu begründen und zu befestigen wie die Visionen der Emmerich. Auch wüßte ich kein besseres Gegengift gegen die neuen buddhistischen, theosophischen und anthroposophischen Irrungen wie auch gegen alle Pseudo- und Aftermystik und das ganze Okkultistenwesen unserer Zeit als das Studium der Emmerich'schen Visionen.

Wir schließen uns dem Wunsche Niessens an, es möge künftig das Interesse für die Emmerich nicht als hyperkatholisch oder integralistisch bezeichnet werden, sondern einfach als katholisch, als heiliges Erbe der katholischen deutschen Renaissance, welche seinerzeit als Reaktion gegen die öde „Aufklärung" des beginnenden 19. Jahrhunderts eingesetzt hat.

XLI.

Zum Problem der Volksvertretung.

Organisiertes Wahlrecht. Mehrheitsrecht. Täuschungen.

Die preußische Wahlrechtsreform hat das Problem des Parlamentarismus von neuem in den Vordergrund der Diskussion gestellt und zu einer Reihe von Publikationen sowohl in periodisch erscheinenden Organen als in Form selbständiger Monographien Veranlassung gegeben. Man kann indes kaum behaupten, daß diese Veröffentlichungen über die Frage der richtigen Gestaltung der Volksvertretung, die das deutsche Publikum seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts beschäftigt, einen brauchbaren Vorschlag gebracht, daß sie eine die mit dem modernen Parlamentarismus und dem allgemeinen Wahlrecht verbundenen Gefahren abweisende Lösung zutage gefördert haben. Man kann aber



im Gegenteil sagen, daß seit Konstantin Frantz, dem wohl gründlichsten Schriftsteller und Kritiker des „Repräsentativsystems", die Behandlung dieses Systems eine nie dagewesene Verflachung im Sinne des individualistischen Liberalismus und der Sozialdemokratie erlebt hat.

Der moderne Parlamentarismus leidet im Gegensatz zur einstigen Ständevertretung neben vielen anderen an zwei Schwächen oder Gebrechen: erstens an dem Mangel einer natürlichen, gesetzlichen Gliederung der Wähler und Gewählten, zweitens an dem geistig und moralisch haltlosen Majoritätsprinzip. Jener Mangel ist ein Ergebnis der alles auflösenden Revolution, dieses Prinzip ein Ausfluß des sinkenden Rechtssinnes und des modernen Massenabsolutismus.

I.

1. Wie die moderne Gesellschaft ist die moderne Volksvertretung gesetzlich ungegliedert. Eine amorphe Volksmasse wählt ein amorphes Parlament. Nur zum Zwecke der Durchführung des Wahlaktes wird der Wählerhaufe zahlenmäßig abgeteilt; nach Durchführung der Wahlen steht das gesamte Volk der gesamten Vertretung wieder als einheitliche, ungegliederte Menschenmenge gegenüber. Der gewählte Abgeordnete ist weniger Vertreter seiner Wähler, sondern vielmehr Vertreter des Gesamtvolkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden.

Die Schwäche dieses organisationslosen, eine in Atome aufgelöste Gesellschaft voraussetzenden Wahlrechtes ist unverkennbar. Aber eben wegen dieser „antimittelalterlichen" Organisationslosigkeit wird es von den Wortführern der modernen Gesellschaft leidenschaftlich verfochten. Das der gleichmachenden Revolution entsprungene allgemeine und gleiche Stimmrecht ist heute zu einem Dogma geworden, zu dem in unbegrenzter Hoffnung unsere Gesellschaft wie zu der allbelebenden Sonne des politischen Lebens emporblickt. Daß diese Sonne kein Früchte reifendes Gestirn, sondern



ein versengendes Irrlicht ist, dürfte dieser Gesellschaft trotz aller neuen Enttäuschungen kaum jemals klar werden.

Man argumentiert: Weil unsere Gesellschaft keine „mittelalterliche“, weil sie in tausend Kreise zersplittert, atomisiert und unorganisiert ist, darum muß auch das Wahlrecht ein unorganisiertes und müssen die Gewählten selbst atomisiert, d. h. eine sozial ungegliederte Masse sein. Denn ihre schwankende parteiliche Gruppierung oder besser Trennung ist eine atomistische und keine gesellschaftlich-organische. Nach dieser Logik könnte man auch fordern: Weil der Sand und die Steine, aus welchen ein Haus erbaut werden soll, amorphe Elemente darstellen, muß auch das Haus selbst ein unarchitektonisches und ungegliedertes, ein einem Sandhaufen gleiches Werk werden. Der Vergleich mag hinken, aber er ist zutreffend und berechtigt.

In seiner aus Anlaß der preußischen Wahlreform veröffentlichten Schrift „Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt“ [1]) kommt Professor Dr. Fritz Stier-Somlo „zu dem Endergebnis, daß der Maßstab des organischen Wahlrechts versagt, daß er für Gegenwart und Zukunft unbrauchbar ist“. [2]) Er verwirft das Wahlsystem der Interessenvertretung nicht nur deshalb, „weil die praktische Durchführung schwierig erscheint, sondern deshalb, weil der Grundgedanke nicht richtig ist. Wir haben in der modernen Kulturwelt keine Bevölkerungsklassen, die wie im Mittelalter sich in der schärfsten und jedermann sichtbaren Weise von einander abhöben, sondern eine ins tausendfache gehende Berufsgliedernng und ein bis zur Unmöglichkeit der Entwirrung vorhandenes gegenseitiges Verflochtensein der Interessenkreise“. [3])

Daß eine Vertretung all dieser wirtschaftlichen und sozialen Interessenkreise undurchführbar ist, bedarf keines Beweises. Aber daß deshalb eine Berufsvertretung unmöglich

1) Berlin 1918.
2) Ebenda S. 91.
3) Ebenda S. 88.

sei, kann, wie schon die erste Kammer Elsaß-Lothringens zeigt, ebensowenig bewiesen werden. Den ungezählten Gegnern dieser Vertretung ist zu erwidern: Es wurden erstens auch bei der alten Ständevertretung nicht alle einzelnen Berufsschichten der damaligen, einfach zusammengesetzten Gesellschaft mit einem Deputierten bedacht, und es wird zweitens bei dem heutigen individualistisch-zentralistischen parlamentarischen Systeme nicht einmal ein Großteil aller politischen, sozialen, kulturellen, geistigen und religiösen Richtungen und Kreise vertreten. Die menschliche Unvollkommenheit haftet eben jedem dieser Systeme an. Was wir hier anstreben ist einzig, daß, gleich den Wählern, auch der Wahlvorgang und sein Produkt, das Parlament, natürlich und organisch gegliedert sei. Denn im anderen Falle wird niemals die sogenannte Volksvertretung ein Abbild des Volkes, seines Willens und seiner Wünsche sein.

Eine Willensübertragung von den Wählern auf den Gewählten ist psychologisch unmöglich. Aber es ist möglich und es ist Wirklichkeit, daß sich in sozialen und wirtschaftlichen Schichten,[1]) welche eine verwandte Ausbildung erfahren und einem verwandten Beruf obliegen, die das gleiche ökonomische und damit persönliche Interesse eint, in welchen sich im Laufe der Zeit eine gleichartige Atmosphäre sozialer Denkweise und gesellschaftlichen Fühlens, gleiche oder ähnliche Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnisse entwickelt haben, auch ein gleicher Wille in Bezug auf den Beruf, die Interessen usw. herausbildet. Ein einer solchen Schichte — sei es durch Wahl, sei es auf anderem Wege — ent-

1) Ein gleiches Wollen wird sich, vom gleichen Glauben ausgehend, vor allem in religiösen Gemeinschaften zeigen. Daß gläubige Katholiken, soweit es sich um religiöse, kirchliche und sittliche Fragen handelt, in den parlamentarischen Forderungen und im parlamentarischen Kampfe übereinstimmen, ist selbstverständlich. Wesentlich anders liegen allerdings die Dinge bei Abgeordneten protestantischer Konfession, die alle Schattierungen, vom orthodoxen Bekenntnisse bis zum verschleierten Unglauben, umfassen.

nommener Vertreter wird ganz natürlicherweise auch den Willen seiner Berufsgenossen, ohne daß die Fiktion der Willensübertragung notwendig wäre, besitzen und im gegebenen Falle zum Ausdruck bringen. Ist ein ganzes Parlament aus derartigen Deputierten zusammengesetzt, dann kann es in Wahrheit als der ungefähre soziale und ökonomische Willensausdruck der Gesellschaft, als ein verkleinertes Abbild derselben bezeichnet werden, während die gleiche Bezeichnung bei den modernen, von Rousseau'schen Ideen ausgehenden, aus einem individualistischen Wahlsystem hervorgegangenen Parlamenten eine handgreifliche Lüge darstellt.

2. Die alte Ständevertretung kann uns ungemein wertvolle Anregungen für die künftige und natürliche Gestaltung einer sogenannten Volksvertretung, allein sie kann uns kein unmittelbares Vorbild liefern. Die alten Stände, die politisch-rechtliche, soziale und territoriale Kreise und Gebilde darstellten, existieren seit der französischen und der Märzrevolution nicht mehr. Wir müssen uns nach großen modernen sozialen Gruppen umschauen, die zwar nicht wie die untergegangenen Stände Rechtskreise darstellen, die aber, wie bereits angedeutet, das gleiche wissenschaftliche Interesse und die gleiche soziale Entwicklung und Anschauung eint. In dieser Hinsicht halten wir einen Vorschlag für beachtenswert, den anläßlich der preußischen Wahlreform Dr. Bernhard Lehmann im „Deutschen Buchhändler" (Nr. 36, 73, 75, 76 und 77) veröffentlichte bezw. wiederholte. Dr. Lehmann schlägt in seiner Studie „Wahlrecht und Sozialpolitik" fünf Wählerkurien vor, die eine Art Gliederung der heutigen, gesetzlich ungegliederten erwerbstätigen Gesellschaft darstellen.[1])

Die beiden ersten von dem Genannten vorgeschlagenen Kurien entsprechen zusammen ungefähr der Wählerschaft,

---

1) Ein dem Dr. B. Lehmann'schen ähnlichen Vorschlag eines berufsständischen Wahlrechtes wurde von konservativen Mitgliedern des preußischen Herrenhauses am 11. September 1918 der Regierung unterbreitet. Statt fünf wurden in diesem Vorschlage sechs Wählergruppen vorgesehen.

welche in Preußen in der ersten und zweiten Wählerklasse sitzt; insofern als mehr der Beruf als das Einkommen in Frage kommt. Es zählen dazu (1. Kurie) die Großen und Reichen und (2. Kurie) die Wohlhabenden und Bodenständigen. Auf dem Lande würden in die erste Kurie die wenigen Großbesitzer, in die zweite die kleineren Gutsbesitzer und die eigentlichen Bauern wählen, in der Stadt in die erste die großen Industrie- und Handelsherrn, in die zweite die Handwerker mit großen Betrieben und die über ein größeres Personal verfügenden Kaufleute.

Die dritte und vierte der vorgeschlagenen Kurien wird heute in Preußen im allgemeinen von der dritten Wählerklasse gebildet. Sie würden die sogenannten „kleinen Leute" darstellen, jedoch mit Wiederherstellung des Unterschiedes, der seit fünfzig Jahren größtenteils verwischt ist. „Auf dem Lande würden in der dritten Kurie sitzen: die Kleinbauern und Eigenkäthner, sowie die ländlichen selbständigen Handwerker; in der vierten die Scharwerker und die reinen Arbeiter.

In der Stadt sitzen in der dritten: die kleinen selbständigen Gewerks- und Handelsleute, mit geringem oder gar keinem Personal, sowie die kleinen Hausbesitzer; in der vierten Kurie das eigentliche Proletariat, die Arbeiter und Angestellten in Fabrik und Handwerk, in Kontoren und Handelsbetrieben."

In die fünfte Kurie verweist Dr. Lehmann alle nichtmateriellen Berufsarten, die Beamten und eventuell noch die (für die Gesellschaft nichts leistenden) reinen Rentner. Die höheren Beamten, die ohnedies schon genügenden Einfluß auf Staat und Regierung haben, sollen vom passiven Wahlrechte ausgeschlossen sein. (Wir würden allen Beamten, im Hinblicke auf ihre Abhängigkeit von den oberen Regierungsorganen, die Wählbarkeit entziehen oder sie doch beschränken.)[1])

1) Der Abgeordnete muß von der Staatsregierung wirklich, nicht bloß theoretisch und gesetzlich, unabhängig sein. Alles was



Die von dem Danziger Privatgelehrten gemachten Vorschläge sind im Wesen eine Fort- und Umbildung der preußischen Dreiklassenwahl, gleichsam eine Sozialisierung derselben; sie sollen vorab den einflußlos gewordenen Mittelstand wieder zur politischen Geltung bringen. Sie haben daher in erster Linie für Preußen Bedeutung, insbesondere als Übergangsform für ein durchgebildetes organisches Wahlsystem. Die territoriale Gliederung der Wähler beschränkt sich hiebei auf den vagen Unterschied von Stadt und Land: eine etwas zu einfache Teilung, aber in dem zentralisierten Staat Friedrichs des Großen begreiflich.

Einer der wesentlichen Unterschiede des vorgeschlagenen, halbberuflichen Parlamentes von den ehemaligen ständischen Landtagen besteht in der Vertretung einerseits des mobilen Kapitals, anderseits des Proletariats. Beide extreme Gruppen waren dem alten Ständehaus unbekannt. Man kann sie, wenn man am Prinzipe des allgemeinen, modern-demokratischen Wahlrechtes festhalten will, nicht ausschalten, man kann aber zugleich feststellen, daß das Vorhandensein eines Proletariats ein Verhängnis und daß die Interessen des wirtschaftlich zentralisierend wirkenden mobilen Kapitals nicht die Interessen des Landes und der erwerbstätigen mittleren Volksgruppen sind.

Nach Stier-Somlo findet man fast überall das Bestreben, „das Parlament zum Spiegelbilde der tatsächlichen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu gestalten.“[1]) Aber ebenso tatsächlich sind unsere gegenwärtigen Abgeordnetenkammern, trotz der demokratischsten Wahlgesetze, von dem Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse weiter als jemals entfernt. Dieses Bild zeigt uns die mittleren gesellschaftlichen Gruppen kaum oder nur in verschwindender

---

diese Unabhängigkeit bezweifeln läßt, muß vermieden werden. Aus diesem Grunde ist beispielsweise die in neuester Zeit in Übung gekommene Sitte, den Abgeordneten für ihre Verdienste als Abgeordnete Titel und Orden zu verleihen, u. E. eine recht unglückliche Einrichtung.

1) A. a. O. S. 58.



Kleinheit. Die Ursache dieser Erscheinung ist greifbar: Heute haben auf die politischen Parteien und damit auf die Parlamente selbst vornehmlich zwei soziale Klassen den größten, die alten Berufsstände und ihre Forderungen zurückdrängenden Einfluß: erstens die mit Millionen und Milliarden rechnenden Bank-, Handels- und Industriekreise, zweitens die Millionen der industriellen Arbeiterschaft. Der Kapitalismus und der Sozialismus sind heute auf parlamentarischem Boden vielfach zu einem Kompromisse gelangt, dessen Kosten die mittelständischen Kreise zu zahlen haben.

3. Bei der Gliederung der Wählermassen und der Volksvertreter ist das territoriale Prinzip fast ebenso bedeutsam wie das berufliche; mit dem gemachten Unterschiede von Stadt und Land ist ersterem noch nicht Genüge geleistet. Das territoriale Prinzip muß sich als politischer Föderalismus äußern, als Vertretung nicht nur des Ganzen sondern auch der einzelnen Bezirke oder Landesteile.

Mit der Fiktion, daß der einzelne Abgeordnete das ganze Volk vertrete, muß gründlich gebrochen werden. Nur was ich kenne, kann ich vertreten, nur für eine Körperschaft, aus der ich herausgewachsen, kann ich — ohne Übertragung — ein Repräsentant ihres Willens sein. Die „Fiktion", schreibt der oben erwähnte geistvollste Kritiker des modernen Repräsentativsystems,[1]) „daß jeder Deputierte unmittelbar das ganze Volk vertritt, hat alle korporative Selbständigkeit untergraben, weil infolge dessen der Ausgangspunkt der Verhandlungen nicht mehr die Selbständigkeit der einzelnen Körperschaften war, sondern die Nationaleinheit, die république une et indivisible, die bis heute in allen modernen Konstitutionen spuckt. Diesem Moloch der Einheit ist dann alle Freiheit der Glieder geopfert."

Eine ständische oder parlamentarische Verfassung verlangen heißt föderative politische Einrichtungen verlangen.

1) Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft von Konstantin Frantz. Leipzig u. Heidelberg 1870 S. 284.



Das gilt auch für den preußischen Staat mit seinen zentralistischen Überlieferungen. Zentralisationsbestrebungen machen jede wahre Repräsentativvertretung unmöglich. Das lehren seit hundert Jahren die Erfahrungen in Frankreich. Das Ganze muß in seinen organisch zusammenhängenden Teilen, nicht als gleichförmige Masse, aufgefaßt werden, und diese Teile: Gemeinde, Kreis, Provinz, müssen den heimatlichen Entstehungsboden für die Deputierten des Volkes bilden. Unmittelbar wird sich dann die Kompetenz des Deputierten über seinen heimatlichen Bezirk und erst mittelbar über das ganze Land erstrecken.

Zur Verbindung des beruflichen mit dem territorialen Wahlprinzipe wird sich heute am besten der Regierungsbezirk oder Kreis eignen. Er kann, ohne daß die Gesamtzahl der Abgeordneten zu groß wird, je nach seinen wirtschaftlichen Verhältnissen Vertreter des Bauerntums, der Industrie, des Handwerks, des Handels usw. entsenden. So würde beispielsweise Preußen mit seinen 31 Regierungsbezirken etwa 300 bis 400 Abgeordnete erhalten.

II.

Wie die Schaffung einer natürlichen Gliederung der Wähler und der Gewählten turmhohen Hindernissen begegnet, so ist auch vorerst auf eine Aufgabe oder Modifikation des parlamentarischen Majoritätsprinzipes kaum zu hoffen.

Fragen des Rechtes und der Moral kann man so wenig wie Angelegenheiten des Glaubens durch Majoritätsbeschlüsse erledigen. Aber auch bei der Schaffung von Gesetzen: der praktischen Verwirklichung des Rechtes, ist die Entscheidung durch die Mehrheit nicht immer der richtige und glückliche Weg. So wenig wie der Staat ist das Parlament eine Quelle des Rechtes. Staat und Parlament können dem von Gott ausgehenden Rechte nur jene gesetzliche Form verleihen, die seinem ureigenen, ewigen Wesen, nicht aber der wechselnden Anschauung der Mehrheit entspricht.



Die legislative Herrschaft der Majorität ist moderner Absolutismus, mit Unverantwortlichkeit ausgestattet und darum noch haltloser als der persönliche Absolutismus des ancien régime. Mit Recht rief einst C. E. Jarcke[1]) den Abgeordneten des österreichischen Märzparlamentes zu: „Überhaupt, meine Herrn, kann ich Ihnen nicht verbergen, daß die Lehre von der Herrschaft der Majoritäten, welche den souveränen Volkswillen repräsentieren sollen, einer der schwächsten Punkte in der Lehre ist, die sie so geistvoll zu Kremsier verfochten haben." — Politische Freiheit herrscht nur dort, wo auch die Minoritäten, seien sie religiöser, sozialer, nationaler Art, geschützt sind und zur Geltung gelangen. Das gilt auch von den parlamentarischen Körperschaften. Der Kulturkampf der siebziger Jahre war nach seiner rechtlichen Seite die Rechtlosmachung einer Minorität durch eine die Macht über das Recht stellende Majorität.

Auch bei Dingen und Vorlagen, welche keine Rechts- oder Moralfragen direkt berühren, ist eine Erledigung derselben ohne Überstimmung der Minderheit durch die Mehrheit vorzuziehen. Ein kluger Vorsitzender eines Vereinsausschusses, ein erfahrener Leiter einer Lehrerkonferenz usw. wird sein Bestreben dahin richten, ohne Abstimmung, durch gründliche Darlegung des Sachverhaltes, der Gründe und Gegengründe eines Antrages zu einem einhelligen Beschlusse zu gelangen. Nur wenn bei einer Anzahl der Ausschuß- oder Konferenzmitglieder die Verschiedenheit der Anschauung nicht zu beseitigen ist, wird, als letzter Ausweg, zur Abstimmung geschritten, zu einer Entscheidung nicht nach Gründen, sondern nach der Mehrheit, die bei der unterliegenden Minderheit nur zu häufig einen Stachel der Verbitterung zurückläßt. Die Abstimmung ist hier nur ein Mittel eine endlos zu werden drohende Debatte abzuschneiden; sie gleicht der Durchhauung des gordischen Knotens — eine Lösung ist sie nicht.

Was in kleinen, beratenden und beschließenden Kreisen

1) Prinzipienfragen, Paderborn 1854. S. 50.



möglich ist, sollte in großen Kreisen, in parlamentarischen Körperschaften nicht unmöglich sein. Und die Geschichte liefert den Beweis für diese Möglichkeit. „Der Begriff der Mehrheit und Minderheit" konstatiert Dr. M. Spahn in einer Studie „Das preußische Wahlrecht und die ständische Neugliederung der deutschen Nation",[1]) „ist dem Sprachschatze ständisch gegliederter Staaten" unbekannt. Der alten deutschen Ständevertretung war, wie ähnlich Graf Galen in einem beachtenswerten Aufsatze dieser Blätter[2]) ausführt, „das Mehrheitsprinzip, die Entscheidung durch Mehrheitsbildung und Überstimmung der Andersdenkenden, fremd. Man verhandelte und fand durch Erwägung der Gründe und Gegengründe bei dem überall vorauszusetzenden guten Willen, auch wenn nötig mit privaten Opfern das Wohl des Ganzen zu fördern, endlich einen Ausgleich der Interessen, eine Einigung, bei der es weder Sieger noch Besiegte gab, oder man verzichtete auf einen Beschluß, der nicht von der Zustimmung aller getragen worden wäre."

„Daß der Grundsatz der Entscheidung nach Mehrheit", schreibt Dr. Stier-Somlo,[3]) „selbstverständlich ist, scheint in das Bewußtsein der demokratisch regierten Staaten fest eingebettet zu sein. Gleichwohl ist er noch nicht von allzu langer Lebensdauer. Wenn man von den Zeiten antiker Kultur absieht, so steht fest, daß er den Völkern Europas nach dem Falle Roms unbekannt war. Erst im 12. Jahrhundert beginnt er im deutschen Gemeindeleben verwendet zu werden. Während des 13. Jahrhundert setzt er sich bei der Willensbildung im Deutschen Reich allmählich durch. Jedoch erst 1496 ist der Mehrheitsgrundsatz für die Beschlüsse des Deutschen Reichstages anerkannt worden. Im parlamentarischen Wahlrecht bricht ihm die Bahn ein englisches Gesetz aus dem Jahre 1429, durch das die Stimmenmehrheit bei den Wahlen für maßgebend erklärt wurde."

---

1) Hochland, 15. Jahrg., S. 579.
2) Bd. 161, S. 910. 3) A. a. O. S. 108.

Die erste Ursache für die schrittweise Einführung der Beschlußfassung durch Mehrheit liegt zweifelsohne in dem allmählichen Eindringen römischer Rechtsgrundsätze, oder mit anderen Worten, in der Verdrängung der christlich-germanischen Rechtsnormen und Institutionen durch heidnisch-römische. Der christliche Rechtsgedanke wurde überwunden durch den römischen Machtgedanken.

Das Richtige und das Recht ergibt sich nur in der Minderzahl der Fälle durch Mehrheitsbeschlüsse. Wie bei großen Volksbewegungen schon Millionen geirrt und nur einzelne und verfehmte Volksgenossen klar und richtig gedacht haben, so kann auch im Parlamente die große und siegende Mehrheit in der folgenschwersten Weise irren und die besiegte Minderheit das wahre geistige oder materielle Wohl des Landes vertreten. Wahrheit und Recht sind von Macht und Majorität unabhängig; die Majorität kann Gesetze erzwingen, das Recht schafft sie nicht. Das Recht muß nach dem Vorgehen unserer Väter gefunden, nicht gemacht werden.

Die Glück verheißende Erledigung der an eine parlamentarische Körperschaft herantretenden Fragen und Aufgaben setzt voraus, daß sich alle oder doch die erdrückende Mehrzahl der Deputierten wieder unbeugsam und unverrückbar auf den Boden des göttlichen, des natürlichen und des historischen Rechtes stellen. Nur dann kann das das „Recht" des Stärkeren verkörpernde Machtmittel der Majoritätsbeschlüsse auf ein kleines Maß eingeschränkt werden, nur dann können schreiende Rechtsverletzungen, wie sie uns selbst seitens konservativer Parteien das Jahr 1866 und die dem Kriege 1870/71 folgenden Jahre und kirchenpolitischen Kämpfe zeigten, vermieden werden. Nicht nur im privaten Leben, sondern auch in den Regierungshandlungen und in der Politik müssen sich die Völker wieder auf den Boden des historischen Christentums und der christlichen Moral stellen. Dieser gemeinsame Boden wird wieder ein gemeinsames oder sich näherndes Fühlen und Denken



erzeugen und eine Übereinstimmung in den wichtigsten Fragen anbahnen und sie wird endlich wieder eine Gleichheit christlicher Gesinnung erzielen, die eine Abstimmung überflüssig macht.

* * *

Der Kampf um das allgemeine und gleiche Wahlrecht, der heute innerhalb und außerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle die Öffentlichkeit beschäftigt, gilt als ein Kampf um ein „elementares staatsbürgerliches Recht". Auch unsere Ausführungen und Forderungen gelten dem Rechte: dem nur durch ein organisch aufgebautes Wahlsystem zu wahrenden Rechte der erwerbstätigen, die materielle Grundlage und die Steuerquelle des Staates bildenden Berufsschichten und dem Rechte als Ausfluß des göttlichen Willens und der von Gott geschaffenen Natur, welches seine ideale Verwirklichung niemals durch Majoritätsbeschlüsse, sondern durch eingehende Erforschung dieses Willens und dieser Natur finden kann.

Die „weltbewegende Bedeutung" des allgemeinen Wahlrechtes ist eine Illussion der Wähler und Zeitungsgläubigen, die fort neue Illusionen erzeugt. Denn der Einfluß der Wähler auf die Staatsentwicklung ist und bleibt eine Täuschung; man kann höchstens von einem Einflusse der Führer sprechen. Es ist eine optimistische Täuschung auch Dr. Stier-Somlos[1]), „daß die Parteileitung immer bestrebt sein wird, den Willen und die Gedanken der vielen Tausende, die sie gewinnen will, in politische Forderungen umzusetzen und sich für diese in den Kampf zu werfen". Ungefähr das Umgekehrte dürfte das Zutreffende sein. Wer die heutige Parteidiktatur kennt, weiß, daß die politischen Gedanken und Forderungen ihren Weg nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten, von den Führern zu den Geführten nehmen. „Der Schwerpunkt all dieser Erscheinungen", d. i.

---

1) A. a. O. S. 101.

2) Adolf Levenstein, Die Arbeiterfrage. München 1912. S. 285.

der Bevormundung der Wähler, schreibt ein sozialdemokratischer Arbeiter, „liegt im Ausspruch Müllers von der Seemannsorganisation: „Wir müßten dumme Kerle sein, wenn wir nicht eine Abstimmung herbeiführen könnten, wie wir sie wollen."" — —

Die naive Illusion des demokratischen Wählers über seinen durch den Stimmzettel auf die Staatsgeschäfte ausgeübten Einfluß wird erhöht durch den ebenso naiven Glauben an die volksbeglückende Wirkung der Majoritätsbeschlüsse der Gewählten bezw. der eigenen, zur Mehrheit gebrachten Partei. Denn die Irrlehre, daß in der Mehrheit die Wahrheit, das Recht und das Richtige ruhe, gehört seit J. J. Rousseau zu den unausrottbaren Wahnideen der modernen und entchristlichten Demokratie; [1]) jener Demokratie, welche in der nordamerikanischen Republik ihre konsequenteste, durch keine Tradition gehemmte Entwicklung gefunden hat. Gefunden die Entwicklung zur wirtschaftlichen und politischen Despotie der Plutokratie, die sich die öffentliche Meinung und jede Mehrheit erkauft, gefunden die Entwicklung zur Unterjochung der Staatsgewalt durch das konzentrierte und alles zentralisierende Kapital. Heute schickt sich auch das alte Europa zur Herrschaft dieser in der Monarchie ihr erstes Hemmnis erblickenden Demokratie an: zu einer Unterjochung des arbeitenden und Werte schaffenden Volkes durch die Großbanken, die vertrustete Großindustrie und den Großhandel, zu einer Geldoligarchie, wie sie kein geknechtetes Volk der Vergangenheit kannte.

Das ist der letzte Sieg des demokratischen Parlamentarismus.

1) „In allen heutigen Demokratien", sagt Franz Blei, „handelt es sich um die Quantität der Abstimmenden, denn Demokratie gilt als eine Angelegenheit der größten Zahl von Stimmzetteln. Es sollte sich aber in der Demokratie um die Qualität des zu Entscheidenden handeln." (Menschliche Betrachtungen zur Politik. München 1916. S. 60.)

XLVI.

Sollen unsere katholischen Arbeitervereine als solche sich politisch betätigen?

Eine grundsätzliche Frage.

In jüngster Zeit ist die Frage lebhaft erörtert worden, ob die katholischen Arbeitervereine auch die Politik in den Rahmen ihrer Aufgaben ziehen, oder genauer gesprochen, ob die katholischen Arbeitervereine als solche sich politisch betätigen sollen. Diese Frage ist viel wichtiger als sie auf den ersten Anblick erscheint, sie ist für unser religiöses und öffentliches Leben von grundsätzlicher Bedeutung und verdient deshalb eine grundsätzliche Beantwortung.

Die katholischen Arbeitervereine sind religiöse Standesvereine, die in erster Linie die religiös-sittliche Förderung ihrer Mitglieder bezwecken. Das sagen die Statuten, das behaupten die Kongresse, das beweist die ganze Struktur, da Präses, Bezirkspräses, Diözesanpräses von der kirchlichen Behörde ernannt und bevollmächtigt werden.

Religiösen Standesvereinen ist es nie verwehrt worden außer ihrem ersten Zweck auch soziale Aufgaben in den Kreis ihrer Tätigkeit einzubeziehen, sei es zur Förderung nur der eigenen Standesmitglieder oder auch außerhalb stehender Kreise, wenn es die Not der Zeit erforderte oder nicht schon anderweitig dafür hinreichend gesorgt war. Man denke nur an die alten Marianischen Kongregationen mit ihren verschiedenen Einrichtungen: Kranken- und Begräbniswesen, Armenunterstützung, Rechtsschutz usw. So haben auch katholische Arbeitervereine ohne irgend Widerspruch zu finden, weil durchaus nicht gegen ihren kirchlichen Charakter verstoßend, durch Kranken- und Sterbekassen usw. für ihre Mitglieder gesorgt. Es ist irreführend und verrückt den Fragepunkt, als ob es sich darum handele den katholischen



Arbeitervereinen eine solche wirtschaftliche oder kulturelle Förderung ihrer Mitglieder zu verbieten, als wolle man sie zu rein kirchlichen Vereinen herabdrücken, d. h. sie auf Kirche und Sakristei beschränken. Noch weniger verlangt jemand, daß die katholischen Arbeiter auf die Betätigung ihrer Gleichberechtigung und ihrer staatsbürgerlichen Rechte irgendwie verzichten sollen. Die Arbeiterblätter, die solche Dinge behaupten, machen sich einer direkten Irreführung und Aufhetzung der Arbeiter schuldig. Die Frage ist einfach *nur* die: Dürfen die katholischen Arbeitervereine *als solche* sich an politischen Aktionen beteiligen? *Nur diese* Frage ist zu beantworten.

Von jedem Verein muß alles fern gehalten werden, was seinen *ersten* Zweck behindert oder gar in Frage stellen kann. Nach dem *ersten* Zweck muß sich alles andere richten, ihm muß alles andere untergeordnet werden.

Ein Beispiel bieten uns hiefür die christlichen Gewerkschaften. Die christlichen Gewerkschaften haben als ersten Zweck die *wirtschaftliche* Hebung des Arbeiterstandes. Sollte dieser Zweck nachdrücklich gefördert werden, so mußte man möglichst große Massen von Arbeitern zu vereinigen suchen. Dafür schien dann eine *interkonfessionelle* Zusammenfassung aller auf christlichem Boden stehenden Standesgenossen geboten. Gegen diese Notwendigkeit läßt sich ein durchschlagender Grund nicht anführen trotz der Gefahren, die ein interkonfessioneller Verein mit sich bringen kann. Um den wegen dieser Gefahren von den Gegnern der christlichen Gewerkschaften erhobenen Schwierigkeiten zu begegnen, wurde von ihren Verteidigern nachdrücklichst darauf aufmerksam gemacht, daß diese Gefahr vermindert oder beseitigt werde durch die bestehenden *konfessionellen* (katholischen und protestantischen) Arbeitervereine, deren *erste* und *Haupt-Aufgabe* die religiös-sittliche Förderung ihrer Mitglieder sei. Schließlich wurde die Formel gefunden: Jeder christliche Gewerkschaftler soll Mitgied eines konfessionellen Arbeitervereins sein. Aus denselben dem ersten Zweck der Gewerk-

schaften entspringenden Gründen wurde auch von der Gewerkschaft als solcher jede politische Betätigung ausgeschlossen.

Was den christlichen Gewerkschaften recht ist, muß den katholischen Arbeitervereinen billig sein, zumal ihr erster Zweck, die religiös-sittliche Förderung, hoch über dem Zweck wirtschaftlicher Förderung steht. Denn das muß in unserer vorwiegend materiellen Interessen zugewandten Zeit immer und immer betont werden, daß auch die höchste wirtschaftliche Blüte eines Standes wie des ganzen Staates ohne entsprechenden religiös-sittlichen Fortschritt keinen Bestand haben kann.

Mehr noch als für einen in erster Linie wirtschaftlichen Verein bedeutet für einen in erster Linie kirchlichen Verein die Einbeziehung der Politik Schwächung der Einigkeit, der Arbeitsleistung, der Leitung.

Gerade in der jetzigen Zeit erleben wir es ja handgreiflich, wie die Meinungen in der Politik auseinandergehen, wie selbst von sonst ruhigen und verständigen Leuten eine Politik vertreten wird, die die Einigkeit der Nation in dem entscheidenden Ringen um ihre Existenz zerreißt und den Feinden das Wasser auf ihre Mühlen treibt. Jede Beteiligung eines Vereines als solchen an einer politischen Aktion ist Sprengpulver für die Einigkeit des Vereins. Ohne Einigkeit kann aber kein Verein auf die Dauer bestehen. Durch die Beteiligung an der Politik wird aber auch Zeit und Kraft in Anspruch genommen, die dann für den ersten Zweck verloren geht. Ist der Verein ein kirchlicher, so wird schließlich die Leitung des Vereins beim Einbeziehen der Politik keine geistliche mehr sein können, denn der Seelsorger, der für alle Vater, Bruder und Freund sein soll, darf sich nicht einseitig für eine politische Partei oder Aktion festlegen oder dafür ins Zeug gehen. Er wird bei manchen Aktionen in direkten Widerspruch gegen einzelne oder mehrere Mitglieder treten müssen.



Alles das trifft für die katholischen Arbeitervereine zu. Je höher ihr erster Zweck, Förderung von Religion und Sittlichkeit, über der Politik steht, um so mehr muß also die Politik dem ersten Zweck weichen. Jede politische Betätigung des Arbeitervereins als solchen muß auf die Dauer den Verein zermürben und schließlich sprengen; die Arbeiter werden gegeneinander und gegen andere Stände verhetzt; die aufregende Politik läßt keine Zeit mehr für intensive gesammelte Tätigkeit zur Förderung der religiösen und sittlichen Ideale; die Arbeiterblätter füllen ihre Spalten mit politischem Gezänk gegen den politischen Gegner; höhere Interessen der Gesamtheit der Volksgenossen werden nicht gewürdigt oder gar mit Füßen getreten — religiöse Interessen kommen wenig oder erst an letzter Stelle zur Geltung.

Die Toten reiten schnell. In denselben Arbeiterblättern, die heute am lautesten das Recht der katholischen Arbeitervereine für politische Agitation fordern, wird schon für morgen die Abschaffung der geistlichen Präsides gefordert; sie werden höchstens als „Beirat" geduldet. Das ist ganz konsequent, wie dort ausgeführt wird wegen Meinungs- und Interessenkollision in politischen Fragen. Mit dem geistlichen Präses fällt natürlich der Hauptförderer des ersten Zweckes und der Hauptaufgabe unserer katholischen Arbeitervereine, der religiös-sittlichen Förderung und Betätigung.

Die Beantwortung der obigen Frage kann deshalb nur lauten: Die katholischen Arbeitervereine als solche dürfen sich nicht mit Politik befassen.

Die Einwendungen gegen diese These sind zahlreich, lassen sich aber leicht lösen, wenn man ohne persönliche und materielle Interessen an deren Beantwortung herantritt.

1. Einwand: Auf diese Weise degradiert man die Arbeitervereine zu Bruderschaften.

Antwort: Die kirchlichen Bruderschaften sind keine Standesvereine; in den Bruderschaften sind alle Stände, hoch und niedrig vertreten zu einem bestimmten Gebetszweck,

Rosenkranzandacht, Verehrung des hl. Herzens Jesu usw. Auch bei Ausschließung der politischen Agitation bleiben die katholischen Arbeitervereine Standesvereine, die außer ihrem Hauptzweck, der sittlichen und religiösen Förderung, auch die materielle, wirtschaftliche und kulturelle Förderung ihrer Mitglieder anstreben und betätigen können.

2. Einwand: Gerade weil die Arbeitervereine Standesvereine sind, haben sie von jeher auch die Förderung des Arbeiterstandes in ihr Programm aufgenommen und das kann nachdrücklich nicht ohne Beteiligung an der Politik geschehen.

Antwort: Es ist richtig, daß die Arbeitervereine die Hebung des Standes ins Auge gefaßt haben; das geschieht aber in erster Linie durch die religiöse und sittliche Hebung dieses Standes, die die Grundlage für jede kulturelle und wirtschaftliche Hebung bildet und bilden muß. Die Arbeiter sollen in den Vereinen nicht allein religiös, sittlich sondern auch kulturell, wirtschaftlich, politisch geschult und gehoben werden. Es soll ihnen klar gemacht werden, daß sie wirtschaftlich nicht weiter kommen, wenn sie sich nicht der entsprechenden christlichen Gewerkschaft anschließen, wenn sie sich nicht geltend machen, um als Mitglieder der politischen Wahlkomitees ihrer Richtung Einfluß auf die Wahlen zu gewinnen. Diese wirtschaftliche und politische Betätigung ist aber dann Sache der einzelnen Mitglieder des Vereins, nicht aber Sache des Vereins als solchen.

3. Einwand: Die politische Geltendmachung des Arbeiterstandes kann nachdrücklich nur durch die Beteiligung der Arbeitervereine und ihrer gesamten Organisation geschehen.

Antwort: Auch wenn der Einwand richtig wäre, müßte er abgewiesen werden, weil eine solche Betätigung den ersten Zweck des Vereins behindern und gefährden würde. Er ist aber auch in sich hinfällig. Wie die Gewerkschaftler sich einzeln nachdrücklich bei den politischen Wahlen und Komitees



beteiligen können, trotzdem die Gewerkschaft als solche der politischen Arena fern bleibt, so können dies auch die Mitglieder der Arbeitervereine, zumal wenn sie sich außerhalb des Vereins entschieden für die Wahrung ihrer politischen Rechte bemühen wollen. Im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus befinden sich je sechs Vertreter der katholischen Arbeiter als Mitglieder der Zentrumsfraktion; in den Stadtverordneten- und Gemeindekollegien haben manche Arbeiter Sitz und Stimme gefunden. Dafür war und ist es durchaus nicht nötig, daß die katholischen Vereine als solche bei diesen Wahlen auftreten.

Wollen die katholischen Arbeiter eigene Arbeiterwahlkomitees außerhalb der Vereine begründen, so bleibt ihnen das unbenommen; sie dürfen es dann aber auch anderen Standesvereinen, Bauern, Bürgern, Beamten, Kaufleuten usw. nicht verargen, wenn alle diese Standesvereine eigene politische Wahlkomitees gegen die Arbeiterkomitees gründen — was ja in politischer Beziehung nicht wünschenswert wäre, da es schließlich zum Kampfe aller gegen alle führen muß. Damit fällt auch der

4. Einwand: Es ist ein Ding der Unmöglichkeit die Arbeiterschaft staatsbürgerlich zu schulen, ohne daß man ihr die Möglichkeit gibt, auch selbständig und gleichberechtigt mit allen anderen Ständen sich mit der positiven Politik zu befassen.

Antwort: Es ist sehr gut möglich, die Arbeiter so zu schulen und sie gleichzeitig auf die vielen Möglichkeiten der gleichberechtigten und selbständigen Beteiligung an der positiven Politik hinzuweisen, ohne daß der Verein als solcher in irgend einer Weise sich politisch zu betätigen oder zu exponieren braucht. Die Unterscheidung, innerhalb des Vereins Schulung, außerhalb Betätigung, wäre doch sehr nahe gelegen.

Wenn schließlich eingewendet wird, auch deutsche Bischöfe hätten sich für die politische Beteiligung katholischer Arbeiter-



vereine ausgesprochen und dieselbe belobt, so ist dies nicht richtig. Ein Beweis für diese Behauptung ist nicht erbracht. Es ist ein großer Unterschied zwischen Billigung sozialer Nebenzwecke und Billigung politischer Agitation.

Nach allem kann die Antwort nur lauten: Die Beteiligung der katholischen Arbeitervereine als solcher an der politischen Agitation ist der langsame, aber sichere Tod unserer so notwendigen und verdienten Arbeitervereine: die Totengräber warten schon vor der Tür. Wer möchte ihnen schaufeln helfen?

XLVII.

Die „freie Jugendbewegung“ und der Weltkrieg.[1])

Das starke und schier unaufhaltsam erscheinende Wachstum der sozialdemokratischen Partei im Deutschen Reiche hatte längst alle Freunde des Vaterlandes und der Monarchie mit ernster Sorge erfüllt. Dabei dürften zumeist weniger parteipolitische Rücksichten bestimmend gewesen sein als vielmehr der Gedanke, welche Schädigung es, insbesondere in geistiger und kultureller Beziehung, bedeuten müsse, wenn der ungestüme Radikalismus dieser Partei zu maßgebendem Einfluß auf die Gesetzgebung und schließlich auf die Verwaltung des Staates gelange. So versuchte man denn von staatlicher wie privater Seite durch die verschiedensten Gegenmaßnahmen die sozialistische Bewegung einzudämmen; der negative Erfolg der meisten Versuche zeigte indes, daß man dabei in der Regel keine glückliche Hand gehabt hatte.

Ein deutliches Beispiel bietet in dieser Beziehung die sozialistische Jugendbewegung. Sie war erst wenige Jahre alt und zählte infolgedessen kaum 10—11 000 Anhänger,

1) Vergl. den Artikel „Die rote Jugendbewegung“ LXXXIV S. 942/48.



als der bekannte Jugendlichenparagraph (§ 17) des neuen Reichsvereinsgesetzes ihr das Lebenslicht ausblasen sollte. Jedoch hatte man nicht mit der Anpassungsfähigkeit der Sozialdemokratie an einmal gegebene Verhältnisse gerechnet, die doch jedem erfahrenen Politiker bekannt sein mußte. Kurzum: Ohne festgegliederte Organisation, einzig getragen von den sogenannten örtlichen „Jugendausschüssen", deren Zusammensetzung aus Vertretern der Partei, der Gewerkschaften und älteren Jugendlichen einerseits nicht gegen die gesetzlichen Bestimmungen verstieß, andererseits die Verbindung mit den interessierten Faktoren gewährleistete, stieg die Zahl der Bezieher des neuen sozialistischen Jugendorgans „Arbeiterjugend" überraschend schnell von 25 000 am 1. Januar 1910 auf 108 077 am 1. August 1914. Die Zahl der Jugendausschüsse, im April 1910 rund 130, betrug am 1. April 1914 bereits 443, die der Jugendheime am letztgenannten Zeitpunkt 378. Eine Leistung, die auch dem unbedingtesten Gegner Achtung abnötigt, zumal wenn man bedenkt, daß sie ohne jede moralische und geldliche Unterstützung der Behörden u. a., im Gegenteil trotz der oft schärfsten Gegenmaßregeln errungen ward.

Da brach der Weltkrieg herein, und seine Wirkungen begannen alsbald auch die sozialistische Jugendbewegung mehr und mehr in Mitleidenschaft zu ziehen. Am deutlichsten trat dies bei der Zahl der Bezieher der „Arbeiterjugend" in Erscheinung, die Ende 1914 auf 69 113, Ende März 1915 auf 67 062, Ende September 1915 auf 63 000 zurückgegangen war und am 1. April 1917 nur mehr 36 511 betrug. Auch die Zahl der Jugendausschüsse verringerte sich infolge Einziehung ihrer Mitglieder zum Heeresdienst zusehends, am 1. April 1915 waren es noch 327, ein Jahr später nur noch 242. Nicht minder große Schwierigkeiten ergaben sich durch den Mangel an passenden Versammlungslokalen, deren nicht wenige von der Militärverwaltung in Benutzung genommen waren; bei einer Reihe von Jugendheimen war der Fortbestand durch das Fehlen ausreichender Geldmittel zeit-

weise geradezu in Frage gestellt, wenn nicht unmöglich gemacht, so daß sich auch deren Zahl am 1. April 1916 auf 194 vermindert hatte. Daß auch die Bildungsarbeit durch Vorträge, Kurse unter dem Verluste vieler geeigneten Kräfte litt und leidet, braucht kaum eigens hervorgehoben zu werden.

Anderseits verdient die Opferwilligkeit von Partei und Gewerkschaften für ihre Jugendbewegung anerkannt zu werden; wurden doch noch im Jahre 1915/16 für 139 Jugendheime 45820 ℳ 50 ₰, für das Bildungswesen 24127 ℳ 93 ₰, für Körperpflege (Sport und Spiel) 2526 ℳ 62 ₰, für Agitation 4675 ℳ 25 ₰ aufgewandt. Und wenn auch gerade die letztere sich schon mit Rücksicht auf die Zensur und den Burgfrieden in bedeutend engerem Rahmen als früher halten mußte, so erreichte die Zahl der zu diesem Zwecke verbreiteten Flugblätter und Flugschriften noch immer rund 150000.

In engem Zusammenhang mit der veränderten Stellung der Partei zur Regierung seit Ausbruch des Krieges steht das Verhalten der Behörden zur sozialistischen Jugendbewegung, wo an Stelle der früheren, schroff ablehnenden, ja feindseligen Haltung seit diesem Zeitpunkte fast allerorts eine bis zu einem gewissen Grade sogar wohlwollende Duldung getreten ist. Haben doch hie und da Jugendausschüsse aus staatlichen und städtischen Mitteln Zuwendungen erhalten, was früher undenkbar gewesen wäre. Auch wurde ihnen auf diesbezüglichen Antrag hin die bislang verweigerte Fahrpreisermäßigung bei Ausflügen und Wanderfahrten seitens des preußischen Eisenbahnministers zugestanden. Gleichwohl würde man sich indes einer argen Täuschung hingeben, wenn man annehmen wollte, daß in den Grundanschauungen der Bewegung — wie der Partei selbst — ein völliger Umschwung eingetreten sei. Ein flüchtiges Durchblättern des Jugendorgans, der übrigens in jeder Beziehung interessant geschriebenen und hübsch ausgestatteten „Arbeiterjugend", dürfte etwaige Optimisten schnell davon überzeugen, daß sich auch hier keine grundsätzliche Wandelung vollzogen hat. An-

erkannt soll werden, daß sich, vielleicht aus klugen Erwägungen gegenüber der Zensur, der Ton einigermaßen gegen früher geändert hat, daß sogar vereinzelt ein gewisses Verständnis bezüglich gegnerischer Auffassungen und Gedankengänge zu bemerken ist, dazu tritt eine feste Zuversicht, daß die Bewegung trotz aller Widerstände und Rückschläge sich schließlich doch durchsetzen und nach dem Kriege zu neuer Blüte gelangen werde.

Auf jeden Fall darf der Freund der Jugend an dieser Erscheinung nicht achtlos vorübergehen, zumal nicht in dieser Zeit, wo unsere heranwachsende Jugend gar oft der zuständigen Aufsicht und Leitung entbehrt. Was für die heranwachsende Generation geschieht, wird sich später reichlich lohnen; wenn diese Einsicht auf gegnerischer Seite vorhanden ist, darf sie am wenigsten bei uns unbeachtet bleiben. Marsilius.

XLVIII.

England.

Als der Weltkrieg anfing, handelte es sich in erster Linie um die Stellung Englands. Wäre England neutral geblieben, so hätten weder Rußland noch Frankreich den Krieg gewagt. Nur weil England den Krieg wollte, nur weil Rußland und Frankreich wußten, daß diesmal bestimmt England an ihrer Seite stand, kam es zum Kriege. Der Krieg ist vom Anfang an weder Rußlands noch Frankreichs, sondern Englands Krieg gewesen. Rußlands Balkanwünsche und Frankreichs Rheinlandwünsche wurden lediglich in den Dienst englischer Wirtschaftswünsche gestellt. Dabei fiel es England nicht einmal ein sich besonders anstrengen zu wollen. Rußland und Frankreich sollten auf den Schlachtfeldern die Hauptarbeit tun. Es selber betrieb, auf seine große Flotte



und auf den Glauben aller Welt an seine Seegewalt gestützt, den Aushungerungskrieg gegen uns und unsere Verbündeten. Von allen Seiten angegriffen und vom Weltenverkehr abgeschlossen, müßten die Mittelmächte nach Englands Meinung bald unterliegen. Rußland und Frankreich mochten dann nehmen, was sie wollten, England hatte seinen Plan erreicht: die Mittelmächte, Deutschland voran, politisch und wirtschaftlich von sich abhängig zu machen.

Es hatte aber die Widerstandsfähigkeit der Mittelmächte überschätzt und sah sich zu Anstrengungen genötigt, die es anfangs sicher für unnötig hielt. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß dasselbe England, welches die Welt vom deutschen Militarismus erlösen wollte, denselben Militarismus bei sich einführen muß; daß dasselbe England, welches angeblich zum Schutz der Kleinen in den Krieg zog, die Kleinen nacheinander in einer bis dahin unerhörten Art vergewaltigte; daß dasselbe England, welches die deutsche Flotte sofort nach Kriegsbeginn zu vernichten sich ermaß, seine eigene Flotte versteckt halten muß um beim Kriegsende noch den Schein der Unbesiegtheit zu retten, daß dasselbe England, welches die Mittelmächte aushungern zu können glaubte, nun selber den Schmachtriemen anzulegen genötigt ist; daß dasselbe England, welches mit seinem Eintritt in den Krieg schon alles gewonnen glaubte, nun Volk nach Volk in den Krieg hetzen muß um nicht alles zu verlieren und trotzdem noch nicht weiß, wie es nach dem Kriege seine Stellung behaupten soll.

Bevor freilich England sich entschloß selber bedeutende Kriegsopfer auf sich zu nehmen und unmittelbar nachdem es zur Erkenntnis gekommen war, daß der Krieg nicht so ruhig zu Ende gehen würde, sicherte England sich die entscheidende Stimme über Fortsetzung oder Beendigung des Krieges, indem es mit seinen Verbündeten das bekannte Abkommen gegen den Sonderfrieden schloß. Das ist ohne Zweifel der größte diplomatische Erfolg, den England während des Krieges zu verzeichnen hatte. Denn wenn das Abkommen einerseits



auch England band die Sache seiner Verbündeten nicht zu verlassen, so band es nicht minder die Verbündeten an England. England hat bis dahin die eigentlichen Kriegsleiden am wenigsten zu kosten bekommen, von den Vereinigten Staaten und den Überseern abgesehen, die auf englischen und amerikanischen Befehl die diplomatischen Beziehungen mit uns abbrachen, ohne eigentlich von vornherein willens zu sein mit uns Krieg zu führen. An Lebensmittel- und Frachtraumnot leiden ja auch die Neutralen. Flugzeugangriffe sind ja unangenehm, aber doch noch erträglicher als wenn man den Feind im Lande haben und einen Teil des Landes zum Kriegsschauplatz hergeben muß. Davon ist England aber verschont geblieben und wird es vermutlich verschont bleiben.

Da die Vereinigten Staaten in derselben Lage sind, so bestimmen nunmehr die beiden anglikanischen Mächte auf grund des Übereinkommens gegen den Sonderfrieden die Kriegsdauer. Und sie sind auch in der Lage ihn am längsten auszuhalten, weil sie sich trotz des U-Bootkrieges noch immer am besten mit Waren versorgen können. Wir wissen gut genug, daß in allen andern Feindesstaaten Friedensneigungen vorhanden sind. Sie können aber kein Oberwasser gewinnen, weil deren Regierungen an England gebunden sind und ohne Zweifel ganz genau wissen, was England tun wird, wenn sie doch Sonderfrieden schließen. Wie England den Frieden im Osten nicht anerkennt, würde es auch einen solchen Sonderfrieden nicht anerkennen. Es würde nicht nur seinen ehemaligen Bundesgenossen aufs erbarmungswürdigste aushungern, sondern auch gar nicht daran denken, seine Heere vom Festlande wegzunehmen. Daß aber Englands Bundesgenossen weiter nichts sind als Englands Vasallen, muß zunächst einmal anerkannt werden.

Man spricht nun oft davon, daß England auch nach dem Friedensschluß seine Bundesgenossen fest an der Strippe halten und im Bunde mit ihnen sein Kriegsziel, die politische und wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands, fest im



Auge behalten werde. Der wirtschaftliche Krieg, meint man, gehe nach dem Fiedensschluß munter weiter, trotz aller etwaigen anderslautenden Versprechungen, und wenn man dann Deutschland und seine Bundesgenossen genügend mürbe habe, komme der Vernichtungskrieg, trotz des Schiedsgerichts oder durch dasselbe. Daß es England dazu am guten Willen nicht fehlt, mag schon wahr sein und für den fortgesetzten Wirtschaftskrieg trifft es sogar schon seine Vorbereitungen. Nur weiß man nicht recht, ob es den Engländern damit wirklich ernst ist oder ob sie uns damit nur bange machen wollen.

Denn schließlich kommt es dabei durchaus nicht auf den Willen Englands allein, sondern ebenso auf den seiner Verbündeten an. Noch sind sie ja auf Gedeih und Verderb mit England verbunden und hoffen mit englischer Hilfe ihre Kriegsziele zu erreichen. So müssen sie schon stillehalten und gute Worte geben, auch wenn sie gar nicht besonders mit Englands Tun und Treiben einverstanden sind. Doch werden schon hier und da Stimmen laut, welche erkennen lassen, daß man zu bemerken anfange, wie man in erster Linie für englische Interessen kämpfe. Wie weit solche Ansicht gediehen ist, läßt sich ja noch nicht erkennen, denn noch muß man schweigen und die Zensur der Ententeländer läßt gerade über diesen Punkt keine freie Aussprache in der Presse zu. So müssen wir zugeben, daß wir die wahre Volksstimmung in den Ententeländern nicht kennen, aber niemand wird auch verlangen, daß wir alles für bare Münze nehmen sollen, was über dieses Thema in ihren Zeitungen und Versammlungen verhandelt wird.

Das wird sich nach dem Friedensschluß natürlich ändern. Man darf auf die Auseinandersetzungen innerhalb des jetzigen Vielverbandes gespannt sein. Schon heute läßt sich ohne alle Prophetengabe voraussagen, daß sich eine bedeutende Unzufriedenheit mit England bemerkbar machen wird. Wenn man den Dingen objektiv gegenübersteht, die heute noch in der Schwebe sind, wird man über manches zu einem anderen

und gerechteren Urteile kommen. Selbst unsere heute noch haßerfüllten Feinde werden sich wieder mit uns einleben müssen und dadurch ganz von selber vor die Doppelfrage gestellt werden, ob wir denn wirklich die Hunnen und Barbaren sind, als die man uns immer hingestellt hat, und ob man nicht vernünftiger getan hätte den Krieg zu unterlassen, der viele Opfer gekostet und nichts eingebracht hat. Und dann kommt von selber die richtige Stimmung gegen England, welches alles versprochen und nichts gehalten und nur darum so lange am Kriege festgehalten hat, um selber möglichst unbeschädigt aus ihm herauszukommen.

Aber auch die Neutralen werden sich sagen müssen, daß sie eigentlich gar nicht nötig gehabt hätten sich von England bieten zu lassen, was sie sich bieten ließen, und daß die Furcht vor Englands Seegewalt Gespensterfurcht war. Und man wird sich fragen müssen, wer denn eigentlich das Recht der Neutralen mehr gekränkt hat, England oder Deutschland. Wir haben trotz Seesperrenerklärung und U-Bootkrieg ein gutes Gewissen und überlassen es ruhig der Zeit und der wachsenden Erkenntnis die Dinge in das rechte Licht zu setzen. England, der angebliche Beschützer, wird schon als der tatsächliche Bedrücker der Kleinen erkannt werden und man wird erkennen müssen, daß die Freiheit der Welt, für die England angeblich in den Krieg zog, die Unterwerfung der Welt unter Englands Willen und Gewaltherrschaft bedeutet.

England führt den Krieg um Deutschland zu besiegen. Es ist mehr als eine bloße Redensart, wenn es noch immer betont, nur einen siegreichen Frieden schließen zu wollen, es ist die richtige Erkenntnis einer englischen Staatsnotwendigkeit. So gut wie Rußland ist auch England ein Koloß mit tönernen Füßen und mit noch viel mehr verwundbaren Stellen als Rußland. England kann sich nicht erlauben schwach zu sein und besiegt zu werden, sonst geht seine Wage bergab und wahrscheinlich sehr schnell. Daß England auf dem Schlachtfelde nicht siegen kann —, weiß

es längst, so will es uns durch Kriegsverlängerung und innere Beunruhigung mürbe machen und noch zu einem guten Frieden kommen. Und wenn nun doch alles nichts nützt und England Frieden schließen muß — etwa aus Furcht vor seinen Freunden?

XLIX.

Auf Österreichs hohen Schulen.

In den innerpolitischen Problemen, die nach dem Kriege in Österreich einer gründlichen Reform bedürfen, stehen die Hochschulzustände nicht an letzter Linie. Es haben sich hier Frequenzverhältnisse herausgebildet, die einmal das Verhältnis zwischen der Forschungstätigkeit und der Lehrbetätigung der Hochschullehrer stark und ungünstig beeinträchtigen, die sodann vom nationalen Gesichtspunkte aus eine einschneidende Umwälzung erheischen. Im Aprilhefte der Statistischen Monatsschrift (XXII. Jahrgang, Sonderabdruck, Wien Manz 1917, 2.75 Kr.) hat Hugo Freiherr von Haan „Statistische Streiflichter zur österreichischen Hochschulfrequenz“ aufgezeigt, deren wichtigster Inhalt von allgemeinem politischen und vaterländischen Interesse ist.

In Österreich bestanden im Wintersemester 1910/11 20 Hochschulen und drei selbständige theologische Fakultäten, die von insgesamt 42 116 Personen, darunter 2477 Frauen besucht waren. Ein Vergleich mit Deutschland zeigt, daß auf 10 000 Österreicher 14.74 Hochschulfrequentanten, auf 10 000 Reichsdeutsche nur 13.19 kamen. Wenn man die ordentlichen immatrikulierten Studenten allein ins Auge faßt, dann verschiebt sich die Frequenz noch mehr, indem in Deutschland auf 10 000 männliche Einwohner 20.71, in Österreich 25.52 Studenten treffen. Der stärkere Zudrang zu den österreichischen Hochschulen äußert sich am deutlichsten beim Studium der Rechts-



und Staatswissenschaften sowie beim Studium der Technik: Unter 10 000 männlichen Einwohnern gab es in Deutschland 3.86, in Österreich 8.51 Juristen, in Deutschland 3.42, in Österreich 7.31 Techniker. An den 8 österreichischen juristischen Fakultäten studierten fast ebensoviele Personen (11 941) wie an den 21 reichsdeutschen (12 360), an den 7 österreichischen technischen Hochschulen nahezu ebensoviele (10 255) wie an den 11 reichsdeutschen Techniken (10 962). Auf eine juristische Fakultät kamen somit in Österreich 1492.6 in Deutschland 589 ordentliche Studierende, auf eine technische Hochschule in Österreich 1463.5, in Deutschland 996.5. Ähnlich, wenn auch weniger auffallend, liegen die Dinge bei den veterinären und montanistischen Hochschulen. Zusammenfassend läßt sich bezüglich der Hochschulfrequenz in Österreich ein starkes Überwiegen des Jus- und Technikstudiums feststellen, das zusammen 61.9 % des gesamten ordentlichen Hochschulstudiums ausmacht (in Deutschland bloß 35.1 %). Das deutsche Hochschulwesen ist dagegen wieder durch ein Überwiegen des Philosophiestudiums ausgezeichnet, dem sich 32.2 % der ordentlichen Hochschulstudierenden widmen (in Österreich 14.2 %). Unter den übrigen Hochschulstudienzweigen ergibt sich ein gegenüber Deutschland intensiverer Zuspruch in Österreich für die Tierarznei- und montanistischen Hochschulen, ein relativ schwächerer für die theologischen und medizinischen Fakultäten sowie das agrikole Hochschulstudium.

Dieser starke Zudrang zu den österreichischen Hochschulen läßt sich zunächst durch verschiedene äußere Gesichtspunkte erklären. Deutschland hat durch seine weltwirtschaftlichen Verhältnisse eine reiche Ablenkung von Studenten, indem an den 5 deutschen Handelshochschulen 7024 Studierende, an der österreichischen Exportakademie, der einzigen größeren kommerziellen Lehranstalt Österreichs, nur 453 Studierende sich befinden. Ferner ist in Österreich der Kreis der Anstellungen und Betätigungen, für welche ein Hochschulstudium gefordert wird, erheblich größer als in Deutschland. Auch sind in Österreich die Kollegiengelder viel billiger als in Deutschland, wo sie mehr als das Doppelte betragen. Der Andrang zum Jusstudium



läßt sich zum Teil auch daraus erklären, daß das Bestreben der Nationalitäten dahingeht durch die einflußreichen Stellen dieses Berufs einen größeren politischen Einfluß zu gewinnen. Die Überproduktion an österreichischen Technikern scheint auf politische Motive zurückzuführen zu sein; nur der Abfluß ins Ausland, namentlich nach Deutschland macht die hohe Frequenz möglich. Das Überwiegen des Philosophiestudiums in Deutschland läßt sich wohl durch die nationale Einheitlichkeit erklären, die an den wissenschaftlichen Traditionen des deutschen Volkes weiterbaut, während dieser nationale Ehrgeiz in dem aus neun Nationalitäten zusammengeschweißten österreichischen Staate fehlt. Auch ein Vergleich mit den übrigen Hochschulen des Auslandes ergibt, daß die österreichische Bevölkerung eine ganz auffallend starke Produktion an Hochschülern aufweist, die namentlich in den juristischen Fakultäten und an den Techniken zu einer Überfüllung und zu unhaltbaren Verhältnissen geführt hat.

Die Frequenz der österreichischen Hochschulen bekommt sofort ein von deutschen Verhältnissen enorm abweichendes Aussehen, wenn wir die *konfessionelle Struktur der Hochschüler* ins Auge fassen. Die *Katholiken* hatten bei einem Bevölkerungsprozentsatze von 90.82 ·31 358 oder 75.17 %, die Griechisch-Orientalischen bei einem solchen von 2.33 1206 oder 2.89 %, die Protestanten bei einem solchen von 2.06 1788 oder 4.29 %, die Juden bei einem solchen von 4.60 6764 oder 16.22 % Hochschüler aufzuweisen. Das ganz ungesunde Übergewicht der jüdischen Studierenden erhellt am besten aus der Berechnung, daß auf 10 000 österreichische Hochschüler 51.49 Juden, 30.37 Protestanten, 18.09 Griechisch-Orientalen, 12.08 Katholiken entfallen. Von den Katholiken studieren 1530 oder 4.89 % Theologie, 9373 oder 29.90 % Jus, 3221 oder 10.27 % Medizin, 6726 oder 21.45 % Philosophie 8476 oder 27.03 % Technik, 888 oder 2.83 % Bodenkultur, 662 oder 2.11 % Tierarznei und 482 oder 1.54 % Montanistik. Analoge Ziffern lauten bei den Griechisch-Orientalischen 193 oder 16.02, 202 oder 16.74, 254 oder 21.06, 269 oder 22.30, 226 oder 18.74 %. Bei den Protestanten studierten

61 oder 3.41% Theologie, 375 oder 20.97% Jus, 199 oder 11.13% Medizin, 453 oder 25.34% Philosophie, 576 oder 32.21% Technik, 47 oder 2.63% Bodenkultur, 27 oder 1.51% Tierarznei und 50 oder 2.80% Montanistik. Bei den Juden studieren 267 oder 39.47% Jus, 1252 oder 18.51% Medizin, 1270 oder 18.78% Philosophie, 1468 oder 21.70% Technik, während die übrigen Fächer nur eine geringfügige Anteilnahme der Juden aufzuweisen.

Um die erheblichen Unterschiede kennen zu lernen, die bei den einzelnen Konfessionen inbezug auf ihre Auswahl des Fachstudiums obwalten, seien noch folgende Zahlen angegeben. Auf je 10000 Katholiken, Griechisch-Orientalische, Protestanten, Juden entfallen Studierende der Theologie 0.59, 2.91, 1.04, des Jus 3.61, 3.03, 6.37, 20.32, der Medizin 1.24, 3.81, 3.38, 9.53, der Philosophie 2.59, 4.04, 7.70, 9.67, der Technik 3.27, 3.38, 9.78, 11.17, der Bodenkultur 9.34, 0.27, 0.80, 0.23, der Tierarznei 0.26, 0.25, 0.46, 0.46, der Montanistik 0.19, 0.40, 0.85, 0.09. Wenn auf 10000 Katholiken nur 0.59 Studierende der Theologie entfallen, so ist zu beachten, daß es in Österreich noch etwa 40 theologische Lehranstalten gibt, die hier nicht miteingerechnet sind. Bei Jus und Medizin wiegen die Juden in der stärksten Weise vor, während die Katholiken auf diesen Gebieten erheblich zurückstehen. Der Hochschuldrang der Juden ist so groß, daß es diesem Umstande zuzuschreiben ist, daß die österreichische Frequenz von 14.74 Hochschülern auf 10000 Einwohner jene von Deutschland noch übertrifft.

Einen Faktor von ausschlaggebender Bedeutung für die Hochschulfrequenz bildet ferner das Vorhandensein bezw. das Fehlen von Hochschulen in einem Kronland. Auf 10000 Einwohner des betreffenden Kronlandes entfallen Hochschüler in Galizien 12.24, Böhmen 14.35, Niederösterreich 17.44, Mähren 16.17, Steiermark 10.21, Tirol und Vorarlberg 9.90, Oberösterreich 8.01, Küstenland 9.57, Bukowina 16.16, Schlesien 11.50, Dalmatien 7.83, Krain 9.44, Kärnten 8.73, Salzburg 9.92.



Von ganz besonderer Bedeutung ist sodann im österreichischen Hochschulwesen das nationale Moment. Auf 10 000 Staatsbürger des gleichen Sprachstammes entfallen inländische Hochschüler bei den Deutschen 16.62, Tschechen 13.35, Polen 16.89, Ruthenen 4.18, Slovenen 5.51, Serbo-Kroaten 4.40, Italienern 10.98, Rumänen 10.90, Magyaren 1.82. Charakteristisch für die Entwicklung des österreichischen Hochschulwesens ist der seit etwa 1866 einsetzende und seitdem anhaltende Prozeß seiner Nationalisierung. Selbst numerisch schwache Volksstämme haben ihre selbständigen Hochschulanstalten. Diese Tendenzen dauern fort und sie halten die für den Hochschulbetrieb so schädlichen Folgen der Überfrequenz aufrecht. Eine Entspannung ist in dieser Beziehung nach dem Kriege kaum zu erwarten, sondern eher noch eine Verschärfung.

Aus diesen Angaben erhellen die großen Mängel des österreichischen Hochschulwesens zur Genüge. Es bleibt den Politikern überlassen die Folgen zu überblicken, die sich in konfessioneller und nationaler Beziehung aus dieser zahlenmäßigen Gestaltung der Verhältnisse ergeben. Wenn die kulturelle Zukunft Österreichs von seinen christlichen Studierenden in erster Linie erwartet werden muß, dann müssen vor allen Dingen Auswege gefunden werden, um das geradezu Schrecken einflößende Überwiegen des jüdischen Hochschulstudiums in normale Bahnen zurückzudämmen. Ebenso erheischt die namentlich auch vom finanziellen Standpunkt aus zu beklagende Tendenz der nationalen Sonderhochschulgründungen die Zurückführung auf die vom nationalen Chauvinismus freien Notwendigkeiten.

Dr. Hans Rost.

L.

Bischof Reisach.

Von Anton Doeberl.[1]

I.

Drei Bischöfe drücken der katholischen Kirchengeschichte Bayerns im 19. Jahrhundert ihr eigentümliches Gepräge auf: Sailer, Reisach und Ignatius von Senestréy. Drei Reformbischöfe, beseelt von einem Eifer für die Kirche, verschieden in ihrem Wirken, weil nicht an den gleichen Stufen der kirchlichen Entwicklung stehend. Sailer hat abgebrochene Kirchenmauern wieder aufgerichtet und da wieder pulsierendes Leben erweckt, wo noch eben arger Schutt gefallener Ruinen lagerte. Reisach hat den neuen Bau höher geführt und — in der Reform des Klerus — kräftigere Strebepfeiler angesetzt; er hat auch, seit der Ruf: „Freiheit!“ die Luft erfüllte, das aus dem Innern des Gotteshauses wegzuräumen versucht, was als Erbstück des Staatsabsolutismus niemals zum Stil der Kirche paßte. Das Banner kirchlicher Freiheit und Reform, das den müden Händen Reisachs entsunken war, hat ein anderer Germaniker, durch seinen dreijährigen Aufenthalt in Eichstätt ein Schüler Reisachs, wieder aufgehoben und es getragen im Kampf um die Schule,

1) Diese gleichzeitig mit den vorhergehenden Darlegungen über die Jugendzeit des Grafen Reisach der Schriftleitung zugeschickten Darlegungen über seine bischöfliche Tätigkeit dürften wie jene eine neue schätzenswerte Bereicherung der Reisach-Biographie bilden.

im Kampf um die Kirche, den Blick noch fester nach Rom gerichtet: Bischof Senestréy.

Über Bischof Reisach besitzen wir bis jetzt nur kleinere Arbeiten."[1]) Ich möchte sie ergänzen auf Grund einer ziemlich großen Anzahl von Briefen, die der Bischof an seinen Freund, den Minister von Abel, geschrieben hat, und damit vielleicht eine größere Biographie anregen.

Ich gehe aus von der Eichstätter Seminarreform.

Unter der Regierung König Ludwigs I. brach sich in kirchlichen Kreisen der Gedanke, daß eine Reform des Klerus dringend notwendig sei, immer mehr freie Bahn. Die Bischöfe Sailer, Gebsattel, Rikkabona, Maul nahmen die Reform in Angriff. Was sie getan, darf nicht vergessen werden, aber es war doch nur ein schöner Anlauf. Der Schwierigkeiten waren eben anfangs zu viele. Die Reform mußte tiefer greifen, die Ansicht, als ob zur aszetischen und pastorellen Erziehung der jungen Kleriker ein Seminarjahr genüge, mußte überwunden, die Errichtung von Knabenseminarien mußte Tat werden. Nur Freising besaß seit 1827 ein solches.

Am traurigsten sah es wohl in der Eichstätter Diözese aus. Eine armselige Lateinschule mit drei Klassen und ein „praktischer Kurs", in welchem die Zöglinge von der Universität weg in kaum einem Jahr für ihr hl. Amt vorbereitet werden sollten, das war alles, was eine unverständige Zeit gelassen. Die Regierung erkannnte diesen Mißstand an, war aber nicht willens die nötigen Mittel zu leisten oder auch nur „die 1807 mit Unrecht säkularisierten Fonds des Kollegium Willibaldinum" herauszugeben.

Da kam im Frühling 1837 Bischof Reisach in seine Diözese. Er kam mit dem Auftrag des Papstes, ein Diözesan-

1) Götz, Kardinal Karl August Graf von Reisach als Bischof von Eichstätt (1901), Otto Rieder, Kardinal Graf Reisach, in: Neuburger Kollektaneen-Blatt (1910 u. 1911). Meine Ausführungen stützen sich auf zahlreiche Briefe, aus denen ich nur die markantesten Stellen heraushebe.

seminar zu errichten. Bischof Reisach hatte am Germanikum in Rom jene Reform innerlich miterlebt, womit gerade in den letzten Jahren die Jesuiten ihr Bildungs- und Erziehungswesen zeitgemäß umgestalteten, eine Reform, die Schrörs preist. Diese Reform galt dem Bischof immer als Ideal. Daraus hat er dem Minister kein Hehl gemacht. „Gott hat mir die Gnade erwiesen, daß ich in einem vortrefflichen Institut erzogen wurde und dort kennen lernte und an mir selber kennen lernte, was uns not tut.“ Wie stachen aber von diesem seinem Ideal die Verhältnisse ab, die er in Eichstätt, die er in Bayern zu erblicken glaubte! In seinen „Ansichten über die Lyzeen“, die er dem Minister am 16. XII. 37 mitteilt, äußert er: „Das kirchliche Wissen und folglich auch die kirchliche Wissenschaft ist bei unserm Klerus sehr gering.“[1]) Und bald darauf (27. XII. 37) spricht er von dem „geistlosen, handwerksmäßigen Verrichten und Treiben der Meisten, dem unkirchlichen Leben so Vieler, das auch bei dem Volke den Sinn für die Kirche schwächt.“ Solchen Urteilen begegnen wir auch in den folgenden Jahren wiederholt in seinen Briefen, namentlich wo es gilt seine Seminarwünsche und die Berechtigung eines größeren Ausmaßes an kirchlicher Freiheit diplomatisch zu motivieren. Aus diesem Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit folgert er die Notwendigkeit der Seminarreform: „Alles hängt vom Klerus ab; er bedarf einer Regeneration und Reform.“

Bischof Reisach begann die Seminarreform von unten mit dem Knabenseminar. Dieses sollte sich im Lauf der Jahre entfalten zum Klerikalseminar. Zu gleicher Zeit sollte die Lateinschule zum Gymnasium und zum Lyzeum hinaufwachsen. Die paar Alumnen gab er 1838 trotz der Bedenken „seiner in dieser Sache etwas kleinlichen Domherrn“ in Kost beim Regensburger Klerikalseminar und verwendete

1) Granderath, Geschichte des vatik. Konzils I, S. 154 bestätigt die Worte Reisachs.



die Renten seines Seminars sowie den Staatszuschuß von 2000 fl. für seinen Plan. Dann gründete er „nach der Art der Sammlungen, welche wir in Italien zur Verbreitung des Glaubens anstellten", den Willibaldverein, dessen Mitglieder durch Gebet und Almosen (wöchentlich 1 Kreuzer) das Seminar unterhalten und fundieren sollten. Bereits am 30. September 1837 hatte der König diese Sammlungen genehmigt und nun, an Epiphanie 1838, wandte sich der Bischof in einem doppelten Hirtenbrief an Klerus und Volk. Unser katholisches Volk ist zu einem Opfer gerne bereit wie damals, so auch heute. Es liegt nicht in erster Linie an finanziellen Schwierigkeiten, wenn so manche Dinge, die nach dem Urteil wirklich weitschauender Männer nötig wären, sei es auf dem Gebiet einer zeitgemäßen Seminarreform oder unseres oftmals nur mit großen Ziffern prunkenden Vereinswesens oder auf dem Feld unserer Literatur und Presse, nicht gedeihen wollen . . . Bischof Reisach hat den Idealismus seiner Diözese erfahren. „Kaum war der Hirtenbrief ausgegeben, so war hier in Eichstätt schon alles in Bewegung und in drei Tagen haben schon mehr als 600 Mitglieder sich gefunden. Unser Volk ist noch trefflich, es bedarf nur der Anregung und der Glaube erwacht und wird tätig." (2. IV. 38.) Er scheint auch auswärts Mitglieder für seine „Kreuzerbruderschaft" geworben zu haben. „Wäre es wohl nicht möglich, auch in München Mitglieder zu bekommen? Ich bin beinahe versucht, sowohl E. E. als Ihre Frau Gemahlin zu bitten, meiner Kreuzerbruderschaft Eingang zu verschaffen." (13. XI. 38). Götz weist nach, daß schon bis zum Jahre 1888 die kleine Diözese 1'300000 ℳ aufgebracht hatte.

Die zweite Frage, die den Bischof bei seiner Seminarreform bewegte, war die, wie er dem Seminar eine streng kirchliche Organisation gäbe. Bischof Reisach hat auch diese Frage glücklich gelöst. Das Kunststück wäre ihm wohl nicht gelungen, wenn er sich nicht durch sein Bemühen in der Kölner Sache die Gunst des Königs und durch vielfachen

Rat, namentlich in der Mischehenfrage, die Freundschaft des Ministers von Abel erworben hätte.[1]) So gelang es ihm für sein Seminar eine ganz andere Freiheit durchzusetzen als die Regierung für das Freisinger Seminar gewährt hatte.

Zuerst wählte er einen tüchtigen Vorstand für sein Seminar aus. „Der bisherige Viceregens, übrigens ein tadelloser Geistlicher, auch unterrichtet, taugt gar nicht für die Stelle" (23. I. 38). Er berief den heute noch in der Eichstätter Diözese hochverehrten Regens Dr. Ernst und den Subregens Georg Bernhard. Ersteren kann er nicht genug loben. Wo er Schwierigkeiten für ihn fürchtet, weil Ministerialrat Mengein „den Germanikern nicht gewogen scheint", wendet er sich sofort um Schutz an den Minister. Mit einem Wort: zwischen dem Bischof und seinem Regens herrschte jenes Freundschaftsverhältnis, das allein zum Segen des Seminars und des Bistums wird. Auch dem Subregens hat er einmal, als er sich um die wichtige Pfarrei Herrieden bewarb, das Zeugnis ausgestellt „eines ganz vortrefflichen, eifrigen Priesters, der diese Beförderung in jeder Hinsicht verdient" (3. VI. 1844).

Dann fertigte er die Statuten für sein Seminar — im Geiste des Tridentinums. Nicht ganz im Sinne der hohen Herren, die im Ministerium referierten. „Mengein wird vielleicht wieder sagen", so schreibt er etwas später (31. V. 39) an den Minister, „wie er schon einmal von mir sagte, daß ich vergesse, daß in Bayern ein Bischof nicht Alles könne; aber das tut nichts. Ich weiß, daß S. M. und E. E. die Kirche von einem anderen Standpunkte aus betrachten, als derlei nicht ganz kirchliche Geistliche." Bischof Reisach erhielt bereits in drei Wochen seine Statuten zurück mit der Genehmigung des Königs. Wenn es eines Beweises bedürfte, dann beweist das königliche Entgegenkommen in dieser Sache,

1) Vgl. meinen Aufsatz: König Ludwig I. und die katholische Kirche in Bayern; Histor.-polit. Blätter 158 u. 159. — Vom 15. Juli 1841 an redet der Bischof den Minister in den Briefen „Teuerster Freund!" an.



daß der große König trotz mancher absolutistischer Neigungen bereit war die Staatshoheit auf das geringste Maß zu beschränken, falls er sich überzeugte von der Notwendigkeit und dem Segen größerer kirchlicher Freiheit.

Nur in einem Punkte hatte der König Bedenken gegen Reisachs neue Seminarstatuten, gegen die Bestimmung, daß die Knabenseminaristen die Ferien im Seminar verbringen sollten. Die Bischöfe Schwäbl und Richarz sprachen sich in einem Gutachten dahin aus: man solle die Zöglinge in den Ferien in die Heimat entlassen. Ebenso Generalvikar Deutinger, dieser mit einigen Ausfällen gegen Reisachs Ansichten. Reisach verteidigte seine Ansicht. Zu Deutinger bemerkt er:

„Hrn. G. V. Deutingers Gutachten hat mir wehe getan, denn ich glaubte in demselben so allerlei Anzüglichkeiten zu bemerken, die mich nicht meinethalben, sondern der Sache wegen schmerzten. Es scheint mir, man hat den Römling, man hat den jungen, undeutschen Bischof ein wenig im Auge gehabt, von dem nan in München so vieles zu erzählen wußte. Ich weiß, Deutinger ist kein Freund der Zöglinge des deutschen Kollegiums, die Erziehung soll dort zu mechanisch, zu klösterlich sein. Muß ja doch das Konzil von Trient selbst eine zu klösterliche Einrichtung der Seminarien vorgeschrieben haben. Weh tat es mir, den Ausfall auf den italienischen Klerus zu finden, der wohl nur aus Reisebeschreibungen entlehnt ist. Ich habe 13 Jahre mit demselben gelebt und muß gestehen, daß ich Deutschland glücklich preisen würde, wenn es einige jener vielen frommen, kirchlich gelehrten Priester hätte, die ich dort kennen lernte, die wahrhaft ihrem Berufe leben" (12. I. 1839).

Reisach obsiegte auch diesmal. Der König wies sogar das herrlich gelegene Schloß Hirschberg den Seminaristen zum Ferienaufenthalt zu.

Eichstätt verdankt dem Bischof auch den Ausbau seiner Lateinschule zum Gymnasium. Ohne den Bischof hätte die Stadt gewiß nicht so rasch eine volle Mittelschule erlangt. Der Bischof drängte das Ministerium mit Bitten, dotierte



die Gymnasialklassen aus kirchlichen Mitteln,[1]) gab das Gebäude ab. Und wie lag dem Bischof der rechte Geist am Gymnasium an! Auf seine Vorstellungen wurde der bisherige Rektor, weil ungeeignet, entfernt zur allgemeinen Freude, der „saubere“ Professor Richter, „der eigentlich den Rektor in allem leitete“, von der Religionslehre verdrängt und nur als Mathematiklehrer belassen. Als Rektor kam Prof. Mützl, „ein sehr geistreicher, braver Mann, der übrigens von der Partei des Prof. Thiersch und Merleins sehr gedrückt zu werden scheint“ (17. IX. 45). Bischof Reisach suchte von allem Anfang an auch auf das religiöse Leben der Mittelschüler unmittelbar Einfluß zu üben. „Demnächst wird eine Vorstellung von mir beim Ministerium erscheinen, die Einwirkung der geistlichen Behörden auf die religiösen Übungen der Schüler und Zöglinge öffentlicher Anstalten betreffend“ (31. V. 39).

Eben so groß wie für das Gymnasium war, um es gleich hier zu sagen, des Bischofs Interesse für das Schullehrerseminar und die Heranziehung eines tüchtigen Lehrerstandes. Am 15. Oktober 1838 schreibt er dem Minister: „Der bisherige 1. Lehrer am hiesigen Schullehrerseminar, Priester Schlecht, wäre ganz geeignet als Inspektor das unter Lacense begonnene Werk in demselben Geiste fortzuführen und zu vervollkommnen.“ Kurze Zeit darauf kann er dem Minister danken für die Anstellung des Priesters Schlecht als Inspektor, dann empfiehlt er Zehnter und Schmid, „zwei brave Männer, die mit dem Inspektor in bester Harmonie leben“, zur Beförderung als Seminarlehrer.

Das Eichstätter Schullehrerseminar galt bis in die jüngste Zeit als Pflanzstätte von Lehrern, die für die religiöse Erziehung der Jugend besonders eifrig besorgt waren. In geistlichen Kreisen hat man oft der neuen Richtung, der

1) Die 4. Gymnasialklasse scheint der Staat errichtet zu haben aus staatlichen Mitteln. Wenigstens meint der Bischof am 22. I. 43: „Soviel wird doch der Staat noch auftreiben können!“

Lernschule, ein Stück jenes alten Eichstätter Geistes zurückgewünscht. Bischof Reisach wollte später dem Institut der Schulbrüder von Nancy in Bayern den Boden bereiten. Diese Schulbrüder hätten in größeren Orten nebst der Schule auch Sakristan- und Kantordienste versehen und zugleich die Bildung weltlicher Schullehrer für Dörfer übernehmen sollen. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung.

Den Schlußstein der Seminarreform legte Bischof Reisach mit der Errichtung des Lyzeums. Das war eine Tat. Wie der Bischof die Sache anpackte und vollführte, das war wie ein erster Durchbruch durch das allüberall wuchernde Gestrüpp jenes bekannten wohlwollenden staatlichen Bürokratismus. Mitte Januar 1843 bat er den König, in Eichstätt aus kirchlichen Mitteln ein Lyzeum errichten zu dürfen, verlangte aber für die Anstalt den Charakter der Öffentlichkeit und für den Bischof das Ernennungsrecht der Professoren und Vorstände. Er berief sich hiebei auf das Konkordat, auf die kirchlichen Mittel, die für das Lyzeum aufgebracht werden, auf das größere Wohl der Kirche. Am gleichen Tag, an dem Reisach seine Vorstellung an den König richtete, suchte er bei dem Minister von Abel, seinem Freunde, Unterstützung und Hilfe. Ich hebe aus dem langen Schreiben des Bischofs an den Minister die markantesten Stellen heraus:

„Teuerster Freund! Ich habe heute meine Vorstellung in Bezug auf die Errichtung der Lyzealstudien in meinem Seminar unmittelbar an S. K. M. eingereicht, weil Allerhöchstselber mich aufforderte an ihn zu berichten.“ Der Bischof spricht nun zuerst von den Geldmitteln, dann fährt er fort: „Mit voller Zuversicht sehe ich der Gewährung meiner Bitten und Vorschläge entgegen; denn es kann doch Sr. Majestät nicht entgehen, daß durch das Konkordat für den Staat die unbezweifelte Verbindlichkeit begründet ist, aus Staatsmitteln in jeder Diözese ein vollständiges Seminar, wie es das Tridentinum fordert, zu fundieren und dies in stabilen und liegenden Gütern. Diese Verbindlichkeit ist bisher noch nicht erfüllt und

wenn der Bischof aus kirchlichen Mitteln sich ein Seminar schaffen muß, so dürfte ihm doch vonseite des Staates kein Hindernis in den Weg gesetzt werden. Das Recht auf die Leitung, Anordnung der Anstalt sowie auf die Ernennung der Professoren ist zu deutlich im Konkordat begründet, als daß es mir abgesprochen werden könnte. Selbst wenn der Staat die Mittel hergeben würde, wozu er eigentlich durch das Konkordat verpflichtet wäre, würde ich dieses Recht ansprechen müssen, weil es das Konkordat den Bischöfen gerade in dieser Voraussetzung zusichert und es ein rein kirchliches, wesentlich in der Episkopalgewalt enthaltenes Recht ist, das außer Deutschland alle katholischen Bischöfe ausüben dürfen.

Es tut so wehe, lieber Freund, die Kirche Gottes so beengt zu sehen und dies schmerzt doppelt, wenn die Bedürfnisse so dringend sind wie heutzutage. Nur ein wahrhaft kirchlicher Klerus kann uns retten und der kann nur durch die Kirche gebildet und erzogen werden. Es ist kein Segen auf all unseren Bildungsanstalten, sie sind alle der Kirche entrückt. Nur durch rein kirchliche Anstalten zur Bildung des Klerus kann auch allen übrigen Anstalten aufgeholfen werden; dies ist meine innigste Überzeugung. Darum liegt mir mein Seminar so sehr am Herzen. Sie, mein Lieber, verstehen mich und ich bin überzeugt, daß Sie mit allen Kräften mich unterstützen werden." (Eichstätt, 22. I. 1843).

Ich glaubte diesen langen Teil aus dem Schreiben des Bischofs mitteilen zu sollen, nicht bloß wegen des Freimutes, womit der Bischof das Recht der Kirche vertritt, sondern auch wegen des Vertrauens, das Reisach in den Minister setzt. Was ich schon einmal ausgesprochen, das möchte ich hier wiederholen: Das Bild des Ministers muß anders gezeichnet werden, als es Strodl in Kampfesjahren getan hat. Das Vertrauen des Bischofs in den Minister wurde auch nicht getäuscht. Leicht scheint es dem Minister nicht geworden zu sein alle Schwierigkeiten zu überwinden. Es dauerte noch ungefähr 11 Monate, bis die Sache verbeschieden werden konnte. Aber noch vor Ablauf des Jahres



1843 war Reisach am Ziel seiner Wünsche, hatte er das erreicht, was in Bayern unmöglich schien.

Damit hatte der Bischof ein Werk geschaffen, das zum Vorbild und Ideal für andere Diözesen werden sollte. In der Freisinger Bischofskonferenz erstrebten die Bischöfe für die übrigen Diözesen jenes Maß von Freiheit, das Eichstätt schon genoß. Und welcher Segen ist vom Eichstätter Seminar ausgegangen. Ich nenne allein den Namen des Philosophen Stöckl, jenes bayerischen Kleutgen. Wie viele Professoren hat Eichstätt in 75 Jahren für andere bayerische Lyzeen gestellt, nicht zuletzt für Regensburg, das bis auf die jüngste Vergangenheit, wie nicht leicht eine andere Diözese, auf fremde Aushilfe angewiesen war. Dieser Einfluß Eichstätts müßte noch genauer dargelegt werden.

* * *

Ich habe, wenn auch nur andeutungsweise, auf den größeren oder geringeren Gegensatz hingewiesen, den Reisach bei seiner Seminarreform fand, und dabei die Namen Mengein und Deutinger erwähnt. Nun scheint es mir, namentlich für eine Geschichte der kirchlichen Restauration, wertvoll, wenn wir auch an den Namen nicht ganz achtlos vorüber gehen, die dem Bischof eine Hilfe waren. Reisach hatte in seinem Domkapitel eine Anzahl tüchtiger Männer. Einmal war da der vielgenannte Regens Dr. Ernst, die Seele der ganzen Seminarreform, dem Morgott eine schöne Lebensskizze entworfen. Dann der Rektor des Lyzeums Georg Wagner, früher Lyzealrektor in Regensburg, dessen Reisach wiederholt ehrend gedenkt.[1]) Ferner Domkapitular Frieß, früher Domprediger in Eichstätt. Von ihm sagt der Bischof: „Frieß ist ein ächtgläubiger, strengkirchlicher

1) So schreibt der Bischof am 13. Nov. 1838 an den Minister: „Mit inniger Freude habe ich die Errichtung einer Kollegiate bei Skt. Cajetan vernommen. Als Kandidaten für die Kanonikate wüßte ich vorderhand nur ein paar zu bezeichnen, den Stadtpfarrer Anton Jörg von Neuburg, der ein ausgezeichneter Schulmann war, und den Rektor in Regensburg Georg Wagner.

und frommer Priester, der mir sehr ergeben ist und sich in Allem leiten läßt und gewiß auch die Geschäfte des Ordinariats bald kennen lernen wird. Ich glaube, daß er besser als irgend ein Fremder in unsere Verhältnisse passen wird und als junger, rüstiger Mann auch im Fall der Erledigung die Dompfarrei übernehmen kann." Im Eichstätter Domkapitel saß noch ein Mann, der ein besonderes Interesse verdient, Thinnes, früher Pfarrer in der Pfalz, der wie andere unter der Regierung König Ludwigs I. sich den Domkapitular zu verdienen verstanden hat. Er war eine zeitlang Abgeordneter. Bergsträßer nennt ihn einen der maßvollsten und klügsten Vertreter des Klerus im Landtag. Da ist es nun wertvoll zu wissen, wie Reisach über Thinnes urteilte.

„Da aller Wahrscheinlichkeit nach Geissel nach Köln und auf seine Stelle Weis kommen wird, so wird sich wohl auch die Frage ergeben, ob nicht Thinnes nach Speyer als Domdechant versetzt werden könnte. Obwohl ich nicht den geringsten Grund habe mit demselben unzufrieden zu sein, denn wir beide kommen vortrefflich miteinander aus, so wollen sich doch meine Eichstätter mit dem Rheinländer nicht recht vertragen und er paßt auch in der Tat nicht als Pfarrer für unser Volk und unsere Verhältnisse und überhaupt nicht recht für die Seelsorge, indem ihm ein so recht warmes, priesterliches Wirken nicht eigen und er mehr ein Verwaltungsmann ist. Auch er selbst findet sich hier nicht recht heimisch und fühlt sich immer nach seiner Pfalz hingezogen. Es ist zwar wahr, soviel mir Bischof Geissel sagt, wünscht das Speyerer Kapitel, daß Thinnes nicht wieder hinkomme, allein es wird sich dort leichter machen als hier und da er so sehr wünscht, befördert zu werden und mir wiederholt sagte, daß er nur wegen mir gerne hier bleibe, so fürchte ich, daß, wenn seine Wünsche nicht erfüllt werden, er sich noch weniger in die hiesigen Verhältnisse schicken dürfte."[1])

1) Später schreibt Reisach an den Minister — 17. September 1845: „Wegen der Wahl des Thinnes wird wohl nicht viel zu machen sein, da nur die mittelfränkischen Dekanate ihn wählen können und dann die Bamberger Diözese ein zu großes Übergewicht an Stimmen hat."



Die ersten Jahre durfte sich Bischof Reisach noch der Hilfe eines „trefflichen Dompropstes und treuen Generalvikars", Hayn, erfreuen. Als Hayn am 14. Oktober 1842 starb, beklagt der Bischof seinen Heimgang als einen „für ihn und die Diözese unersetzlichen Verlust". Zu seinem Nachfolger empfahl er dem König den ältesten Domherrn, Popp, „ausgezeichnet durch Gesinnung und Kenntnisse".

Aber noch mehr als sein Domkapitel war dem Bischofe der Minister von Abel eine große Hilfe in den verschiedensten kirchlichen Angelegenheiten. Dieselbe innige Freundschaft, die zwischen dem Minister und dem Bischof Schwäbl bestand, entwickelte sich zwischen dem Minister und dem Eichstätter Bischof. Ich werde dieser Freundschaft demnächst ausführlich gedenken.

(Schluß folgt.)

LI.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

XIII.

(Schluß.)

Wenn zur Zeit in den Vorstellungen und Gedankenkreisen der Proletarier Privateigentum und Kommunismus ebenso als schroffe Gegensätze sich einander gegenüberstehen, wie nach ihren Begriffen Monarchie und Demokratie schlechthin unvereinbare Formen des politischen Denkens darstellen, so hat das seinen Grund großenteils darin, weil die betörten Massen stets nur solche Formen des Eigentums und der Monarchie kennen gelernt haben, welche im Widerspruch mit der christlichen Auffassung der Dinge weit mehr der heidnischen als der christlichen Weltanschauung entsprechen.

In jener verhängnisvollen Zeit, als mit dem Abfall von der Kirche und mit der Einführung des römischen



Rechtes die christliche Rechtsordnung unmerklich immer mehr säkularisiert und verweltlicht wurde, vollzog sich, was die bisherige Auffassung des privaten Eigentums und der monarchischen Staatsform betrifft, eine tiefgreifende Verfälschung der Begriffe; und weil diese Begriffsverwirrung sich im Laufe der wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen auch auf die tatsächlichen Verhältnisse der realen Wirklichkeit übertrug, hatten die betrogenen Völker bald nur mehr ein verfälschtes und korrumpiertes Bild einer verkehrten Ordnung der wirtschaftlichen und politischen Herrschaftsbefugnisse vor sich.

Kein Wunder, wenn sowohl das Eigentumsrecht wie auch das Herrscherrecht in der gefälschten Form, wie es ihnen vor Augen lag, den heftigsten Angriffen ausgesetzt war. Ein absolutes Recht über eigenes Besitztum nach Belieben zu verfügen und über Untergebene nach Willkür zu gebieten, ist ebenso widersinnig wie es durchaus unchristlich ist.

Die christliche Rechtsordnung kennt weder ein absolutes Herrscherrecht noch ein absolutes Eigentum. So waren z. B., um von dem durchaus altruistischen Charakter der im Feudalismus ausgeprägten christlichen germanischen Rechtsgrundsätze zu schweigen, die großen Besitzungen der Kirche von ehedem weit weniger Eigentum der Prälaten und Mönche als Eigentum des christlichen Volkes; mochte auch die Priesterschaft gleich einer juristischen Persönlichkeit nominell die Trägerin des kirchlichen Eigentums sein, in Wirklichkeit kam die Nutznießung der Früchte dieser Güter weit mehr dem Volke als dem Klerus selber zu gut, ähnlich wie ein Vater mit seinem Besitz sozusagen nur der Verwalter dessen ist, was den Kindern gehört. Nach den Grundsätzen des Kirchenrechtes traf nur ein geringer Teil auf den Unterhalt der Priesterschaft, weitaus der größere Teil gehörte dem christlichen Volke selbst; wenn die Ausschmückung der Kirchen und die Verherrlichung des Gottesdienstes auch bedeutende Summen in Anspruch nahm, so war auch dieses ein großer Segen für das Volk; der öffentliche Kult war nicht bloß



ein mächtiger Kulturfaktor der Erziehung und Bildung für das Volk sondern auch ein Hemmschuh gegen die rohen Kräfte des Reichtums und seiner mammonistischen Tendenzen. Je mehr Gott dem Herrn, als dem Obereigentümer aller Dinge an Opfern des Glaubens und der Liebe zugewendet wurde, um so besser für das Volk; um so weniger war zu fürchten, daß es der Knechtschaft des heidenmäßigen Reichtums und dem Mammon der Ungerechtigkeit anheimfallen würde.

Ähnlich verhielt es sich mit der unverfälschten Idee des wahrhaft christlichen Königtums. Unter dem gottgeheiligten Szepter jener Fürsten und Könige, die es nicht für einen Verlust an ihrer Macht und ihrer Ehre betrachteten, zugleich mit dem Papst und als Freunde und Gehilfen desselben nicht allmächtige Selbstherrscher, sondern glaubenstreue Stellvertreter des Allerheiligsten und als solche Diener aller Diener Gottes zu sein, war das Volk viel freier und weit mehr Herr seiner selbst als unter der Herrschaft der sogenannten Volkssouveränität. Waren so die Könige nicht Lakaien, sondern Repräsentanten des Volkes, dann war auch das Volk nicht ein geknechteter und betrogener Haufe von klassenlosen Leuten, sondern eine wohlgeordnete und organisch gegliederte Gemeinschaft, ein königliches und priesterliches Geschlecht, ein wahres und wirkliches Volk, welches in Ausübung seiner sozialen Rechte und Pflichten auf eigenen Füßen zu stehen vermochte, ohne einer kostspieligen bureaukratischen Bevormundung unterworfen zu sein. Ein solches Volk ist freilich nur denkbar, wenn es im gemeinsamen Bewußtsein eines und desselben Glaubens ein festes Fundament der Wahrheit und Gerechtigkeit unter seinen Füßen hat. Diese einzig vernünftige Rechtsauffassung, wie sie nur auf dem Grund jener Weltanschauung sich bilden konnte, welche Gott selbst zum Urheber hat, hat die Neuzeit durch ihre heidnisch humanistischen Bestrebungen gänzlich auf den Kopf gestellt.

Ihre Angriffe gegen das kirchliche Dogma waren ebenso



volksfeindlich und frevelhaft wie ihre Gewaltakte gegen das kirchliche Eigentum. Anscheinend richteten sich diese Angriffe gegen die Kirche, in Wirklichkeit waren es die christlichen Völker, welche durch dieses Doppelattentat einer gottesräuberischen Theorie und Praxis am meisten geschädigt und betroffen wurden. Statt Fürsten und Völker dadurch zu befreien, statt das Königtum und die Volkswohlfahrt zu heben, wurden beide in der Wurzel vergiftet und dem unvermeidlichen Ruin entgegengeführt.

Nicht ohne Staunen sahen sich die getäuschten Völker, nachdem der große Gottesraub und Kirchenraub vollzogen war, bald einer ganz anderen Welt gegenüber. Weit entfernt, daß das der Kirche unter dem Vorwand volksfreundlicher Tendenzen geraubte Eigentum dem Volk zum Heil geworden wäre. Der wirtschaftliche Absolutismus duldet ebenso wenig irgendwelche Schranken wie die selbstherrliche Autokratie. Der Egoismus, der ihm zugrunde liegt, ist ganz von der Art der Wölfe, die ihre Wildheit in Schafskleidern verbergen — er nennt sich heilig, als wäre er ein echtes Ferment der Kultur; in Wahrheit ist alles Korruption, was er sinnt und unternimmt — was er spricht, ist Lüge und Falschheit und was er tut, ist Unrecht und Gewalt und als Folge davon eine Vergiftung des ganzen öffentlichen Lebens, weil nichts soviel Erbitterung erzeugt als jede Art Rechtsverletzung, namentlich wenn sie hinter schönen Phrasen im Gewand loyaler Formen auf geheimen Schleichwegen Beute sucht, wenn neben der ehrlichen Rechtsauffassung des gesunden Menschenverstandes die Paragraphenweisheit der künstlichen Rechtsverdrehung ganz andere Wege wandelt als der gemeine Mann des Volkes zu gehen gewohnt ist. Wenn es auf diese Art den Anschein gewinnt, es gebe ein doppeltes Maß der Gerechtigkeit, es gebe über der einfach natürlichen Rechtsanschauung der gesunden Vernunft noch eine andere, welche lediglich den Maßstab der formalen Gesetzlichkeit an die Dinge anzulegen pflegt, dann ist nur noch ein Schritt bis zur gänzlichen Verleugnung



jeglicher Gerechtigkeit durch den brutalen Grundsatz: Gewalt geht vor Recht.

Jener Auffassung des Eigentums, welche demselben grundsätzlich und prinzipiell die absolute Freiheit zuerkennt mit Geld und Gut nach Belieben zu schalten, welche den Egoismus nicht zügelt, sondern förmlich reizt, um so die maßlose Anhäufung von Reichtümern zu einer Hauptaufgabe der Kultur zu machen, ist etwas wesentlich anderes als eine Rechtsordnung, welche die Besitzer mit Schranken kluger Mäßigung umgibt, nicht um sie in ihrem ehrlichen Erwerb zu beeinträchtigen, sondern um sie zu schützen und ihnen in Ausübung ihrer Rechte und Pflichten ein friedliches und freundliches Zusammenarbeiten zu gewährleisten. Das christliche Eigentumssystem war mit Rücksicht auf die gefährlichen Triebe, die der Mensch von Natur aus in sich trägt, — indem es diese fesselte und in Schranken hielt — eine Defensivordnung zum Schutz der Gerechtigkeit, die heidnische Eigentumsordnung der Neuzeit war hingegen durch Sanktionierung der Selbstsucht eine Offensive der Ungerechtigkeit — und das vornehmste Mittel in diesem allgemeinen Bestreben, tranquillitas animi et ordinis zu stören und so das friedliche Heimatgefühl der christlichen Völker in einen unheimlichen Kampf ums Dasein zu verwandeln, war das Geld.

Seit das Geld mit allen jenen Machtmitteln, die ihm ohne jede Behinderung zu völlig freier Anwendung zu Gebote stehen, ein Werkzeug mammonistischer Ausbeutung geworden ist, das stets mit einem Auge auf sich selbst und mit dem anderen auf des Nächsten Gut sich richtet, gibt es keinen festen Boden mehr für die stabilen Werte des Eigentums und für den Frieden der Heimarbeit — wo zwischen dem mobilen Kapital und dem unbeweglichen Besitz die Mächte des Geldes das Wertverhältnis der Dinge stets den Schwankungen des Kurszettels und einer allezeit veränderlichen Valuta unterwerfen können, weiß keiner, ob das, was er heute besitzt, morgen noch sein eigen sein wird. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen jede Ruhe

einer gesicherten Existenz und jede Heimatsfreude immer mehr schwinden muß, bis es zuletzt soweit kommt, daß ganze Völker im Kampf ums Dasein und um ihre Heimat sich verbluten.

Gewiß hat es in der Zeit der Feudalherrschaft, als die Kirche noch reich begütert war, überaus beklagenswerte Mißstände und Unebenheiten gegeben, die dem Volk ein Ärgernis waren und zum großen Abfall mächtig beigetragen haben; auch war die darauf folgende Enteignung nach dem göttlichen Weltplan sicher eine gerechte Strafe für viele Prälaten und Kirchenfürsten, deren verweltlichte Gesinnung dem Geist der kirchlichen Gesetzgebung nicht mehr entsprach. Das Unglück jener wirtschaftlichen Umwälzung bestand leider darin, daß sie nicht im Geist der christlichen Weltanschauung zum Heil und Segen für die Völker, sondern im Geist der anderen, heidnischen Rechtsgrundsätze zum Verderben für dieselben sich vollzog — nicht bloß die Güter wurden konfisziert und säkularisiert, auch der Geist der Gerechtigkeit und Liebe, welcher die alte Ordnung ausgezeichnet hatte, wurde von einer wesentlich anderen Rechtsauffassung verdrängt und gänzlich dem Mammon der Ungerechtigkeit wie einem Moloch zum Opfer gebracht. Und eben in diesem Abfall vom Geist der christlichen Gerechtigkeit liegt der Fluch der neuen Zeit, dieser Abfall und diese Säkularisierung des Rechtes war ein ungleich größeres Unglück als der Raub der Kirchengüter selbst. Sein Name heißt Kapitalismus, Mammonismus, absolute Freiheit und Allmacht des Geldes. Es war nur eine folgerichtige Konsequenz der veränderten Zeitverhältnisse, wenn die durch die Säkularisierung der Gedanken und Grundsätze von Papst und Kirche, von Gott und Christus losgerissene Welt sich mit Zuhilfenahme des Geldes für den immer heftiger entbrennenden Kampf ums Dasein nicht bloß politisch, sondern auch wirtschaftlich eine entsprechende Waffenrüstung schuf in der Feuerwirkung des Dampfes und in der eisernen Gewalt der Maschinen. Entsprechend dem Geiste der Neuzeit,



welcher seinem innersten Wesen nach eine vollständige Entfesselung der individuellen Selbstsucht ist, gestaltete sich die Entwicklung der industriellen Produktion immer mehr zu einer Art wirtschaftlicher Militarisierung des mobilen Kapitals und der mobilen Arbeitskräfte gegen das System des bodenständigen Eigentums und der stabilen Heimatarbeit — ein Prozeß, der durch die allmähliche Auflösung der sozialen und politischen Ordnung und durch die stillwirkende und schleichende Expropriation der alten im christlichen Rechtsbewußtsein wurzelnden Stände die Voraussetzung zu einer immer größeren Steigerung des politischen Militarismus und der stehenden Heere in sich schloß. Das auf der einen Seite gestörte Gleichgewicht der Kräfte erfordert naturnotwendig eine Verstärkung des Druckes auf der anderen Seite. Eine gesellschaftliche Organisation der mammonistischen Ungerechtigkeit und des stets verschärften Daseinskampfes braucht zu ihrem Schutz eine viel straffere Rüstung und Zentralisation als eine Ordnung der Gerechtigkeit, welche aus der Selbstbeherrschung der im christlichen Rechtsbewußtsein gemäßigten Leidenschaften hervorgeht.

Hätte im Zeitalter der wirtschaftlichen Industrialisierung der Länder nicht heidnisches Denken und Streben die Vorherrschaft gehabt, wären die Grundsätze der christlichen Gerechtigkeit nicht gänzlich in den Hintergrund gedrängt worden, um zuletzt ganz in der Versenkung zu verschwinden, dann hätte weder das Geld in seiner Verbindung mit der Dampfkraft der Maschinentechnik noch der Staat in der Rüstung seiner Waffen eine so furchtbar drohende Gefahr werden können. Es wäre dann nicht vergessen worden, daß es sowohl im Bereich der wirtschaftlichen Interessen wie auch in der politischen Sphäre unter vernünftigen Menschen Dinge gibt und geben muß, die unverletzlich sind und jeder Vergewaltigung entzogen sein müssen, dann hätte man begriffen, daß das Eigentumsrecht eines Menschen ebenso eine unantastbare res sacra ist wie das Autoritätsprinzip, welches einem Herrscher gegenüber seinen Untergebenen Rechte ver-

leiht, welche ihm nie verkümmert werden dürfen, weil sie ihm von Niemand gegeben und genommen werden können als nur von Gott allein.

Daß selbst Fürsten, gänzlich uneingedenk der königlichen Pflicht alle gottgeheiligten Dinge und Rechte zu schützen, an den Kirchengütern pietätslos sich vergreifen konnten und zur Beraubuug des Gottesreiches, so wie es tatsächlich geschehen ist, sich auch brauchen ließen, war eine namenlose Eselei, welche sich der grenzenlosen Torheit der Völker würdig an die Seite stellt, die es für eine Sache ihres Vorteils hielten, dem König die Krone der Souveränität vom Haupt zu reißen, um sich dieselbe selbst aufzusetzen. Beides war ein Attentat gegen den Rechtsgrundsatz cuique suum, ein Akt, von dem ebenso das Verdikt der Bibel gilt: Sie wissen nicht, was sie tun, wie von der Wahnsinnstat der Häretiker, die dem Papst das Recht eines von Gott berufenen Anwalts der ewigen Wahrheit streitig machen wollte. Hier wie dort wurde gänzlich vergessen, daß sich mit den von Gott im Naturrecht grundgelegten Prinzipien, die im tiefsten Grund der unsterblichen und gottebenbildlichen Menschenseele wurzeln, kein frevelhaftes Spiel treiben läßt, ohne das Fundament der Wahrheit und Gerechtigkeit zu erschüttern, mit welchem jede Ordnung steht und fällt.

Der kulturwidrige Frevel der Säkularisation ging hervor aus dem Abfall vom Geist des Christentums und war ein Schlag nicht bloß gegen die materielle, sondern auch gegen die sittlich religiöse und rechtliche Ordnung der Dinge. Auch war dieser Schlag der Vernichtung unermeßlicher moralischer Werte für die gesamte soziale und wirtschaftliche Struktur der christlichen Völkergemeinschaft ebenso verhängnisvoll wie das Attentat gegen die politische Ordnung, wodurch die Völker im Gegenschlag den Fürsten die Krone ihrer königlichen Unverletzlichkeit von den Häuptern schlugen. Die Entstehung und Entwicklung des kapitalistischen Raubrittertums hängt mit diesen beiden Freveln inniger zusammen, als mancher denkt und glaubt. Es war damals die unheil-

volle Geburtsstunde für die Umwandlung der altruistischen Auffassung des Eigentums in ein egoistisches System, wie es der absoluten Selbstsucht und dem Heidentum entspricht. Wurden einerseits die Fürsten durch die freigeistige Verflüchtigung ihrer Autorität der revolutionären Willkür ihrer Völker überliefert, so wurden andererseits die Völker durch die Ausplünderung, welche sie durch die Beraubung der Kirche erlitten, der stärksten Stütze beraubt, welche dem kapitalistischen Wuchersystem des Mammonismus hätte Halt gebieten können. Wem sind die Kirchengüter, das rechtmäßige Erbe der christlichen Völker, durch deren Enteignung das Obereigentum Gottes über alles verneint und der Grundpfeiler des christlichen Eigentumsrechtes umgestürzt wurde, hauptsächlich in den Schoß gefallen? Den Fürsten? Oder den Völkern? Weder den einen noch den andern. Sie sind zum größten Schaden für Fürsten und Völker vom Mammon mit Beschlag belegt worden und so dem Fürsten dieser Welt als willkommene Beute in die Hände gefallen, dem es mit Hilfe des Judentums und der Loge ein Leichtes war, das Geld als höchste Macht über Fürsten und Völker auf jenen Thron zu erheben, den bisher Gott als Herr aller Dinge und als König der Könige innegehabt hatte.

Dadurch wurde die ganze bisherige Rechtsordnung vom Grund aus umgestaltet und ins Gegenteil verkehrt. Der Egoismus trat an die Stelle der Liebe und Gerechtigkeit. Neben dem Absolutismus der souveränen Fürsten erhob sich mit dem Anspruch gleicher Geltung die Volkssouveränität und so hörte das Verhältnis von Volk und Fürst auf ein vernünftiges und persönliches zu sein; beide schienen nur mehr dazu berufen sich wie Feinde und Neider einander zu beargwöhnen und zu schädigen. Gleichen Schrittes ging einerseits die politische Revolution im Kampf gegen das Königtum und andererseits die wirtschaftliche Revolution im Kampf gegen die alte Ordnung des Eigentums ihren Weg, um namens der neuen Kultur den stillen Heimatsfrieden der christlichen Völker mehr und mehr zu stören und endlich

völlig zu zerstören. Gegenüber dem Fremdtum des mammonistischen Reichtums gab es, je mehr mit der Verschuldung der Besitzenden und mit der Freizügigkeit der Enterbten der feste Besitzstand der bodenständigen Bevölkerung sich zu mobilisieren begann, bald keine Sicherheit der Arbeit und des Eigentums mehr. Die von oben begünstigten Mächte des Geldes rüsteten sich immer mehr, um das Allerweltsgeschäft der kapitalistischen Ausbeutung wie ein Spinngewebe über alle Volkskreise auszuspannen. Mehr und mehr kam es dahin, daß die Staaten, weil sie selbst in Geschäftsinhaber und Großunternehmer sich verwandelten, statt wie früher ihre Aufgabe darin zu erblicken, die Kleinen und Schwachen zu schützen, im freundlichen Einverständnis mit den Geldmächten ihr Heil suchen zu müssen und finden zu können glaubten.

Weil der moderne Mensch unbekümmert um die unabänderlich feststehenden Grundsätze des ewigen Rechtes die Normen der gesetzlichen Rechtsbetätigung auf dem schlüpfrigen Boden der Parlamente lediglich aus den wandelbaren Entschließungen der Tagesmeinung schöpfen zu können glaubte, wurde zuletzt im unausgeschiedenen Durcheinander der politischen und wirtschaftlichen Daseinskämpfe das ganze öffentliche Leben ein bloßes Glücksspiel des Zufalls. Der Mammonismus wuchs sich immer mehr zu einem Ungeheuer der allgemeinen Weltfriedensstörung aus — er konnte nach Willkür durch seine Hausse-Baissespekulationen bald durch Preisdruck die Konjunktur der natürlichen Zusammenhänge fälschen, bald durch Überpreise die Güterbewegung in Unordnung bringen, wie gerade sein Vorteil es erheischte — so wurde er mit seinen stets auf des Nächsten Gut gerichteten Augen und seinen gegen jede Art Besitz ausgestreckten Händen eine Macht, vor der kein Eigentum mehr sicher war — es gab keinen festen Pol der Gerechtigkeit mehr in der Erscheinungen Flucht.

Es gab keine vernünftige Regel mehr um zwischen den Mächten des Geldes und der Bewegung und den Elementen



des Beharrens und der Ordnung das Gleichgewicht der Kräfte aufrecht zu erhalten. Das wäre nur möglich gewesen, wenn alle insgesamt um ein gemeinsames Gleichmaß der Gerechtigkeit zu haben zur Anerkennung der Vernunftprinzipien des Naturrechtes sich verpflichtet hätten, wenn es so zu sagen zum Ausgleich der Interessen eine Zentrale der wirtschaftlichen Gerechtigkeit gegeben hätte, nicht bloß in jedem Lande selbst, sondern auch von Volk zu Volk. Hätte es unabhängig vom Getriebe der Parteien und über der stets veränderlichen Atmosphäre der öffentlichen Meinung und ihrer Vertretung in den Parlamenten eine oberste Ausgleichstelle der Gerechtigkeit gegeben, eine höchste Instanz nicht von willkürlich gewählten, sondern von autoritativ berufenen Männern, ausgestattet mit Befugnissen, wie nur Könige von Gottes Gnaden sie gewähren können, um als Wächter der Ordnung und des Rechtes zu walten, damit wäre der Volkswohlfahrt mehr gedient gewesen als durch die Zänkereien und Balgereien der Volksvertretungstribunale, in welchen der Mammonismus das große Schwungrad der Bewegung bildet. Fragen der Weltanschauung und prinzipielle Rechtsfragen wären damit dem unverantwortlichen Treiben der hetzerischen Volksaufreizung entzogen gewesen. Durch ein solches allgemeines und gemeinsames Gleichmaß der Gerechtigkeit, welches nur möglich wäre unter der Voraussetzung, daß die Gerechtigkeit mit der Wahrheit auf gleichen Wegen wandelt, ließe sich der gesellschaftliche Kriegszustand der entgegenstehenden Erwerbsgruppen in einen erträglichen Zustand friedlicher Übereinstimmung in gleichen Gedanken und Bestrebungen verwandeln, so daß sie nicht mehr mit schlechthin egoistischen Tendenzen einander gegenüberstünden, die wie Feuer und Wasser unvereinbar sind.

Das würde freilich dem Mammonismus ein für allemal den Todesstoß versetzen. So erst würde zwischen Industrie und Ackerbau ein freundnachbarliches Verhältnis und eine vernünftige Interessenausgleichung möglich sein, weil sie nicht mehr als schlechthin materielle Machtfaktoren mit ungleichen

Grundsätzen und Rechtsbegriffen geistlos und unpersönlich sich im Wege wären. So wäre dem großen Unheil vorgebeugt, daß dort, wo die Gerechtigkeit in maßvoller Ruhe ihres Amtes walten soll, die Ungerechtigkeit durch beständige Störung des Gleichgewichtes das Zünglein an der Wage bildet. Der Mammon der Ungerechtigkeit liebt es mit ungleichen Maß- und Gewichtseinheiten zu messen, als ob die Bewegung einer Uhr sich am besten dann regulieren ließe, wenn neben dem langen Pendel noch ein kurzes ins Getriebe des Ganzen eingreift; er liebt es rechts und links verschiedene Gewichte in die Wagschale zu werfen, wie ein Bewaffneter dem Wehrlosen mit ungleichen Kräften gegenübersteht. Heimlich und verstohlen weiß er sich überall als tertius gaudens zwischen die im ungleichen Interessenkampf streitenden Parteien einzudrängen, um gewissen Produzenten und Konsumenten, Industrie und Ackerbau, Fürsten und Völkern das eigene Interesse als überwiegende Hauptsache allem anderen voranzustellen. Nicht umsonst spricht die hl. Schrift von der Macht des Reichtums als vom Mammon der Ungerechtigkeit und gibt zu verstehen, daß zu einer Zeit, wo die Ungerechtigkeit alles Maß überschreiten wird, die Liebe erkalten und ein Ende haben wird.

Wehe den Völkern und Fürsten, wenn der Götze Mammon sich zwischen ihnen an jene Stelle setzt, wo die Gerechtigkeit ihres friedlichen Amtes walten soll, wenn es der Macht des Geldes gelingt über jede andere Macht allmächtig zu werden, so daß es über und zwischen denjenigen, die den Kampf ums Dasein führen, kein wachsames Auge mehr gibt, welches das Ganze überschaut und keine starke Hand, welche die Allgemeinheit schützt. Überlegene Machtgruppen und Mehrheitsparteien dulden kein solches Auge und ertragen keine solche Hand.

In dieser fatalen Wendung der Dinge verbirgt sich eine ungeheure Gefahr für die Zukunft und offenbart sich zugleich eine furchtbare Logik der Tat. Wer sieht nicht, daß die ungeheure Liquidation, der das gesamte Weltvermögen jetzt



unterworfen ist, mit der gottesräuberischen Säkularisierung aller moralischen und materiellen Werte des Gottesreiches im innigsten Zusammenhang steht? Mit dem Motto: Enrichissez vous! stand vor hundert Jahren Mammons unsichtbare Majestät als Fürst dieser Welt auf der Höhe seiner Zeit, um allen denen, die um jeden Preis reich werden wollen und außer den Gütern dieser Welt nichts Höheres kennen, seine Herrlichkeit zu zeigen mit der Einladung: Das alles sollt ihr haben! Habt ihr den Herrn des Gottesreiches im Kampf gegen Papsttum und Königtum seiner göttlichen Hoheitsrechte beraubt, habt ihr das Recht der freien Verfügung über die ewige Wahrheit und über die Grundsätze des ewigen Rechtes euch selbst angeeignet, dann ist es nur noch eine Kleinigkeit, auch die bisher unveräußerlichen Krongüter des Gottesreiches, die reichen Besitzungen der Kirche und des christlichen Volkes, die Grundlage des bisher geltenden Eigentumrechtes, in Besitz zu nehmen! Greift zu! Es hat bisher dem wahren Gott gehört im Dienst der Liebe und Gerechtigkeit zum Schutz der Armen und Kleinen — fortan soll es dem Mammon gehören und den falschen Göttern des Reichtums und der Gewalttätigkeit — das ganze Eigentumsrecht steht jetzt im Dienst der menschlichen Willkür und Selbstsucht. Wo es keine unfehlbare Wahrheit gibt, da gibt es keine unantastbaren Schranken der Gerechtigkeit!

Man trug kein Bedenken zuzugreifen. Dafür erleben wir jetzt das Schauspiel, wie die sämtlichen Weltreiche nahe daran sind gänzlich expropriiert zu werden und im Abgrund ihrer Passiv-Milliarden zu versinken. Die Industrie sollte im Bund mit dem Mammon ein Mittel zur Vermehrung des Reichtums sein und zur Ermöglichung eines genußreichen und behaglichen Lebens für alle Welt, Groß und Klein, Hoch und Nieder — jetzt ist sie im Dienste des Mars und in Verbindung mit jener Arbeit, von der die Marxisten behaupten, daß sie allein es sei, welche alle Werte schafft, ein Rüstzeug der Vernichtung und Entwertung aller Dinge ge-

worden, vor allem des Geldes, auf welches alle Geister des Unglaubens, die sonst keine Hoffnung haben, wie auf einen Abgott der Glückseligkeit unverwandt ihre Blicke gerichtet halten mit der Losung des Schatzgräbers: Reichtum ist das höchste Gut! Das war für die Anbeter des goldenen Kalbes die Parole der Vergangenheit und weil sie außer dem Gott des Geldes keinen anderen kennen, soll es auch der Schlachtruf für den Wirtschaftskrieg der Zukunft sein.

Doch halt! Nicht weit von jenem Gipfelpunkt der Gottlosigkeit, wo die Mächte des Geldes und der Korruption vor dem Götzen Mammon auf den Knien liegen, ist jener Ort, wo der Heiland der Welt einst die Worte sprach: Recede Satana! Der Abgrund der negativen Milliarden wird immer breiter und tiefer. Jene Vorsehung, deren Allwissenheit alle Jahrtausende überblickt, hat den Zeiger der Weltuhr für die Zukunft offenbar ganz anders eingestellt.

LII.
Die Bibliotheca Missionum.[1])

Die Missionsbegeisterung, die kurz nach der Jahrhundertwende in den deutschen Landen einsetzte, brachte als kostbare Errungenschaft die Erkenntnis, daß die Förderung von missionswissenschaftlichen Studien eine ernste Aufgabe der Zeit sei, wolle die herrliche, vielversprechende Bewegung nicht eine ihrer kräftigsten Unterlagen und Stützen missen und vorab bei den gebildeten Kreisen auf die Dauer ihre Wirkung einbüßen. Sie führte aber auch zu dem schmerzlichen Bewußtsein, daß die Bausteine zu einer gediegenen

---

1) Bibliotheca Missionum. Von Robert Streit O. M. J. Erster Band. Grundlegender und allgemeiner Teil. Lexikonformat, XII und 24* und 877 S. Münster i. W., Aschendorff. 1916. Preis Mk. 28.60.



Arbeit über die ganze weite Welt hin zersprengt, verschüttet und verborgen lägen und vorerst ein harter Frondienst geleistet werden müsse um sie ausfindig zu machen, bloß zu legen, zu sammeln und nach ihrem Werte zu prüfen. Zum Glücke stand der rechte Mann bereit, das schwere Werk in die Hand zu nehmen. Es war P. Robert Streit O. M. J., der bereits durch seine Abhandlungen „Die deutsche Missionsliteratur" (1907), „Die theologisch-wissenschaftliche Missionskunde" (1909), und „Die Mission in Exegese und Patrologie" (1909) Proben seines Könnens gegeben hatte und durch seinen „Führer durch die deutsche Missionsliteratur" (1911) sich volles Vertrauen auf seine Leistungsfähigkeit erwerben sollte. Mit Begeisterung für die hohe Sache, in der er eine Apologie der katholischen Kirche und eine Ehrenkrone für jene Männer erblickte, die eine Arbeit „apostolisch in ihrem Ursprung, katholisch in ihrer zeitlichen und räumlichen Ausdehnung, heilig und heiligend in ihren Wirkungen unter den Völkern"[1]) getan hatten, entwarf er in den Jahren 1910 und 1911 verschiedene Denkschriften[2]), worin er den Plan einer allgemeinen, allumfassenden Bibliotheca Missionum niederlegte. Zugleich suchte er allenthalben weitere Kreise für das Unternehmen, namentlich auch für die finanzielle Sicherstellung zu gewinnen. Die Frucht seiner und Professor Schmidlins Bemühungen war die Bildung des Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen, das im Jahre 1911 in Münster i. W. ins Leben trat und sich zum Zwecke setzte, wissenschaftliche Arbeiten und Forschungen auf dem Gebiete des katholischen Missionswesens anzuregen und zu fördern. Diese Gründung schuf dem

1) Die Missionsgeschichte in ihrer gegenwärtigen Lage 27.

2) Die Missionsgeschichte in ihrer gegenwärtigen Lage und der Plan einer Missions-Bibliographie, Freiburg 1910. — Zwei Denkschriften zur Missionsgeschichte: I. Über die Herausgabe missionswissenschaftlicher Quellen von Dr. Schmidlin; II. Über die Herausgabe einer Missions-Bibliographie von P. Rob. Streit. Freiburg 1911.

Unternehmen einen festen Boden und nunmehr nahm das Werk, das P. Streit schon vor der endgültigen Gründung des Instituts tatkräftig in Angriff genommen hatte, einen raschen Fortgang. Von vielen Seiten kam Rat und Hilfe, Mitarbeiter wurden gewonnen und er selber bereiste die iberische Halbinsel, um sich einen Überblick über die Bibliothek- und Archivschätze Spaniens und Portugals zu verschaffen. Die Arbeitsmöglichkeiten gestalteten sich derartig günstig, daß gegen Ende des Jahres 1913 das Manuskript des ersten Teiles, der die grundlegenden und allgemeinen missionswissenschaftlichen Werke bringen sollte, vorlag und der Druck im Frühjahr 1914 begonnen werden konnte. Ende des Jahres 1916 — der Weltkrieg brachte eine unliebsame Verzögerung — konnte der stattliche Band der Öffentlichkeit übergeben werden. Die Aufnahme, die die Bibliotheca Missionum fand, war eine überaus freundliche und wohlwollende und das Werk wurde mit Recht als eine Leistung ersten Ranges gepriesen. Die folgenden Ausführungen, die eine übersichtliche Darstellung der Anlage, des Inhaltes und Wertes der bedeutenden Veröffentlichung bringen und zugleich einen bescheidenen Beitrag zur katholischen Missionsbibliographie bieten wollen, möchten noch weitere Kreise für das wichtige und höchst zeitgemäße Unternehmen gewinnen.

I.

Ihrer Anlage nach ist die Bibliotheca Missionum in vier Bänden aufgebaut. Der erste grundlegende und allgemeine Teil, der bereits vorliegt, enthält vier Reihen von Werken:

1. Alle Schriften, die das Missionswerk sowohl nach der „theologisch-dogmatischen als auch nach seiner theologisch-ethischen Seite hin begründen“ (Vorwort p. VII), also alle missionstheoretischen Werke;

2. alle Schriften, „welche die pastoralen Richtlinien darlegen, nach denen das Missionswerk sich praktisch betätigt“ (Ebda.), also alle missionsmethodischen Werke;

3. alle Schriften, „welche die Rechtsnormen auseinandersetzen, die der Missionsauffassung und Missionspraxis zugrunde liegen" (Ebda.), also alle missionsrechtlichen Werke;

4. die gesamte missionsgeschichtliche Literatur mit allgemeinem Charakter, also die allgemein missionsgeschichtlichen Werke, die allgemein ordensgeschichtlichen Veröffentlichungen und außerdem die Schriften, die das heimatliche Missionswesen darstellen.

Die drei andern Bände sollen die geographisch umgrenzte Missionsliteratur über Asien, Afrika, Amerika und Ozeanien bringen.

Zeitlich umfaßt die Bibliotheca Missionum alle Druckwerke, die zwischen den Jahren 1500 und 1910 liegen. Der Anfangstermin 1500 wird durch den Beginn der neuen Missionszeit, die durch die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier angebahnt wurde, bestimmt und hängt mit der Tatsache zusammen, daß die meisten früher liegenden Missionsschriften erst mit dem sechzehnten Jahrhundert zum Drucke gelangten. Der Schlußtermin 1910 steht in Verbindung mit der Gründung der „Zeitschrift für Missionswissenschaft", worin P. Streit seit dem Jahre 1911 regelmäßig alle Neuerscheinungen gebucht hat und weiter bucht.

Die Anordnung der Werke geschieht nicht alphabetisch nach dem Namen der Verfasser, sondern in zeitlicher Reihenfolge und zwar mit so peinlicher Genauigkeit, daß jede Auflage, die irgend ein Werk erlebte, unter dem betreffenden Jahre eingereiht zu finden ist.

Der Herausgeber begründet diese Anlage und Anordnung damit, daß auf diese Weise die Möglichkeit geboten werde, ein „Werk leichter in seiner Zeit, in seiner eventuellen Verursachung und in seiner nachfolgenden Wirkung zu erfassen", und weil die zeitliche Anordnung „einen besseren Überblick über den missionsliterarischen Bestand einer Zeitepoche gewähre und sich so der Abriß einer missionarischen Literaturgeschichte von selbst ergebe" (Vorwort p. VIII).

Diese Gründe, die den Herausgeber bewogen, ebenfalls

„von einer Teilung des Inhaltes nach den einzelnen Materien abzustehen“ (ebenda), bergen zweifellos viele wirksame Momente und stellen ihm das Zeugnis eines durch und durch bibliographischen Fühlens und Denkens aus. Freilich hat P. Streit selber nicht immer so geurteilt. In seiner Schrift „Die Missionsgeschichte in ihrer gegenwärtigen Lage und der Plan einer Missions-Bibliographie“ (Freiburg 1910, S. 28) hob er hervor, daß „die Anordnung der Bibliotheca Missionum zunächst alphabetisch in Bezug auf die Autoren gedacht sei . . . Obwohl die meisten Bibliographen chronologisch vorangingen, so finde er das für eine Missionsbibliographie nicht zweckentsprechend, da so die ganze literarische Tätigkeit eines Schriftstellers auseinandergerissen und das literarische Schicksal seines Werkes nicht übersichtlich gegeben werde“. Für ihn, so dürfen wir annehmen, müssen die nachträglichen Bedenken gegen den anfänglichen Plan von schwerwiegender Natur gewesen sein, für die Benutzer der Bibliotheca Missionum leider von allzu schwerwiegender Art. Bei Werken wie den vorliegenden kommt es bei aller Wahrung des wissenschaftlichen Charakters ebenfalls auf die praktische Handhabung an. Sommervogels „Bibliothèque de la Compagnie de Jésus“ gilt allenthalben als ein Muster sowohl wissenschaftlicher als praktisch brauchbarer bibliographischer Leistung, und doch ist sie nach der alphabetischen Reihenfolge der Verfasser aufgebaut. Allerdings erleichtern Autoren-, Personen-, Sach- und Ortsregister, die nicht nur ausführlich, sondern auch ausgezeichnet durchgearbeitet sind, sowie kurze Übersichten über etwaige Neuauflagen, die der ersten Ausgabe eines Werkes beigefügt wurden, die Benutzung der Bibliotheca Missionum; aber Register anderer Art hätten klar und übersichtlich das literarische Bild der einzelnen Jahre oder einzelnen Perioden vermittelt. Vor allem möchten wir dem Bedauern Ausdruck verleihen, daß P. Streit aus der gleichen Idee heraus sich nicht entschließen konnte, die missionsgeschichtliche Literatur mit allgemeinem Charakter von den Werken theoretischer,

methodischer und rechtlicher Art zu trennen und zu einer eigenen Gruppe zusammenzuschließen. Der Überblick über den missionsliterarischen Bestand eines Jahres oder eines Jahrhunderts wird sich ja doch erst nach Abschluß des ganzen Werkes ergeben und eine Unterabteilung mehr hätte das Verbinden und Ineinanderschieben der einzelnen Jahre und Jahrhunderte nicht wesentlich erschwert. Geradezu imposant jedoch wäre jener Teil, der die „Missionslehre“ im weitesten Sinne enthalten hätte, hervorgetreten, während er jetzt, trotz seiner Fülle, in der Masse der missionsgeschichtlichen Werke in den Hintergrund tritt.

Indes mögen und werden andere Beurteiler der chronologischen Anordnung, wie sie nun einmal durchgeführt ist, den Vorzug geben und P. Streit Dank wissen, daß er seinen Anfangsplan nicht zur Ausführung gebracht hat. Für beide Anordnungen lassen sich in der Tat Gründe und Gegengründe theoretischer und praktischer Art vorbringen, und letztlich gilt auch hier das Wort: De gustibus non est disputandum.

Lassen sich somit Wünsche und Bedenken über die Gesamtanlage der Bibliotheca Missionum vorbringen, so verstummen diese, wenn es sich um die Art der bibliographischen Aufnahme der einzelnen Werke handelt. Hier haben allseitiges Abwägen, kluges Maßhalten und peinliche Genauigkeit sich zum schönsten Bunde zusammengefunden, um den Benutzern ein sicheres und gesichtetes Material an die Hand zu geben. Schon in der oben angeführten Denkschrift hatte der Herausgeber betont, seine Publikation solle nicht ein bloßer Katalog sein, sondern ein Werk nach strengsten bibliographischen Anforderungen mit knapper Orientierung über Inhalt und Wert der einzelnen Schriften. Was er versprochen, hat er nach Kräften gehalten. Zuerst gibt P. Streit genau den Titel der einzeluen Werke und zwar mit bibliographischer Stricheinzeichnung, wo die Aufnahme de visu erfolgen konnte.[1]) Diese Stricheinzeichnung gewährt

1) Bei Zeitschriften fiel allgemein die Stricheinzeichnung weg.

den doppelten Vorteil, daß so die Existenz des betreffenden Werkes in irgend einer Bibliothek als sichergestellt und zugleich die Anlage des Druckspiegels deutlich vor das Auge gerückt wird. Nach dem Titel folgt die Beschreibung der typographischen Anlage des Buches, also Format, Seitenzahl, Vorwort, Widmung, Text, Inhaltverzeichnisse usw. Bei wichtigen, nicht so leicht zugänglichen Werken wird auch der Standort in der einen oder andern Bibliothek bezeichnet. Hierauf kommt in den meisten Fällen eine Inhaltsangabe und häufig auch eine Wertung des Buches.

Diese ganze Wiedergabe und Beschreibung dehnt sich auf über 2000 Schriften, sowohl Originalwerke wie Übersetzungen und Neuauflagen aus und ist mit einem ungeheuren Fleiße, der nicht nur über 90 bibliographische Werke bearbeitete, sondern auch vor langen Reisen und großen materiellen Opfern nicht zurückschreckte, durchgeführt.

Bei den Inhaltsangaben und Urteilen über Wert oder Unwert einer Schrift, die bei manchen Verfassern wie z. B. bei Herborn O. F. M., Bartolomé de Las Casas O. P., Sepulveda, Acosta S. J., Thomas a Jesu O. C. D. und andern zu kleinen Studien angewachsen sind, gewinnt man die Überzeugung, daß das Buch in Wirklichkeit das enthält, was der Herausgeber vorführt. In Einzelheiten in Bezug auf das Werturteil wird man nicht immer derselben Ansicht wie der Verfasser der Notiz sein, aber bei Anschaffung des betreffenden Werkes ist die Gefahr der Enttäuschung, das nicht zu finden, was der Titel verspricht, weit in die Ferne gerückt.

Damit ist ein großer Vorzug der Streitschen Publikation hervorgehoben. Aber über diesen in letzter Hinsicht mehr pekuniären Wert ragen andere Vorzüge und Werte weit hinaus. Zunächst bietet das Werk die Möglichkeit, sich ein literargeschichtliches Bild der verschiedenen Epochen zu entwerfen und so die Bestrebungen auf dem weiten Missionsgebiete und in den interessierten heimatlichen Missionskreisen zu verfolgen. P. Streit selber hat in zwei Aufsätzen „Der

Missionsgedanke in seiner neuzeitlichen Entwicklung" (Zeitschrift für Missionswissenschaft VII (1917) 1—20) und „Die Missionsliteratur des 19. Jahrhunderts (ebenda, 108—115) auf diese für die Beurteilung des katholischen Missionswerkes so wichtige Tatsache hingewiesen. Wollte man die einzelnen Zeitabschnitte kurz kennzeichnen, so könnte man sagen, daß ein großer Teil der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts das Gepräge der Kontroverse über Eingeborenenschutz, in welcher der Dominikaner Bartolomé de Las Casas die führende Rolle spielt, trägt und im Zeichen zahlreicher missionsmethodischer Fragen steht. Der Ausgang dieses Jahrhunderts brachte den ersten großen Missionstheoretiker José Acosta S. J. und das folgende 17. Jahrhundert, das durch die Gründung der Kongregation de propaganda fide das Jahrhundert der Organisation und Zentralisation wurde, bildete sich auch zum Jahrhundert der Missionslehre aus. Außerdem wird es durch seine weit angelegten ordensgeschichtlichen Werke, in denen die Missionen einen großen Raum einnehmen, gekennzeichnet. Das achtzehnte Jahrhundert mit seinem Geiste der Aufklärung, Zweifelsucht und Verneinung, der die Aufhebung des Jesuitenordens und die große Revolution heraufbeschwor, stellte sich als die Zeit des Niederganges des katholischen Missionswerkes und damit auch der literarischen Betätigung nach der allgemein missions- und ordensgeschichtlichen sowie mehr theoretischen und methodischen Seite hin dar. Zwar setzt es noch mit den großen Veröffentlichungen der Briefsammlungen der Jesuitenmissionare „Lettres édifiantes" und „Weltbott" ein, die, nach den verschiedenen Ausgaben zu urteilen, einen gewaltigen Einfluß ausgeübt haben müssen, und bringt verschiedene bedeutende missionstheoretische und missionsrechtliche Werke hervor; aber der religiöse Tiefstand der Heimat breitet seinen tötenden Schatten immer weiter aus und lähmt nach und nach die letzten wenigen Arbeitskräfte, die noch übrig bleiben. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts stehen die Franziskaner im Vordergrunde des literarischen Bildes.



Das neunzehnte Jahrhundert trägt stolz den Namen: Jahrhundert des Wiederaufbaus der Missionen. Trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die die Neuregelung aller Verhältnisse mit sich brachte, suchte es auch in literarischer Hinsicht an die Vergangenheit anzuknüpfen und hat sowohl in missionsmethodischer als missionsgeschichtlicher Hinsicht Treffliches geleistet. Aber das eigentümliche Merkmal liegt in den zahlreichen neuen Genossenschaften, die ausschließlich Missionszwecke verfolgen, in den Missionsvereinen, sowie in der Benutzung der modernen Pressemittel, der Broschüren und Missionsblätter. Das Missionswerk erscheint nicht mehr als Angelegenheit einzelner Länder, Fürsten und einiger weniger Genossenschaften, sondern als Gemeingut des katholischen Volkes; es herrschen nicht mehr die Folianten, sondern die Flugblätter und kleinen handlichen Bände.

Das missionsliterarische Bild, das die einzelnen Zeitabschnitte ergeben, bietet für sich allein betrachtet viel Lehrreiches. Es gewährt tiefe Einblicke in das Missionswesen vergangener Jahrhunderte und gibt Fingerzeige und Anregungen für die Zukunft. Aber es birgt auch mächtige apologetische Momente. Es seien nur drei hervorgehoben.

Von protestantischer Seite ist bis in die jüngste Zeit hinein der Vorwurf nicht verstummt, die katholische Missionsliteratur besitze nicht einmal die Ansätze zu einer Missionslehre und die mächtige römische Kirche habe, weit entfernt dem Sklavenhandel entgegenzutreten, ihn vielmehr gefördert und gutgeheißen. Aller Widerspruch und die schlagendsten Gegenbeweise fruchteten nichts. Der erste Band der Bibliotheca Missionum fällt ein vernichtendes Urteil über die Ankläger und ihre Kenntnis des katholischen Missionswesens. Nicht nur Ansätze zu einer Missionslehre weist P. Streit nach, sondern ausführliche Missionslehren von tiefstem Gehalt und praktischster Klugheit, Werke, aus denen auch die Protestanten reichlich geschöpft haben. Es seien nur die Namen Acosta und Thomas a Jesu genannt, die auf den

protestantischen Missionstheoretikern Hoornbeek einen tiefgehenden Einfluß ausübten. Über die Fürsorge der Kirche aber für das Wohl auch der verachtetsten Menschenrassen enthält die Bibliotheca Missionum wahre Ruhmesblätter, angefangen von den Tagen der großen Entdeckungen bis auf unsere Zeiten mit der neueren Antisklavereibewegung. P. Streit dürfte den beiden Legenden, die allzu lange ihr Unwesen getrieben, dauernd das Ende bereitet haben. Außerdem entzieht sein Werk jener ebenfalls unter den Protestanten vielfach vertretenen Anschauung, als ob die katholischen Missionare der früheren Jahrhunderte in wissenschaftlicher und geistiger Hinsicht auf tiefer Stufe gestanden hätten, vollständig den Boden. Geistige Größen ersten Ranges, denen hohe Ehrenstellen in Europa winkten, zogen freudig hinaus auf das große Ackerfeld der Kirche in den Heidenländern und die geistliche und weltliche Autorität drangen immer darauf, daß tüchtige Männer als Glaubensboten ausgesandt würden. Was die Missionare der verflossenen Jahrhunderte waren, wird sich erst recht zeigen, wenn einmal die ganze Bibliotheca Missionum vorliegt und die unermeßlichen Schätze, die noch in den Archiven verborgen liegen, ans Tageslicht gebracht sind.

Schließlich sei noch auf einen eigenartigen Wert der Bibliotheca Missionum hingewiesen, der sich aber erst in der Zukunft ganz offenbaren muß und wird. Dieser eine Band allein schon deutet auf jeder Seite darauf hin, welch gewaltige Schätze unbekannt in der Missionsliteratur verborgen liegen. Er reizt somit an, zur Hebung dieser Schätze beizutragen, und mehr als einer wird sich angeregt fühlen, der Missionswissenschaft seine Kraft zu widmen. Auf diese Weise bleibt das Werk des P. Streit nicht nur eine Apologie für die vergangenen Jahrhunderte der katholischen Missionsarbeit, sondern es wird auch zum Wegweiser und Wegbereiter für die kommenden Zeiten, zum stets begeisterten und begeisternden Anwalt des Weltapostolates der einen und einzigen wahren Kirche Christi.



II.

Trotz allen angewandten Fleißes und des im ganzen glücklich erreichten Zieles, meint P. Streit doch, das Schicksal aller Bibliographien sei, daß sie nie zu Ende geschrieben würden. Nirgends besser als hier zeige es sich, daß alles menschliche Wissen Stückwerk sei und Bibliographien würden geschrieben, um ergänzt zu werden. Auch die Bibliotheca Missionum werde keine Ausnahme machen. Er schrieb diese Worte in Bescheidenheit als echter Bibliograph, dem die ganze Schwierigkeit eines großen bibliographischen Unternehmens klar vor Augen steht, und der sich wiederholt in der Lage gefunden hatte anerkannte Bibliographen z. B. des Franziskaner- und Jesuitenordens zu berichtigen und zu ergänzen. Zugleich betonte P. Streit, er rechne mit Nachträgen und wisse jeder praktischen Mitarbeit an der Vervollkommnung der Bibliotheca Missionum herzlichsten Dank.[1]) Dieser ausdrücklichen Aufforderung möchten wir in den folgenden Seiten in etwa nachkommen.

Die Richtlinien, auf denen sich die praktische Mitarbeit an der Vervollkommnung der Bibliotheca Missionum bewegen kann, sind dreierlei Art: **Berichtigungen von Versehen, Ergänzungen zu namhaft gemachten Werken und Nachträge von Schriften, die der Kenntnis entzogen blieben.**

Es gereicht nun vorab der Geduld und der Genauigkeit des Herausgebers und seiner Mitarbeiter zum höchsten Lobe, daß die Drucklegung des stattlichen Bandes mit den zahllosen Einzelheiten und Kleinigkeiten so sauber und mit verhältnismäßig wenigen Druckfehlern ausgefallen ist. Die meisten wird der kundige Benutzer des Werkes verbessern können.[2]) Einige Versehen indes, die unterlaufen sind,

---

1) Bibliotheca Missionum, Vorwort p. X.

2) Hier seien noch ein paar kleine Versehen angemerkt. Bei der Anführung des „Rapport de l'Oeuvre de Marie Immaculée" (No. 1548) steht: 1915 = Année 1915 statt des betreffenden

dürften nicht immer gleich als solche erkannt oder leicht von allen berichtigt werden.

So ist z. B. Die Studie von Angelini „La Schiavitù e la Chiesa“ (No. 1362) ein Sonderabdruck aus dem „Giornale Arcadico“, nicht aus einem „Giornale Araldico“. – Die Zeitschrift „De Katholieke Missiën“ (No. 1456) wird zum Jahre 1874, dem Gründungsjahre, bereits als Zeitschrift der Gesellschaft des Göttlichen Wortes angeführt. Sie ist jedoch eine Schöpfung der holländischen Jesuiten und ging erst im Jahre 1907 an die Steyler Missionare über. — Zu der Zeitschrift „The Damian Institute“ (No. 1737) steht bemerkt: 1915 = XX Vol. . . Das Blatt ist indes bereits im Jahre 1907 eingegangen. — Ein anderes Versehen bezieht sich auf das Gründungsjahr der Missionszeitschriften. Bei einer stattlichen Zahl ist der Erscheinungstermin um ein Jahr, bei anderen sogar um zwei bis drei Jahre zu früh angesetzt, während bei der Angabe der Jahrgänge der „Katholischen Missionen“ die Zahl um eins zu niedrig gegriffen ist.[1])

Es seien z. B. angeführt:

Stern der Neger	1897	statt	1898,
Gott will es	1888	„	1889,
Echo aus Afrika	1888	„	1889,
Licht und Liebe	1908	„	1909,
Werk des P. Damian	1894	„	1895,
Afrika-Bote	1893	„	1895,
Antoniusbote	1893	„	1894,
Steyler Missionsbote	1872	„	1874,
Echo aus Knechtsteden	1898	„	1899,
Kreuz und Caritas	1892	„	1893,
Reich des Herzens Jesu . . .	1900	„	1901,
Das Licht	1903	„	1906,
Missionen der Aug. v. d. Himmelfahrt	1905	„	1906.

Jahrganges. — Aus dem Titel der französischen Zeitschrift der Picpus-Genossenschaft „L'Oeuvre du Père Damien“ (Nr. 1737) ist L'Oeuvre de S. Damien geworden.

1) Der St. Josefs-Missionsbote wurde im Jahre 1896 nicht im Jahre 1900 gegründet. — Auch die Angaben über die nichtdeutschen Zeitschriften bedürfen einer Nachprüfung.

Im allgemeinen läßt sich das Gründungsjahr einer Zeitschrift nur de visu mit Sicherheit feststellen. Das obige Versehen beruht auf dem Rechenfehler, daß die Zahl der Jahrgänge von der Jahreszahl 1915 als dem angenommenen Endtermin abgezogen und so das erhaltene Jahr als Gründungsjahr bezeichnet wurde. In Wirklichkeit kann im allgemeinen erst das folgende der erste Erscheinungstermin sein, wie eine einfache Überlegung dartut. Da es sich hier um eine ganze Gattung von Missionsschriften handelt, wäre es ohne Zweifel ratsam, dem letzten Bande der Bibliotheca Missionum einen Anhang aller Zeitschriften mit den revidierten Jahreszahlen der Gründung beizufügen, weil sonst die Gefahr besteht, daß die fehlerhaften Datierungen von anderen, wie es bereits geschehen ist, unbesehen herübergenommen und so in den Listen der Missionszeitschriften immer weitergeführt werden. (Schluß folgt.)

Valkenburg. Bernard Arens S. J.

LIII.

Zur Foersterkontroverse.

Daß Foersters Religionsbegriff pragmatistisch sei, habe ich keineswegs auf Grund allgemeiner Ähnlichkeiten behauptet, wie Göttlers Referat in Heft 5 und 6 mir unterstellen will. Noch weniger habe ich Foerster die Auffassung von James deshalb beigelegt, weil er nirgends ausdrücklich das Gegenteil sage. Das wäre nicht ein argumentum e silentio, sondern eine glatte Albernheit, welche mir niemand zutrauen wird, der meine wissenschaftliche Arbeitsweise wirklich kennt. Ich habe meine Resultate formuliert auf Grund sorgfältiger begrifflicher Analyse, auf welche Göttler soviel wie gar nicht eingeht. Ich muß deshalb den Leser auf meine Ausführungen im Oktoberhefte des „Pharus" verweisen und mich mit folgender Richtigstellung begnügen. Daß Foersters Religionsbegriff auf W. James zurückgeht, behaupte ich aus folgenden Gründen:

1. Foerster stellt den folgenschweren Satz auf, die Religion sei auch in ihren höheren Gestaltungen einschließlich des Christentums aus den Erlebnissen und Bedürfnissen des Menschen entstanden und habe sich von der rohesten Naturvergötterung an emporentwickelt. Dieser Satz schließt, wie in der Enzyklika Pascendi mit unangreifbarer Logik ausgeführt ist, alle übrigen Positionen des Pragmatismus in sich und stürzt das Christentum bis in die Fundamente hinein um. Es handelt sich hier nicht um eine gelegentliche Äußerung Foersters, sondern er baut ausdrücklich auf diesem Satze seine ganze Religionspädagogik auf, indem er erklärt, die Erziehung des Einzelnen zur Religion müsse den nämlichen Weg gehen, wie ihn die Erziehung des Menschengeschlechtes genommen habe (Jugendlehre 1917 S. 146). Daß hier Foerster vollständig auf James ruht, hat er eingehend schon in seinem früheren Schrifttum bewiesen, wo er stets daran festhielt, daß die Religion aus der Sittlichkeit entstehe, nicht, wie das Christentum lehrt, umgekehrt, daß das kämpfende Gewissen gegen die alten Götter immer wieder sich auflehne und dem Bilde Gottes diejenigen Züge der menschlichen Natur beilege, die in dem jeweiligen Stadium der geschichtlichen Entwicklung als die wohltätigsten und erstrebenswertesten erschienen, daß der sittliche Fortschritt nicht vom Himmel steige, wie die andächtige Menge glaube, sondern daß der Mensch zuerst seinen sittlichen Fortschritt an das Himmelsgewölbe schreibe, von wo aus er als religiöses Ideal zurückstrahle. Kein Kenner wird behaupten wollen, daß diese Theorie von Foerster erfunden ist. Es ist der Religionsbegriff von James, welcher in allen Variationen ausführt: „Die Götter, welche wir bekennen, sind die Götter, nach welchen unser sittlicher Fortschritt ein Bedürfnis geschaffen hat.“ Vgl. Oktoberheft des „Pharus“.

2. W. James verlegt die eigentliche Quelle der Religion in die Intuition, das innere Erlebnis, die innere Erfahrung genialer Menschen und definiert die Offenbarung als „Komplex innerer Erfahrungen, welche große Männer in den



Entscheidungskämpfen ihres Lebens gemacht haben". Genau das ist der Religionsbegriff, welchen Foerster schon in seiner Propaganda für die ethische Kultur zuerst als Arbeitsprogramm gegen die Kirche durchsetzen wollte, welchen er noch in den neuesten Auflagen seiner Unterrichtswerke festhält und welchen kurzsichtige Katholiken noch heute als Annäherung an das Christentum begrüßen. Auch nach Foerster ist die eigentliche Quelle der Religion die Intuition genialer Menschen; die hl. Schrift beruht auf der Intuition solcher religiöser Genies, das Christentum beruht auf den inneren Erlebnissen, die „der größte Überwinder (Christus) und seine bedeutendsten Nachfolger" gesammelt haben; die kirchliche Tradition ist ihre aufgespeicherte Erfahrung. Göttler ist ganz falsch beraten, wenn er glaubt, diese Theorie, welche namentlich den Foersterschen Unterrichtswerken klar zu grunde liegt, durch Berufung auf die christliche Mystik verteidigen zu können. Es handelt sich hier um etwas ganz anderes, um die radikale Empirie der amerikanischen Religionspsychologie, und die Enzyklika Pascendi, welche der christlichen Mystik gewiß nicht nahe treten will, verwirft die „geniale Intuition" als Quelle der Religion, da nach uralten kirchlichen Lehrentscheidungen nicht die Intuition, sondern der Verstand Grund- und Leitakt jenes Glaubens ist, welcher zum Heile notwendig ist. Ausdrücklich erklärt es die Enzyklika als grundstürzenden Irrtum, die hl. Schrift und Tradition mit dieser Theorie von der Intuition zu erklären, und nennt es eine Blasphemie dieselbe auf Christus anzuwenden, wie Foerster überall tut. Wenn Göttler von Foerster immer als „Intuitionsmenschen" spricht, so hat er diesen gründlich mißverstanden. Denn Foerster selbst gestand gegenüber Kronenberg, daß er sich den Intuitionsmenschen nicht zuzähle, weil er noch keine neuen religiösen Wahrheiten entdeckt habe, und es würde auch für Göttler schwer sein, mit solchen religiösen Neuentdeckungen Foersters aufzuwarten. Himmelweit war die Mystik von dieser modernen Intuitionstheorie entfernt.



3. Die Hauptthesis der amerikanischen Religionspsychologie ist die, daß die Dogmen Symbole religiöser Erlebnisse seien. Diesen Begriff vor allem haben von Anfang an Foerster und sein Vater, deren Programm sich vollständig deckte, ins Christentum einzuführen gesucht. An hunderten von Stellen in allen seinen Schriften bezeichnet Foerster die Dogmen als Symbole, deren Sinn man nicht wörtlich nehmen dürfe, sondern die man als Bilder von Erlebnissen zu fassen habe, deren metaphysischen Kern herauszuschälen Foerster sich unendliche Mühe gibt. Nach kirchlichen Lehren sind die Dogmen keine Symbole, sondern absolute Wahrheiten. Aus der Menschwerdung Christi, seiner Geburt aus der Jungfrau, seiner Auferstehung läßt sich kein metaphysischer Kern herausschälen, sondern es sind das für die Kirche objektive Heilstatsachen im buchstäblichen Sinne und durchaus nichts anderes. Foerster leugnet nun in seinem ganzen Schriftum die Heilstatsachen vollständig. Die Dogmen sind ihm aus reiffster Seelenkenntnis, aus tiefster Erfahrung der bedeutendsten Nachfolger Christi hervorgegangen und katholische Foersterschüler freuen sich, daß nach Foerster in den Dogmen die „Erfahrungen von Jahrhunderten" stecken. Nach kirchlicher Auffassung ist das eine völlige Entwertung der Dogmen. Jahrmillionen menschlicher Erfahrung können kein Dogma im christlichen Sinne schaffen, sondern nur die Offenbarung des persönlichen Gottes, die äußere Offenbarung, die nach kirchlicher Lehre mit Christus abgeschlossen war, also nicht erst aus der „Erfahrung der bedeutendsten Nachfolger Christi" entspringen kann. Die Art, wie Foerster in seinen Schriften den „metaphysischen Kern" aus den kirchlichen Symbolen herausschält, läßt den seichtesten Rationalismus des 18. Jahrhunderts in tiefen Schatten treten. Ich will hier gar nicht daran erinnern, wie Foerster früher die Angst der mittelalterlichen Mütter, ihre Kinder möchten ohne Taufe sterben, als Aberglauben bezeichnete, aber dabei die „erhabene Symbolik" feierte, die in der Lehre von ungetauften Seelen im modernen Sinne stecke. Ich will nicht



charakterisieren, was das christliche Empfinden zu der „erhabenen Symbolik“ sagen muß, die Foerster darin fand, daß er die Mutter des Raubmörders Bruno Werner tausendmal höher stellte als die „gefeierte Mutter der Kirche“, weil auch ihr Kind „ein Christkind, Gottessohn und Erlöser“ sei. Ich erinnere nur daran, daß auch in den allerneuesten Auflagen seiner Unterrichtswerke Himmel und Hölle und jüngstes Gericht ihm Symbole sind, „Bilder, in welche der Mensch die Erlebnisse seines Gewissens kleidet“, ja daß ihm „die Heiligtümer der Seele im Bilde Gottes niedergelegt sind“. In seinem neuesten Werke „Erziehung und Selbsterziehung“ werden die christlichen Begriffe Menschwerdung, Auferstehung des Fleisches usw. auf das seichteste rationalisiert, so auf S. 131 in einer wirklich banalen Art das Et verbum caro factum est. Wenn Göttler meint, das seien nur gleichnisartige Anwendungen der Dogmen wie bei den griechischen Vätern, so ist das ein ganz unglücklicher Vergleich. Denn die griechischen Väter setzen die Dogmen überall in ihrem buchstäblichen Sinne als absolute Wahrheiten voraus, während Foerster in seinem über 25 Jahre ausgebreiteten Schrifttum an keiner Stelle auch nur bezüglich eines einzigen Dogmas dies tut, dagegen an vielen Stellen den christlichen Sinn der Dogmen ganz offen leugnet. Göttler meint allerdings, Foerster glaube wenigstens an ein Dogma, die Gottheit Christi. Allein wie kann ein Theologe annehmen, daß man an die Gottheit Christi glaubt, wenn man das Wunder, den trinitarischen Gottesbegriff, die Geburt aus der Jungfrau, die Auferstehung ablehnt? Ich habe im Oktoberheft des „Pharus“ nachgewiesen, daß Foersters Innsbrucker Vortrag sich klar zum Pragmatismus bekennt und von Gottmenschheit nur in einem verworrenen, modern philosophischen Sinne im augenfälligen Anschluß an amerikanische Religionspsychologen wie W. B. Smith (Ecce Deus), keineswegs aber in christlichem Sinne spricht.

Wohin soll es mit unserer christlichen Erziehung kommen, wenn eine solche Unklarheit im Zentrum unseres Religions-



begriffes nicht mehr beredet werden dürfte? Göttler meint, daß Foerster die Dogmen in einem tiefen zwar, aber nicht in vollem Sinne des Christentums nehme. Er mag dies für seine Person halten wie er will. Er wird aber andern gestatten müssen, daß sie hinter solchem schillernden Spiel mit christlichen Ausdrücken, das D. F. Strauß und E. von Hartmann als des deutschen Geistes unwürdig erklärt haben, nichts Tiefes mehr zu finden vermögen und daß sie es mit der Enzyklika Pascendi halten, welche auf das Bestimmteste erklärt, die Auffassung der Dogmen als Symbole mit einem „metaphysischen Kern" sei der Tod des Christentums.

Das sind nur einige Beweise für den pragmatistischen Religionsbegriff Foersters. Was Göttler als Gegenbeweis anführt, zeigt nur, daß er den wirklichen Pragmatismus nicht tiefer kennt und deshalb sich in jenen acht Mißverständnissen bewegt, welche James in „Meaning of Truth" als die landläufige Meinung über den Pragmatismus ablehnt. In klassischer Weise bekennt ja Foerster in seiner Jugendlehre sich dadurch zum Pragmatismus, daß er erklärt, er sei von der Verachtung zur Schätzung der religiösen Erziehung übergegangen, weil die religiösen Motive bei weitem plastischer und künstlerisch wirksamer seien als die bloß ethischen. Er sagt nirgends, daß er zur religiösen Erziehung übergegangen sei, weil er von der Wahrheit der religiösen Dogmen sich überzeugt habe. Sein ganzer Übergang zur religiösen Erziehung dokumentiert sich darin, daß er die Unterrichtswerke mit seiner kirchlich unzulässigen Theorie über den Ursprung der Religion verbrämt. Von seinen zahllosen Unterrichtsbeispielen hat er bis heute jedes religiöse Motiv ganz und gar ausgeschlossen, was doch zu denken geben müßte. Wenn aber Göttler sich darauf beruft, daß in „Auktorität und Freiheit" Foerster betont, prinzipiell müsse der von Religion durchdrungene Schulbetrieb das Ideal bleiben, so hat er eine äußerst wichtige Tatsache übersehen. Schon 1901 hatte nämlich Förster erklärt, die ethische Bewegung komme nicht vorwärts, wenn die Religion ganz



vom Schulbetrieb ausgeschlossen werde, weil daran noch viele Leute sich stoßen. Es müsse deshalb als Ideal angestrebt werden, daß ein undogmatischer Religionsunterricht in die Schule eingeführt werde und nur die konfessionelle Religionslehre ausgeschlossen bleibe. Foerster hat in seiner ganzen Jugendlehre ein einziges Beispiel dieses undogmatischen Religionsunterrichtes, die Lehre von der Erbsünde. In diesem Beispiel wird einfach an Stelle der christlichen Lehre die Anschauung Kants vorgetragen, welcher bekanntlich erklärt hat, seine Auffassung sei unvereinbar mit der christlichen, die er als unsittlich erklärte.

Göttler verweist mich auf die „herrlichen Ausführungen", die Foerster in „Auktorität und Freiheit" ganz im Gegensatze zu Comte über die Kirche vortrage. Das ist ein äußerst schweres Mißverständnis. Was wir Katholiken an diesem Buche billigen können, nämlich die Anerkennung einer allgemeinen Notwendigkeit einer Autorität gegenüber der individuellen Vernunft, geht bis in alle Einzelheiten vollständig auf Comte zurück. Es ist Göttler offenbar nicht bekannt, daß Foerster selbst in der Ethischen Gesellschaft sich für diese Auffassung mit Nachdruck gegenüber Kronenberg auf Comte berufen hat, und es genügt auf den offenen Tatbestand hinzuweisen. Was aber die katholische Kirche in der Gegenwart anlangt, so urteilt Comte weit günstiger über dieselbe als Foerster. Alle katholischen Kritiker (Alois Wurm, Schraml, Homscheid, Christian Pesch usw.) haben einstimmig anerkannt, daß Foerster keine Ahnung zeige von dem Übernatürlichen als dem eigentlichen Lebenselemente der Kirche. Es ist ganz falsch, daß Foerster die Kirche auf religiösem Gebiete als Führerin anerkennt. Niemals hat Foerster die Kirche als bindende Auktorität anerkannt. Als Auktorität in den religiös-sittlichen Grundfragen des Lebens stellt er konsequent in all seinen Schriften „die Übereinstimmung der großen Genien aller Völker und Zeiten" auf, (Jugendlehre 480, Lebensführung 297), ein Prinzip, von dem doch jeder gebildete Katholik auf den ersten Blick sehen

muß, daß es von der kirchlichen Auffassung himmelweit weg führt. Aber was noch weit schlimmer ist, nicht einmal als Kulturmacht will Foerster die Kirche anerkennen, bevor sie nicht die Katholizität, die sie durch den Abfall des Protestantismus verloren habe, zurückerobert hätte. Auch wirft er der Kirche vor, sie habe seit der Reformation die Freiheit, die kostbarste Kulturkraft, ausgestoßen und drohe selbst zur Separation, also zur Sekte zu werden. Ein charakterverderbender Druck laste auf dem kirchlichen Leben. Die neuere Entwicklung des Papsttums sei verhängnisvoll, was, wie Schraml in diesen Blättern bemerkte, so viel heißt, als das Papsttum drohe zum Totengräber der kirchlichen Auktorität zu werden. Und dabei betont Foerster wie immer, seine Stellung zur kirchlichen Auktorität schließe die theologische Auffassung nicht aus, sondern ergänze sie. Mit Recht erwiederte Homscheid, Foersters Stellungnahme würde die kirchliche Auffassung tödlich treffen, und wäre seine Kritik berechtigt, so hätte die Kirche das Recht auf Erziehung verloren.

Göttler meint, er müsse als wirklicher Kenner Foersterscher Geistesart in sich hineinlächeln, daß ich Foerster ein abgeschlossenes System ankonstruieren wolle. Hätte er meine Arbeit wirklich aufmerksam gelesen, so hätte er diese Selbstvergnügtheit sich sparen können. Denn ich habe ausdrücklich mit Berufung auf Wundt, welcher den Pragmatismus einen charakterlosen Eklektizismus nennt, betont, daß Foersters System ein Gemenge von Widersprüchen ist und Risse bis in die Fundamente hinein aufweist. Wie oft hat James selbst erklärt, der Pragmatismus könne als radikaler Empirismus gar kein geschlossenes System sein, sondern ein „Bündel von Voraussetzungen", eine Gedankenrichtung, welche sich in allen Punkten der Religionsphilosophie in Gegensatz zur platonisch-europäischen, d. h. philosophisch-systematischen Art des Denkens stelle. Wer eine Ahnung davon hat, wie die ganze amerikanische Pädagogik, aus welcher Foerster trotz aller Kritik in peripherischen Dingen

sein Erziehungsideal in allen wesentlichen Punkten entlehnt hat, von der Religionspsychologie eines James und der Clark'schen Psychologenschule beherrscht ist, wird durchaus keine künstliche Konstruktion darin erblicken, daß ich das Problem Foerster auf diese Frageformulierung eingestellt habe. Darüber mögen Religionsphilosophen urteilen, die mit dem heutigen Stande dieser Wissenschaft vertraut sind.

Ganz unbegreiflich ist Göttlers Kritik an meiner Behauptung, daß Foerster den konfessionellen Religionsunterricht aus der Schule entfernt wissen wolle. Göttler behauptet, ich hätte hier einfach das, was Foerster über den religionslosen Moralunterricht in anderen Ländern sage, als Foersters Ansicht hingestellt. Der Leser kann sich leicht selbst überzeugen, daß das eine ganz und gar unbegründete Aufstellung ist, namentlich soweit Göttler behauptet, ich hätte absichtlich ein Sätzchen ausgelassen, aus dem hervorgehe, daß Foerster nicht seine Ansicht vortrage, was eine direkte Fälschung wäre. Ich habe mit peinlichster Sorgfalt nur das als Ansicht Foersters zitiert, was Foerster unzweideutig als solche vorträgt; und es wäre zu wünschen, daß Göttler die gleiche Sorgfalt auf Wiedergabe fremder Ansichten verwenden würde. Dann könnte eine wissenschaftliche Diskussion über eine so wichtige Frage in ein fruchtbares Geleise kommen. Das von mir ausgelassene Sätzchen lautet: „Folgende kulturelle und pädagogische Gründe waren hier maßgebend." Ich mußte dieses Sätzchen, welches durchaus nicht sagt, daß Foerster das Folgende etwa ablehne, weglassen, weil ich nicht alle diese Gesichtspunkte anführen wollte, sondern nur einen, welchen Foerster ausdrücklich auch als seinen Gedanken einführt und zwar nicht bloß in dem Buche selbst an mehreren Stellen, sondern in zahllosen Verlautbarungen seit 25 Jahren, nämlich den Gedanken, in Amerika werde kein Religionsunterricht erteilt, weil eine Parteinahme des Staates für eine Weltanschauung als antidemokratische Vergewaltigung empfunden würde. Damit soll ich Foersters Ansicht gefälscht haben, obwohl er den ganz gleichen Ge-



danken auf S. VIII und auf S. 664 in noch schärferer Form als seine persönliche Ansicht wiederholt und überall ausdrücklich hervorhebt, daß ein von religiösen Sanktionen losgelöster Moralunterricht die Grundabsicht des ganzen Buches sei.

Noch schlimmer aber ist, daß Göttler den Anschein zu erwecken sucht, als trete Foerster neuestens für die konfessionelle Schule ein. Ich muß auch hier auf meine Ausführungen im Oktoberheft des „Pharus" verweisen, wo ich nachgewiesen habe, daß Foerster dem Kampf gegen die christliche Schule sein Lebenswerk gewidmet hat und daß er der Erste war, welcher die Bewegung gegen die christliche Schule internationalisiert hat. Kein Gelehrter in Europa hat vielleicht mehr gegen die christliche Schule gearbeitet als Foerster, der im Jahre 1893 mit seinem Vater die Gesellschaft für ethische Kultur gründete, um den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf zu Fall zu bringen und der noch 1904, als er aus taktischen Gründen von der Gesellschaft sich trennte, ausdrücklich durch Dr. Bieber für Entchristlichung des Staates und Entchristlichung der Schule seine Stimme abgab und kurz vorher in einer Debatte mit Dr. Staudinger schrieb: „Daß der alte Onkel (die Kirche) mit seiner Petroleumlampe (der christlichen Weltanschauung) aus der gemeinsamen Wohnstube, der öffentlichen Schule hinausmüsse, habe ich bei jeder Gelegenheit betont." Freilich hatte am 1. Juni 1902 Foerster das Programm aufgestellt, es solle die ethische Bewegung, um die religiösen Gefühle mancher Leute nicht zu verletzen, zugeben, daß konfessioneller Religionsunterricht außerhalb der Schule von der Familie oder der Kirche erteilt werde. Und daran hält Foerster heute noch fest. Das also soll Foersters Eintreten für die konfessionelle Schule sein! Da hört wirklich alles auf!

Das Merkwürdigste an der ganzen Debatte ist, daß Göttler als Vormund Foersters auftritt, während sich dieser selbst in Schweigen hüllt. Foerster braucht ja bloß zu erklären, daß er jetzt für die konfessionelle Schule eintritt,



wie Göttler insinuieren will, und daß er in Innsbruck die Gottheit Christi im Sinne einer zweiten Person in der Trinität als seine persönliche Überzeugung bekannt habe, und die Debatte ist wesentlich gefördert. Wir fordern von niemand Bekenntnisse. Aber nachdem Göttler behauptet, selbst die neueste Auflage von Foersters Hauptwerk, der Jugendlehre 1917, werde durch gegenteilige Bekenntnisse Foersters desavouiert, haben wir ein Recht darauf, zu hören, ob Foersters Werke noch seine Meinung darstellen oder nicht, nachdem er sich als Führer der christlichen Erziehung ausrufen läßt.

Foerster tritt bekanntlich nicht bloß als Moralpädagoge auf, sondern als Religionspädagoge mit der Forderung, die Kirche müsse ihre zweitausendjährige Methode der Religionslehre, ja sogar der Seelsorge nach der neuen, biologischen Methode umgestalten, weil sie (die Kirche) keine große pädagogische Tradition habe, wie sie das Leben zur Interpretation ihrer Symbole d. h. der Dogmen, verwerten könne (Jugendlehre 121—131). Da mußte doch einmal, nachdem katholische Foersterfreunde hier gar kein Problem sehen, sondern sich auf Bewunderung und Nachahmung Foersters beschränken, die Frage untersucht werden, was denn aus den katholischen „Symbolen“ würde, wenn sie zeitgemäß im Sinne Foersters „interpretiert“ würden. Ich bin der Meinung, daß die Kirche selbst die Methode kennt, nach welcher sie ihre Dogmen zu „interpretieren“ hat. Ich habe Foersters pädagogische Vorzüge mit Freuden anerkannt und nicht geleugnet, daß viele christliche Gedanken sich bei Foerster finden, die beim ersten Blick an die reinsten Blüten katholischer Religiosität erinnern. Allein, würde man diese guten Gedanken Foersters zusammenstellen und daneben die vielfach gleichlautenden Aussprüche der amerikanischen Religionspsychologen, dann würde sich zeigen, wie gering der wirkliche apologetische Ertrag ist. Denn Foerster will eben zeigen, daß all das, was das Christentum als Blüte objektiver übernatürlicher Kräfte darstellt, psychisches Entwicklungsprodukt religiöser



Genialität ist, und hängt er auch, mit Strauß zu sprechen, Christus den Purpurmantel höchster Genialität um, erhebt er ihn in modernem Sinne zum Gottessohn, katholisch ist das nicht. Die katholische Erziehung muß aus den ewigen Quellen der Gottes-Offenbarung, nicht aus den Zisternen „religiöser Genien“ schöpfen.

Regensburg, 27. Sept. 1918. Domdekan Dr. Kiefl.

LIV.

England und Indien im 19. Jahrhundert.

Zeitgemäße Erinnerungen.

Der Wiener Kongreß, vorwiegend mit Europas Zukunft beschäftigt, störte Englands Orientpolitik keineswegs. Die Teilnehmer waren zu wenig vertraut mit den geographischen Verhältnissen des fernen Ostens, so daß von Indien überhaupt keine Rede war. Dadurch fanden die englischen Machthaber und Geschäftsleute Zeit sich ungestört von jeder Konkurrenz häuslich einzurichten, ja sie mußten den eingeschlagenen Weg mit einer gewissen Naturnotwendigkeit weiterschreiten und Indiens Eroberung vollenden.

Nur durch neuen Gewinn ließ sich das Erworbene erhalten. Denn von Norden her fand sich der englische Besitz ernstlich bedroht durch die kriegerischen Stämme der Afghanen, die, von Rußland vorgeschoben, der Kolonie manches Leid zufügten.

Rußlands Einfluß war im alten Iran allmächtig geworden, seit König Georg XIII. von Tiflis, auf allen Seiten bedroht, die Existenz seines Reiches dadurch zu retten suchte, daß er es dem Zaren Paul vermachte. Damit war der Krieg zwischen Persien und Rußland gegeben. Bei Eriwan wurden die Perser besiegt und im Vertrag von Gulistan (1813), sowie später in den Abmachungen von Turkmandschai zu so bedeutenden Abmachungen und Zugeständnissen gezwungen, daß ihr Reich nicht



viel mehr bedeutete als ein Vasallenstaat Rußlands. Die Regierung des Zaren hält es für klug, die von Süden her andringenden Engländer vom Plateau von Iran aus in Schach zu halten. Darum muß der Schah Mohamed im Jahre 1837, von einem Stab russischer Offiziere umgeben, die von den Engländern besetzte Stadt Herat belagern. Er weicht erst zurück, als ihm durch geschickten Gegenzug die Engländer Bender-Buchir, eine wichtige Hafenstadt am persischen Golf, nehmen.

Doch Rußland hält zäh an der begonnenen Politik fest. Auf seinen Wunsch muß im Jahr 1855 der Schah Nasreddin Herat erobern, aber durch erneute ernste Bedrohung seiner Küste sieht er sich gezwungen den Platz wieder zu räumen. Für die Engländer war in diesem Spiel und Gegenspiel der traurigste Zug die Schlappe, die sie im Kampf mit den Afghanen erlitten. Dieser Krieg, im Jahre 1841 von dem Generalgouverneur Lord Auckland unter dem Vorwand beschlossen, den legitimen Fürsten Shudjah gegen den von Rußland geschützten Usurpator Doß-Mohammed zu verteidigen, begann mit der Besetzung Kabuls. Da sich Shudjah unbeliebt machte, brach nach zwei Jahren eine gewaltige Empörung aus und zwang die Engländer zur Flucht durch das tief verschneite Gebirge. Auf ihnen wohlbekannten Höhen lauerten die Afghanen der kleinen Armee auf, die sich mühsam dahinschleppte, und umzingelte sie. Der Führer wird gefangen und in Ketten gelegt. Seine Demütigung genügt den Rachedurstigen nicht. Er muß zusehen, wie seine ganze Truppe wehrlos von den versteckten Feinden niedergeschossen wird. Von allen blieb als einziger ein Dr. Bryon übrig, der durch merkwürdigen Zufall gerettet, nach Indien gelangte und dort die Tatsachen berichtete.

Englands Rache blieb nicht aus. Kabul und Afghanistan wurden erobert. Da der britische Schützling inzwischen ermordet war, gelang es mit dem früheren Russenfreund Doß-Mohammed einen Vertrag zu schließen, der ihn dem russischen Einfluß entzog und dem englischen unterstellte. Auch die meisten Stämme des Beludschistan ließen sich unterjochen und gegen

Afghanistan bedienen. Allein die peinlichen Erfahrungen des Jahres 1842 lehrten, daß eine Sicherung des anglo-indischen Reiches nur dann ausführbar sei, wenn die alte Straße der Eroberer, das Tal des Indus, vollständig dazu gehöre. Dies wurde zielsicher in Angriff genommen. Ch. Napier besiegt zum Zweck, den Sind — das untere Flußbecken — zu erobern, die indische Bevölkerung, nimmt das Gebiet in Besitz und führt der Ostindischen Kompagnie ungeheure Schätze zu. Nun galt es den Pendschab, das obere Stromgebiet sich anzueignen. Es dehnt sich bis zur nordischen Einfallspforte aus bei dem Paß von Soliman, den man so gern für immer verrammelt hätte. Bis 1839 hatten die Bewohner des Pendschabs unter der kräftigen Führung eines bedeutenden Fürsten, den man den alten Löwen des Pendschab nannte, gestanden. Er verfügte über eine gut organisierte Armee, die noch von den Franzosen ausgebildet war. Hier hielt zum letztenmal den Engländern in Indien französischer Einfluß stand. Aber nach dem Tod des alten Fürsten und der Ermordung einiger seiner Familienangehörigen blieb nur ein kleines Kind im Herrscherhaus übrig und führerlos zerfiel das Reich. Im Jahre 1849 war die Eroberung des gesamten Pendschab vollendet und in Lahore zog ein britischer Resident ein.

Jedoch kaum war der gesamte Hindostan auf diese Art der Kompagnie zugefallen und die Grenze nach Tunlichkeit gesichert, drohte dem gewaltigen anglo-indischen Reich von innen heraus neue Gefahr. Die Tragödie jener großen Empörung kam dem zeitgenössischen Europa, das mit seinen eigenen Intrigen zu tun hatte, nur wenig zum Bewußtsein. Auf beiden Seiten wurde der Kampf mit verzweifelter Erbitterung und ausgesuchter Grausamkeit geführt. Materielle Unterdrückung und brutale Mißachtung, die stellenweise dem Islam wie den indischen religiösen Gebräuchen entgegentrat, waren die Ursachen des gewaltigen Aufstands. Zum Beispiel sollen es die indischen Soldaten als Frevel empfunden haben die Patronenhülsen abbeißen zu müssen, als im Jahre 1857 der neue Karabiner eingeführt wurde, dessen Patronen mit Rinderfett eingeschmiert

waren, denn das Rind galt als heiliges Tier. Auch die Muselmanen fühlten sich des öfteren gekränkt, der Fanatismus beider Religionen wendete sich gegen die Eindringlinge.

Unvorsichtige Beutegier überlastete außerdem seit langen Jahren das Volk. Seit dem Jahr 1830 war das Privilegium der Kompagnie aufgehoben und der Handel in Hindostan freigegeben. Um die Aktionäre zu entschädigen, hatte ihnen die Regierung 10 Prozent der Einnahmen versprochen. Vielleicht war man, naiv geblendet von dem Prunk einiger indischer Fürsten, in gutem Glauben getäuscht über die wirkliche Höhe der Einkünfte. Jedenfalls hegte die Kompagnie kein Interesse mehr an dem Gedeihen des Landes und saugte es erbarmungslos aus, wie einst gewisse Prokonsuln römische Provinzen ausgepreßt. Sie rechnete auf die sanfte Gutmütigkeit der Hindus, die in tropischen Niederungen wohnen und dadurch träumerisch schlaff sind. Aber ein großer Teil Indiens hat Gebirgscharakter, seine Landschaft erinnert vielfach an das deutsche Mittelgebirge und das Alpengebiet. Ähnlich wie bei uns in den Bergen, wohnen dort kräftige, kampflustige Völker. Der obere Ganges und die Nebenflüsse seines Oberlaufs durchströmen ein hochgelegenes Land, das man als eine natürliche Festung Indiens ansehen kann. Von hier ging stets die Herrschaft aus, geistig und weltlich, hier hatten die Großmogule ihren Sitz. Es ist für den Inder heiliges Land. Der östliche Teil des Gebiets war den Engländern schon längst anheimgefallen, den westlichen Teil mit der Hauptstadt Lucknow ereilte im Jahre 1855 das gleiche Schicksal.

Aber Prophezeihungen wurden laut, daß Indien sich bald aus dieser äußersten Demütigung erheben werde und der Eindringling wieder aus dem Heiligtum verschwinde. Ein Jahrhundertlang sei die Prüfung auferlegt, die Fremdherrschaft habe mit Lord Clives Triumph begonnen und müsse nun um 1857 ein Ende finden. Was an Kampflustigen in Indien leben mochte, wurde durch Sendboten aufgestachelt, die dem hungernden Volk Mehl verteilten und jenen, die bereit waren für Indiens

36*



Freiheit zu kämpfen, blaue Lotusblumen gaben, die heiligen Blüten als Symbol von Brahmas erster Inkarnation.

So gelang es verschiedene Stämme anzufeuern. Sie sammelten sich um Nana Sahib, einen von den Engländern gekrönten Fürsten. Unwiderstehlich schien die Bewegung vom Mai 1857 ab anzuwachsen. Nana Sahib führte seine Truppen nach Dehli, dessen Einwohner sich anschlossen, vertrieb die Europäer und zog als Herrscher Indiens aus dem Palast einen Greis hervor, den letzten Nachkommen des Großmoguls, den die Engländer dort als Staatspensionär gehalten hatten.

Mit scheinbarer Großmut ließ Nana Sahib die englischen Bewohner abziehen, machte sich selbständig und befestigte seine Herrschaft. Doch die nach Kalkutta fliehenden Engländer wurden unterwegs in Kreuzfeuer genommen und vernichtet zum Jubel der endlich gerächten Inder. Die Antwort blieb nicht aus. Soweit revolutionäre Eingeborene den englischen Truppen in die Hände fielen, starben sie den Märtyrertod für die von ihnen geträumte Freiheit. Im untern Pendschab wurden zuerst die lodernden Flammen des Aufstands kräftig ausgetreten. Grausame Exekutionen sollten für alle Zeiten abschrecken. Die Inder wurden ertränkt, gehängt, an die Kanonen gebunden und in die Luft geschossen. Dies bedeutete ein Vernichten der sterblichen Hülle, das den religiösen Anschauungen besonders zuwiderlief.

Nach solchen Taten zogen die energischen Eroberer nach Dehli und bemächtigten sich der heiligen Stadt in siebentägigen wütenden Straßenkämpfen. Die letzten Sprößlinge des alten Herrschergeschlechts, die sich im Mausoleum der Großmogule, einem Wunderwerk alter Kunst, verborgen hielten, gerieten in Gefangenschaft und wurden auf elenden Karren hohnvoll durch die Stadt geführt. Da sammelte sich das Volk grollend um das Häuflein Engländer. Nur durch kaltes Blut und Verständnis der indischen Massenpsychologie rettet sich der Führer. Er zieht seinen Revolver und schießt die wehrlosen Prinzen nieder. Das entsetzte Volk weicht zurück, Dehli liegt zu Füßen seiner schrecklichen Eroberer. Haß wütet hin und her, in dem



noch nicht besetzten Gebieten läßt Nana Sahib alle Engländer ohne Unterschied von Alter und Geschlecht niedermetzeln und Tote wie Sterbende zusammen in die Zisterne werfen. Doch der Vormarsch geht weiter. Nach einem glänzenden Sieg wird Lucknow, die letzte Stätte verzweifelter Gegenwehr, eingenommen. In elftägigem Straßenkampf verteidigen die Inder Haus für Haus. Damit war der Aufstand erledigt.

Als die letzten der Insurgenten in die Berge Nepals zurückgeschlagen waren, besann sich die englische Regierung auf endgültige Reformen der Verhältnisse in Indien. Sie ging rücksichtslos aber klug vor, denn die politische Herrschaft sollte nicht mehr durch unkontrolierbare Beutegier und Brutalität einzelner in Gefahr gebracht werden. Durch eine Bill des Jahres 1858 wurde die historisch merkwürdige, aber nicht mehr zeitgemäße Kompagnie aufgelöst und Indien zur Kronkolonie erklärt. Ein eigenes indisches Ministerium entstand, unterstützt durch einen Rat von 15 Mitgliedern, ein Vizekönig vertrat die Rechte der Krone. Das europäische Militärkontingent wurde vergrößert und die eingeborenen Regimenter genossen grundsätzlich bessere Behandlung, der größte Fortschritt bestand aber darin, daß die Inder öffentliche Ämter bekeiden durften.

Durch die gerechten Maßnahmen, die Königin Viktoria einführte, wußte sie vielen Indern jenen Stolz des Engländertums zu geben, ähnlich dem, den unterjochte Völker einst im Römertum gefunden. Den eingeborenen Fürsten schmeichelte man durch den Besuch des Prinzen von Wales (1875/76), den sie wiederum durch glänzende Feste feierten. Am 1. Januar 1877 wurde zu Dehli mit Pomp das alte indische Kaiserreich neu errichtet und Viktoria trat feierlich die Erbschaft der Großmogule an. Erst in jüngster Zeit scheinen Funken der Unzufriedenheit neu aufzuglimmen. Der Nationalitätsglaube und mit ihm das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker beginnt auch dort Gläubige zu gewinnen.

Mit geheimnisvollem Lächeln blicken die indischen Buddhas, die entsagenden und somit nicht zu besiegenden, mit der Ge-



dankenperle auf ihrer Stirne, herab auf Sieger und Besiegte und das Auf- und Absteigen einer Weltmacht nach der anderen dünkt ihnen ein Kleines, Blut und Gold, Ehrgeiz und Rache nur ein vergänglicher Traum, ein auf und ab leuchtendes Bild im täuschenden Schleier der Maja.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

LV.

Kotau vor Wilson?

(Vor Wilsons Antwort.) — 8. Oktober.

Schwere Stunden sind über uns hereingebrochen. Der Einbruch — man kann in doppeltem Sinne von einem solchen sprechen — erfolgte durch die bulgarische Front, also gerade dort, wo man bis vor wenigen Monaten wohl am wenigsten Grund hatte eine solche Katastrophe zu befürchten. Welches die eigentliche Ursache des Zusammenbruchs der bulgarischen Front war, weiß man nicht. Ebensowenig ist es aufgeklärt, warum die Bulgaren nicht die zweifellos zu erreichende Hilfe der Zentralmächte abgewartet, sondern es vorgezogen haben sich sofort auf Gnade und Ungnade den Gegnern zu ergeben. Man kann nur annehmen, daß die Bulgaren gar zu rasch zur Überzeugung gelangt sind, ihrem Zusammenbruch werde unfehlbar demnächst auch jener der Zentralmächte folgen, so daß es für sie gewissermaßen nur Zeitersparnis sei, wenn sie sich sofort und unmittelbar der Entente unterwarfen und auslieferten.

Die nächste militärische Folge der plötzlichen Abschwenkung der Bulgaren war der Fall von Berat, welchen wichtigen Stützpunkt in Albanien die Österreicher erst vor kurzem von den Italiern wieder zurückerobert hatten. Wie weit dieser Einbruch der Entente die Kriegslage noch gegen Albanien, dann auch gegen Bosnien und vielleicht selbst bis gegen die Donau beeinflußen wird, darüber werden uns erst die kommenden Ereignisse belehren, denn wir können nicht



wissen, welche strategischen Vorteile die Bulgaren unseren Gegnern in ihrem eigenen Lande einzuräumen sich bereit finden werden. Jedenfalls ist der Abfall der Bulgaren sowohl objektiv wie subjektiv ein sehr schmerzliches Ereignis.

Zuerst waren die Bulgaren bekanntlich neutral geblieben und es gilt als Tatsache, daß die erste österreichische Offensive gegen Serbien hauptsächlich an der Haltung Bulgariens gescheitert ist. Die Bulgaren hatten — dieser Auffassung zufolge — in jenem kritischen Moment die Serben ihrer fortdauernden Neutralität versichert und so den letzteren es ermöglicht, ihre bis dorthin zur Bewachung der bulgarischen Grenze verwendeten Truppenteile unvermutet den Österreichern entgegenzuwerfen und dieselben zum schleunigen, verlustreichen Rückzug zu zwingen. Während der zweiten Offensive gegen Serbien dagegen haben die Bulgaren sich dem gemeinsamen Siegeszuge der deutschen und österreichischen Truppen angeschlossen, sie haben dann ferner auch an der Niederwerfung Rumäniens erheblichen Anteil genommen, im letzten Frieden von Bukarest sich dafür Silistria und die Dobrudscha zusprechen lassen, und seither gab sich die breite Öffentlichkeit dem Glauben hin, an den Bulgaren die verläßlichsten Bundesgenossen zu haben. Plötzlich nun sind sie aus der gemeinsamen Front, in der sie bisher gestanden, ausgebrochen, und zur Zeit sind wir nicht einmal absolut sicher, ob sich ihre Waffen nicht nächstens gar direkt gegen uns umkehren werden. Sie haben endlich den König Ferdinand, dem sie so Vieles, wenn nicht Alles, was sie jetzt sind, verdanken, zur Abdankung genötigt und den bekanntlich „weggetauften“ Prinzen Boris auf den Thron gesetzt. Der junge König hat auch gleich in seiner Antrittsproklamation nicht verfehlt sich als Kind des orthodoxen Glaubens in Erinnerung zu bringen und damit darzutun, daß in der Frontbruchgeschichte die Einwirkung des Orthodoxismus mindestens ebenfalls eine, wenn nicht die vorwiegende Rolle gespielt hat.

Deprimierend lauten auch die Nachrichten aus Palästina



und Syrien. Nach Jerusalem ist jetzt auch Damaskus in die Hände der Gegner gefallen und damit scheint die Bagdadlinie ernstlich bedroht, wenn nicht bereits verloren zu sein, da Mesopotamien den Türken bekanntlich schon früher entrissen worden ist. Mithin ist auch die künftige Haltung der Türkei in Frage gestellt.

Fast gleichzeitig hat die Sowjet-Regierung den Brester Friedensvertrag gekündigt. Diese Kündigung scheint zwar mit den bulgarischen und syrischen Vorgängen keinen näheren Zusammenhang zu haben, aber eine Befestigung der guten Beziehungen zu Großrußland liegt darin natürlich auch nicht. Auch die Ostfragen also, wie man sie zuletzt genannt hat, können eventuell wieder aufgerollt werden, wobei es nur teilweise Beruhigung gewährt, von dem Vormarsch der Engländer, Japaner, Chinesen und Amerikaner in das innere Rußland jetzt nichts mehr zu vernehmen.

Die sonstige Kriegslage scheint freilich keineswegs verzweifelt zu stehen. So bedauerlich es auch selbstverständlich ist, daß Hindenburg große Teile des eroberten Gebietes hat aufgeben müssen und kilometerweise auch jetzt da und dort preisgeben muß, so wird andererseits die Aussicht der Gegner, die deutsche Front zu durchbrechen — und nur ein solcher Erfolg wäre entscheidend — von Tag zu Tag geringer; trotz der großartigsten Anstrengungen will und wird den Feinden der ersehnte entscheidende Schlag hoffentlich nicht gelingen. Dennoch aber können wir uns auch hier nicht verhehlen, daß die fast täglichen Erfolge der Gegner in allen Feindesländern als fortdauernde Siege ausgegeben und bejubelt werden, daß dadurch die Kriegsstimmung bei den Feinden immer neue Anfachung, die Friedensstimmung dagegen immer neue Rückschläge erfährt. Und ebensowenig endlich können wir übersehen, daß in der inneren Front die schon früher bestandenen Meinungsverschiedenheiten jetzt viel lauter zum Ausdruck kommen, als der gemeinsamen Sache dienlich sein kann.

Kein Zweifel also, es sind schwere Stunden über uns



hereingebrochen. Und der Ernst dieser Stunden wird noch wesentlich erhöht durch das Vermittlungsansuchen, das die Regierungen der Zentralmächte in diesen Tagen an den Präsidenten Wilson gerichtet haben. Denn wenigstens dem Schein nach kann dieses Ansuchen nur sagen wollen, daß auch die Regierungen selber die Hoffnung aufgegeben oder verloren haben, bloß aus eigener Kraft in diesem schweren Strauß zu einem guten Ende zu kommen. Bekennen wir es ganz offen: die an Wilson gerichteten Noten mit der Bitte um Friedensvermittlung haben äußerlich mit einem förmlichen Kotau vor Wilson eine verzweifelte Ähnlichkeit, zumal in diesen Noten auch die rückhaltlose Unterwerfung unter die von Wilson bei verschiedenen Gelegenheiten aufgestellten Friedenspunkte ausdrücklich ausgesprochen ist.

Zum Glück jedoch trügt der Schein auch diesmal und es kann als eine mindestens sehr parteiische Übertreibung beklagt werden, wenn die Kreuzzeitung sagt, über dem Deutschen Reichstagsgebäude wehe jetzt statt der schwarzweißroten einfach die weiße Flagge. Alle diese Auffassungen und Darstellungen gehen offensichtlich von der Parallele mit 1870 aus. Es ist nicht zweckmäßig, auf dieses Thema näher einzugehen. So viel aber muß doch gesagt werden: diese Parallele besteht nicht und es heißt alle Tatsachen verschieben, wenn man durchaus solche Parallelen konstruieren will.

Mit den Wilson'schen Bedingungen verhält es sich doch sehr bedeutend anders, als nach dem ersten oberflächlichen Schein zu urteilen wäre. Nach dem ganzen Zusammenhang der Dinge, soweit derselbe bisher erkennbar vorliegt, kann der Gedankengang Wilsons kaum anders als in der Weise gedacht werden: Vielleicht nicht gleich von Anbeginn an, aber doch bald nachdem die Konturen des Weltkrieges sich deutlicher abzuzeichnen begonnen hatten, hat in Wilson der Wunsch sich geregt, von der einen oder andern Seite als Vermittler, als Schiedsrichter angerufen zu werden. Und da dieser Wunsch von keiner Seite erfüllt worden ist, Wilson wohl gar eher besorgen mußte, bei der Schlußentscheidung



ganz übergangen zu werden, so hat er beschlossen, sich mit Waffengewalt als Schiedsrichter aufzudrängen. Alle seine Kundgebungen der letzten Monate sind von dem Gedanken getragen, daß nur er und niemand sonst, insbesondere auch der Papst nicht im Stande sei, einen wirklichen Frieden herbeizuführen.

In der Tat sind — beispielsweise — seine vierzehn Punkte weder der Form noch dem Inhalt nach das, was man unter Kriegführenden Friedensbedingungen zu nennen pflegt. Es sind Friedensbedingungen, ja, aber nicht einseitige, sondern die vierzehn Punkte wenden sich an beide Seiten, sie sind folglich eher als Vermittlungsvorschläge denn als Friedensbedingungen zu bezeichnen. Diese vierzehn Punkte legen nicht bloß den Zentralmächten sondern auch der Entente Bedingungen auf, und zwar Bedingungen, die rückhaltlos zu erfüllen der Entente auf der einen Seite gewiß nicht minder peinlich fallen mag als etwa den Zentralmächten auf der anderen Seite. Punkte wie das sogenannte Selbstbestimmungsrecht der Völker, die Freiheit der Meere, der Verzicht auf jede Art von Wirtschaftskrieg, wenn damit wirklich Ernst gemacht wird, müssen die Ententemächte — man denke an Irland, Algerien, Tunis, Egypten usw.; modern-nationale Autonomisten gibt es ja überall, selbst in Syrien, es bedarf dazu nicht einmal solcher Individuen wie Masaryk und Genossen — noch viel empfindlicher treffen als die Zentralmächte.

Hinsichtlich der Zentralmächte kommt hiebei auch sehr wesentlich in Betracht, daß die in den vierzehn Punkten enthaltene Forderung der unbedingten Räumung des ganzen russischen Gebietes seit dem 18. Januar, wo diese Punkte aufgestellt wurden, einen gänzlich veränderten Charakter angenommen hat; damals war diese Forderung einfach unerfüllbar, heute stehen diese Dinge ganz anders, ja heute kehrt sich diese Forderung sogar gegen — Wilson selbst.

In Deutschland müssen natürlich vor allem die Punkte betreffend Elsaß-Lothringen und die Kolonien Anstoß er-



regen. Aber auch da kommt alles auf die Deutung und die anderen Umstände an. In den vier Punkten, die Wilson am 12. Februar auf die vorausgegangenen Reden Czernins und Hertlings formuliert hat, verwahrt er sich sehr nachdrücklich dagegen, daß Völker und Provinzen einfach wie Schachfiguren herumgeschoben werden. Auch seine Rede vom 27. September enthält wieder eine solche Verwahrung. Wenn außerdem, wie Wilson ja will, alle Meere frei, alle Wirtschaftskriege ausgeschlossen, allgemeine Abrüstung eintreten und allgemeine Schiedsgerichte eingeführt werden sollen, so büßen alle derartigen Besitzfragen viel an Bedeutung ein, manche mögen geradezu zur Bedeutungslosigkeit herabsinken. Freilich eben nur: wenn.

Es ist gewiß überflüssig, diese Beispiele noch zu vermehren oder gar auf alle Friedenspunkte, die Wilson im Laufe seines ersten Kriegsjahres ausgesonnen hat, einzugehen, die angeführten Beispiele genügen sicherlich zur Begründung unserer Aufstellung, daß die Noten, mit welchen die Zentralmächte die Friedensvermittlung Wilsons anrufen, durchaus keinen Kotau vor Wilson bedeuten, sondern daß Wilson in diesen Noten nur beim Wort genommen wird.

Wilson hat es im vorigen Jahre abgelehnt die Friedensaktion des hl. Vaters zu unterstützen; alle Vorschläge des Papstes waren ihm ungenügend. Er hat damit auch seinerseits alles getan, was er tun konnte, um diese Aktion zum Scheitern zu bringen. Seine sehr lange Antwortnote war eben nur ein ebenso lang gedehntes Nein. Jetzt nun ist ihm unumschränkte Gelegenheit geboten seine am päpstlichen Vorschlag geübte Kritik durch eigene positive Leistung zu rechtfertigen. Wir brauchen die Ausreden nicht zu beachten und noch weniger zu qualifizieren, die ihm jetzt schon von bekannten Stellen in Paris und London aus suggeriert und souffliert werden, wir kennen sie bereits aus seiner vorjährigen Kritik. Aber die heurige Situation ist nicht mehr die vorjährige; Wilson selbst hat sich mittlerweile und in erster Linie durch seine Ablehnung der päpstlichen Friedens-

aktion in ganz andere Umstände begeben, die ihm auch eine ganz andere Verantwortung auferlegen.

Heute liegt das Schicksal, das Wohl und Wehe von ungezählten Millionen Gottesgeschöpfen in seiner Hand. Er hat es so haben wollen. Sein Wille ist ihm geschehen. Die Welt erwartet seine Entscheidung. J—l.

LVI.

Deutscher Parlamentarismus und Friedenssuche.

Mit dem 30. September 1918 ward die Deutsche Reichsleitung in eine parlamentarische Regierungsform umgewandelt. Der Mehrheitswille des Deutschen Reichstags ist Regierungsfaktor und das Programm der Mehrheitsparteien bildet die Grundlage der Regierungspolitik. Keine Entwicklung hat dazu geführt. Es ist sprunghaft eingetreten, was man da vor sich sieht, als ein Erzeugnis der Kriegsnot, das geschaffen ist durch den Zwang die innere Front festzuhalten durch Beteiligung der Sozialdemokratie an der Reichsleitung.

Eine enge Fühlung zwischen Reichstag und Reichsleitung war auch zur Friedenszeit ein Gebot der Notwendigkeit. Schon die konstitutionelle Monarchie sollte kein Obrigkeitsstaat mehr sein im engeren Sinn dieses Begriffs, sie ist auf die rege Verständigung zwischen Herrscher und Volk angewiesen. Daß Regierungen vom Volke isoliert und nicht von der Lebenskraft des Volkes befruchtet wurden, ist in jedem deutschen Bundesstaate zu allen Zeiten des Verfassungslebens zu beobachten gewesen. Der Krieg hat jedoch hier einen gänzlichen Umschwung gebracht. Zuletzt war man zur sogenannten „Parlamentarisierung" gekommen, einem Werk des Reichskanzlers Grafen Hertling, der auf dem Boden des bestehenden Verfassungsrechts die Berufung von Parlamentariern in Reichsleitung und preußische Regierung durch die Krone erwirkte und so ein engeres Einvernehmen zwischen Reichsleitung und Reichstag herstellte.



Jetzt haben wir den Parlamentarismus selbst, der für die Außenstehenden völlig unerwartet gekommen und selbst von dem engeren Kreis der führenden Reichstagsabgeordneten noch nicht vorausgesehen worden ist. Nach der inneren Krise vom 24. Juni bis zum 12. Juli, die Graf Hertling mit ganz außerordentlichem Geschick und mit vollem Erfolg beigelegt hatte — es handelte sich damals um die Bereinigung der Kühlmannkrise — herrschte wieder Ruhe. Dann aber trat ein ungünstiger Wechsel der militärischen Lage ein, den die Sozialdemokratie ausnützte um mit verstärktem Druck ihre Forderungen für Demokratisierung des öffentlichen Lebens geltend zu machen, während unter den bürgerlichen Parteien die Wünsche sich intensiver regten, dem sozialistischen Doppelspiel als Mehrheitspartei und Oppositionspartei ein Ende zu machen. Es ist für zu spät und auch für nicht möglich befunden worden die Sozialdemokratie von der Mehrheitsgruppierung auszusondern. Die Rücksicht auf die Verhältnisse der notwendigen Kriegsindustrien und den stark gelockerten inneren Zusammenhalt ließ das nicht zu, also blieb bloß der andere Weg übrig Sozialdemokraten in die Reichsleitung einzugliedern, damit alle Mehrheitsparteien an der Verantwortung teilnähmen.

Nach der Niederwerfung Rußlands galt es als ausgemacht, daß der Einfrontenkrieg an der Westfront durch den Sieg der deutschen Waffen beendigt werden könne. Mit dem 21. März setzte die deutsche Offensive im Westen ein, welche mit glänzenden Erfolgen in Pausen weiter getragen wurde. Am 15. Juli holte die deutsche Oberste Heeresleitung zu einem neuen großen Schlag aus, der, wäre er gelungen, Paris unter das Nahfeuer der deutschen Geschütze gebracht und das militärpolitische Problem einer strategischen Lösung wohl rascher entgegen geführt hätte. Aber schon am 18. Juli war es erkennbar, daß der große Wurf nicht gelungen war. Man hatte vielleicht das eigene Vermögen überschätzt und das der Gegner unterschätzt. Die deutschen Armeen wichen seitdem nach und nach zurück, sie mußten auch



solche Stellungen räumen, von denen sie am 21. März ausgegangen waren. Von der höchsten Höhe des Erfolges ein jäher Absturz! Die dadurch geschaffene tiefernste Situation wurde noch zugespitzt durch den Abfall Bulgariens, das mit der Entente seinen Frieden macht und bereit ist gegen die Türkei zu kämpfen. Die Errungenschaften der Balkansiege sind in Frage gestellt, die Türkei, welche auf den außereuropäischen Kriegsschauplätzen schwere Niederlagen erlitten hat, läuft Gefahr von den Mittelmächten abgeschnitten zu werden und für die Entente eröffnen sich im Osten Kriegsmöglichkeiten, welche große Gefahren für die Mittelmächte in sich bergen.

Bei dieser Verschlimmerung der Kriegslage traten die innerpolitischen Schwierigkeiten von neuem und in weit verschärfter Weise hervor. Die sozialistische Presse, welche in den vier Kriegsjahren das Feuer innerer Aufregungen nicht hatte erlöschen lassen, setzte ihre Kritik fort und wandte sich mit aller Entschiedenheit gegen den Reichskanzler Grafen Hertling selbst, weil auch unter seiner Aegide nach ihrer Auffassung den militärischen Faktoren ein Einfluß auf die Reichspolitik gewährt werde, der ihnen nicht zustehe. Einzelne bürgerliche Blätter gesellten sich zu dieser Agitation, namentlich die Berliner Freisinnsrichtung der alliance israélite. Besonders auffallend war die Beteiligung des nationalliberalen Leipziger Tageblattes, das am 8. September sich aus Wien melden ließ, man spreche in dortigen politischen Kreisen davon, daß sich in den leitenden Stellen in Deutschland wie in Österreich-Ungarn wichtige Veränderungen vollziehen würden, und zwar werde in Berlin Graf Hertling zurücktreten. Bezeichnend war die Hinzufügung, demnächst würden die Abgeordneten Scheidemann und Erzberger als Vertreter ihrer Parteien in die Reichsleitung eintreten. Die Vossische Zeitung (Berlin) vom 9. September gab das wieder und fügte hinzu, Änderungen in der Reichsleitung dürften wohl sicher zu erwarten sein. Die Kölnische Zeitung[1]) trat dem

1) Nr. 839 vom 9. Sept. 1918.

ſchärfſtens entgegen. Es verdient dauernd feſtgehalten zu werden, was das nationalliberale Organ ſchrieb:

„Da haben wir wieder einmal, und zwar diesmal aus dem Ausland herüber geleitet, das Spiel der Gerüchte, zu allen Zeiten beliebt, aber heute ein höchſt bedenkliches Spiel. Man fragt ſich vergebens, ob deutſche Politiker jetzt, da der Übermut des Verbandes keine Grenzen mehr kennt, verantworten können, die Vorausſetzung zu wecken, als ob wir uns einer neuen Kriſis näherten. Tatſächlich liegen für eine ſolche keinerlei Anzeichen vor. Die geſchickte parlamentariſche Hand des Grafen Hertling hat ſich wirklichen Schwierigkeiten gegenüber ſo bewährt, daß man dieſe Fähigkeit des Kanzlers gerade heute nicht unterſchätzen ſollte. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Kanzler auch dem Auslande gegenüber ein Anſehen beſitzt, daß es unmöglich ſein ſollte und ſein wird, auf dem Wege der Stimmungsmache dieſe Stellung zu erſchüttern. Worauf es aber vor allem ankommt, iſt, daß es ein politiſcher Unfug iſt in der gegenwärtigen Zeit mit dem Gedanken einer Regierungskriſe zu ſpielen. Wir haben wirklich Wichtigeres zu tun, als die Gegenſätze, die Graf Hertling mit ſeiner reifen Erfahrung und Geſchicklichkeit zu überbrücken weiß, aufzureißen. Einigkeit, politiſche Diſziplin, Zurückſtellung der Gegenſätze, das iſt die Loſung des Tages, und diejenigen, die Kriſengerüchte auch nur weiterreichen, verſtoßen aufs ſchwerſte dagegen.“

Dieſe die Bedeutung Hertlings zutreffend würdigende und die Lage richtig charakteriſierende Berliner Auslaſſung in der Kölniſchen Zeitung blieb nicht ungehört, die geſamte bürgerliche Preſſe, mit den oben feſtgeſtellten Ausnahmen, ging gegen die Kriſenmacherei vor. Auch die „Liberale Korreſpondenz“, das in Berlin erſcheinende Organ der Fortſchrittlichen Volkspartei, brachte eine ſolche Kundgebung und erklärte darin unter dem 14. September, die Mehrheitsparteien hätten mit dieſen Treibereien nichts zu tun.

Am 18. September lag eine Kundgebung des aus dem Zentrum hervorgegangenen Reichstagspräſidenten Fehrenbach vor, der bei einem Beſuche in Ravensburg einem Vertreter der Zentrumspreſſe erklärte, er ſehe keinen Grund, von einer Hertlingskriſe zu reden. Graf Hertling habe die Kanzlerſchaft übernommen in Übereinſtimmung mit der politiſchen

Mehrheit des deutschen Volkes. Andererseits sei er bemüht gewesen zum Ausgleich der anderwärtig vorhandenen Wünsche und Bestrebungen beizutragen. Dadurch seien zweifellos „gewisse Strömungen auf der Seite der Mehrheitsparteien" entstanden. Jetzt aber, wo über die Friedensziele zwischen den maßgebenden militärischen und politischen Kreisen Meinungsverschiedenheiten nicht mehr bestehen, läge irgend ein Anlaß zu Bedenken gegenüber der Kanzlerschaft Hertlings nicht mehr vor. Diese Äußerungen Fehrenbachs decken sich mit den auch in der Publizistik vertretenen Auffassungen und müssen, da sie die Verhältnisse gut charakterisieren, im Auge behalten werden.

Am 24. September brachte dann die „Germania" (Nr. 445) folgende offizielle Meldung über die Haltung der Zentrumsfraktion:

„Wie die anderen Reichstagsfraktionen, hat sich gestern auch die Zentrumsfraktion in längeren Beratungen mit der politischen Lage beschäftigt. Sie ist dabei, wie wir erfahren, einstimmig zu dem Beschluß gekommen, sich an einer Agitation gegen den Reichskanzler nicht zu beteiligen. Sie würde aber nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Sozialdemokraten in die Regierung eintreten wollten. Da ohne das Zentrum eine Linksmehrheit nicht gebildet werden kann, dürfte damit die politische Lage im wesentlichen geklärt sein."

Man weiß, daß Reichskanzler Graf Hertling einer solchen Kooperation mit den Sozialdemokraten unter den gegebenen Verhältnissen nicht gerade abgeneigt war. Allein an dieser Frage hat sich eine Krisis entwickelt, die zum Rücktritt des Grafen Hertling und zur Einführung des parlamentarischen Systems führte.

Am 24., 25. und 26. September tagte der Hauptausschuß des Reichstages. Reichskanzler Graf Hertling hielt eine allgemein einleitende Rede, welche die Volksstimmung anregen sollte, Staatssekretär v. Hintze und Vizekanzler v. Payer gaben die in den bösen Ereignissen gebotenen Aufschlüsse. In einer zweiten Rede am 26. September sagte Graf Hertling wesentliche Änderungen auf dem Gebiete der



Zensur und des Vereins- und Versammlungsrechtes zu. Er führte folgende Eventualitäten vor: Einen Eingriff der Kommandogewalt, durch die die Zuständigkeit des Militärbefehlshabers eingeschränkt würde, oder eine Änderung der bestehenden Gesetzgebung in der Richtung, daß die den militärischen Instanzen seither allein zugewiesenen Aufgaben, je nach deren Charakter, zwischen diesen und den in Friedenszeiten berufenen bürgerlichen Behörden geteilt würden, oder endlich die Einführung ausreichender bürgerlicher Elemente in die letztlich zur Entscheidung berufenen Stellen. Beim Zusammentritt des Reichstags im November sollte eine allen berechtigten Klagen entsprechende Änderung in die Wege geleitet sein. Das war eine höchst befriedigende Zusage, die im Zentrum mit lautem Beifall aufgenommen wurde. Für die Außenwelt schien der Ausgleich gegeben zu sein. So wurde es auch in der Tagespresse aufgefaßt, wenngleich die sozialdemokratischen Organe in kritischen Äußerungen fortfuhren und beschleunigte Demokratisierung und eine Deklaration der Kriegspolitik in ihrem Sinne verlangten.[1])

Am 28. September besuchte Reichstagspräsident Fehrenbach den Reichskanzler. Man kennt den Inhalt der Unterredung nicht. Aber man geht kaum fehl in der Annahme, daß in der Besprechung neben der gefahrdrohenden äußeren Lage auch die inneren Gefahren behandelt wurden. Die Notwendigkeit der Verhinderung großer Streiks in den Kriegsindustrien scheint unter den bürgerlichen Parteien die Auffassung bestärkt zu haben, daß ein rasches Tempo der innerpolitischen Entwicklung und eine schleunige aktive Friedenszielpolitik erforderlich sei zur Einverleibung der Sozialdemokratie in den Regierungskonzern. Wieweit das durch die Besprechung des Reichstagspräsidenten mit dem Reichskanzler durchleuchtete, ist nicht bekannt. Bis dahin konnte

1) Nach einem im „Vorwärts“ (Nr. 263 vom 24. Sept. 1918) bekannt gegebenen „Mindestprogramm“ der Sozialdemokratie als Bedingung für ihren Eintrit in die Regierung.

von einer Kanzlerkrisis nicht gesprochen werden. Nunmehr trat sie ein.

Reichskanzler Graf Hertling reiste ins Große Hauptquartier. Als am 30. September nachmittags 2 Uhr der Hauptausschuß des Reichstags zusammentrat, gab Vizekanzler von Payer den höchst bedeutungsvollen und vielsagenden Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler, von Letzterem gegengezeichnet, bekannt:

Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler:

Euer Exzellenz haben Mir vorgetragen, daß Sie sich nicht mehr in der Lage glauben, an der Spitze der Regierung zu verbleiben. Ich will Mich Ihren Gründen nicht verschließen und muß mit schwerem Herzen Ihrer weiteren Mitarbeit entsagen. Der Dank des Vaterlandes für das von Ihnen durch Übernahme des Reichskanzleramtes in ernster Zeit gebrachte Opfer und die von Ihnen geleisteten Dienste bleiben Ihnen sicher.

Ich wünsche, daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeite. Es ist daher Mein Wille, daß Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfang teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung. Ich bitte Sie, Ihr Werk damit abzuschließen, daß Sie die Geschäfte weiterführen und die von Mir gewollten Maßnahmen in die Wege leiten, bis Ich einen Nachfolger gefunden habe. Ihren Vorschlägen hiefür sehe Ich entgegen.

Großes Hauptquartier, 30. September 1918.

gez. Wilhelm I. R.

gegengez. von Hertling.

Die Aufgabe des Reichskanzlers wurde in seinem Auftrage sofort vom Vizekanzler von Payer in Angriff genommen und gefördert. Am 4. Oktober kam die endgiltige Entlassung des Grafen Hertling aus seinen Ämtern und die Ernennung des Prinzen Max von Baden zum Reichskanzler, preußischen Staatsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten.[1])

1) Sonderausgabe des Deutschen Reichsanzeigers vom 4. Oktober mittags.

Der Erlaß des Kaisers vom 30. September ist der Markstein einer neuen Zeit. Graf Hertling, der sich außerstande sah die Wandlung mitzumachen, sie aber angeraten hat, ist zurückgetreten und an seine Stelle ist, vom Reichstagspräsidenten Fehrenbach ausfindig gemacht und von den Mehrheitsparteien des Reichstags auf den Schild erhoben, Prinz Max von Baden Reichskanzler geworden. Ihm zur Seite stehen eine ganze Anzahl von Staatssekretären und Unterstaatssekretären aus den Mehrheitsparteien, die zu diesen Ämtern von ihren Parteien entsandt und vom Kaiser ernannt worden sind. Auch in Preußen soll ähnlich vorgegangen werden. Im Reiche kann man nicht mehr von „Parlamentarisierung“ sprechen; es ist der Parlamentarismus selbst in seinem wesentlichen Inhalt. Die Besetzung der leitenden Stellen ist das Werk der gegenwärtigen Mehrheitsgruppierung, die auch ein Regierungsprogramm vereinbart und sich mit den leitenden Männern darauf verpflichtet hat, wobei Kaiser und Bundesrat ganz ausgeschaltet erscheinen. Das ist alles abgegangen ohne revolutionären Umsturz, ohne Blutvergießen, ja selbst ohne Verfassungsänderung. Es ist eine Umwälzung tiefgreifender Art, zu der man in Friedenszeiten nicht in Dezennien gelangt wäre. Der Weltkrieg hat die Struktur im Innern, welche die der konstitutionellen Monarchie unter Abgrenzung von Legislative und Exekutive mit lebenskräftiger monarchischer Führung war, völlig verändert, die Demokratisierung hat an Breite außerordentlich zugenommen und so ist, beim Abstieg von der stolzen Höhe weltgeschichtlicher Waffentaten, in der Not des Reiches der Parlamentarismus nicht als geschriebenes Verfassungsrecht, sondern nach Art des „Gewohnheitsrechts“ zugestanden worden.

In seiner Programmrede vom 5. Oktober 1918 sagte der Reichskanzler Prinz Max von Baden:

„Ich bin überzeugt, daß die Art, in der jetzt die Reichsleitung unter Mitwirkung des Reichstages gebildet worden ist, nichts Vorübergehendes darstellt, und daß im Frieden eine Re-



gierung nicht wieder gebildet werden kann, die sich nicht stützt auf den Reichstag und die nicht aus ihm führende Männer entnimmt. Der Krieg hat uns über das alte vielfach zerrissene Parteileben hinausgeführt, das uns so sehr erschwerte, einen einheitlichen entschlossenen polititischen Willen zur Durchführung zu bringen. Mehrheitsbildung heißt politische Willensbildung, und ein unbestreitbares Ergebnis des Krieges ist, daß in Deutschland zum ersten Male große Parteien sich zu einem festen einheitlichen Programm zusammengeschlossen haben und damit in die Lage gekommen sind, das Schicksal des Volkes von sich aus mitzubestimmen. Dieser Gedanke wird niemals erlöschen, diese Entwicklung wird niemals rückgängig gemacht werden."

Zuvor hatte Präsident Fehrenbach bei Eröffnung der Reichstagssitzung nach herzlichen Worten des Abschieds für den Grafen Hertling und freundlicher Begrüßung des neuen Reichskanzlers bemerkt:

„Eine neue Zeit ist im politischen Leben des deutschen Volkes angebrochen. Es ist selbstverständlich, daß manche Kreise im Hinblick auf die großen Taten der Vergangenheit dieser neuen Zeit kritisch, zögernd, sogar ablehnend gegenüberstehen. Von dieser neuen Zeit erhoffen wir eine versöhnende und klärende Wirkung. Ihre Geburtsstätte ist ihr heiligster Boden auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben, auf der heimischen Arbeitsstätte, wo jeder Deutsche ohne Unterschied alles Gut und Blut daransetzt für des Vaterlandes Wohl."

Die hier angeführten Auslassungen sehen die neue Regierungsform des Deutschen Reiches als ein naturgemäßes Produkt der Entwicklung an und leiten daraus die Beständigkeit des deutschen parlamentarischen Systems ab. Daneben besteht die andere Auffassung, daß der neudeutsche Parlamentarismus ein durch die Sozialdemokratie abgenötigtes Noterzeugnis der Kriegslage ist, dem bisher weite Kreise der Gebildeten ablehnend gegenüberstehen und an dem das Volk nicht mit jener Anteilnahme beteiligt ist, die man annehmen zu können vermeint.

Das Volk wünscht sehnsüchtig den Frieden herbei. Das steht im Mittelpunkt seines Lebens und Webens. Es ist teils durch den Gang der Ereignisse, teils durch die Irrgänge der Politik, dann aber durch die unsagbaren Leiden,



die es zu erdulden hat, in eine Stimmung gekommen, die durch eine Änderung der Regierungsform nicht aufgerichtet wird, wenn dadurch nicht das Kriegsende herbeigeführt wird. Die Ermunterungen aus dem warmen Zimmer der Redaktionen zum Ausharren bis zum äußersten und zum Kampf bis zum letzten Blutstropfen sind sehr gut gemeint, aber sie verfangen leider nicht überall. Das Volk gibt sich in dieser Stimmung zugleich einem schroffen Radikalismus hin, der, es muß das einmal offen ausgesprochen werden, Erschütterungen zustrebt und der außerdem in Süddeutschland sich mit besonderer Schärfe gegen Norddeutschland wendet, allwo sich die Kriegsgewinne anhäuften und die ganze Kriegsbewirtschaftung konzentriert ist. Stärker denn je steht der Partikularismus da. Nach dem Kriege und wenn er noch so gut beendigt werden kann, wird man mit ihm zu rechnen haben, zugleich mit der Kooperation eines weitgreifenden akzentuierten Antisemitismus. In dieser Volksstimmung zieht der Faktor, dem es gelingt das Volk aus dem Meer von Blut und Tränen herauszuführen, die Volkskreise an sich, gleichviel ob es ein Diktator oder die Demokratie ist. Der Erfolg ist allein entscheidend.

Die neue Reichsleitung hat sofort den Präsidenten Wilson ersucht die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen und einen Waffenstillstand herbeizuführen. Sie nimmt das von Wilson in seiner Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Kundgebungen aufgestellte Friedensprogramm an. Österreich-Ungarn und die Türkei haben den gleichen Schritt getan. Wilson ist also als arbiter mundi anerkannt. Statt daß die deutsche Presse dieses Vorgehen so hinnimmt, wie es sich äußerlich gibt, sind schon wieder einige Zeitungen bei der Hand die Aktion zu trüben. Man erweckt den Verdacht, daß sie nicht der Initiative der neuen deutschen Reichsleitung entsprungen, sondern ein Produkt des Drucks der Bundesgenossen sei. Und auch das Programm Wilsons wird differenziert. Haben denn diese Neuigkeitskrämer, die immer zeigen müssen, wie



gut unterrichtet sie sind, nicht soviel Selbstzucht den Mund zu halten, solange Wilson noch nicht endgiltig gesprochen hat? Man muß heute der Reichsleitung auf parlamentarischer Grundlage durchgreifenden Erfolg wünschen. Wenn er ihr nicht beschieden würde, bliebe es im Volksurteil am Parlamentarismus hängen. Das liegt in der Sache und außerdem werden die Gegner des Parlamentarismus es nicht an sich fehlen lassen das Ihrige dazu zu tun.

In der sozialdemokratischen Presse heißt es immer, die Demokratie ist der Friede. Für die französischen nnd englischen Demokratien ist jedoch geschichtlich das Gegenteil erwiesen und die Beraubung Spaniens durch Nordamerika hat auch von den Amerikanern die demokratische Arabeske weggezogen. Der sozialistische „Vorwärts"[1]) macht jetzt, nachdem sein Regierungsideal obenan gekommen ist, vorsichtiger Weise Vorbehalte. Der Begriff der Weltdemokratie müsse richtig verstanden werden: „Jede durch Mehrheitswillen vergewaltigte Einzel- oder Volkspersönlichkeit hat um der Demokratie selbst willen die Notwehrpflicht der Verzweiflung", sagt der „Vorwärts." Soll das das Horoskop der neuen Regierungsweise in Deutschland sein?

Wie steht es mit der Selbständigkeit der Bundesstaaten unter der Herrschaft des Parlamentarismus? Der Reichskanzler Prinz Max von Baden sprach in seiner Programmrede den Entschluß aus unerschütterlich festzuhalten an den „föderativen Grundlagen des Reiches als eines Bundesstaates, dessen einzelne Glieder ihr eigenes Verfassungsleben, ihre volle Selbständigkeit bestimmen." Der Vorsatz ist zu loben. Ein Vorkämpfer des Parlamentarismus, das linksliberale „Berliner Tageblatt", das dem neuen Reichskanzler huldigt, sagt es anders: „Jedenfalls wird unter dem parlamentarischen System ... der Moment erst recht hervortreten, daß die Politik der Bundesstaaten mit der des Reiches übereinstimmen muß." Die sozialdemokratische „Münchener Post" spricht bereits von der „Souveränität der deutschen National-

1) Nr. 275 vom 6. Oktbr. 1918.



versammlung", wie sie den Reichstag nennt. Sie fordert von dem Prinzen Max „die Auskehrung der rückständigen Paragraphen der Reichsverfassung, die sich gegen eine Parlamentarisierung und Demokratisierung Deutschlands auflehnen". „Wenn das Deutsche Reich wirklich demokratisch regiert werden soll, so muß sich die Volksvertretung zu einem wurzeltiefen Einschnitt in die Reichsverfassung entschließen."[1] Das ist keine gute Begleitmusik zu dem Förderativprogramm des Reichskanzlers. Man kommt nicht davon weg: Parlamentarismus im Reiche heißt in seinen Folgen Unitarismus. In der Programmrede des Prinzen Max ist der Bundesrat schon ganz bei Seite geschoben. Er spricht von der Regierungs- und Programmbildung durchaus als Vertrauensmann der Mehrheitsgruppierung im Reichstag, von der Mitwirkung des Bundesrats hört man kein Sterbenswörtchen. Er durfte lediglich zustimmen. Wenn der Reichstag die Regierung und deren politisches Programm bestimmt, was bleibt dann von der durch die Bundesfürsten verkörperten Reichssouveränität, deren Organ der Bundesrat ist, was von dem Regierungswillen und den besonderen Interessen der Einzelstaaten übrig? Die Bundesstaaten regieren allerdings noch durch den Bundesrat, sie können die Mehrheitsregierung und ihre Vorlagen ablehnen. Allein die Regierungsleute der Mehrheit kommen ja in den Bundesrat und werden dort an der Instruktion der Vorlagen mitarbeiten. Die Gefahr, daß der Bundesrat selbst mit der Zeit eine Projektion des Reichstags wird, ist auch ohne Abschaffung des Artikels 9 der Reichsverfassung gegeben.

In der deutschen Zentrumsfraktion ist diese Neuordnung nicht unbestritten geblieben. Bei Beratung des Programms der Mehrheitsparteien in der Fraktionssitzung am 2. Oktober wurde im Namen eines Teiles der Fraktion folgende Erklärung abgegeben, die als parteipolitische Denkwürdigkeit zur Bewertung der Vorgänge verzeichnet sei:

1) Nr. 231, 232 u. 234 vom 3., 4. u. 7. Oktober 1918.



1. Niemand von uns wird sich dem außerordentlichen Ernst der Lage und der Notwendigkeit, ihr gewisse Opfer zu bringen, verschließen. Der gegenwärtige Augenblick verbietet es, zu den einzelnen Punkten des vorgelesenen Programms kritische Stellung zu nehmen. Doch soll das Schweigen keine Billigung aller Punkte bedeuten.

2. Wir bedauern die Ausschaltung der rechtsstehenden Parteien, welche auslandspolitisch wie innerpolitisch bedenklich ist, da sie die dringend nötige Einheit der inneren Front nicht nur nicht herstellt, sondern anscheinend mit Vorbedacht durchbricht und dem Prinzip der nationalen Verteidigung widerspricht.

3. Anderseits lassen die Verhandlungen, sowie die enge dauernde Verbrüderung mit der Sozialdemokratie und die weitgehende Unterwerfung unter ihre erfahrungsgemäß stets wachsenden Forderungen, Ansehen und programmatische Ziele unserer Partei als gefährdet erscheinen.

Zweifellos werden, so bemerkt dazu das „Düsseld. Tagebl.", in weiten Kreisen der Zentrumspartei im Lande die in dieser Erklärung ausgesprochenen Bedenken geteilt.[1]) Im übrigen ist es heute wohl nicht angezeigt über die Entwicklung, welche die Zentrumspartei in jüngster Zeit genommen, sich zu äußern.

Den Standpunkt der preußischen Konservativen kennzeichnet der Historiker Otto Hoetzsch also:

„Niemand täusche sich darüber, daß diese Wendung, trotz aller inneren künftigen Kämpfe und trotz der Auseinandersetzungen mit den doch lebendig bleibenden Kräften der Vergangenheit, zu denen die neue Staatsform gezwungen sein wird, unwiderruflich ist; zu stark ist die demokratische Welle, zu stark das revolutionäre Zittern, das über die Erde geht." [2])

Die neue Reichsleitung auf parlamentarischer Grundlage ist geschaffen zur Liquidation des Krieges. Das könnte ihre Stärke werden, wenn es ihr zum Heile Deutschlands gelingt — ihre Schwäche, wenn es ihr mißlingt. Ein innerpolitisches Programm ist nicht aufgestellt und bei der heutigen Mehrheitsgruppierung auch nicht möglich. Die ganze Umwälzung ist darum noch ein Experiment, das erst nach dem Kriege bestimmt werden kann.

1) „Kölnische Volksztg." Nr. 799 vom 10. Oktober 1918.

2) Berliner „Kreuzzeitung" Nr. 515 vom 9. Oktober 1918.



LVII.

Kriegswallfahrten zu U. L. F. von Einsiedeln in alter und neuer Zeit.

Eine geschichtliche Skizze von Dr. P. Ringholz O. S. B.

Es ist eine ganz interessante Tatsache, daß sich in der Geschichte der Wallfahrt nach Einsiedeln — und jedenfalls auch in der Geschichte anderer größerer Wallfahrtsstätten — die religiösen, politischen und wirtschaftlichen Zustände der Länder, aus denen der Pilgerstrom sich ergießt, wiederspiegeln.

In religiösen Nöten wie z. B. in der Zeit der Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts sowie in den Kämpfen der 1848er Jahre in der Schweiz nahm unsere Wallfahrt stets stark zu, um in den Zeiten wirtschaftlicher Not merklich zurückzugehen. Das war z. B. der Fall in dem Jahre 1763 und den folgenden Jahren, da wegen der Abänderung des deutschen Reichsgeldes Geldverwirrung und Mangel eingetreten sind; ferner 1873, wo in Folge der „Gründungen" so viele Existenzen bedroht waren und auch wirklich zu Grunde gegangen sind. — Politische Erwägungen waren es, die 1686 die französische Regierung veranlaßten die Wallfahrten ins Ausland ohne besondere Erlaubnis, die nur schwer zu erlangen war, zu verbieten, damit nicht die Hugenotten, die damals Frankreich massenhaft verließen, sich unter dem Scheine einer Pilgerfahrt entfernen könnten. Ähnlich wurden 1770 von den Regierungen in Frankreich und Österreich die Wall-



fahrten außer Land erschwert; und zu Anfang des 19. Jahrhunderts suchte der konstanzische Generalvikar J. v. Wessenberg, der der plattesten, seichtesten Aufklärung huldigte, unter dem Vorwande, „die reine Lehre und wahre Sittlichkeit“ zu fördern, das Wallfahren gänzlich abzustellen. Als er aber im Juni 1806 Einsiedeln und seine Wallfahrt aus eigener Anschauung näher hatte kennen lernen, ließ er von dieser Zeit an wenigstens Einsiedeln in Ruhe. Dagegen verlangten noch 1811 die großh. badischen Direktorien der Dreisam- und Donaukreise, daß Einsiedler Pilger diese Kreise nur mit „ordnungsgemäßen Pässen ihrer Ortsobrigkeiten“ passieren dürften und ohne solche bei ihrem Eintritt in einen dieser Kreise sogleich wieder zurückzuweisen seien. Als Begründung dieser kleinlichen, gehässigen Maßregel, die übrigens die Wallfahrt nach Einsiedeln nicht erheblich zu schädigen vermochte, wurde angegeben: mancher Landstreicher oder signalisierte Verbrecher habe unter dem Scheine einer Wallfahrt nach Einsiedeln Schutz und Ausweg gefunden.

* * *

Wie gestaltete sich die Wallfahrt in Kriegszeiten?

Im allgemeinen sank die Pilgerzahl während der Kriege, um sofort nach eingetretenem Frieden wieder bedeutend zu steigen. Doch wäre es ein Irrtum zu glauben, daß in den alten Zeiten während der Kriege und sogar solcher in der Nähe unseres Gnadenortes die Wallfahrt gänzlich unterbrochen worden wäre. Das hängt nämlich mit der alten Anschauung von der Unverletzlichkeit der Pilger zusammen. Durch die Pilgertracht und den Pilgersegen wurden die Wallfahrer unter den Schutz der Kirche gestellt; als unverletzlich erklärt, hatten sie überall freien Durchgang zu beanspruchen und manche geistliche Vorrechte in Bezug auf den Empfang der hl. Sakramente und die Gewinnung der Ablässe. Diese den Pilgern durch den priesterlichen Pilgersegen zugesicherten Privilegien werden in den alten Obsequialien

und Benediktionalien (Ritualen) ausdrücklich erwähnt, so z. B. in der Diözese Konstanz von den Jahren 1502 und 1597.[1])

Zudem haben sich die Einsiedler-Äbte stets bemüht von mächtigen weltlichen Landesherren für die Pilger Sicherheit auf den Wegen bezw. das sogen. freie Geleite auszuwirken. Der erste noch vorhandene Sicherheitsbrief, den Abt Konrad II. von den Rittern Tumb von Neuburg unterm 18. August 1337 für die Pilger, die durch Vorarlberg zogen, ausgewirkt, hat, in etwas verständlichere Fassung gebracht, folgenden Wortlaut:

„Wir, Swigger und Hug, die Tumben, Gebrüder, und Saffrit und Johannes, die Tumben, unsere Vettern, künden allen, die diesen Brief sehen oder hören lesen, daß wir durch Bitte des ehrwürdigen Herren Abtes Konrad des Gotteshauses zu den Einsiedeln trösten [versichern] für uns und unsere Diener, alle die Pilgrime, die die zarte Mutter Maria zu dem vorgenannten Gotteshause zu den Einsiedeln heimsuchen, sie seien Pfaffen oder Laien, Weib oder Mann, und geben ihnen auf demselben Wege Frieden ihrem Leib und ihrem Gut ohne alle Gefährde [Hinterlist] und geloben, das stät zu haben bei guten Treuen. Auch soll man wissen, wäre, daß es zu Schulden komme, daß wir die vorgenannten Pilgrime wollten oder müßten angreifen, das sollen wir dem vorgenannten unserm gnädigen Herrn, Abt Konrad von Einsiedeln, zu wissen tun einen Monat früher, ehe daß wir einen Pilgrimen angreifen, ohne alle Gefährde. Und daß dies alles wahr sei und stät bleibe, darum gebe ich, der vorgenannte Swigger, für meinen Bruder und für meine Vettern, die Tumben, die vorgenannten, mein Insiegel an diesen Brief, wann sie dazumal ihr eigenes Insiegel bei sich

1) Die Belege für obiges sowie für manches, das im Verlaufe dieser Skizze noch beigebracht wird, sind zu finden in meiner „Wallfahrtsgeschichte U. L. F. von Einsiedeln" (Freiburg i. Br., Herder 1896) und in meiner „Geschichte des fürstl. Benediktinerstiftes U. L. F. von Einsiedeln, I" (Einsiedeln, Benziger u. Co., 1904).

nicht hatten, der gegeben ist zu Feldkirch, da man zählte von Gottes Geburt dreizehnhundert Jahre, darnach in dem siebenten und dreißigsten Jahre, an dem Montage nach Unser Frauen Tag zu Mitten August."

Diesem Geleitbriefe folgten noch andere, z. B. 1397 von den Eidgenossen und Österreich wegen des Passes über den Gotthard, 1426 von Luzern; in Friedensschlüssen z. B. in den, den die Eidgenossen am 28. Oktober 1444 zu Ensisheim (Elsaß) mit Frankreich abgeschlossen hatten, wurden ausdrücklich auch die Pilger aufgenommen. Im Jahre 1466 gaben die sogenannten acht alten Orte, nämlich Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, beide Unterwalden, Zug und Glarus einen Geleitsbrief ausdrücklich für die Pilger, die auf die Feier der sogenannten Engelweihe, 14. bis 28. September, desselben Jahres nach Einsiedeln wallfahren wollten. Von Zeit zu Zeit z. B. 1533, 1539 u. f. wurde dieser Geleitsbrief wieder erneuert; er galt aber nicht bloß für die Zeit der Engelweihe sondern für immer. Diese feierlichen Zusicherungen freien Geleites waren aber keineswegs bloße Formalitäten; mit Nachdruck sorgten die Eidgenossen für deren genaue Beobachtung und schritten im Falle ihrer Nichtachtung strenge gegen die Schuldigen ein. So war es gekommen, daß die Einsiedler Pilger tatsächlich im Gebiete der ganzen Eidgenossenschaft und noch darüber hinaus Sicherheit und freies Geleite genossen, von dem nur „große Bösewichte und Übeltäter, die Leib und Gut verwirkt hatten," ausgenommen waren. Denn das Geleite schützte wohl gegen Gewalt, nicht aber gegen Recht. Hierauf hat sich auch der Grimmelshausen'sche Simplizissimus berufen, als man ihn im Dreißigjährigen Kriege auf seiner zweiten Reise nach Einsiedeln in Schaffhausen aufhalten wollte. „Man müsse die Pilger nach Einsiedeln passieren lassen", wandte er ein und man ließ ihn wirklch seines Weges ziehen.

Das sind die Gründe, weshalb auch während der Kriege in alter Zeit die Wallfahrt nach Einsiedeln gemacht werden



konnte, wenn nicht andere Hindernisse, wie wir bereits gesehen, ihr in den Weg gelegt wurden.

Sogar in dem sogenannten Alten Züricherkrieg 1437 bis 1446 ließen die Züricher die Einsiedler Pilger durch ihr Gebiet ziehen. Am 27. Oktober 1440 z. B. kam eine Schar niederländischer Pilger mit langen Stäben gegen Einsiedeln gezogen. Von der Ferne gesehen, hielt man sie für Feinde und man stürmte in Einsiedeln, bis sich der Irrtum aufgeklärt hatte.

Diese privilegierte Stellung wurde freilich auch mißbraucht, nicht von eigentlichen Pilgern, sondern von Leuten, die sich als Pilger verkleideten, um ungestörter ihre feindseligen Pläne ausführen zu können. So z. B. überrumpelte Hans von Rechberg, der aus dem Alten Züricherkriege bekannt ist, am 23. Oktober 1448 die Stadt Rheinfelden. Er und seine Gesellen hatten sich als Pilger in grauen Röcken mit langen Stäben verkleidet, hatten vorgegeben, sie kämen geradewegs von Einsiedeln, und wurden daher von den ahnungslosen Wächtern in die feste Stadt eingelassen. Kaum waren sie darin, warfen sie die Röcke von ihren Rüstungen ab und nahmen mit den in einem Hinterhalt gelegenen 600 Reitern von der Stadt Besitz, woraus sich eine langwierige Fehde entwickelte.

Es muß deswegen nicht Wunder nehmen, wenn im folgenden Jahre, als viele Pilger zum Engelweihfeste nach Einsiedeln strömten, die Stadt Luzern eigene Wachen aufstellte, um nicht von als Pilger verkappten Feinden überfallen zu werden.

Etwas Ähnliches haben wir zu Anfang des Krieges 1914 erlebt, als feindliche Spione in geistlichen Gewändern und als Ordenspersonen verkleidet sich in Deutschland bemerklich machten.

In neuerer Zeit kamen aus den im Kriege befindlichen Ländern in der Regel nur sehr wenig einzelne Pilger und keine großen Pilgerzüge, da naturgemäß die Grenzen scharf überwacht werden und nur mit vorschriftsmäßigen Pässen



überschritten werden dürfen. Zudem bildet auch die wirtschaftliche Not ein Hindernis für die Wallfahrt. Das gilt ganz besonders für den jetzigen Weltkrieg. Die Wallfahrt aus der Schweiz hingegen hat der gegenwärtige Krieg nicht besonders geschädigt. Es kamen die gewohnten Kreuzgänge und viele Einzelpilger. Infolge der größeren Reisekosten auf den Bahnen gehen jetzt wieder viel mehr Pilger zu Fuß; die alten Pilgerpfade sind wieder belebter geworden. Jetzt erst merkt man so recht, wie viele Wallfahrer sonst aus dem Auslande nach Einsiedeln gekommen, nachdem sie ausgeblieben sind; Einsiedeln ist ruhiger geworden.

Man hat in früherer Zeit die Erfahrung gemacht, daß sofort nach wieder eingetretenem Frieden die Pilger sehr zahlreich kommen, besonders um ihre während des Krieges gemachten Gelübde zu lösen. So nach dem Westphälischen Frieden 1648, nach dem Abschluß der Friedenspräliminarien von Leoben 1797, nach dem Krimkrieg 1856 und nach dem deutsch-französischen Kriege 1871. Und so wird es wohl wieder eintreffen, wenn uns Gott nach dem jetzigen furchtbaren Kriege wieder den Frieden geschenkt haben wird.

* * *

Einsiedeln ist seit alter Zeit, ungeachtet seiner internationalen Stellung, das **Heiligtum der schweizerischen Eidgenossenschaft** geworden. In einem amtlichen Schreiben vom 10. Januar 1471 erklärten die in der Stadt Luzern versammelten Boten der Eidgenossenschaft die Gnadenkapelle Unserer Lieben Frau zu Einsiedeln für die kostbarste Blume im Kranze ihrer Länder. Sie seien fest überzeugt, daß alles Glück, das ihnen zuteil werde, von dieser gebenedeiten Kapelle ihnen zuströme. — Vor dem Auszuge zum Kampfe holten sich hier die Eidgenossen Mut, Vertrauen und Begeisterung, auf ihre Banner ließen sie den Segen der Kirche legen. Nach erkämpftem Siege zogen sie wieder zu unserm Heiligtum um freudig zu danken. Und in der Zeit zwischen Auszug und Heimkehr ließen sie durch fromme Personen

Tag und Nacht in der Gnadenkapelle beten um Segen und Sieg für ihre Waffen. So ist die schweizerische Eidgenossenschaft erhalten geblieben, so ist sie groß und stark geworden.

Einmal hatten die Eidgenossen unterlassen vor dem Auszuge höhere Hilfe anzurufen. Es war vor der unglücklichen Schlacht bei Arbede (Bellinzona, Kt. Tessin) am 30. Juni 1422. Schon vor dem Auszuge hatte Hans Murer die Luzerner gewarnt und gemahnt, „ein Opfer Unsrer Lieben Frau nach Einsiedeln zu schicken und das Banner zu erheben im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Da wollte sich aber niemand daran kehren; darnach verloren wir bei Bellenz." Bald nach der Schlacht machten einige Luzerner, die dabei beteiligt waren, die Wallfahrt nach Einsiedeln. Kein volles Jahr später beschloß der Rat von Luzern: „Nun wollen wir dasselb Opfer tun und von jeglichem Haus in der Stadt einen Pfennig nehmen und Unsrer Lieben Frau gen Einsiedeln opfern," was auch geschehen ist.

Diese Lehre ist in der schweizerischen Eidgenossenschaft nicht mehr vergessen worden.

Einige jährlich wiederholte Pilgerzüge ganzer Städte und Landschaften, sogenannte Kreuzgänge, nach Einsiedeln verdankten kriegerischen Ereignissen ihre Entstehung. In der Kampfesnot bei Tättwil (Aargau) am Abend des 26. Dez. 1351 sollen die Züricher eine jährliche Wallfahrt zu U. L. F. nach Einsiedeln gelobt haben. Tatsache ist, daß sie seit jener Zeit jedes Jahr auf Pfingstmontag einen großen Kreuzgang nach Einsiedeln ausgeführt haben. Nachdem die Stadtobrigkeit von Zürich von der katholischen Kirche abgefallen war, stellte sie 1524 diese religiöse Übung ab. Aber die neue katholische Gemeinde von Zürich nahm sie im Jahre 1889 wieder auf und führte seither jährlich ebenfalls auf Pfingstmontag den Kreuzgang aus und zwar mit stets wachsender Teilnahme von Stadt und Landschaft.

Die so schön am Zürichersee gelegene, etwa 10 km von Einsiedeln entfernte Stadt Rapperswil (Kt. St. Gallen)



entging im Jahre 1385 auf eigentümliche Weise einem feindlichen Überfall. Zum Danke dafür „gelobten Schultheiß und Edle, gemeine Bürgerschaft und Hofleute alle Jahre nach St. Ulrich, des Bischofen Tag (4. Juli), nüchtern und mit bloßen Füßen nach Einsiedeln zu wallfahren, um Gott zu danken". Noch jetzt machen die Rapperswiler jährlich zu Anfang Juli diese Wallfahrt, freilich nicht mehr auf so strenge Weise.

Nach der Einnahme von Grüningen (Kt. Zürich) am 16. Juni 1443 in dem schon öfter erwähnten Alten Züricherkriege verließen die Eidgenossen das Feld, um zur Heuernte heimzukehren. Bei dieser Gelegenheit pilgerten viele „für Unser Lieben Frauen zu Einsiedeln hin, da sie ihr Gebet taten und damit heim in dem Namen Gottes und seiner lieben Mutter, der Magd Marien, die den frommen Eidgenossen ihre Hilfe und Gnade mitgeteilt hatten, daß sie an Ehren redlich bestanden sind und ihre Feinde und große ängstliche Not so männlich überwunden hatten".

Unterm 7. September 1445 beschlossen Schultheiß und Rat von Luzern die Anregung einer Wallfahrt. Aus jeder Pfarrei der ganzen Eidgenossenschaft sollte eine ehrbare Person barfuß zu U. L. F. nach Einsiedeln pilgern. Man wollte das Ende des schrecklichen Krieges erflehen. Wir wissen nicht, ob diese Wallfahrt wirklich zu stande gekommen ist; so viel ist gewiß, daß noch in demselben Jahre Luzern ein Opfer an Wachs nach Einsiedeln geschickt hat und daß der Friede im nächsten Jahre endlich geschlossen wurde.

Die Eidgenossen leisteten dem Papste Julius II. tatkräftige Hilfe, aber ein Teil der schweizerischen Söldner hatte auf Seiten Frankreichs gegen den Papst gekämpft und sich an der Schlacht bei der päpstlichen Stadt Ravenna, 11. April 1512, beteiligt. Nach alter Gewohnheit wallfahrteten später nicht wenige von ihnen an unsern Gnadenort, wo man ihnen aber die heiligen Sakramente nicht spenden durfte, da sie sich wegen des Kampfes gegen den Papst und die Kirche kirchliche Strafen zugezogen hatten. Abt Konrad III.



verwendete sich daher beim Papste und dieser gab unterm 3. Januar 1513 den Beichtvätern in Einsiedeln die Vollmacht solche Söldner von allen Kirchenstrafen loszusprechen und wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufzunehmen, aber nur unter der Bedingung, daß die Betreffenden das Versprechen ablegten nicht mehr gegen die Kirche zu kämpfen. Julius' II. Nachfolger, Leo X., dehnte ebenfalls auf Bitten des Abtes unterm 5. Mai 1515 dieselbe Vollmacht auch auf die oberdeutschen Söldner aus, die im Kriege gegen die Kirche gestanden hatten und die nachher in großen Scharen nach Einsiedeln wallfahrten, um hier vom Kirchenbanne gelöst zu werden und die hl. Sakramente wieder empfangen zu können.

Die allergrößte Gefahr drohte den katholischen Kantonen der Schweiz und besonders unserer Wallfahrtsstätte, nachdem Zürich zur sogenannten Reformation übergetreten war. Zwingli und sein fanatischer Anhang drängten die katholischen Kantone zum Kriege, indem sie ihnen die notwendige Lebensmittelzufuhr abschnitten. Zwingli hatte bereits den Plan eines Einfalles in den Kanton Schwyz entworfen. Es war die Zeit der sogenannten Kappelerkriege. Im Frühjahr 1529 machten die „Länder" d. h. die Urkantone, Luzern und andere Orte, Schwyz voran, große Bittfahrten zu unserm Heiligtume, „daß sie Gott bitten, daß er aus Fürbitt' der würdigen seiner Mutter uns, den Eidgenossen, seine Gnad' senden, daß wir zu Einigkeit kommen, und Fried' und Ruh' unter uns erhalten werden möchte". Um ihrem Gebete mehr Nachdruck zu verleihen, gingen sie im wollenen Bußgewande und barfuß. Während des Krieges 1531 ließen die fünf katholischen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug vom 10. Oktober bis 19. November durch 18 fromme Witwen, abwechselnd von je sechs, Tag und Nacht in der Gnadenkapelle für das katholische Volk beten. Nach den errungenen Siegen und dem wiederhergestellten Frieden wallten die katholischen Stände wiederum an die Gnadenstätte, um dem Herrn der Heerscharen demütig

zu danken. Während der ganzen Wallfahrt begnügten sie sich mit Wasser und Brot.

Sobald die Urkantone ihre Freiheit und ihren Glauben gesichert hatten, nahmen sie wieder Dienst im Auslande, besonders in Frankreich, wo sie auch gegen die Hugenotten kämpften. Nach dem Siege bei Dreux 1562 beantragte Unterwalden eine Dankfahrt nach Einsiedeln.

Die Mitte des 17. Jahrhunderts war für die Einheit der Schweiz eine äußerst gefährliche Zeit; der Bauernkrieg 1653 brachte besonders dem Kanton Luzern, und der Villmergerkrieg 1656 den katholischen Kantonen viele Gefahren. Für die sichtlich durch Gottes Beistand und Mariens Fürbitte abgewendeten Gefahren dankte das Volk besonders der Orte Luzern, Schwyz, Zug und der Stadt Rapperswil durch Wallfahrten zu U. L. F. von Einsiedeln. Dasselbe wiederholte sich nach dem zweiten Villmergerkrieg 1712.

Deutschland, Österreich-Ungarn und andere Länder blieben hinter der katholischen Schweiz durchaus nicht zurück. Wie oft empfahlen sich Fürsten, Feldherren, ganze Länder und Städte in den Kriegen U. L. F. von Einsiedeln und schrieben ihrer hilfreichen Fürbitte dankbar ihre Rettung und Erfolge zu! Als im Jahre 1598 Erzherzog Maximilian von Österreich Gouverneur von Siebenbürgen war und die Festung Großwardein in Oberungarn mit nur 6000 Mann gegen die 80000 Mann starken Türken verteidigte, wurde er schwer krank. Er empfahl sich, die Festung und ihre Besatzung U. L. F. von Einsiedeln, wurde gesund und konnte gegen alle menschliche Erwartung die Festung halten. Unterm 11. Januar 1602 schickte er wertvolle Weihegeschenke für die Gnadenkapelle mit einem Briefe, in dem er vorstehendes erzählte. — Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, wegen seiner Siege über die Türken vom Volke nur „Türkenlouis“ genannt, hatte für die gerechte Sache des deutschen Reiches und der ganzen Christenheit in 26 Feldzügen 13 Schlachten, abgesehen von vielen kleineren Gefechten, geschlagen und 25 Belagerungen geleitet, ohne

je besiegt worden zu sein. Am 19. August 1691 errang er z. B. bei Szlankamen in Slawonien einen entscheidenden, glänzenden Sieg. Dieser in jeder Beziehung wahrhaft große Mann empfahl sich immer U. L. F. zu Einsiedeln und schrieb alle seine Erfolge der Fürbitte und Hilfe Mariens zu. In der Gnadenkapelle zu Einsiedeln wurde aber auch jahrelang für ihn und seine Familie gebetet und seine Siege mit Dankgottesdiensten gefeiert. Seine ihm ebenbürtige Gemahlin, Markgräfin Franziska Sibylla Augusta, machte mindestens sechsmal die Wallfahrt nach Einsiedeln, meist mit ihren Kindern. Weil ihr aber das noch zu wenig war, ließ sie in ihren Residenzen Rastatt (Baden) und Schlackenwerth (Böhmen) je eine Einsiedlerkapelle bauen, um einen Ersatz zu haben, da sie die Wallfahrt nach Einsiedeln nicht so oft machen konnte, als sie es wünschte. — Die süddeutschen Hohenzollern, die Grafen und Fürsten von Fürstenberg und überhaupt der ganze katholische Adel in Süddeutschland empfahlen immer ihre im Kriege stehenden Angehörigen U. L. F. in Einsiedeln, machten fleißig die Wallfahrt und brachten der Gnadenkapelle bedeutende Opfer dar.

Eine ganze Reihe von süddeutschen Städten schrieben ihre Erhaltung in dem schrecklichen Dreißigjährigen Kriege und in den späteren Kriegen der Fürbitte U. L. F. von Einsiedeln zu. So Villingen auf dem badischen Schwarzwald 1633 und 1634, Überlingen am Bodensee 1632 und 1643, Lindau im Bodensee 1647, Feldkirch in Vorarlberg 1647, Freiburg i. Br. 1634, 1648 und 1713, Engen (Baden) 1640, Radolfzell (Baden) 1651, Endingen (Baden) 1677 u. a. m. Alle diese Städte machten jeweils nach Beseitigung der Gefahr andächtige Dankfahrten nach Einsiedeln. — Die Stadt Überlingen schrieb 1652 in einem amtlichen an den Kaiser gerichteten Aktenstücke ausdrücklich ihre Rettung im Jahre 1643 der Hilfe der lieben Mutter Gottes Maria zu:

„Die von menschlicher Hilfe fast verlassene und gegen so mächtige Feinde viel zu schwache Bürgerschaft hat zur allgemeinen Advokatin und Patronin aller notleidenden Christen ihre Zu-



flucht genommen und gegen dieselbe in der Pfarrkirche vor dem hochheiligsten Sakrament des Altars mit besondern Gelübden feierlichst sich verpflichtet und hat versprochen, zur Vermehrung ihrer Ehre und ihres Gottesdienstes die Bruderschaft des hl. Rosenkranzes in der Stadt einzuführen, und wann sie der Feind' Gefahr ledig, allesamt eine Prozession zu der heiligen Kapelle nach Einsiedeln zu verrichten, wie beides nicht allein wirklich vollzogen worden, sondern fromme, andächtige Bürger setzen ihre Andacht und Dankbarkeit gegen diesen heiligen Ort und die Mutter Gottes noch immer mit stetem Wallfahren dahin fort. Es bleibt bei vielen noch in frischem Angedenken, als die Stadt mitten im schwedischen Sturm und in höchster Gefahr gestanden, wie die übergebenedeite Jungfrau Maria auf dem weißen Turm zu Hilf ihrer Diener in herrlicher, trostreicher Gestalt sichtbarlich erschienen."

Die Stadt Überlingen hat sich außerordentlich dankbar erwiesen, indem sie im Jahre 1650 ihre Herrschaft Ittendorf dem Stifte Einsiedeln um einen sehr billigen Kaufpreis abgetreten hat.

So roh sonst die alten berufsmäßigen Kriegsleute und ihre Söldnerscharen waren, treffen wir doch nicht wenige unter ihnen, die eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an unsere Gnadenstätte hatten. Löri Loppacher, der von Schwyz gesandte Anführer der Appenzeller, wurde im Sommer 1404 durch einen Pfeilschuß tödlich verwundet. Nach fünf Wochen starb er in Appenzell. Sein letzter Wunsch war, in Einsiedeln beerdigt zu werden. Man nähte seinen Leichnam in einen Ledersack ein und brachte ihn so zum Begräbnis an unsere Gnadenstätte. — Freiherr Johannes von Zimmern, der jüngere, im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, war „gähzornig, ungottesfürchtig", verschwenderisch und dem Fluchen und Schwören über alle Maßen ergeben. Und doch — als er in Böhmen im Kampfe schwer verwundet und in seine Heimat gebracht worden war, ließ er sich nicht nach Hause nach Meßkirch bringen, sondern blieb in der Nähe in Menningen an der Ablach. „Daselbst wartete Herr

Johannes auf eine Besserung aus der Ursache: er hatte sich festiglich vorgenommen, nicht gen Meßkirch zu kommen, er hätte denn zuvor eine Wallfahrt nach Einsiedeln vollbracht. Das währet schier auf ein halb Jahr, daß sich seine Krankheit mehret und zunahm, daß er es in die Länge nicht treiben möchte, sondern starb im Jahr nach unseres Herrn Geburt 1430 im Januar auf St. Agnesentag," also an dem Tage, wo in Einsiedeln das Fest seines hl. Märtyrers Meinrad gefeiert wurde. — Ganz anderer Art war Junker Hans von Ehrenberg, „ein gewaltiger Kriegsmann", der sich in unser Stift zurückgezogen hatte, ohne aber in dasselbe einzutreten. Er erscheint hier von 1560 bis 1575, tat viel Gutes und war für die Einführung der Gesellschaft Jesu in Luzern, die 1574 stattfand, sehr tätig. Dieser Junker gehörte höchst wahrscheinlich dem rheinischen Adel der von Ernberg an, von dem einige Glieder als Domherren und Bischöfe von Speyer, Würzburg und Mainz erscheinen. Im 17. und 18. Jahrhundert verpfründete sich der eine und andere schweizerische Offizier im Stifte, nachdem er die militärische Laufbahn verlassen hatte.

Nicht wenige Söldner machten die Wallfahrt vor Antritt ihres Dienstes und nach erlangtem Abschiede. Außer den schon oben angeführten Beispielen nur noch das eine und andere. Am 31. August 1684 waren die von Abt Gallus von St. Gallen für Spanien geworbenen 196 Mann in Einsiedeln und der genannte Abt, der gerade in jener Zeit auch hier gewesen, ließ sie in voller Ausrüstung vor der Klosterkirche antreten und gab ihnen feierlich den Segen. Nach ihrer Dienstentlassung machten sie auf dem Heimwege Halt in Einsiedeln, 7. August 1685. „Es war mehrenteil jung, stark Volk" und hatten im Feldzuge nur „etliche ihrer Kameraden" verloren. — Viel mehr Verlust, eigentlich Unglück hatten die Scharen, die von Anfang des Jahres 1688 an von den Kantonen Uri, Schwyz, Zug, von Thurgau, St. Gallen usw. für venetianische Dienste gegen die Türken in Morea (Pelopones) geworben worden sind. Im März

und April besuchten einige Hundert dieser Söldner unsere Gnadenstätte. Mit den Schwyzern zog auch der Einsiedler P. Paul François, Dr. theol., als Feldpater aus. Aber schon im Sommer starb er vor Negroponte (im Altertum Euböa genannt) an der Seuche, die viele Offiziere und Soldaten hinwegraffte. Das Schweizer Regiment hatte so viele Verluste, daß 1690 nur noch der zehnte Teil desselben am Leben war. Im Sommer 1691 konnte der geringe Rest in die Heimat zurückkehren. Die Überfahrt war sehr stürmisch. Dazu wurden sie noch am 31. Juli bei der östlichen Küste des adriatischen Meeres, in der kleinen Bai lo Trino, von einem tripolitanischen Raubschiff angegriffen, konnten aber die Seeräuber trotz ihrer Übermacht siegreich und ohne Verluste zurückschlagen. In diesem Kampfe hatten sie für den Fall ihrer Rettung eine Wallfahrt nach Einsiedeln versprochen. Zuerst kamen die Zuger am 1. November. Von den ausgezogenen 220 Mann waren nur 20 übriggeblieben. Am 2. ließen sie ein Amt in der Gnadenkapelle halten. An demselben Tage kam der schwyzerische Oberst Heller mit seinen noch übrigen 22 Mann und ließ am 3. November ebenfalls ein Amt in der Gnadenkapelle halten. Die Erinnerung an den unglücklichen „Moreaner Zug“ ist noch jetzt im Schweizer Volke lebendig und die Toten- und Jahrzeitbücher vieler schweizerischer Pfarreien zählen große Reihen der bei demselben umgekommenen Angehörigen auf. — In den ersten Tagen des Februar 1700 machten viele aus Schwyz, Uri und Appenzell stammende Söldner, die nach ihrem Abschiede von Mailand gekommen waren, die Wallfahrt nach Einsiedeln und empfingen hier die heiligen Sakramente.

Übrigens pilgerten sehr viele Offiziere und gemeine Soldaten gruppenweise und einzeln hierher, um für ihre oft wunderbare Errettung aus den verschiedensten Kriegsgefahren und der Gefangenschaft zu danken. Auf die eine oder andere solcher Wallfahrten werden wir noch später stoßen.

Wenigstens eine schweizerische Truppe in fremden Diensten



führte unseres Wissens das Einsiedler Gnadenbild in ihrer Fahne. Nämlich die in neapolitanischen Diensten stehende „leibobriste Compagnie" des Oberst Tschudi von Glarus seit dem Jahre 1735. — Daß die Einsiedler Militärmannschaft auf ihrem schwarzgelb geflammten „Kriegsfähnli" das Bild ULF. von Einsiedeln samt den beiden Meinradsraben, dem Abteiwappen, führte, ist selbstverständlich.

Im Januar 1761 machte ein „vornehmer Husar", der verwundet worden war, von der Laudon'schen Armee in Schlesien eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Er trug eine kleine Nachbildung unseres Gnadenbildes bei sich und versicherte, daß sehr viele Soldaten dieser Armee stets solche Bilder bei sich hatten. Diese Bilder waren aus Ton gefertigt, dem Reliquien und Erde von der Gnadenkapelle beigemischt waren. Sie wurden bis 1798 nur in unserm Stifte hergestellt und geweiht, durften aber nie in Handel kommen, sondern wurden massenhaft verschenkt, so sehr waren sie überall begehrt. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts läßt sich ihre Verbreitung bis nach Mazedonien nachweisen, wohin sie durch Missionäre gebracht worden waren.

Die „Kriegswallfahrten" hatten an unserer Gnadenstätte sichtbare Spuren hinterlassen, nämlich viele, verschiedene Weihegaben, die aber zum Teil schon 1577 in der furchtbaren Feuersbrunst, die Kirche, Kloster und Flecken in Asche legte, zum Teil aber 1798 von den Franzosen und andern Leuten geraubt und verschleppt worden sind. Da war der angeblich goldene, in Wahrheit aber nur messingene, Sessel des Herzogs Karl des Kühnen aus der Burgunderbeute, den die Eidgenossen 1489 unserm Stifte geschenkt hatten, ferner die zwei großen Banner, die Papst Julius II. den Eidgenossen verliehen hatte und die diese 1512 in unserer Stiftskirche aufhängen ließen. Dann türkische Fahnen und Roßschweife, goldene Ehrenketten und andere Ehrenzeichen höherer Offiziere, gold- und silbergewirkte Feldschlingen und -Binden, ganze Uniformen, Säbel, Gewehre, Kanonen- und andere Kugeln, in Silber getriebene Abbildungen von

Festungen und Städten, einige gestiftete Kelche und Ampeln, viele gemalte Votivtafeln usw. Jetzt sind nur noch einige kärgliche Reste davon vorhanden, die man 1798 hatte retten und später wieder erwerben können. Darunter ist der große türkische Teppich, den angeblich Kaiser Leopold I. als Trophäe aus dem erbeuteten Türkenlager 1683 dem Stifte geschenkt hat, einige Kanonenkugeln, die beim innern Eingange der Kirche hängen, und der Kelch, den die Stadt Freiburg i. Br. 1715 geopfert hat.

In dem Dreißigjährigen Kriege, in den Türken- und spätern Kriegen kamen sehr viele Flüchtlinge nach Einsiedeln, Laien, Priester und Ordensleute, unter letztern besonders viele Benediktiner, hauptsächlich aus schwäbischen und österreichischen Klöstern, die in unserm Stifte Unterkunft fanden. Während der großen französischen Revolution, besonders in den Jahren 1792—1797 hielten sich über 2000 Priester aus dem Elsaß und Frankreich als Emigranten kürzere oder längere Zeit hier auf. Sie wohnten teils im Stifte und im Flecken, teils auch im benachbarten Frauenkloster in der Au.

Es ist eine ganz interessante Tatsache, daß im Dreißigjährigen Kriege und zwar im Sommer 1639 in Einsiedeln zwischen Bayern und Frankreich Verhandlungen über Anbahnung eines Waffenstillstandes gepflogen wurden. Sie sind offenbar ganz geheim gehalten worden, denn in den Geschichtsquellen des Stiftes findet sich keine Spur davon.[1])

Eigentümliche Zeichen der Kriegswallfahrt sind auch die in Einsiedeln erfolgten Taufen von Türken- und „Mohren"-Kindern, die in den Kriegen gerettet worden sind. So wurde hier am 29. September 1688 ein türkisches

1) Vergl. über die Anfang 1640 zwischen dem bayerischen Hofratsvizepräsidenten Tanner und dem französischen Feldmarschall d'Oysonvilles gepflogenen Verhandlungen. Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns I, 560.

Mädchen getauft, das Graf Karl Egon Fürstenberg-Meßkirch, Hauptmann im Scharfenberg'schen Regiment in Ungarn, beim Sturm auf Ofen vor dem „Niedersäbeln“ bewahrt hatte. — Im Juni 1689 wurde hier ein anderes türkisches Mädchen getauft, über das aber keine weiteren Nachrichten vorhanden sind. Die schon genannte Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden ließ im September 1714 hier zwei Mohrenknaben taufen, die aus Kanea auf der Insel Kreta stammten.

Während der Türkenkriege im letzten Drittel des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurden in Einsiedeln, besonders am Rosenkranzfeste zu Anfang Oktober, im Freien Spiele aufgeführt, deren Lieblingsgegenstand die Siege der Christen über die Ungläubigen bildete.

„Da wurde bald neben der Bühne eine hitzige Schlacht zwischen Christen und Türken gefochten, jetzt wurde eine Festung auf Sturmleitern erstiegen und das Kreuz statt des Halbmondes aufgepflanzt, das weite Tor öffnete sich und man sieht blutige Köpfe, Arme und Beine von Türken in den Meereswellen umherschwimmen; jetzt wird auf dem Lande die Feldschlacht geschlagen, und die besiegten Türken werden an den Triumphwagen Mariä gekettet. Auch die Einnahme von Ofen durch die Christen wurde dargestellt. Drangen aber die Türken gegen den Westen hin vor, so nahm die Darstellung eher die Form einer Bitte, einer Supplicatio an, und es spricht sich die Angst des christlichen Europa lebendig in diesen Vorstellungen aus.“

(Schluß folgt.)





LVIII.

Bischof Reisach.

Von Anton Doeberl.

II.

Derselbe Bischof, der in der Eichstätter Seminarreform so entschieden der kirchlichen Freiheit eine Gasse bahnt, macht der Staatsaufsicht mehr als ein Zugeständnis, holt das Plazet ein, wird zum Berater des Ministers, ja zum Vermittler zwischen dem Minister und freiheitlicher gesinnten Bischöfen. Bischof Reisach und Minister von Abel, der „römisch gesinnte Bischof", wie sich Reisach selbst einmal nennt, und ein so typischer Vertreter des Obrigkeitsstaates wie Abel, wären vielleicht zu anderen Zeiten Gegner geworden, aber damals unter den Nachwehen des Kölner Ereignisses, in einer Zeit, in der die Stärkung des monarchischen Prinzips besondere Hoffnungen weckte auf eine Stärkung des religiösen Prinzips, fanden sich Bischof und Minister zu engstem Zusammenarbeiten und Zusammenwirken. Königtum und Kirche im engsten Bund, selbst unter Verzicht auf manche kirchliche Freiheit, das ist noch in der Eichstätter Zeit Bischof Reisachs der leitende Grundsatz für das Verhältnis von Kirche und Staat. Erst das Jahr 1848 schafft insofern Wandel, als jetzt die Frage der kirchlichen Freiheit folgerichtig auf allen Linien aufgerollt wird. Ich halte es darum für verkehrt das kirchenpolitische System Abel so streng zu verurteilen, wie es Strodl unter dem frischen Eindruck des Jahres 1848 getan hat. Die Bischöfe, die es mit dem Ministerium Abel zu tun hatten, ein Weis, ein Gebsattel, Reisach, und selbst der Nuntius haben sich gerechter zu Abel und seinem System geäußert.

Eine ziemlich große Anzahl von Briefen läßt erkennen, wie Bischof Reisach sich zum Ministerium Abel stellte.

Als Reisach im Jahre 1838 zum ersten Mal das Fastenpatent verkünden sollte, machte es ihm Bedenken hiezu das landesherrliche Plazet einzuholen. Die Regierung wußte das. „Wenn keine günstige Antwort von Rom kommt", so schrieb Graf Rechberg am 20. I. 38 dem Staatsrat v. Abel, „so bleibt Reisach feststehen und sendet kein Fastenpatent ein. Für diesen Fall wird wohl ein anderer Ausweg als der von ihm vorgeschlagene nicht zu ermitteln sein." Unterdessen hatte sich Reisach durch die Vermittlung des damaligen Jesuitengenerals an den Kardinalstaatssekretär Lambruschini mit der Bitte um Wink und Weisung gewandt. Die Antwort, die er erhielt, wird vielleicht manchen überraschen. „Die Einholung des Plazet", so lautete der Ausspruch des Staatssekretärs, „ist eine bloße Formsache. Apostolischer Mut ist für bedeutendere Fragen aufzusparen."[1]) Eine wahrhaft staatsmännische Entscheidung. Reisach war selbst darüber froh. „Die Sache ist also entschieden", so schreibt er am 26. I. 1837 dem Grafen Rechberg, „und in wenig Tagen soll mein Fastenpatent bei dem Ministerium eintreffen." Und Bischof Reisach gab sich in das Plazet. Der Fastenhirtenbrief 1841 trägt ausdrücklich den Vermerk: Mit Allerhöchster Einwilligung Seiner Kgl. Majestät.

In einer anderen Frage legte sich der Bischof wiederum große Zurückhaltung auf, in der Jesuitenfrage. Der Schüler und warm fühlende Freund der Jesuiten hat mit Rücksicht auf die Stimmung bei Hof und auf Grund einer Verpflichtung, die er dem Ministerium Wallerstein gegenüber eingegangen, nichts für die Zulassung der Jesuiten getan.

Am 25. II. 1840 schreibt der Minister: „Mit Gottes Hilfe werden wir sie doch bekommen, die Jesuiten, und bevor sie nicht da sind, hoffe ich wenig für Erziehung, hauptsächlich

1) „Il coraggio e la fermezza apostolica è da riserbarsi per circostanze e per cose di maggior rilievo che per cose di mera formalità gia pur troppo introdutta e messa in uso. Cosi l'oracolo di Lambruscini e basta."

des Klerus. . . . Ich darf freilich nichts für ihre Einführung tun, hat mir ja Wallerstein bei meiner ersten Ernennung jede direkte und indirekte Mitwirkung untersagt, ein Befehl, der wohl jetzt nicht mehr respektiert würde, wenn ich nur überhaupt etwas anderes tun könnte als beten und Sie bitten, die Sache vor Gott wohl zu überlegen." Als aber später (1845) die Regierung selbst für die Abhaltung von Exerzitien durch Jesuiten die landesherrliche Genehmigung forderte, meinte der Bischof: „Die Entschließung des Königs in bezug auf P. Deharbe hat mich sehr bestürzt. So ist aus der bloßen Anzeige denn doch eine Genehmigung geworden, durch welche die Freiheit und das Recht der Bischöfe wieder beschränkt wird. Ich hätte wohl Lust, dem König zu schreiben und zwar ganz offen, aber mit aller Schonung. Soll ich es tun? Mir scheint es, daß die Abneigung gegen den Bischof von Regensburg[1]) sowie die Berichte von Regensburg und geheime geistliche Räte die Sache hervorgerufen haben . . ." (17. Sept. 1845).

Noch in einer dritten Frage bewies Reisach besonnene Klugheit, in der Mischehenfrage. Am 31. Mai 1838 war unter dem Ministerium Abel die vielberufene Mischehenfrage staatlicherseits dahin beschieden worden, daß die Regierung es den Eltern anheimstellte über die Erziehung der Kinder aus Mischehen Verträge zu schließen und wieder abzuändern. Der Fortschritt dieser Verbescheidung gegen die frühere Praxis lag in der Möglichkeit den Vertrag zu ändern, solange die Kinder sich nicht selbst durch die erste hl. Kommunion oder durch die Konfirmation für ein Bekenntnis entschieden hatten. Diese Änderungsmöglichkeit konnte im einzelnen zu gunsten oder zu ungunsten der Kirche gereichen. Aber sie entsprach doch am besten der Gewissensfreiheit, während immerhin der Kirche das Recht verblieb die Bedingungen für eine kirchliche Trauung festzusetzen und gegen jene, die das Erbgut des Glaubens verschleuderten,

1) König Ludwig I. war dem Regensburger Bischof Valentin alles eher als gewogen. Grund hiefür waren Zuträgereien, an denen der Regierungspräsident Zu Rhein seinen Teil hatte.

mit Zensuren vorzugehen. Diese Neuregelung wurde aber nicht von allen Bischöfen gut aufgenommen. Bischof Richarz wollte dagegen protestieren und hat es auch wirklich getan. Auch Erzbischof Gebsattel scheint Bedenken dagegen gehabt zu haben.

In einem „langen, ausführlichen Brief“ an den Münchener Erzbischof tat Reisach nach seinen eigenen Worten die Richtigkeit der ministeriellen Interpretation dar und zeigte, daß eine Protestation gegen dieselbe eigentlich nur eine Protestation gegen die Konstitution und gegen die ganze dem Staate gegenüber den Religionsparteien eingeräumte Stellung sein müßte. „Durch die Konstitution, so betonte Reisach, habe die katholische Kirche aufgehört, in Bayern die herrschende zu sein, und der Staat als solcher habe den verschiedenen Religionsparteien gegenüber keine bestimmte Religion, sondern sei bloß eine jeden Teil in seinen Rechten schützende Macht.“ Freilich ist dem Bischof nicht entgangen, daß die Neuregelung für die damaligen Verhältnisse auch Unangenehmes bringen konnte. Er dachte deshalb an Vorkehr und Abwehr.[1]) „Bei mir kann keine solche Ehe geschlossen werden ohne vorgängige bischöfliche Dispense, während in den übrigen Diözesen die Sache den Pfarrern überlassen bleibt, wo es nicht fehlen kann, daß sich eine verschiedene Praxis bilde. Eine Instruktion an den Klerus wäre am Platz.[2]) Allein alle Bischöfe werden sich nicht dazu vereinen, und ich will mich nicht allein als Zielscheibe hinstellen.“ (13. Nov. 1838). Im selben Brief denkt er noch an einen anderen Ausweg: „Noch eine Frage: Würde es auffallen und die Regierung in Bewegung setzen, wenn ein Büchelchen erschiene, in welchem ein Pastoralunterricht über gemischte Ehen inbezug auf die letzte Erklärung erschiene, um den Klerus auf seine Pflichten und auf die Weise sie zu erfüllen aufmerksam zu machen. Ich hätte

1) Schon früher, am 26. I. 1838, meinte Reisach: „Döllingers Broschüre über die gemischten Ehen ist gediegen und in gemessenem Stil geschrieben.“

2) Eine solche Instruktion erschien in Regensburg erst spät unter Bischof Ignatius nach dem Kölner Vorbild.

Lust tacito nomine so ein kleines Broschürchen ganz wissenschaftlicher Art zu machen, da ein Hirtenbrief nicht wohl angeht. Die Sache müßte aber freilich ein Geheimnis bleiben."

Du Moulin-Eckart hat in seiner Sprache dem Eichstätter Bischof Intoleranz vorgeworfen. „Von Eichstätt aus verbreitete Bischof Reisach seine in Rom gewonnenen Anschauungen. Ein Unglück war es, daß dieser Richtung der alte Görres und die Seinen sekundierten. Es war eine Mobilmachung des gesamten waffenfähigen Ultramontanismus gegen die mit so harter Mühe in Bayern aufgerichtete Festung der Toleranz und Aufklärung." Diese leere Behauptung wird widerlegt durch ein Signat König Ludwigs vom 12. Juni 1845:

„Des Eichstätter Domes Inneres habe ich in Augenschein genommen, gefunden, daß Veränderung in ihm vorzunehmen hinausgeworfenes Geld sein würde, denn wo nicht alles hinausgeworfen würde, alles ist im Perückenstil, könnte man doch nichts daraus machen und das wäre zu kostspielig. Kloster Heilbronner Kirche, die wenn dazu geeignete Mittel vorhanden ich herzustellen vorhabe, wird Gärtner (noch in Speyer befindlich, daher hieher kommend) mit Ihnen reden. In Ingolstadt habe ich dem protestantischen Pfarrer, von dem ich durch einen General erfuhr, daß er gepredigt, sich lieber in Stücke zerhauen zu lassen als vor dem Sanktissimum die Kniee zu beugen in coram publico (es ergab sich so) gesagt, daß Subordination, Gehorsam das erste beim Soldaten wäre, daß die Geistlichen dahin wirken sollten, ich das Gegenteil nicht dulden würde. Ein Glück, daß ich nicht von Eichstätt kam, sondern erst dahin mich begab, denn außerdem möchte es geheißen haben, der Bischof hätte mich aufgehetzt.

Aschaffenburg, 12. Juni 1845. Ludwig.

Damit hat der König selbst bezeugt, daß dem Bischof viel in die Schuhe geschoben wurde, woran er keinen Teil hatte.

Ich habe die Briefe Reisachs an Minister Abel wiederholt gelesen und komme nach gewissenhafter Prüfung zu



dem Ergebnis, daß Reisach nichts getan hat, um den Minister in seinem nicht glücklichen Verhalten gegen die Protestanten — übrigens gehen manche Beschwerdepunkte zurück auf die Zeit Wallersteins — zu bestärken. Ich habe weiters den Eindruck gewonnen, daß Reisach in seiner Eichstätter Zeit jedem Konflikte mit der Regierung aus dem Weg ging. Erst das einseitige Vorgehen des Märzministeriums, dann das Freiheitsjahr ließen den Bischof aus der Zurückhaltung heraustreten.

Die Briefe Reisachs an den Minister sind aber noch in anderer Hinsicht bemerkenswert. Reisach ist der Berater des Ministers. So werden seine Briefe ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Restauration, jenes reizendsten, aber noch lange nicht genügend erforschten Gebietes in der bayerischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Wie Reisach über verschiedene kirchliche Persönlichkeiten vom Nuntius herab bis zu den Pfarrern dachte, das kann manches Licht werfen auf die innere Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse. Ich muß mich hier auf einige Auszüge beschränken und gebe dem Bischof selbst das Wort.

„Was die wichtige Ernennung eines Nuntius in Bayern betrifft, so habe ich nicht ermangelt wiederholt den Staatssekretär darauf aufmerksam zu machen. Ich wußte, daß man in Rom das Vorurteil hatte, als müßte der Nuntius von Familie sein und habe deshalb schon in vorhinein dagegen geschrieben, weil ich unter den adeligen, römischen Prälaten, nachdem Altieri in Wien akkreditiert wurde, keinen kannte, der für Bayern tauglich wäre. Wenn wir auch keinen zweiten Argenteau bekommen hätten, so wäre vielleicht doch einer gekommen, der sich so wenig wie er in die deutschen Verhältnisse hätte finden können. Der Staatssekretär versichert mich in seinem letzten Brief, daß alles berücksichtigt werden wird, was ich über diesen so wichtigen Gegenstand meldete und gleich nach Empfang des Schreibens E. E. eilte ich meine früheren Bemerkungen noch zu bestätigen. Ich wünschte, daß Monf. Préla geschickt würde, ein gelehrter, echt priesterlicher Prälat, der die deutschen Verhältnisse aus

einem mehrjährigen Aufenthalt bei der Schweizer Nuntiatur kennt und auch der deutschen Sprache kundig ist.[1]) Ich habe diesen meinen Wunsch dem Staatssekretär unverhohlen mitgeteilt und hoffe, daß er in Überlegung gezogen wird" (2. April 1838).

Wer die Bedeutung Prélas auch nur aus Pfülfs Biographie des Kölner Erzbischofs Geissel kennt, wird Reisach und dem Minister Abel Dank wissen, daß sie es durchsetzten, daß nach einem so unzulänglichen Nuntius, wie es Argenteau war, ein fähiger Nuntius in wichtiger Zeit nach München kam.

Ein weiteres Verdienst Reisachs war es, die Ernennung Hohenlohes, dieses vielgeschäftigen „Wundermannes", zum Bischof von Würzburg verhindert zu haben. Über den Charakter Hohenlohes dürfte man jetzt endlich sich klar sein.[2]) „Je mehr ich nachdenke", so schrieb am 25. II. 1839 Bischof Reisach an den Minister, „desto weniger scheint es mir wünschenswert, daß die Wahl auf Hohenlohe falle, wenn einmal Würzburg erledigt ist."

Bischof Reisach hat seinen Einfluß aufgeboten für die Ernennung Hofstätters und Stahls, zweier strengkirchlicher Bischöfe.

„Was Passau betrifft, stimme ich unbedingt für Hofstätter, denn so notwendig er in München ist, so erhält er dadurch eine viel bedeutendere, nützlichere Wirksamkeit, da ohnehin sein Wirken in München aufs Allgemeine oft paralisiert ist. Außer ihn wüßte ich keinen anderen vorzuschlagen als Egger,

---

1) Viale Préla, einer der fähigsten Nuntien, war intimer Freund Abels. Im Nachlaß des Ministers finden sich einige Briefe des Nuntius an den Minister. Ich gebe hier einen wieder, ohne Datum, den Préla wohl vor seiner Berufung von Wien nach Bologna geschrieben hat: Mon bieu cher ami! Ce sont les dernières lignes que j'écris d'ici à Munich, elles n'ont autre objet que Vous remercier de la bienveillance que Vous m'avez temoignée. Séparés par les distances nous serons unis en Dieu par la prière. Votre tout devoué pour la vie † M. Archevêque de Carthago.

2) Vgl. A. Ludwig, im Hist. Jahrbuch, Bd. 38, S. 321.



der freilich schon in Jahren vorgerückt, aber doch noch kräftig ist." „Ich glaube, daß kein anderer als Hofstätter zu wählen sei. Wir würden an ihm einen wahrhaft apostolischen Bischof haben und wie sehr ein solcher nottue, belieben E. E. aus einem Briefe des trefflichen Prof. Schrödl zu ersehen" (31. Mai 1839). Am 6. August 1839 drückt der Bischof Freude und innigsten Dank für die Ernennung Hofstätters aus: „Mit neuem Eifer und mit neuer Freude will ich nun die Last des Episkopates tragen, da ich an Hofstätter einen treuen Freund und einen gotterleuchteten Ratgeber habe, der in Allem gleiche Gesinnung mit mir hat. Übrigens will ich gerne glauben, daß diese Ernennung so manche schöne Pläne vereitelt hat und so manche es ungern sehen, daß ein so durchaus kirchlicher Mann wieder ans Ruder gekommen ist." [1])

Bischof Reisach hat Minister von Abel auf Stahl hingewiesen.

„Dürfte ich wohl", so schreibt er bereits am 26. Nov. 1838, „E. E. inbezug auf die vakante Domherrnstelle in Würzburg auf den Professor Stahl aufmerksam machen. Er ist ein vortrefflicher Priester und von großem kirchlichen Wissen, aber leider von sehr schwächlicher Gesuudheit" (26. Nov. 1838). Stahl wurde 1840, kaum 35 Jahre alt, vom König zum Bischof von Würzburg ernannt. „Tausend Dank", schrieb Reisach alsbald dem Minister, „für die Ernennung von Stahl, ich erwarte ihn dieser Tage bei mir, indem er mir schrieb, er wolle einige Tage Ferien bei mir machen. Ich hoffe gewiß, er wird allen Forderungen entsprechen, er ist ein Mann des Gebetes und von den besten Grundsätzen", 24. IV 40.

Wer einmal die Geschichte der kirchlichen Restauration in Bayern schreiben wird, der wird dankbar anerkennen dürfen, daß die Wahl des Königs bei Besetzung der Bischofsstühle im allgemeinen auf tüchtige Persönlichkeiten fiel, ganz

1) Hofstätter war anfangs intimer Freund des Ministers. Später wurde die Freundschaft nur mehr zwischen Hofstätter und dem Bruder des Ministers, dem Vater des bekannten Wiener Jesuiten Abel, gepflegt.

besonders unter dem Ministerium Abel. Diese eifrigen und arbeitsfreudigen Bischöfe haben für die Kirche viel getan. Für ihre Ernennung kommt der Einfluß Reisachs in Betracht.

Auch für die Besetzung der Pfarreien läßt sich, wenn auch nur vereinzelt, dieser Einfluß nachweisen. Geistliche, die sich der Anerkennung Reisachs zu erfreuen hatten, waren der Pfarrer von St. Max in Augsburg, Messerschmid, der Pfarrer von Affaltern, Mathäus Kroner, der Kaplan Volk von Augsburg usw.

Bischof Reisach beschränkt sich in seinen Briefen auf Vorschläge in rein kirchlichen Dingen. So wünscht er einen Einheitskatechismus für Bayern, einen leichteren Verkehr zwischen den Bischöfen und der Krone. Aus Briefen Zanders ergibt sich aber, daß der Bischof auch die Bedeutung der Presse wenigstens in etwa erkannte. „Der Hr. Nuntius", schreibt Zander am 24. Juli 1843 an den uns schon bekannten Grafen Rechberg, „hat sich gleich nach seiner Rückkehr von Kleinheubach auf das Allergütigste und Entschiedenste gegen mich ausgesprochen ... Er werde deshalb die Herren Bischöfe von Würzburg und Eichstätt zu einer Konferenz einladen, um gemeinsame Schritte zu besprechen. Unser Hr. Bischof hat mir seitdem gesagt, daß dies sofort geschehen und man dahin übereingekommen sei, daß der Hr. Nuntius gleich nach seiner Rückkehr beim Minister mündlich, die beiden Bischöfe aber schriftlich vorgehen sollten." Das ist die einzige Spur, die uns ein gewisses Interesse des Bischofs für die Presse zeigt. Ein Bischof Weis sah auf diesem Gebiete weiter.

* * *

Nur noch ein paar Worte über die persönlichen Beziehungen des Bischofs zum Minister. Mit inniger Freundschaft war der Bischof dem Minister zugetan, diese Freundschaft verengerte sich immer mehr, sie überdauerte den Ministersturz und noch von Rom aus schrieb der Kardinal dem Freunde. Zur Ernennung des Ministers schreibt der Bischof:

„So sind denn endlich meine heißesten Wünsche in Er-



füllung gegangen, E. E. als Minister begrüßen zu können" (2. IV. 1838). Ein Jahr später: „Ich sehne mich recht von Herzen nach dem Augenblick, wo ich wieder das Glück haben werde, Sie zu sprechen.[1]) Es tut mir so wohl mit Männern zu sprechen, mit denen ich offen von dem sprechen kann, woran mein ganzes Herz hängt" (11. Aug. 1839). Zum Landtag 1840: „Es war mir unendlicher Trost in Aschaffenburg aus dem Munde unseres besten Königs zu vernehmen, wie sehr er E. E. schätzt, wie er ganz auf Sie vertraut, und wie ganz er die satanische Intrigue, so nannte er sie selbst, durchschaut, die gegen Sie gespielt wurde" (11. Juli 1840). Zum Landtag 1843. „Lassen Sie die Posaunen nur um Jericho herumblasen; wenn die Mauern feststehen, wird das Blasen schon ein Ende nehmen" (8. IV. 43). Zum Landtag 1846: „Daß ich in den bewegten Zeiten es nicht unterlasse, täglich für Sie zu beten, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Gott, so hoffe ich, wird seine Kirche und die zu ihr halten nicht verlassen. Bei solchen Angriffen können wir nur gewinnen" (22. III. 46).

Der Minister hat aber auch dankbarst die Freundschaft des Bischofs vergolten. Ich habe schon auf die Hilfe des Ministers zur Seminarreform hingewiesen. Jetzt noch zwei sehr interessante, bis jetzt unbekannte Vorgänge. Zunächst die Münchener Koadjutorwahl.

In einer Bittvorstellung vom 15. IV. 41 erbat sich der greise Münchener Erzbischof den Domdechanten Oettl zum Weihbischof. Der König erklärte am 18. April dem Minister: „Der vorgeschlagene Charakter, den ich zu kennen Gelegenheit lang hatte, gefällt mir nicht." Minister Abel hat natürlich die gleiche Ansicht. „Bei Domdechant Oettl scheint die Eitelkeit jedenfalls weit größer als die Grundsätze zu sein." Der Minister empfiehlt nun die Aufstellung eines Koadjutors cum jure successionis. Er nennt keinen Namen, meint aber: Dazu könnte nur einer der Bischöfe des Königreichs unter einstweiliger Bei-

1) Auch nach Stamsried kam Bischof Reisach. Ich sah dort im „Bischofszimmer" die Büste Reisachs.

behaltung seines Bistums aus dem Grund bestimmt werden, weil sonst die Ausmittelung des Unterhaltes unbesiegbaren Schwierigkeiten unterläge. Darauf ergeht ein kgl. Signat an den Minister:

„Mein Vorhaben, wenn der jetzige Erzbischof stärbe, war und ist, den gegenwärtigen Bischof von Eichstätt zum Nachfolger ihm zu geben und wenn es nicht verfassungswidrig einen Koadjutor zu ernennen (Anwartschaften auf Staatsdienste sind verboten, doch von Kirchendiensten ist nichts gesagt), so soll's der Obengenannte werden, wenn dem Erzbischofe es genehm ist, keine Kosten verursacht und die Weise, wie für den Eichstätter Sprengel zu sorgen wäre, meine Zustimmung erhält.

München, 19. April 1841. Ludwig.

Abel findet selbstverständlich: „Die Wahl des Bischofs von Eichstätt ist gewiß als eine der glücklichsten und segensreichsten freudig anzuerkennen, welche die katholische Kirche in Bayern der Weisheit und Glaubenstreue E. K. M. verdankt." Noch am selben Tag kann er dem Könige berichten, daß der Erzbischof mit freudiger Bereitwilligkeit seine Zustimmung gegeben hat.

Nicht weniger interessant ist der Plan einer neuen Diözesaneinteilung Bayerns gleich nach dem Tode des Bischofs Schwäbl. Regensburg und Augsburg sollten verkleinert werden. Von Regensburg sollten die Dekanate Dingolfing, Frontenhausen und Deggendorf an Passau, von Augsburg die Dekanate Dinkelsbühl, Wallerstein, Neuburg, Burgheim und Hohenwart an Eichstätt, ferner die Dekanate Oberalting, Schwabhausen, Weilheim, Landsberg und Schongau an München kommen. Der König war mit diesem Projekte einverstanden. Da erließ Hofstätter sein Ausschreiben zur Leichenfeier der Königin-Mutter. Damit verlor er die Gunst des Königs. Richarz aber kam obenauf.

Immerhin beweist dieses Projekt, wie stark die Freundschaft zwischen dem Minister Abel und Bischof Reisach war.



LIX.

Die Bibliotheca Missionum.

(Schluß.)

Bedeutungsvoller als die Berichtigungen sind für den Bibliographen die Ergänzungen, die entweder Vermutungen des Herausgebers über die Existenz eines Buches bestätigen oder Beschreibungen von Werken bringen, die dem Titel nach bekannt waren, aber trotz vielen Suchens unerreichbar blieben. Einige dieser Ergänzungen seien hier geboten.

Von dem Werke „Relectiones Theologicae" des P. Franciscus de Victoria O. P., das zuerst im Jahre 1557 herausgegeben wurde und zu den wichtigen kolonial-politischen und missionsmethodischen Fragen der damaligen Zeit Stellung nimmt, führt P. Streit verschiedene Ausgaben an. Eine ist ihm entgangen, die Ausgabe von Venedig, die im Jahre 1626 erschien. Nach dem Vorworte der Buchhandlung an den freundlichen Leser wurde die erste Ausgabe von 1557 (Lyon) im Jahre 1565 zu Salamanca verbessert und 1587 zu Lyon durch Petrus Landry mit noch größerer Sorgfalt herausgegeben. „Nos editiones omnes contulimus, et hanc omni exceptione maiorem dedimus." Die Druckgenehmigung ist vom Dekan der Ingolstädter Universität Bartholomäus Vischer unterzeichnet und der venetianischen Ausgabe liegt daher wohl die Ingolstädter vom Jahre 1580 zu Grunde.[1]) — Zum Werke des Abbé Durand „Les Missions Catholiques Françaises" (Nr. 1450) bemerkt P. Streit, der Verfasser habe im Vorwort einen Atlas versprochen. Er wisse nicht, ob er erschienen sei, der Katalag der Pariser Nationalbibliothek erwähne ihn nicht. Dieser Atlas ist in Wirklichkeit erschienen und zwar schon im Jahre 1874 zu Paris. Er enthält 11 Karten: Afrika, die Asiatische Türkei, die Euro-

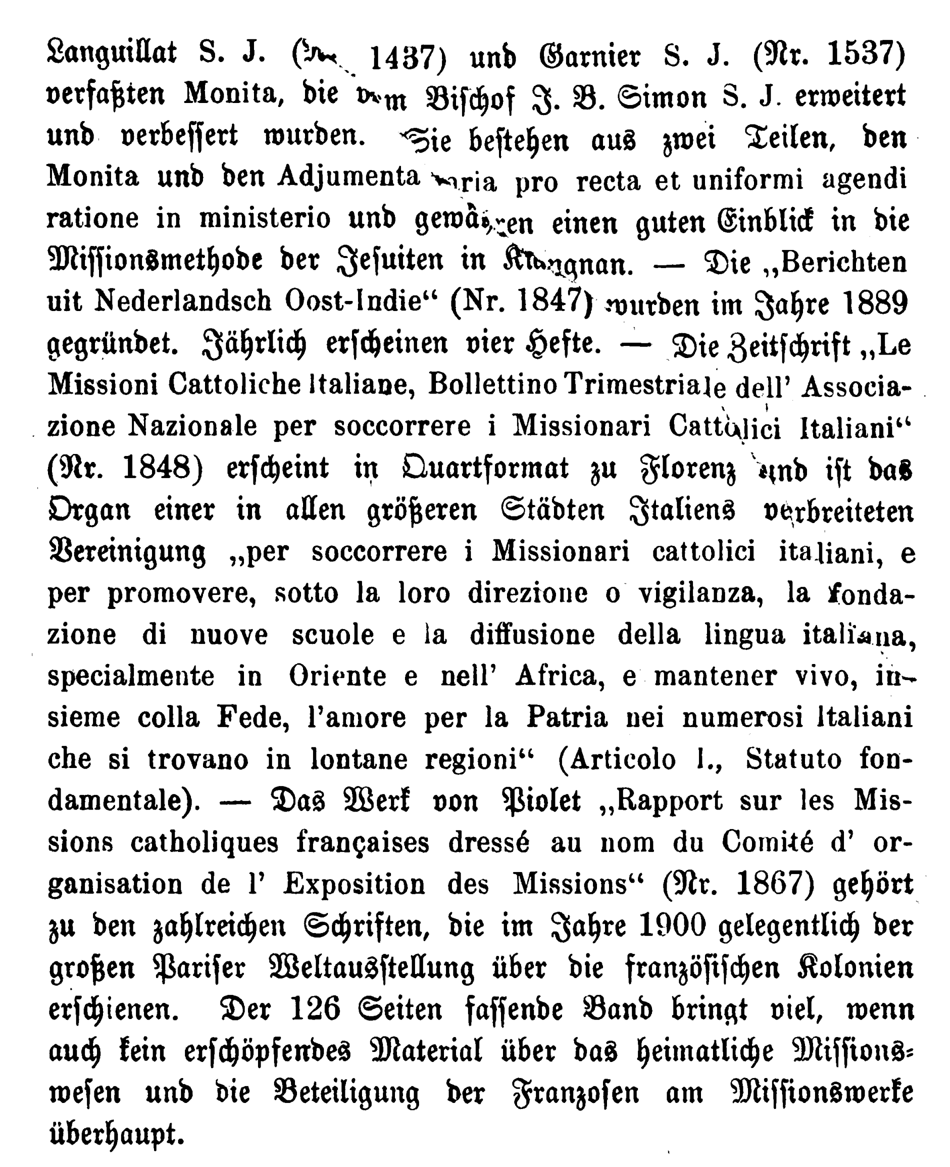
1) P. Streit führt zum Jahre 1586 eine Lyoner Ausgabe an (Nr. 154), während bei der genauen Angabe des Titels das Jahr 1585 als Erscheinungsjahr steht.



päische Türkei, Palästina, China, Indien, Nordamerika, Südamerika, Ozeanien, die Apostolischen Vikariate von Neu-Kaledonien und Neu-Seeland sowie eine Religionskarte. — Auf Seite 689 (Nr. 1515) wird ein Werk von P. de Decker „Introduction à l'histoire des Missionnaires belges" angeführt und zugleich mit einem Verweis auf ein anderes Werk desselben Verfassers „Les Missions Catholiques", (Nr. 1495) hinzugefügt: näheres über den Druck habe nicht in Erfahrung gebracht werden können. Diese beiden Werke sind ohne Zweifel ein und dasselbe; das Buch „Les Missions Catholiques" führt als Untertitel genau den Titel des vermeintlichen neuen Druckes und sollte nach dem Vorworte als Einleitung zu einer Geschichte der belgischen Missionare dienen. De Deckers Buch erschien zu gleicher Zeit zu Brüssel, Lille und Paris, ob zu Paris mit einem eigenen Titelblatt und der Jahreszahl 1880 (das Buch erschien 1879) entzieht sich unserer Kenntnis. — Der Zeitschrift „Nigrizia" (Nr. 1546), dem Missionsorgan der Söhne vom heiligsten Herzen, gingen, wie P. Streit richtig bemerkt, die „Annali dell' Associazione del Buon Pastore" voraus. Diese Annali müßten ihren Platz unter dem Jahre 1872 finden. Sie erschienen in Oktavformat zu Verona beim „Istituto delle Missioni per la Nigrizia" und bestanden bis zum Jahre 1882. Im ganzen wurden 30 Hefte ausgegeben, die zwei Bände bilden. — Der Brief von Kardinal Lavigerie an die Mitglieder des Vereins der Unbefleckten Empfängnis Mariä zur Bekehrung der Heidenfrauen, der unter Nr. 1596 steht, erschien im gleichen Jahre 1886 in deutscher Uebersetzung bei Pustet in Regensburg (8° 20 S.) zugleich mit einer achtseitigen Beilage mit den Statuten des Vereins. Ebenso erfolgte von der in französischer Sprache geschriebenen Broschüre des P. Van Tricht, „Les Missions Belges" eine spanische Ausgabe zu Bilbao. — Der auf S. 736 (Nr. 1726) erwähnte Aufsatz von Oskar Münsterberg über Bayern und Asien im 16., 17. und 18. Jahrhundert in der Zeitschrift des Münchener Altertumsvereins 1894 erschien im folgenden Jahre als eigene Schrift im Kommissionsverlag von Karl W. Hiersemann zu Leipzig. — Das Werk „Le Missioni della Provincia Torinese della Compagnia di Gesù,



Torino, Derossi, 1898 (Nr. 1817), das nicht ausfindig gemacht werden konnte, heißt eigentlich „Notizie storiche e descriptive delle Missioni della Provincia Torinese della Compagnia di Gesù nell' America del Nord, con Appendice sulle Antiche Missioni D. C. D. G. nel Territorio degli Stati Uniti e breve Memoria della Vita del V. P. Giovanni Antonio Rubino S. J., Martire del Giappone. Es besteht aus sechs Teilen, die alle eigens paginiert sind. Die drei ersten Teile führen den gemeinsamen Obertitel „Missioni dei Padri della Compagnia di Gesù della Provincia di Torinese, America Settentrionale." Der vierte Teil hat den Obertitel „Missioni Cattoliche", der fünfte „Missioni Cattoliche all' Esposizione d'Arte Sacra di Torino nel 1898", der sechste führt keinen Obertitel. Die verschiedenen Teile sind mit Ausnahme des fünften, der in der Tipographia Roux Frassati e Co gedruckt wurde, bei Derossi in Turin erschienen. Der erste behandelt die Mission in Californien, der zweite die Mission im Felsengebirge, der dritte die Mission in Alaska, der vierte die früheren Jesuitenmissionen in Nordamerika, der fünfte gibt einen Gesamtüberblick über die Missionsgebiete der Turiner Jesuitenprovinz in Nordamerika, der sechste bringt eine kurze Lebensbeschreibung des P. Rubino, der in Japan als Blutzeuge starb. — Die vergebens gesuchte „Revue de l'Ordre de Prémontré et de ses Missions" (Nr. 1821) erschien zuerst unter dem Titel „Bibliothèque Norbertine, Revue historique et religieuse, avec des Notices sur le Brésil et un Bulletin des Missions fondées par l'Abbaye du Parc (Louvain)". Die erste Nummer wurde im Jahre 1899 ausgegeben. Mit dem Jahre 1906 trat eine Zweiteilung der Zeitschrift ein, nämlich in die „Analectes de l'Ordre de Prémontré" und in die „Revue de l'Ordre de Prémontré et de ses Missions". Dieser letztere Teil ist die eigentliche Fortsetzung der „Bibliothèque Norbertine", und der frühere Obertitel wurde als Untertitel beibehalten. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate in 4° in der Abbaye du Par (Louvain). Bis zum Jahre 1906 wurde sie in der Augustinus-Druckerei zu Antwerpen gedruckt. — Die „Monita ad Missionarios Provinciae Nankinensis" (Nr. 1832) sind eine Neuausgabe der bereits früher von den Bischöfen



Languillat S. J. (Nr. 1437) und Garnier S. J. (Nr. 1537) verfaßten Monita, die vom Bischof J. B. Simon S. J. erweitert und verbessert wurden. Sie bestehen aus zwei Teilen, den Monita und den Adjumenta varia pro recta et uniformi agendi ratione in ministerio und gewähren einen guten Einblick in die Missionsmethode der Jesuiten in Kiangnan. — Die „Berichten uit Nederlandsch Oost-Indie“ (Nr. 1847) wurden im Jahre 1889 gegründet. Jährlich erscheinen vier Hefte. — Die Zeitschrift „Le Missioni Cattoliche Italiane, Bollettino Trimestriale dell' Associazione Nazionale per soccorrere i Missionari Cattolici Italiani“ (Nr. 1848) erscheint in Quartformat zu Florenz und ist das Organ einer in allen größeren Städten Italiens verbreiteten Vereinigung „per soccorrere i Missionari cattolici italiani, e per promovere, sotto la loro direzione o vigilanza, la fondazione di nuove scuole e la diffusione della lingua italiana, specialmente in Oriente e nell' Africa, e mantener vivo, insieme colla Fede, l'amore per la Patria nei numerosi Italiani che si trovano in lontane regioni“ (Articolo I., Statuto fondamentale). — Das Werk von Piolet „Rapport sur les Missions catholiques françaises dressé au nom du Comité d' organisation de l' Exposition des Missions“ (Nr. 1867) gehört zu den zahlreichen Schriften, die im Jahre 1900 gelegentlich der großen Pariser Weltausstellung über die französischen Kolonien erschienen. Der 126 Seiten fassende Band bringt viel, wenn auch kein erschöpfendes Material über das heimatliche Missionswesen und die Beteiligung der Franzosen am Missionswerke überhaupt.

Die Nachträge von unbekannt gebliebenen Schriften, mögen sie nun wichtige Missionstraktate, die in größeren Werken von allgemeinerem Inhalte zu finden sind, oder selbständige Veröffentlichungen darstellen, werden sich erst mit der Zeit durch genauere Forschungen ergeben. Dem Sammelfleiße des Herausgebers und seiner Mitarbeiter steht wohl sicher noch mancher Fund bevor, und auch jene, die sich mit Missionsstudien befassen, werden unsern tüchtigsten Missionsbibliographen durch weitere Beiträge erfreuen können.

Das wird schon hie und da eine mehr allgemeine Kenntnis der Missionsliteratur zu leisten vermögen, wie die folgenden Angaben dartun.

Eine für die Missionsgeschichte und namentlich für die Geschichte des Ritenstreites höchst wichtige Veröffentlichung ist das Werk „Clementis Undecimi Pontificis Maximi Epistolae et Brevia Selectoria" (Fol. 4 ffnc. + 2424 cc. + 50 ffnc., Rom 1729). Sie enthält Briefe und Breven an zahlreiche Bischöfe in Missionsländern, an den König von Portugal über die ihm unterstehenden Länder usw. Dieser Band bringt bedeutend mehr Material zur Missionsgeschichte als das Werk „Clementis XI. Pont. Max. Opera omnia in quibus continentur I. eius Orationes Consistoriales, II. Homiliae, III. Epistolae et Brevia selectiora, IV. Bullarium" (Frankfurt 1729), mit dem er nicht verwechselt werden darf. — Eine beredte Aufforderung zur Teilnahme am Missionswerk der Kirche ist die „Tromba Evangelica, che invita le Milizie di Christo, che sono i Sacerdoti, a trasferirsi nelle nuove conquiste della Sacra Maestà Lusitana nell' Indie Orientale ov' è il Campo aperto, per piantarvi la Fede e debellar' affatto l'Idolatria" (8° XVI + pp. 142). Das Buch, verfaßt von einem Weltpriester, erschien im Jahre 1749 zu Rom und ist dem Kardinal Corsini gewidmet. Als besonderer Grund sich dem Apostolate zu widmen wird auch (Kap. VIII) der Eifer Papst Gregors XV. angeführt, der eigens die Kongregation de Propaganda Fide ins Leben gerufen habe. — Mehrere Monographien über Orden und Missionsinstitute bieten beachtenswerte Angaben über das heimatliche Missionswesen und das Apostolat der betreffenden Genossenschaften in fernen Landen. So beschreibt das Werk von Niccola Gangemi „Storia della Congregazione e Collegio della sacra famiglia di Gesù Christo colla vita del Fondatore D. Matteo Ripa" (8° pp. 148, Rom 1789) die Anfänge des chinesischen Missionsinstituts in Neapel und bietet die Regel der Kongregation und des Kollegs. Der ansehnliche Band „Les Congrégations Religieuses en France, leurs oeuvres et leurs services" (Gr. 8° LIV + pp. 735,



Paris 1880), zu dem der Abgeordnete Emil Keller eine große Einleitung geschrieben hat, enthält für alle religiösen Genossenschaften eine Kolonne über deren Missionstätigkeit unter dem Titel: „Service à l'étranger et dans les Colonies". Da wir bis jetzt kein ausführlicheres neues Werk besitzen — Tyck geht nicht bedeutend über Keller hinaus — so bildet dieses Buch noch immer eine wichtige Quelle für die französischen Ordensgenossenschaften. — Die kleine Schrift von Albert Schönfelder „Geschichte der Trebnitzer Kongregation der barmherzigen Schwestern vom heiligen Carl Borromäus" (8° pp. 82, Breslau 1898) schildert die Missionsgründung der Borromäerinnen in Ägypten und Palästina, während M. Gonzaga Fr. von Pechmann J. B. M. V. in ihrem großen Werke „Geschichte des Englischen Institutes Beatae Mariae Virginis in Bayern" (8° pp. 549) die Geschichte der Missionsgründungen des Institutes in Rumänien und Vorderindien bietet. — Eine auch für die Missionsgeschichte des fernen Ostens wichtige Dokumentensammlung ist das zweibändige Werk von L. de Reinach „Recueil des Traités conclus par la France en Extrême Orient" (8° pp. 422 + pp. 146, Paris 1902). Es enthält die wichtigsten Verträge Frankreichs mit den verschiedenen Reichen im fernen Osten zum Schutze der Glaubensboten. Der erste Vertrag trägt das Datum vom 10. Dez. 1685 und sichert den Missionaren Vorrechte in Siam zu. — Schließlich seien noch zwei Werke, die missionsrechtlich von Bedeutung sind, erwähnt. Das eine von Eduardo Hinojosa „Influencia que tuvieron en el Derecho publico de su Patria y singularmente en el derecho penal los Filósofos y Teólogos Espannoles anteriores a nuestro siglo" (8° pp. 199, Madrid 1890) ist wichtig für die Kenntnis der spanischen Rechtsanschauungen älterer Zeit in ihrer Beziehung zum spanischen Kolonialwesen. Es behandelt auch kurz die berühmte Streitfrage zwischen Sepulveda und Las Casas, ob die Indianer mit Waffengewalt zum Christentum bekehrt werden dürfen. Der Verfasser führt hier den Dialogus „De honestate rei militaris, qui inscribitur Democrates, seu de convenientia disciplinae militaris cum christiana religione" an, der im Jahre 1535 zu Rom im



Druck erschien, und meint, diese Schrift habe den Anstoß zu der bekannten Polemik gegeben. Das ist wohl eine Verwechslung mit desselben Verfassers „Democrates Alter, sive de justis belli causis apud Indos"; nach P. Streit behandelt der sogenannte „Democrates primus" nur den christlichen Soldatenstand (No. 51). — Von ganz hervorragendem Wert ist das zweite Werk, das Candido Mendes de Almeida zum Verfasser hat und den Titel führt „Direito civil ecclesiastico Brasileiro antigo e moderno em suas ralaçôes com o direito canonico ou Collecçâo completa chronologicamente disposta desde a primeira Dynastia portugueza até o presente". Der erste Band erschien zu Rio de Janeiro im Jahre 1866 in drei Teilen mit einer Einleitung von 424 Seiten und 1338 Seiten Text. Der zweite Band zählt außer einer Einleitung und weitläufigen Inhaltsangaben 991 Seiten und erschien im Jahre 1873. In seinen Ausführungen greift der Verfasser bis in das 13. Jahrhundert zurück und bringt somit weit mehr Material als der eigentliche Titel vermuten läßt. Bis in die kleinsten Einzelfragen hinein und besonders in Bezug auf das Padroado findet der Benutzer hier Aufschluß.

Außer der mehr allgemeinen Kenntnis unserer Missionsliteratur wird besonders das Studium von Einzelfragen, das die gesamte vorhandene Literatur möglichst vollständig heranzuziehen sucht, sich zur Quelle von Nachträgen gestalten. Es sei z. B. die Sklavenfrage und die neuzeitliche Antisklavereibewegung herausgehoben. Die Bibliotheca Missionum bucht die stattliche Zahl von gegen 40 verschiedenen Werken, Zeitschriften und Aufsätzen. Ohne nun die Nachträge erschöpfen zu wollen, läßt sich diese Liste durch eine Reihe von Veröffentlichungen, die alle aus der neueren Zeit stammen, ergänzen. So veröffentlichte Dekan Schneider im Jahre 1888 zu Stuttgart einen Vortrag „Die Sklavenfrage in Ostafrika" (8° pp. 14), der innerhalb zweier Jahre fünf Auflagen erlebte. C. F. A. Münzenberger gab im Jahre 1889 zu Frankfurt a. M. eine größere Broschüre „Afrika und der Mohammedanismus (8° pp. 69) heraus, in dem er Stellung zur Sklavenfrage nahm und besonders das Thema

40 *



behandelte, wie der weiteren Überflutung Afrikas durch den Islam vorzubeugen sei. Im selben Jahre veröffentlichte Alexis zu Lüttich sein Buch „La Traité des Nègres et la Croisade Africaine" (8° pp. 240). In diesem auf weite Volkskreise berechneten Werke bringt der Verfasser zahlreiche Dokumente und Zeugnisse berühmter Afrikaforscher und Missionare über die Sklavenfrage sowie einen Überblick über die gesamte Antisklavereibewegung in den einzelnen Ländern Europas. Von Alexandre Le Roy liegt eine Schrift vor „Mehr Licht in die Zustände des dunklen Weltteils, Die Sklaverei und ihre Bekämpfung" (8° pp. 28), die an den Luzerner Antisklavereikongreß vom Jahre 1890 gerichtet war. Sie behandelt den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sklaverei, die Irrtümer in Bezug auf die Sklaverei und deren Unterdrückung und die geeigneten Mittel, um allmählich die Sklaverei abzustellen. Eine höchst interessante Veröffentlichung ist die Schrift „Lettre de son Eminence le Cardinal Lavigerie à tous les volontaires qui se sont proposés à l'Oeuvre Antiesclavagiste de France sur l'Association des Frères Armés ou Pionniers du Sahara" (8° pp. 50, Algier 1891). Das Schreiben enthält in großen Umrissen die Regel der eigenartigen religiösen Genossenschaft der „Bewaffneten Brüder der Sahara", dieses modernen Ritterordens, der sich aber nicht als lebensfähig erwies. Wertvoll sind zwei Schriften, die in italienischer Sprache veröffentlicht wurden. Im Jahre 1892 erschien zu Budapest ein Werk mit zwei Reden des Bischofs Laurentius Schlauch von Groß-Wardein. Die erste Rede führt den Titel „Sulla Tratta degli Schiavi in Africa" und umfaßt 39 Seiten. Sie wurde gehalten zu Budapest am 14. Dezember 1889 auf der 23. Allgemeinen Versammlung der St. Ladislaus-Gesellschaft. Die andere Schrift hat P. Salvatore M. Brandi S. J. zum Verfasser und heißt „Il Papato e la Schiavitù, Studio storico-giuridico" (8° pp. 39, Rom 1903). Sie ist ein verbesserter und vermehrter Abdruck eines Aufsatzes aus der Civiltà Cattolica. Außer diesen Veröffentlichungen seien noch erwähnt die Zeitschrift „Letture antischiavista", die Mons. Coccolo im Jahre 1904 zu Portogruaro ins Leben rief, und das Schriftchen

von P. H. Koneberg O. S. B. „Mahnruf von Gott! Kardinal Lavigerie, ein neuer Apostel" (12° 4ffnc.), das im Jahre 1889 zu Memmingen erschien. Dieses Flugblatt gehört freilich zu jenen Veröffentlichungen, von denen P. Streit mit Recht bemerkt, daß sie das Kreuz der Bibliographen seien.[1])

Vor allem ergiebig für Nachträge wird sich die eingehende Beschäftigung der einzelnen Orden mit ihrer Missionsliteratur erweisen. P. Streit hat in enger Fühlungnahme mit zahlreichen Vertretern aus den meisten missionierenden Genossenschaften eine überraschende Fülle von Material gesammelt und sich wie kein Zweiter in diese vielfach schwer richtig zu bewertende Missionsliteratur eingearbeitet. Ja, er ging sogar jenen Veröffentlichungen nach, die als Alleingut der einzelnen Orden für den engeren Familienkreis berechnet sind und einem weiteren Publikum nicht zu Gebote stehen. Diesem zähen Fleiß gebührt volles Lob; allein es fragt sich, ob der Erfolg in Bezug auf diese Art von Schriften die angewandte Mühe lohnt. Im allgemeinen wird diese Literaturgattung in ihrer Gesamtheit innerhalb eines und desselben Ordens lange nicht allen Ordensmitgliedern auch nur im entferntesten bekannt sein; nur jene werden Aufschluß darüber erteilen können, die sich von Amtswegen damit befassen müssen. Damit ist von vornherein die Quelle von Lücken erschlossen und auch P. Streit konnte sich diesem Mißgeschick nicht entziehen, als er z. B. die nur für die Gesellschaft Jesu bestimmten Veröffentlichungen zusammenstellte. Die von ihm gebotene Liste der Kataloge und Zeitschriften ist eine rein zufällige, unvollständige und in mancher Hinsicht fehlerhafte. Um nur eins zu bemerken, so führt jede der 27 Provinzen, in die der Orden zerfällt, ihren Personen- und Ämterkatalog, und die Litterae annuae sind eine allen Ordensprovinzen gemeinsame Einrichtung.

Da ein weiteres Eingehen auf diese Schriften belanglos erscheint, wenden wir uns den der Öffentlichkeit zugänglichen Werken und zwar der dem Rezensenten zunächst liegenden Missionsliteratur der Gesellschaft Jesu zu. Hier werden nun

1) Bibliotheca Missionum I, 678.



ein paar ältere Namen vermißt, die man wohl sicher im allgemeinen und grundlegenden Teile der Bibliotheca Missionum suchen würde. Zwar lassen die Titel nicht immer auf Werke von allgemeinem Inhalte schließen und so mag es sein, daß diese Schriften für spätere Bände aufbewahrt blieben; allein sie gehören unseres Erachtens in den ersten Band der Missionsbibliographie. Wir meinen die Schriften von Johannes Hayus, Pierre du Jarric, Daniel Bartoli und Joseph-François Lafitau. Der Schotte Hayus veröffentlichte im Jahre 1605 zu Antwerpen das Werk „De Rebus Japonicis, Indicis et Peruanis Epistolae recentiores“ (12° pp. 968 + 26 fnc.). Es ist eine bedeutsame, wenn auch kritisch nicht unanfechtbare Sammlung von Missionsbriefen der Jesuiten aus Japan, Indien, China, den Philippinen und Peru. Drei Jahre später gab P. Pierre du Jarric den ersten Teil seiner „Histoire des choses plus memorables advenues tant ez Indes Orientales que autres païs de la descouverte des Portugais en l'establissement et progrez de la foy chretienne et Catholique et principalement de ce que les Religieux de la Compagnie de Jesus ont faict et enduré pour la mesme fin“ heraus. Sein Bericht setzt hauptsächlich mit dem Eintritt der Jesuiten in die Missionen ein und fußt auf den Briefen der Missionare. Der zweite Teil des Werkes erschien im Jahre 1610. Die beiden Bände behandeln die Missionsarbeit der Jesuiten bis zum Jahre 1600. Der dritte Teil, der im Jahre 1614 erschien, führt die Geschichte bis zum Jahre 1610 weiter. Das Werk wurde 1615 zu Köln in lateinischer Sprache herausgegeben. Von welch allgemeiner Natur es ist, zeigt z. B. der Inhalt des zweiten Bandes, der im Jahre 1611 zu Arras neugedruckt wurde. Er behandelt die Geschichte der „Königreiche“ Kongo, Angola, Monomotapa, Ormuz, des Kaiserreichs des Groß-Moguls, des chinesischen Reiches, des Landes Brasilien, des Äthiopischen Reiches und enthält außerdem die Beschreibung eines Schiffbruchs und eines Kriegszugs der Portugiesen gegen die Türken.

Der überaus fruchtbare Schriftsteller P. Daniel Bartoli, der in Italien unter die Klassiker gezählt wird, hat imposante Werke über die Missionstätigkeit der Jesuiten geschrieben. Seiner



Feder entstammen nicht nur die stattlichen Bände über Indien, China und Japan, sondern er ist auch der Verfasser mehrerer Lebensbeschreibungen von Jesuitengenerälen, wie des hl. Ignatius, des hl. Franz Borgia und des P. Vincenzo Carafa. Diese Werke wurden wiederholt einzeln oder in Gesamtausgaben der Schriften Bartolis aufgelegt und in zahlreichen Übersetzungen verbreitet. In irgend einer Art hätte Bartoli im ersten Band der Bibliotheca Missionum angeführt werden müssen, da seine Bücher vielfach Gesichtspunkte allgemeiner Art enthalten und er bei seiner geschickten und genauen Verwertung der vorliegenden Dokumente manche frühere Schriftsteller überholt und verbessert. Bartolis schriftstellerische Tätigkeit fällt in die Jahre zwischen 1642 und 1685.

P. Joseph-François Lafitau, der lange Jahre in Canada als Missionar wirkte und besonders durch sein Werk über die Sitten der Indianer bekannt ist, hat auch ein Werk über die Entdeckungen der Portugiesen herausgegeben „Histoire des decouvertes et conquestes des Portugais dans le Nouveau-Monde“. Die erste Ausgabe erschien zu Paris (1733) in 4° in zwei Bänden, eine zweite ein Jahr später in 12° in vier Bänden. Diese Geschichte berücksichtigt in weitgehendem Maße die Missionen; die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen lassen sich ja von der Geschichte der missionarischen Tätigkeit gar nicht trennen.

Außer diesen bedeutenden Veröffentlichungen aus älterer Zeit seien nur noch folgende Schriften neueren Datums nachgetragen. Im Jahre 1890 erschien zu Madrid das Werk „Historia de la Extincion y Restablecimiento de la Compannía de Jesús“. Verfasser ist der Pater Antonio Zarandona, der aber vor dessen Veröffentlichung starb. P. Ricardo Cappa, bekannt durch das Sammelwerk „Estudios Criticos de la Dominación espannola en America“, beförderte das Manuskript zum Druck. Es besteht aus drei Bändchen mit zusammen 871 Seiten und enthält Kapitel über die Vertreibung der Jesuitenmissionare aus Mexiko, Peru, Paragay, über Malagrida usw.

Einen Überblick über die Missionstätigkeit der belgischen Jesuiten gewährt das Buch „La Compagnie de Jésus en



Belgique" (4° 2ffnc + IV + pp. 215). Es erschien im Jahre 1907 zu Brüssel als Denkschrift zum 75jährigen Errichtungstage der belgischen Ordensprovinz. Verfasser ist nach Bemerkung auf S. IV. der Bollandist P. Alfred Poncelet. Die Schrift behandelt unter anderm die Apostolische Schule von Turnhout (S. 119—122), die Mission in Bengalen (S. 180—198), die Mission in Ceylon (S. 199—204) und die Mission von Kwango in Belgisch-Kongo (S. 205—212). — Mit Recht bucht P. Streit die Regeln und Konstitutionen der Orden, da sie am tiefsten und prägnantesten auch den Missionsgeist der verschiedenen Genossenschaften wiedergeben. Selbstverständlich können hier nicht alle Gesamt- und Teilausgaben angeführt werden; es genügt die anerkannt beste und ausführlichste wiederzugeben. Für die Gesellschaft Jesu hat P. Streit die zweibändige Antwerpener Ausgabe des „Corpus Institutorum Societatis Jesu" aus dem Jahre 1709 aufgenommen (Nr. 781). Hier hätte es sich empfohlen die neuesten Ausgaben zu bringen, sowohl die der „Constitutiones" als des „Institutum Societatis Jesu". Im Jahre 1892 veröffentlichte P. Johannes Joseph de la Torre zu Madrid die „Constitutiones Societatis Jesu latinae et hispanicae cum earum declarationibus", die bereits unter demselben Titel im Jahre 1606 zu Rom unter dem Generalate von Claudius Aquaviva herausgegeben worden waren. Es ist ein starker Folioband von 420 Seiten Text und ausführlichen Inhaltsverzeichnissen. Eine phototypische Ausgabe der „Constitutiones" erschien im Jahre 1908 zu Rom unter dem Titel „Constituciones de la Compannía de Jesús y sus Declaraciones por S. Ignacio de Loyola Fundador de la misma Compannía". Als Herausgeber zeichnet die Redaktion der „Monumenta historiae S. J." — Als beste Ausgabe des Institutum Societatis Jesu gilt die Florentiner, die in den Jahren 1892—1893 in drei Foliobänden erschien. Für die Missionen der Gesellschaft wichtig sind aus dem erstem Band die „Litterae Apostolicae" und das „Compendium Privilegiorum", aus dem zweiten die „Constitutiones cum declarationibus" und die „Decreta Congregationum generalium", aus dem dritten die „Ordinationes" und „Instruc-

tiones" der Generalobern. Wer den innern Geist, der die Missionare der Gesellschaft Jesu beseelen soll, erfassen will, muß hier seine Kenntnis schöpfen.

III.

Im Vorworte zum ersten Bande der Bibliotheca Missionum bemerkt der Herausgeber, er wolle Nachträge zu seinem Werke als ein Kennzeichen des Interesses und der Begeisterung für das Missionswerk betrachten. Dieses Zeichen wünschten wir ihm durch obige Zusätze und Nachträge, die uns eben zur Hand waren, zu geben. Außerdem gehört ja das Unternehmen zu jenen Werken, die zur ihrer Vollendung nicht nur der Zeit bedürfen, sondern auch die Hilfe aller jener verlangen, denen irgendwie die Möglichkeit dazu geboten ist. Es war uns eine Freude dieser Pflicht in etwa nachkommen zu dürfen.

P. Streit hat die Bibliotheca Missionum seiner Ordensgenossenschaft zum hundertjährigen Gedächtnistage ihrer Stiftung gewidmet. Er hätte ihr kein würdigeres Denkmal setzen können. Stets wird der Name dieses Werkes eng mit dem der Genossenschaft der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Mariä verbunden bleiben. Noch spätere Geschlechter werden es ihr danken, daß sie in richtiger Einschätzung der Zeit und ihrer Bedürfnisse Kräfte und Mittel großmütig zur Verfügung stellte, nicht allein um ein Werk zu schaffen, das ihr zur Ehre gereicht, sondern um ein Monument zu errichten, das ein Ruhm der katholischen Missionswissenschaft und der Kirche selber geworden ist.

Valkenburg. Bernard Arens S. J.



LX.

Wilsons Verfeindung mit Deutschland.

In dem Notenwechsel zwischen Wilson und der deutschen Reichsleitung, der durch das deutsche Ersuchen vom 5. Oktober um Waffenstillstands- und Friedensvermittlung eingeleitet wurde, kehrt mit immer schärferer Akzentuierung das demonstrativ zur Schau getragene Mißtrauen Wilsons gegen die deutsche Regierungsgewalt wieder. In der amerikanischen Antwortnote vom 23. Oktober 1918 werden nicht mehr in diplomatischer Umhüllung, sondern ganz ungeschminkt der „König von Preußen", die „monarchische Autorität" und die „militärischen Beherrscher" Deutschlands als verhandlungs- und vertragsunfähig erklärt. Die Völker könnten kein Vertrauen zu den Worten derjenigen haben, welche bisher die Herren der deutschen Politik gewesen seien. Wilson stellt die Alternative Friede oder Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. „Wenn mit den militärischen Beherrschern und der monarchischen Autorität, die Deutschland jetzt hat, verhandelt werden müßte, oder wenn nur die Aussicht bestünde, daß wir mit ihnen später zu tun haben bei den internationalen Verpflichtungen des Deutschen Reiches, dann darf Deutschland keinen Frieden verlangen, sondern muß sich ergeben." Die Regierung der Vereinigten Staaten könne mit keinen als mit denjenigen „Vertretern des deutschen Volkes" verhandeln, welche als „wirkliche Beherrscher" Deutschlands Sicherheit für eine verfassungsmäßige Haltung bieten. Wilson sagt, er wolle nicht versuchen, irgend etwas schroff Klingendes zu mildern. Seine Sprache ist in der Tat überaus eindeutig. Sie richtet sich nicht nur gegen den Kaiser Wilhelm, sondern weiterhin auch gegen das Haus Hohenzollern, deren Abdikation von der Leitung des Deutschen Reiches als Frie-



densbedingung unzweideutig gestellt erscheint. Daß zum Schluß Wilson so kommen würde, konnte vorausgesehen werden und wurde auch, wie man weiß, erwartet. Über die hier sich eröffnenden Eventualitäten kann man nicht sprechen, sondern muß die Entwicklung abwarten. Es ist aber jetzt schon hervorzuheben, daß Präsident Wilson auch kein Vertrauen in die jetzige neue Regierungsweise in Deutschland hat und darum die Entwicklung weiter zu treiben sucht. Mit Entrüstung wurden die früheren Andeutungen Wilsons über eine solche Einmischung in innerdeutsche Verhältnisse zurückgewiesen und es müssen, gleichviel ob man in seiner Denkweise monarchisch oder republikanisch orientiert ist, die Zumutungen Wilsons als eine tiefe Demütigung Deutschlands und als eine beklagenswerte Verletzung der deutschen nationalen Ehre empfunden werden.

Wie kommt es, daß die feindlichen Demokratien keinen Anstoß daran genommen haben, mit der russischen Autokratie sich zu verbinden und ihr willig zu folgen, als diese den Feuerbrand in das alte Europa warf, und daß sie der konstitutionellen Monarchie des Hohenzollernhauses mit dieser Schroffheit entgegentreten? Auf die geschichtlichen Vorgänge einzugehen, kann man verzichten, zumal von Wilson es augenscheinlich gemacht werden will, daß er erst durch seine persönlichen Erlebnisse in diesem Kriege zu dieser Stellungsnahme geschritten ist, die man Politik der rachsüchtigen, unchristlichen Vergeltung für vermeintliche Hintergehung und Kränkung seiner Person, sowie für Brüskierung des amerikanischen Weltreichs bezeichnen kann.

Der zweite Vorsitzende der Zentrumsfraktion des deutschen Reichstags, Abg. Dr. Mayer-Kaufbeuren, hat in einer auf dem jüngsten bayerischen Zentrumsparteitag gehaltenen Rede[1]) an diese Sache näher herangeführt mit den Worten:

1) Gehalten am 22. Oktober 1918. Bericht des „Neuen Münchn. Tagbl." Nr. 286 vom 24. Oktober 1918.



„Wenn es wahr ist, daß die Vertreter eines maßvollen Friedens im Kronrat im Januar 1917 zugunsten des uneingeschränkten U-Bootskrieges unterlagen, dann hat sich damals Deutschlands Schicksalswende vollzogen. Sicher ist, daß Wilson sich in jenen Tagen von der deutschen Regierung dupiert gefühlt hat und sich noch fühlt, und daß das ihm und seinem Berliner Vertreter Gerard in jenen Tagen zu Herzen ging.“

Der Rückblick auf die Wirkung des Unterseebootskrieges führt zum Schluß, daß er trotz der gewaltigen Erfolge — es wurden 14 Millionen Tonnen Schiffsraum versenkt — die Erwartungen, dem Feind den Lebensnerv abzuschneiden, nicht, oder besser gesagt, nicht rasch genug erfüllt hat. Admiralstab und Hochseeflotte haben mit ihren fachmännischen Gutachten die Unterlage für das Urteil geliefert und verständigerweise mußte man sich auf diese Fachgutachten stützen, die auch in den Reederkreisen Hamburgs und Bremens bestätigt wurden. So dürfte es auch offenbar in dem von dem Abg. Mayer in den Vordergrund gestellten Kronrat gegangen sein. Den Niederschlag findet man in der Erklärung des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg, die er am 31. Januar 1917 im Hauptausschuß des Reichstags abgegeben hat.[1])

Es kann das letzte Wort über jene Ereignisse noch nicht gesprochen werden. Allein es scheint leider der Verdacht gerechtfertigt zu sein, daß durch die näheren Umstände, welche mit der Erklärung des hemmungslosen Unterseebootskrieges verbunden sind, die deutsche politische Führung sich — gewollt oder ungewollt — den Vorwurf der Unaufrichtigkeit zugezogen hat. Mit Wilson stand sie in Verbindung und wußte von ihm, daß er den Frieden vermitteln wollte. Sie hat daneben den hemmungslosen Unterseebootskrieg vorbereitet und mit ihrer Erklärung desselben am 31. Januar das eingeleitete Friedensgeschäft Wilsons unmöglich gemacht, wozu dann noch die mexikanische Bündnis-

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 159, S. 341.



affaire gekommen ist. Dadurch hat die deutsche Politik Amerika den Vorwand zum Krieg in die Hand gedrückt, das jetzt Deutschland um die Früchte seiner weltgeschichtlichen Siege bringt.

Wilson ist als ausgesprochener Pazifist am 6. Nov. 1916 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt worden. Sein Gegenkandidat Hughes fiel, weil Roosevelt, der als Kriegsanwalt galt, für ihn eintrat, sagt der in amerikanischen Dingen bewanderte Nationalökonom der Freiburger Universität Reichstagsabgeordneter Dr. von Schulze-Gaevernitz.[1]) Durch die an sich gerechtfertigte, aber vielleicht unkluge Versenkung der Lusitania und der Sussex, die mit amerikanischen Reisenden in die Tiefe gegangen waren, wurde die öffentliche Meinung in Amerika gegen Deutschland aufgebracht, allein, nachdem Deutschland am 4. Mai 1916 in der Sussex-Frage kleinbeigegeben und den U-Bootskrieg zurückgeschraubt hatte, schlug die Stimmung namentlich in den Mittel- und Weststaaten wieder zu Gunsten Deutschlands um. Aus dem früheren Reichskanzler von Bethmann Hollweg nahestehenden Kreisen wird mitgeteilt, daß von amerikanischer Seite der deutschen Regierung wiederholt angedeutet war, der U-Bootskrieg, wie er damals (Frühjahr 1916) geführt wurde, sei ein Hindernis, welches dem Präsidenten Wilson die Möglichkeit beschränke, sich seinem Wunsche entsprechend für die baldige Herstellung des Friedens einzusetzen.[2]) Aus der gleichen Quelle erfährt man, der deutsche Botschafter in Washington Graf Bernstorff habe sich in dem Sinne ausgesprochen, daß vor der anfangs November 1916 stattfindenden Präsidentenwahl von Wilson nichts zu erwarten sei. Werde Wilson wieder gewählt, dann werde er wohl geneigt sein die Friedensvermittlung in die Hand zu nehmen. In der München-Augsbg. Abendztg. wird dargelegt, es sei

1) Vossische Ztg. Nr. 515 vom 8. Okt. 1918.

2) Frankfurter Ztg. Nr. 290 vom 19. Okt. 1918.

dem Grafen Bernstorff gelungen, den Präsidenten Wilson im Herbst 1916 dafür zu gewinnen die Friedensvermittlung anzubieten. Sie wurde angenommen und Wilson begann zu handeln. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge ging damals sein Entgegenkommen sehr weit — er hatte die Forderungen der Entente in Bezug auf Belgien, Elsaß-Lothringen usw. noch nicht zu den seinigen gemacht.[1]) Das stimmt alles mit den Darlegungen des Abgeordneten Dr. von Schulze-Gaevernitz überein, der in der Vossischen Ztg. (in dem schon genannten Aufsatze) darlegt, Friedensvermittler zu sein sei Wilsons persönlicher Ehrgeiz gewesen. Er habe eine Friedensaktion vorbereitet, jedoch gezögert, die von ihm schon im Oktober 1916 geschriebene Friedensnote herauszubringen, weil er zunächst seine Wahl abwarten wollte und die öffentliche Meinung seines Landes (infolge der Nachwirkung der Versenkungen) noch nicht für reif hielt. Am 18. Dez. 1916 richtete Wilson seine erste Friedensnote an die Kriegführenden, das deutsche Friedensanerbieten vom 12. Dez. 1916 überstürzend. Der Präsident regte an, daß baldigst Gelegenheit genommen werde, von allen kriegführenden Staaten ihre Ansichten über die Bedingungen zu erfahren, unter denen der Krieg zum Abschluß gebracht werden könnte, und über die Vorkehrungen gegen künftige Kriege. In der Note hieß es: Der Präsident schlägt keinen Frieden vor. Er regt nur an, daß man sondiere, damit die Neutralen und die kriegführenden Staaten erfahren, wie nahe wohl das Ziel des Friedens sein mag.

Die deutsche Antwort an Wilson erging am 26. Dezember 1916. Sie war ihrem Inhalt nach grundsätzlich zustimmend, jedoch wurde Wilson in der Antwortnote beiseite geschoben und ein unmittelbarer Gedankenaustausch der Kriegführenden in den Vordergrund gestellt. Am 6. Januar 1917 hielt der amerikanische Botschafter Gerard in Berlin bei einem von der amerikanischen Handelskammer zu seinen

---

1) München-Augsb. Abendztg. Nr. 522 vom 15. Okt. 1918.



Ehren veranstalteten Festmahl die vielbesprochene Rede, in der er die deutsch-amerikanischen Beziehungen als „so gut wie sie noch niemals gewesen seien“ bezeichnete. Am 22. Januar 1917 richtete Wilson an den Senat der Vereinigten Staaten eine Friedensrede, die mit einer Note auch an alle Regierungen, kriegführende und neutrale, gelangte. Wilson sagte darin in der Einleitung, nach den Antworten der Mittelmächte und der Mächte der Entente (auf seine Note vom 18. Dezember) sei man der endgiltigen Erörterung des Friedens um so viel näher gekommen; wir befinden uns um so viel näher der Erörterung der Angelegenheit des internationalen Konzerts, das nachher die Welt zur Beobachtung ihrer Verpflichtungen anhalten müsse. Im weiteren erörterte Wilson die künftige Weltordnung.

Für die Untersuchung der Situation ist nun nicht von Belang die Frage, ob Wilsons Friedensbemühungen zu einem positiven Ergebnis geführt hätten. Man kann diese Frage offen lassen. Hier kommt es darauf an, zu prüfen, ob und wie Wilson aus einem Friedensvermittler zu einem Kriegsfreund und Feind der monarchischen Gewalt in Deutschland, wie jetzt behauptet wird, durch unsere eigene Schuld geworden ist.

Während man mit Wilson in Beziehungen stand, um seine Friedensvermittlung anzuregen und in Fluß zu bringen, während Wilson seine Aktivität auf diesem Gebiet begann, rüstete man den hemmungslosen U-bootkrieg, den man bei der Sussex-Affaire abgestoppt hatte auf Betreiben Wilsons. Der Sussex-Ausgleich wurde rückgängig gemacht, man ging zum verschärften U-bootskrieg am 31. Januar 1917 über. Wilson betrachtete sich als von Deutschland hintergangen. Die Vereinigten Staaten von Amerika brachen die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab, was Wilson durch Botschaft vom 3. Februar 1917 an den Senat den Amerikanern bekannt gab. Das war noch nicht der Krieg. Im Gegenteil, Wilson erklärte: „Wir wünschen keinen kriegerischen Konflikt mit der deutschen Regierung. Wir sind aufrichtige

Freunde des deutschen Volkes und wünschen ernstlich den Frieden mit der Regierung zu erhalten, die sein Sprachorgan ist. Wir werden nicht glauben, daß sie uns feindlich gesinnt ist, außer wenn es soweit kommt, daß wir es glauben müssen." Diese noch relative Freundlichkeit fällt bei der Mentalität des sich hintergangen fühlenden Präsidenten Wilson auf. Man kann darin noch, wenn man will, eine starke Nachwirkung seiner wiederholt betonten pazifistischen Gesinnung erblicken.

Und nun erfolgte die mexikanische Affaire, die auf dem Konto des Staatssekretärs Zimmermann steht und in ihrer technischen Durchführung als eine unglaubliche Leistung bezeichnet wird. Staatssekretär Zimmermann hatte an den deutschen Gesandten in Mexiko v. Eckhard eine geheime Instruktion mit geheimer Sprache richten wollen, die den Gesandten beauftragte, mit dem Präsidenten Carranza von Mexiko Fühlung zu nehmen, ihm ein Bündnis mit Deutschland vorzuschlagen und ihm gleichzeitig die Vermittlung eines Anschlusses Japans an dieses Bündnis nahezulegen. Die Instruktion kam nicht an, wurde aufgegriffen und Wilson übergeben. Sie lautete:

Am 1. Februar beabsichtigen wir, den unbegrenzten Unterseekrieg zu beginnen. Nichtsdestoweniger liegt es in unserer Absicht, Amerika neutral zu erhalten. Sollte dieses Bestreben nicht gelingen, so schlagen wir ein Bündnis mit Mexiko auf folgender Grundlage vor: Wir erklären zusammen den Krieg und schließen zusammen Frieden; wir werden eine allgemeine und finanzielle Unterstützung bieten; es wird ausgemacht, daß Mexiko das verlorene Gebiet in Neu-Mexiko, Texas und Arizona zurückerhalten soll. Die Regelung der Einzelheiten wird Ihnen überlassen. Sie sind beauftragt, Carranza in durchaus vertraulicher Weise vom Vorstehenden in Kenntnis zu setzen, sobald es gewiß ist, daß ein Krieg mit Amerika ausbrechen wird. Gleichzeitig sollen Sie anregen, Carranza möge sich aus eigenem Antrieb mit Japan in Verbindung setzen, um diesem einen sofortigen Anschluß an seinen Plan vorzuschlagen und damit eine



Vermittlung zwischen Deutschland und Japan anzubieten. Sie mögen Carranza darauf aufmerksam machen, daß die Ausübung des rücksichtslosen Unterseekriegs die Erwartung rechtfertigt, daß England in einigen Monaten Frieden schließen wird.

Die Instruktion ist wieder ein Beweis, welche hohe Meinung die offiziellen Stellen von der Wirkung des U-bootskrieges hatten, sie zeigt zugleich, daß die Reichsleitung erwartete, Amerika werde wegen des verschärften U-bootskrieges in den Krieg eintreten.

Das Zimmermann'sche Schriftstück soll nach Reuter schon im Besitz Wilsons gewesen sein, als der deutsche Reichskanzler erklärte, die in den Vereinigten Staaten dem Unterseekriege gegebene Auslegung sei niemals in der Absicht Deutschlands gelegen gewesen, das auf Erhaltung der seit Friedrich dem Großen bestehenden guten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten bedacht nehme. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" wissen über den Vorfall zu berichten, der Vorschlag, Mexiko zum Krieg anzutreiben, sei von dem Botschaftsrat von Kemnitz ausgegangen. Statt die Idee rundweg abzulehnen, habe es Zimmermann für notwendig gehalten, sie mit den andern zuständigen Stellen im Auswärtigen Amt zu besprechen. Diese aber erklärten sich gegen den unmöglichen Vorschlag. Der Staatssekretär behielt sich jedoch die letzte Entscheidung vor. Kurz nach den betreffenden Gesprächen begab sich Herr von Kemnitz zum Staatssekretär und setzte ihm auseinander, in den nächsten Tagen ginge der einzig sichere Bote ab, dem man das Schriftstück anvertrauen könnte. Würde es jetzt also nicht geschickt, so wäre es zu spät. Das Drängen des Botschaftsrates hatte Erfolg, der Staatssekretär ließ sich bereden und so wurde der in seinen Folgen unglückselige Schritt getan. Das Sonderbare ist, daß wohl als feststehend angenommen werden kann, daß der damalige Kanzler Herr v. Bethmann Hollweg erst nachträglich von der ganzen Aktion etwas erfahren hat.[1])

---

1) Münchner Neuest. Nachr. Nr. 523 vom 16. Okt. 1918.



Soviel zur Klarlegung des Werdegangs des Verhältnisses Wilsons zur deutschen militärischen und politischen Leitung. „Ich schlage vor, die Völker möchten sich einmütig die Doktrin des Präsidenten Monroe als Doktrin der Welt zu eigen machen, daß kein Volk darnach streben sollte, seine Regierungsform auf irgend ein anderes Volk oder eine andere Nation zu erstrecken und daß es vielmehr einem jeden Volke, dem kleinen sowohl wie dem großen und mächtigen freistehen sollte, seine Regierungsform und seinen Entwicklungsgang unbehindert und unbedroht selbst zu bestimmen" — so Wilson in seiner Friedensrede an den Senat vom 22. Januar 1917. Und heute die schroffe Anwendung des Gegenteils in der Antwortnote an Deutschland vom 23. Oktober 1918. Der psychologischen und politischen Erklärung dieses Wechsels kommt man vielleicht näher, wenn man die Ereignisse von 1916/17 sich vor Augen hält. Die eigentliche Triebfeder der amerikanischen Politik dürfte jedoch anderwärts zu suchen sein.

LXI.

Sprache und Nationalität.

(Anläßlich der Proklamierung von Nationalstaaten in Österreich).

Der österreichische Ministerpräsident Hussarek hat am 8. Oktober in einer Parlamentsrede im allgemeinen im Prinzip die Bildung von Nationalstaaten angekündigt. Eine Woche darauf, am 17. Oktober, hat ein kaiserliches Manifest dieser Ankündigung den Charakter eines nunmehr feststehenden Regierungsprinzips verliehen. Seither wird in den außerungarischen Ländern der Monarchie — Ungarn ist nämlich vom kaiserlichen Manifest ausdrücklich ausgenommen — an der Bildung solcher Nationalstaaten gearbeitet. Vorläufig aber wird noch entschiedener dahin gestrebt, dasselbe Prinzip auch in Ungarn zur Anerkennung zu bringen. Man kann



sicher sein, daß die ganze Bewegung in der nächsten Zeit sich hauptsächlich in dieser letzteren Richtung konzentrieren wird, da sowohl Deutsche wie Czechen, Ruthenen, Rumänen und Südslaven daran interessiert sind. Der Dualismus der Monarchie ist mit der Proklamierung der Nationalstaaten im Prinzip schon gefallen, die eben erwähnte Bewegung aber will vorerst auch die tatsächlich bestehende magyarische Vorherrschaft in Ungarn, das, was man den ungarischen Globus nennt, zu Falle bringen. Mit der faktischen Konstituierung von Nationalstaaten, falls es überhaupt zu solchen kommt, dürfte es also noch seine guten Wege haben, zumal jetzt die Ernährungsfrage alle anderen Fragen in den Hintergrund drängt.

Es zweifelt wohl niemand, daß das Vorgehen der österreichischen Regierung eine Folge des namentlich von Amerika aus auf die Monarchie geübten Druckes ist. Da aber dieser amerikanische Druck unter nationalem Deckmantel, also anscheinend aus naturrechtlichen Gründen geübt wird, so ist es wohl nicht überflüssig diesem vermeintlichen Naturrecht etwas auf den Grund zu sehen.

Unter Nation, Nationalität, Volk in dem hier gebrauchten Sinne versteht Wilson und verstehen auch viele andere Leute immer solche Menschengruppen, welche in der Hauptsache sich derselben Sprache bedienen, das heißt: Wilson geht, wie heute meist üblich, von der Ansicht aus, daß die Sprache das hauptsächlichste, das entscheidende Kennzeichen der Nationalität ist. Diese Ansicht aber ist ein großer Irrtum, der zwar alle Tage tausendfach durch den Augenschein widerlegt wird, und trotzdem sich behauptet, heute sogar mit weltbeherrschender Kühnheit auftritt.

Die Hartnäckigkeit, womit dieser Irrtum sich oben hält, scheint auf zwei Gründen zu beruhen. Der erste Grund ist der, daß diesem einen Irrtum ein anderer, zweiter zur Seite tritt, der dem ersteren das Ansehen und die Bedeutung beinahe eines Glaubenssatzes zu geben scheint. Dieser zweite Irrtum besteht in der vielfach verbreiteten Meinung, daß



Gott selbst anläßlich des Turmbaues von Babel verschiedene Sprachen geschaffen habe, daß also die einzelnen Sprachen wenigstens ursprünglich förmlich göttlicher Einsetzung seien.

Wenn dies wirklich so wahr wäre, so würde gegen diese Auffassung natürlich auch mit der Einwendung nicht aufzukommen sein, daß die Verschiedenheit der Sprachen ja eine Strafe und nicht eine positive göttliche Einrichtung sei; die Strafe müßte eben so, wie sie verhängt wurde, ertragen werden, eine andere Auffassung wäre gewissermaßen eine neue Auflehnung.

Aber die Dinge verhalten sich mit der Sprache nicht wirklich so. Gott hat in Babel keine neue Sprachen geschaffen, folglich ist auch die Spaltung der Menschheit in Nationen und Nationalitäten keine göttliche Einrichtung, wenigstens nicht so weit die Sprache in Betracht kommt, von der hier allein die Rede ist.

Kaulen stellt in Herders Kirchenlexikon, gestützt auf die Schrifttexte, den Sachverhalt ganz anders dar. Wohl ist auch Kaulen in der Ausdrucksweise nicht streng konsequent und mancher Satz seiner Ausführungen scheint eher die erwähnte Auffassung zu begünstigen. Trotzdem bleibt nach dem ganzen Zusammenhang der Sinn völlig unzweifelhaft. Und der Sinn ist in den folgenden zwei Sätzen ausgedrückt:

„Die Schöpfung neuer menschlicher Sprachen von Seiten Gottes wäre hier (beim Turmbaue in Babel) mit den bestehenden Verhältnissen nicht im Einklange gewesen. Die Befreiung der subjektiven Anschauung aber von dem Zwange, welchen ihr Vererbung und Gewöhnung angelegt hatte, konnte im einheitlichen Sprachstoff eine Menge formverschiedener Ausdrucksweisen schaffen, welche keine Gemeinschaft zu erhalten im Stande waren."

Das will sagen: Bis zum Turmbau von Babel war es den Menschen nicht gegeben, ihre divergierenden subjektiven Anschauungen und Bestrebungen auch auf dem Gebiete der Sprache zu betätigen; diesbezüglich standen sie noch unter einem gewissen Einheitszwange. Diesen Zwang, diese Nötigung



nun hat Gott in Babel aufgehoben und alsbald gingen die Menschen auch hinsichtlich der Sprache ihren subjektiven Willensanwandlungen nach. Und so verwirrte sich die Sprache. Aber ganz neue Sprachen sind auch da keineswegs entstanden. Denn ausdrücklich sagt die Schrift: „ward die Sprache der ganzen Erde verwirrt." Die Sprache selber also, der einheitliche Sprachstoff blieb auch jetzt noch erhalten, nur hinsichtlich der Formung des Stoffes konnten die Menschen von nun an, wie gesagt, ihren subjektiven Velleitäten folgen. Und sie haben es dann reichlich auch getan.

Dafür, daß der einheitliche Sprachstoff erhalten geblieben, werden gläubige Christen wohl immer das Pfingstwunder als Beweis anzusehen geneigt sein. Einzelne Sprachforscher aber finden den Beweis auch in den Sprachen selber. Diese Forscher weisen eine innere Verwandtschaft selbst in den scheinbar heterogensten Sprachen nach. Wie sehr auch die moderne Sprachwissenschaft sich gegen alle derartigen Forschungsergebnisse aufzulehnen sucht, desto mehr haben wir Grund ihnen Beachtung zu schenken. Eines der interessantesten Werke, welche in diese Richtung einschlagen, ist wohl die (schon bei anderer Gelegenheit erwähnte) Schrift „Die sprachliche Urverwandtschaft der Indogermanen, Semiten und Indianer" von Johann Topolovsek (Wien, Buchhandlung Heinrich Kirsch), welche Abhandlung schon durch ihren Titel frappiert und welche, wie der Verfasser versichert hat, u. a. auch von Gutberlet günstig beurteilt worden ist.

Es ist also wohl entschiedenst abzuweisen, daß der moderne Nationalismus mit seinem einseitigen Sprachenkultus in der Schrift eine Stütze finde, man darf oder muß eher das Gegenteil behaupten.

Der zweite und vielleicht wirksamere Grund aber, der dem modernen Sprachennationalismus zu einem so zähen Leben verhilft, liegt in jenem Zug der Zeit, der aus allen Vorgängen des menschlichen, namentlich des öffentlichen Lebens die sogenannt konfessionellen Gesichtspunkte voll-



ständig auszuscheiden trachtet. Nichts darf und nichts soll im Staatsleben an „konfessionelle Beschränktheit“ erinnern. Alles soll konfessionslos, „vorurteilslos“ sein. Diesem Zwecke dient es allerdings vortrefflich, wenn es gelingt das ganze Staatsleben auf die Basis des sprachlichen Nationalismus zu stellen, denn die Sprache ist ja an sich gewiß völlig konfessionslos. So hallt denn heute die ganze Öffentlichkeit von solchen nationalen Schlagworten wieder, die alle dem Sprachenkultus dienen, so daß die Sprache zu einer Art Fetisch wird. Dieser Sprachen-Fetischismus scheint auch wirklich die Signatur unseres Zeitalters zu sein und es noch immer mehr zu werden.

Die Sprache als solche und für sich allein hat in der politischen Weltgeschichte nie eine dominierende Rolle gespielt. Für sich allein hat die Sprache weder je Menschen geeinigt noch getrennt. Was die Menschen geeinigt und getrennt hat, waren und sind immer nur die Ideen, die Neigungen, die Leidenschaften; die bösen Eigenschaften wie Neid, Eifersucht, Habsucht, Stolz haben die Menschen getrennt und auseinandergeführt, die guten Eigenschaften dagegen wie Liebe, Vertrauen, Hilfsbereitschaft, Mitgefühl haben die Menschen geeinigt und zusammengehalten. Die Sprache hat dabei immer nur als das vielleicht vorzüglichste Mittel des Ausdruckes dieser Ideen, Gefühle u. s. w. gedient.

Gewiß konnte die Sprache einstmals als das nächstliegende und auch als zuverlässiges Kennzeichen der Nationalität gelten und angesehen werden, sie war damals wirklich ein zuverlässiger Ausdruck der Nationalität. Aber das war eben nur damals, nur dort und nur so lange so, als die Menschen in Nomaden-Verfassungen lebten, als sie Wandervölker waren. Aber selbst die Nomaden-Verfassungen waren nie, niemals bloße Sprachgemeinschaften, selbst diese primitivsten Verfassungen waren immer und notwendig zugleich auch schon politische Verfassungen, denn sie mußten unbedingt wenigstens beiläufige Bestimmungen über Eigentum, Erbrecht, Ehe- und Familienrecht, selbst über Arbeitsteilung



u. s. w. enthalten. Niemals also hat es eine rein nationale, d. h. rein sprachliche Gemeinschaft gegeben, wie man sie sich heute einbildet; Nation, Nationalität, Volk waren immer, solange die Menschen nicht wie heute aus der Sprache einen Fetisch machten, in erster Linie politische Begriffe, d. h. politische Momente waren ihre Elemente, keineswegs die Sprache, die, wenn auch meist verschieden, doch auch oft dieselbe sein konnte.

Mit dem Beginn der Seßhaftigkeit aber hat die Sprache selbstverständlich auch ihre Bedeutung als bloß äußeres Kennzeichen der Nationalität mehr und mehr eingebüßt. Von nun an war es natürlich das Land, waren es die Landesgrenzen, welche die Nationalität bestimmten. Und so ist es auch geblieben, bis jemand erkannte, daß die Sprachgemeinschaft gar wohl als Deckmantel für ordinäre Eroberungssucht oder revolutionäre Umtriebe dienen könne. Denn wenn wirklich schon die äußere Sprachgemeinschaft ein natürliches Anrecht auch auf politische Gemeinschaft gab, dann mußte selbstverständlich der Kirchenstaat das erste Opfer sein, das diesem angeblichen Naturrecht darzubringen war.

Nirgends aber tritt die Abirrung von der Wahrheit und selbst die Verleugnung der augenscheinlichsten Tatsachen so grell und abstoßend hervor wie in dem Gerede von der Blutsverwandtschaft, die im modernen Sprachen-Nationalismus begründet oder wenigstens eingeschlossen sein soll. Eine wirkliche Blutverwandtschaft konnte natürlich nur dort und nur insoweit bestehen bleiben, wo und insoweit das Konnubium, wie bei den Nomaden selbstverständlich, nur auf den Nomadenstamm oder überhaupt nur auf einen bestimmten Volkskreis beschränkt war. Mit dem Christentum aber, also seit bald zweitausend Jahren, sind bekanntlich alle nationalen Beschränkungen des Konnubiums im Prinzip aufgehoben worden und im Laufe der Zeit auch den Tatsachen nach völlig gefallen. Wenn überhaupt irgendwo in Europa, so ist das Konnubium heute nur noch bei den Juden beschränkt, insoferne diese sich als das auserwählte Volk betrachten



mögen, das sich mit anderen Völkern nicht vermischen dürfe. Im übrigen aber wird heute in ganz Europa, namentlich an den ungezählten Sprachgrenzen tagtäglich ungezählte Male hin- und hergeheiratet, also Blut gemischt. Dazu noch überall die alltägliche Ab- und Zuwanderung, welche heute durch die ins Ungeahnte gesteigerten Verkehrsmittel so bedeutend erleichtert und gefördert wird! Aber auch schon für die früheren Jahrhunderte steht in jedem Konversationslexikon bei jedem Volk: Mischvolk. Nützt alles nichts. Immer wieder erheben sich Demagogen in Menschen- oder Papiergestalt und deklamieren pathetisch von der Verwandtschaft des Blutes.

Ist es ein Wunder, daß so viel und so gewissenloser Verhetzungswille, da ihm die Völker selber nicht widerstanden haben, endlich zum Weltkrieg geführt hat? Millionen Tote und Krüppel in allen fünf Weltteilen sind das Opfer, die dem Sprach-Götzen und dem mit ihm verbündeten Mammon schon dargebracht worden sind. Wie viele solche Opfer werden die Völker noch hinlegen, ehe sie ihren Götzen den Rücken kehren?

Die heutige Nationalstaatsbewegung in Österreich ist also, soweit sie sich nur auf sprachliche und nicht auf historisch-rechtliche Momente zu stützen vermag, eine völlig ungesunde und verderbliche. Bei der bestehenden vielfach völlig unentwirrbaren Sprachenmischung ist sie übrigens zum größeren Teile auch gänzlich undurchführbar. Sie kann da nur entweder wie in Rußland zu einem ebenso sinnlosen wie grauenhaften Bürgerkrieg oder, wie allerdings mit vielem und gutem Grunde zu erwarten steht, zu einer heilsamen Klärung der Aspiration und Ideen führen.

K. Inthal.



LXII.

Kürzere Besprechungen.

1. Zertrümmert die Götzen. Zwölf Aufsätze über Liberalismus und Sozialdemokratie von Dr. Josef Eberle. 1918. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Pflicht und Recht steht in lebendigem Konnex. Zwei Pflichten und zwei Rechte halten einander im Menschenleben die Wage, gebären in steter Wechselwirkung alles gesellschaftliche Leben: die Pflicht gegen sich und das Recht auf Persönlichkeit gegenüber der Pflicht gegen den Nächsten und dessen Recht auf uns. Damit aber beide Pole, die individuelle und die soziale Veranlagung des Menschen, sich nicht ewig befehden, müssen sie im Aufblick zu einer dritten, beide einigend überschattenden Pflicht, jener gegen Gott, und in Anerkennung eines dritten, die beiden andern speisenden Rechtes, nämlich des göttlichen, eine Ehe eingehen, die beiden Extremen gibt und nimmt. Individualismus und Sozialismus sind nur vom Supernaturalismus, der sich dann hier auf Erden als Solidarismus auswirkt, nie jedoch vom triebhaften Naturalismus zu harmonischem Ineinanderwirken zu verknüpfen.

Auf dieser tiefen, spekulativen Wahrheit baut Eberle, der bekannte, in diesen Blättern des öfteren gewürdigte Verfasser der „Großmacht Presse" und der „Schöneren Zukunft" sein neuestes Buch auf. Der Liberalismus als Individualismus und der Marxismus als Sozialismus sind die beiden modernen Antipoden, die Götzen unserer Zeit, scheinbare Gegensätze, in Wahrheit aber stets Verbündete, wenn der Kampf ihrem Versöhner, der katholischen Synthese gilt, ganz entsprechend der Tatsache, daß sie einander ewig zeugen, solang nur triebhafte Reaktionen im Kulturleben vorwalten. Beide zerzaust der Autor, den Liberalismus, der seit vierhundert Jahren den Weltkrieg vorbereitete, und den Sozialismus, der, theoretisch im



Kriege nicht minder überwunden als sein Vater, dennoch Anstrengungen macht sich praktisch durchzusetzen. Gegenüber dem noch immer als zukunftsreichen Führer sich anbiedernden Liberalismus will Eberle zeigen, „wieviel Beschränkung äußerer Freiheit nötig ist, um wahre, innere Freiheit zu erreichen, wie seicht die Auffassungen und Ideale des üblichen Liberalismus, wie die Wege des Liberalismus immer Wege zur Unfreiheit, zur Knechtschaft, zu den Bedrückungen der Plutokratie sind". Gegenüber dem triumphierend aufheulenden, reaktionären Sozialismus aber „gilt es zu warnen vor Illusion, vor Verkennung des tragischen Charakters von Welt und Menschendasein, vor Verkennung jener religiös sittlichen Kräfte und übernatürlichen Werte, ohne deren Vorhandensein und Wirksamkeit alle Ordnungen und Verfassungen nur zur Hölle für die Menschen werden".

Beides gelingt dem Verfasser prächtig mit Hilfe eines reichen, schier alle Opposition erdrückenden Materials. Eberle wußte seine Spekulation so zu konzentrieren, daß sich das Buch als eine kritische Studie darbietet, die rücksichtslos und unbarmherzig den Blind-sein-Wollenden die Binde von den Augen reißt und den auf der Leichtgläubigkeit der Menge aufgebauten Götzenthron der Moderne schwer erschüttert. Die auch prinzipiell ausgesprochene Geradheit und Offenheit, die eingangs betonte Verwahrung gegen alles Vertuschen und Schönerfärben, ist umso begrüßenswerter, als der Autor den nicht minder gefährlichen Liberalismus als Opportunismus, den Sammetpfötchenliberalismus, wie ihn P. A. M. Weißens „Liberalismus und Christentum" entlarvte und dessen Genesis auch wir unlängst in diesen Blättern darzustellen versuchten, eigentlich ganz unberücksichtigt läßt.

Besonders aktuell und früchteverheißend wird vor allem der Nachweis wirken, daß Liberalismus und Sozialismus sich im Judaismus einig finden und auf diesem gemeinsamen Boden völlig verstehen und einander in die Hände arbeiten. Dies erscheint um so wichtiger, als es noch immer viele Blinde gibt,



die so wenig katholisches Selbstbewußtsein besitzen, daß sie ihre Konfession mit der israelitischen Religion auf eine Stufe stellen und aus diesem Grunde jede Charakterisierung des Judaismus ablehnen. Die psychologische Skizze, die den innigen Zusammenhang zwischen Judaismus und römischem Recht erhellt, gehört zu den besten Stellen des Buches, und es wäre nur zu wünschen, daß, darauf fußend, berufene Hände endlich den Schutt wegräumen, der uns vom Mittelalter trennt, und historisch klar stellen, wie auch die Rezeption des römischen Rechtes selbst des damaligen Händlertums intensivster Förderung zu danken ist.

Alles in allem wird Eberles Buch den Sattelfesten viel neue Details bieten, den Lernenden spielend Schätze in die Hand geben, so manchen Zweifler aber durch die Geschlossenheit wie die Fülle der Argumente überzeugen, wo allein der Zukunft Heil widerfahren kann. E. K. W.

2. Die Überwindung der Plutokratie. Vierzehn Aufsätze über die Wiederverchristlichung von Volkswirtschaft und Politik von Dr. Josef Eberle. (Innsbruck, Tyrolia 1918).

Neuerdings ist auch der zweite Band von Eberles Kriegswerk erschienen, die Fortsetzung des eben besprochenen „Zertrümmert die Götzen“. War dieses vor allem der zermalmenden Kritik gewidmet, so kommen in jenem, die positiven, aufbauenden, erneuernden Grundsätze zu Wort. Eberle ist kein Phantompolitiker. In klarster Erkenntnis der Volkswirtschaft und Politik verseuchenden Judäokratie und Bankokratie, in vollster Einsicht in das Wesen des alle Wirtschaftsethik tötenden Kapitalismus blieb er dennoch Idealist genug um an eine Erlösung aus dieser Völkerschmach zu glauben, gleichzeitig aber auch echter Realpolitiker genug den radikalen, aber möglichen Weg dieser Erlösung Schritt für Schritt mit uns zu wandern.

Eberles Programm ist radikal. Wer aber seine Argumente ernstlich prüft, wird gestehen müssen, daß es nicht nur das Übel an der Wurzel packt, daß seine Verwirklichung vielmehr auch im Bereiche des Möglichen liegt. Er fordert Vermögensgrenzen, Einschränkung des großen Privateigentums durch Festsetzung von Höchstgrenzen durch Enteignung.



In der Zinsfrage formuliert Eberle die Forderung der Zukunft also: „Möglichst viel Fruchtbarkeit der Arbeit, möglichst wenig Fruchtbarkeit des bloßen Geldes, des bloßen Besitzes. Kein Zins für bloße Darlehen, nur geringer Zins für Kredit, für Kapitalbeteiligungen an nützlichen produktiven Unternehmungen bei Mitübernahme des Risikos und der sittlichen Verantwortung". (S. 42). Im freien Zins liege Wurzel und Kern des heutigen verderblichen Kapitalismus, aus dem freien Zins sei die Korruption herausgewachsen, wie sie sich namentlich im modernen Bank- und Börsenwesen maßlos auslebe.

Eine weitere Forderung ist Abbau der Großbetriebe um dadurch den wahnwitzigen Nur-Industrialismus zu überwinden. Die Phrase von der naturnotwendigen Entwicklung der Technik, darin sich Kapitalisten und Kommunisten gleichmäßig gefallen, wird zurückgewiesen. Warum sollte sich auch die Technik nur im Sinne des Großbetriebs ausbauen lassen, warum nicht auch zur Förderung des selbständigen Handwerkes, des Mittelstandes und zwar überall dort, wo der Großbetrieb ganz und gar unnötig?

Statt Nur-Industrialismus intensivste Förderung des Bauerntums, der Landwirtschaft. Die bisherige Nationalökonomie verzapfte lediglich Talmudweisheit. „Es gibt keine schlechtere Hantierung als den Feldbau. Wenn jemand 100 Silbermünzen in der Handlung hat, so kann er alle Tage Wein und Fleisch genießen, wenn er aber 100 Silbermünzen zum Feldbau anwendet, so kann er nur Salz und Kraut essen." (Zitiert bei Henningsen, „Prof. Sombarts Forschungsergebnisse zur Judenfrage." 3. Auflage, S. 34.). Der Krieg und sein hungergespenstiger Schatten haben hier sicherlich einen Gesinnungsumschwung bewirkt, eine von den Verhältnissen erzwungene Entjudung der Wirtschaftsmoral und der Wirtschaftstechnik.

Der Höhepunkt des Werkes ist die Kennzeichnung der Bankokratie und der Vorschlag ihrer Überwindung. Hier ist der Autor sachkundigster Meister. „Die Wirkung der neueren Bankentätigkeit auf die Gesamtwirtschaft ist: Bedrohung, Vernichtung aller Voraussetzungen gesunder, organischer Volkswirtschaft. Die



festen Familien und Besitztümer werden mehr und mehr verdrängt durch anonyme Aktiengesellschaften, deren Anteilscheine im Jahre ein Dutzendmal ihren Besitzer wechseln können. Die Trennung von Arbeit und Kapital, von Name und Tat, von Besitz und Leistung führt auch zu einem Aussterben der konservativen, patriotischen, sozialen Tugenden im Bereich von Besitz und Unternehmertum." (S. 117.) Daher zuerst Verstaatlichung, Kommunalisierung des Bankwesens, dann aber im Sinne Vogelsangs, Schäffles und Ruhlands Organisation des Kreditwesens auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage. Gegenüber der Börsenspekulation, der künstlichen Preisbildung durch das Differenzspiel, der künstlichen Stimmungsmache, aber „stärkste staatliche Kontrolle, amtliche Kurse für die Staatsrente, schärfste Überwachung privater Papiere, Einschränkung der Zulassung von Privateffekten zum Börsenmarkt, Verbot der Zulassung zweifelhafter Papiere, für deren Emission nur die Hoffnung der Ausgeber auf das Agio Anlaß, Verbot des Kredits zu Börsenspiel (starke Besteuerung der Börsenumsätze), Ausschluß zahlreicher Wirtschaftswerte vom eigentlichen Börsenhandel, Verbot und strengste Bestrafung von Differenzspiel und Stimmungsmache, amtliche Wirtschaftsberichte, Einziehung bloßer Spekulationsgewinne, Unmöglichmachen von Monopolpreisen durch amtliche Preisfestsetzung für Produkte, die der Allgemeinheit unentbehrlich, amtliche Preisbildung für Produkte auf Grund der Mitarbeit von Produzentenorganisationen und vom Staat als Vertreter der Konsumenten." (S. 165.)

Eine tiefe Kriegserfahrung spricht sich auch gegen die uferlose Weltwirtschaft und für die nationale Autarkie aus. Wohlgemerkt gegen die plan- und ziel- und uferlose, sprunghafte Weltwirtschaft auf Kosten der Heimat! Wohlgemerkt für die nationale Autarkie als Basis organischer Kultur- und Wirtschaftsexpansion, nicht für den abgeschlossenen Hypochonderstaat, für den Sonderlingstaat, der sich mit chinesischen Mauern umpanzert und mit Stacheldraht umgürtet. Zuerst nationale Autarkie, dann aber zielbewußte Wirtschaftsoffensive als Grundlage der Kulturoffensive, beides nicht zum Zwecke der Versklavung unserer



Nachbarn, sondern zum Zwecke der Weckung und Förderung ihrer kulturellen Kräfte. Wir sollen auch in Zukunft Weltwirtschaft treiben, aber nicht nach dem System der systemlosen Privatökonomie aller Individuen, sondern auf Grund wahrhaft nationalen Solidarismus!

Im zweiten Teil des Buches, der sich mit der Politik beschäftigt, begegnet uns neben der unzweideutigen Ablehnung der modernen Demokratie, neben der Verherrlichung des monarchischen Gedankens, dem auch des Autors neue Wiener Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft „Die Monarchie" gewidmet ist getreu dem Schlachtruf unserer Tage „Hie Monarchie, hie Mammonarchie!", neben der Anerkennung der Aristokratie und ihrer großen Pflichten, neben all dem auch eine langentbehrte klare, unzweideutige Formulierung des Verhältnisses von Kirche und Staat.

Die Krone des Ganzen ist der letzte Aufsatz über den Beitrag jedes Einzelnen zum Wiederaufbau der Gesellschaft. Selbstkritik und Selbstreform, dies die beiden Grundbedingungen der gesellschaftlichen Erneuerung. Solche Einsicht in die tiefere Psychologie alles Weltgeschehens bürgt erst ganz dafür, daß die Argumente, die der Verfasser bietet, nicht verschwendet sind, daß das Wort gehört wird, weil es vom Beispiel getragen.

E. K. W.

3. **Der deutsche Protestantismus.** Eine geschichtliche Darstellung von Dr. Johannes B. Kißling. Zweiter Band. Münster, Aschendorff 1918. 440 S. 7 *M*.

Kißling bringt in diesem Schlußbande sein Werk zu Ende. Wir bewundern auch an diesem Buche die erstaunliche Fülle der beigebrachten und klar und übersichtlich verarbeiteten Materialien, die Objektivität der Darstellung, die dem Uneingeweihten sehr erwünschte Heraushebung der Entwicklungstendenzen und Strömungen im deutschen Protestantismus im Laufe des letzten halben Jahrhunderts. Das Buch hebt an mit der Gründung des Protestantenvereins, schildert sodann die Einwirkung des Lebens Jesu von Renan und Strauß auf die protestantischen



Kreise und berichtet über die Fortbildung des kirchlichen Verfassungswesens der kleineren deutschen Territorien. In dem Kapitel über Protestantismus und Kulturkampf zeigt Kißling einerseits den Anteil der Protestanten an diesem unglückseligen Streite, andererseits die schädlichen Folgen für den Protestantismus selber. Weitere Kapitel behandeln Kaiser Wilhelms I. oberstlandesbischöfliche Sorgen, die Neuorientierung des deutschen Protestantismus durch Albrecht Ritschl und sein theologisches System, um das sich ein lange Jahre anhaltender Streit entspann. Es folgt alsdann eine Schilderung der Verwüstung des Protestantismus durch die biblischen und kirchengeschichtlichen Studien, von der „Hypothesenwut der Professoren", deren Kritik den Glauben zerstöre, die Bibel in Splitter zerspalte, das Buch der Erbauung zu einem Buch der Zerstörung mache. Die nachmärzliche Zeit hatte eine gewisse Annäherung zwischen gläubigen Protestanten und ernsten Katholiken Deutschlands gebracht; Kißling erzählt von den Verständigungsversuchen und von den namhafteren Konvertiten, die damals den Weg wieder zur Kirche zurückfanden. Welch ungünstigen Einfluß die darauf folgende liberale Ära auf das religiöse Leben innerhalb des deutschen Protestantismus ausübte, schildert ein weiteres Kapitel; an der Hand protestantischer Zeugnisse wird gezeigt, wie gering der Anteil der Höchstgebildeten am kirchlichen Leben war, wie Religiosität und Sittlichkeit auf dem Lande zurückgingen, wie das Bibellesen abnahm, wie die Arbeiterschaft für die Landeskirchen verloren ging, wie der moderne Aberglaube in Stadt und Land sich verbreitete.

Die zweite Hälfte des Buches befaßt sich mit dem deutsch-protestantischen Kirchenleben der Jahre 1890 bis 1917. Der vielen protestantischen Gemütern unerträglich scheinende Ausgang des Kulturkampfes hatte zur Gründung des Evangelischen Bundes geführt. Wir sehen die Agitation desselben aufleben, die Los von Rom-Bewegung und die „Evangelisation" der Katholiken in Deutschland, Spanien, Italien, Belgien ihre Blüten treiben. Ein weiteres Kapitel behandelt die Stellungnahme des Protestantismus zur sozialen Frage, die Bemühungen der Pa-



storen Todt und Stöcker um christlichen Sozialismus und die Gegnerschaft weiter protestantischer Kreise gegen diese Unternehmungen. Es folgt die Schilderung des Aufschwungs der Inneren und Äußeren Mission unter Männern wie Pastor von Bodelschwingh, die Unterstützung des Missionsgedankens durch die wissenschaftliche Theologie und die Opferfreudigkeit des protestantischen Volkes. Über die jüngste theologische Entwicklung unterrichtet uns ein weiteres Kapitel. Die Erweichung des Bekenntnisstandes ist das Kennzeichen der Gegenwart; Bekenntnisfragen, Apostolikumstreit und Lehrprozesse bilden den Inhalt des inneren und äußeren kirchlichen Lebens im Protestantismus. Es folgen sodann noch Darlegungen über die Sekten, über das Gemeinschaftschristentum, die Heilsarmee, die Zungenbewegung. Die allerneueste Phase wird von den Problemen des kirchlichen Zusammenlebens der Positiven und der Modernen, sowie der Trennung von Kirche und Staat ausgefüllt: Entwicklungsphasen und Zustände, die anläßlich des Reformationsjubiläums in allen Lagern des Protestantismus keine rechte Stimmung aufkommen lassen wollten.

Kißling hat in seinem ausgezeichneten Werke den Standpunkt des scharf beobachtenden und wahrheitsgetreu darstellenden Geschichtsschreibers nicht verlassen. Dieses Zugeständnis werden ihm protestantische und katholische Kritiker in gleicher Weise machen müssen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist der Protestantismus in Deutschland an einem tiefeingreifenden Wendepunkt seiner religiösen und politischen Entwicklung angelangt. Den Werdegang der heutigen Lage des Protestantismus, dessen zwei wichtigste Punkte die Frage der Gottheit Christi nach innen und die Frage der Trennung von Staat und Kirche nach außen sind, hat Kißling in seinem Buche in allen bedeutenderen Einzelheiten nachgewiesen. Wer die zukünftige Entwicklung des Protestantismus im Auge behalten will, gewinnt volle Klarheit, wenn er die Vergangenheit ins Auge faßt. Einen besseren und zuverlässigeren Führer auf diesem Wege als das Werk Kißlings gibt es zur Zeit nicht. Rost.

LXIII.

Zur See nach Nauplia.[1])

(Von Suebimontanus. Rottweil a. N.).

VI. Die Schifferinseln. Am Ziel.

(Fortsetzung).

Plötzlich wie auf ein geheimes Zeichen kam Leben und Bewegung in die junge Schar. Ein Teil gruppierte sich um den lächelnden Direktor, der mit der Ruhe und Umsicht eines Feldherrn seine Befehle erteilte. Was hat das zu bedeuten? Will uns die Gunst des Augenblicks ein neues Erlebnis bescheren? Die Spannung war groß, wie wenn man im Theater vor dem Vorhang sitzt und das Getöse des Szenenumbaues vernimmt. Zuletzt verriet man mir, daß zu Ehren des anwesenden Griechenfreundes aus Deutschland nationale Gesänge und Tänze aufgeführt werden sollen. Ich freute mich schon um deswillen, weil nun die endlos klappernde und so ermüdende Schwatzmühle wenigstens auf einige Zeit zum Stillstand kommen mußte. Bei der Kleinheit des Schiffes war eine Ablösung von meinen redeeifrigen und bald in dieser, bald in jener Sprache radebrechenden Reisebekannten immer nur schwer und auf wenige Augenblicke möglich gewesen. Dazu kam, daß das Stampfen der Maschine, das Schaukeln des Schiffes, das Eiapopeia der Fluten, das Flimmern und Spiegeln des Meeres auf die Dauer lähmend und einschläfernd wirkten und jenen energielosen Dämmerzustand herbeiführten, der nicht Wachen und nicht Schlafen ist. Aus dieser Reisenarkose befreiten sich nun die

1) S. Bd. 162 S. 309 ff.



Lebensgeister mit einem Ruck, um einem Schauspiel zu folgen, das auch in Griechenland keineswegs selbstverständlich und dem Fremden nur unter besonders günstigen Umständen erreichbar ist. Ich lade Dich ein, mir zur Seite auf der Deckbank Platz zu nehmen. Von vornherein mußt Du aber Deinen gewohnten orchestischen Vorstellungen den Laufpaß geben und Dir insbesondere jeden Gedanken an die Tanzbeine des walzenden deutschen Leutnants oder irgend einen Lämmerhupf im Ballsaale aus dem Kopfe schlagen. Keine gemachte Theatralik, keine stilisierte Salonmäßigkeit erwarte! Keinen dernier cri! Im Orient, dem klassischen Lande kultureller Beharrung, wo hundert Jahre sind wie ein Tag und die Augenblicksmode nicht die souveräne Allherrscherin ist, pflegen sozusagen im Freien noch heute Dinge und Erscheinungen fortzukommen, die einer versunkenen und schon halbverwesten Welt angehören und anderwärts längst die Ehren des Panoptikums genießen würden. Aber daß wir nur nicht die Hauptsache verplaudern! Schon fassen sie sich an den Händen. Langsam und schwerfällig dreht sich eine Menschenkette im Kreise herum. Mit gesenktem Kopfe, jeden Schritt berechnend und traversierend wie ein Zirkuspferd, setzt jeder einzelne bald stoßartig, bald sachte den einen Fuß über den andern in fast endloser Wiederholung, bis auf ein gegebenes Zeichen der Reigen sich auflöst. Es hoben sich einige Szenen besonders heraus, wirklich so anmutig, „als wären sie einem griechischen Tempelfries entsprungen". Dann ein anderes Bild. Zwei Halbchöre, die, sich wiegend und biegend und mehrmals schrittwechselnd, in verschiedenem Tempo gegeneinander liefen, nicht ohne allerlei Scherze und Verschnörkelungen einzuschalten. Alles ohne musikalische Begleitung. Es folgten jeweils längere Pausen, die mit Lachen, Neckereien und vor allem mit Liedern ausgefüllt wurden. Nun wird abermals angetreten. Und zu welch einem Tanze! In labyrinthischen Windungen und Verschlingungen sprudelt und wogt es durcheinander, aufgeregt wie schäumendes Gewässer, ein wildes Schieben und Hasten, Flüchten und Jagen,



ein Vorstürmen und plötzliches Umkehren der Bewegungsrichtung, alles Schwung und Sprung, meist so natürlich einfach und rassig, wie aus augenblicklicher Eingebung herausimprovisiert. Man hätte Augen gebraucht, zahlreich wie die Spinne, um diesem Fluten der jungen, schlanken Gliedmaßen folgen zu können. Zuletzt formte sich der Wirbel zum Kreise, aus dem sich ein einzelner losriß und dann noch einer und noch einer, um bald wie unter Peitschenhieben sich niederzuducken, bald gleich einem Känguruh zu hüpfen und sich fast zu überschlagen, bald in schlangenweichen Bewegungen einherzukriechen. Du staunst und siehst Dich fragend nach mir um. Liegt in diesem wunderlichen Bewegungsspiel vielleicht ein tieferer Sinn, ein ursprünglicher, der den Zuschauenden so wenig mehr zum Bewußtsein kommt wie den Ausführenden? Haben wir am Ende einen jener pantomimischen Tänze des Altertums vor uns, die Lucian (Über den mimischen Tanz Kap. 67) definiert hat als Ausdruck und Darstellung der Seelenzustände, der ruhigeren sowohl als der aufgeregteren, der Liebe, des Zornes, der Treue, der Raserei?

Solchen Fragen nachzudenken bleibt uns keine Zeit. Schon beginnt es wieder: verblüffend einfache Ringelreihen, wie sie etwa den Kindern bei uns und wohl überall geläufig sind. Damit war nun das Repertoire erschöpft. Den Ausklang konnte man nicht anders als matt und sehr wenig unterhaltend nennen. Das wird kein bloß subjektiver Eindruck gewesen sein. Auf dem letzten Orientalistenkongreß wurden der gelehrten Versammlung im Stadium zu Athen auch Proben neugriechischer Tänze vorgeführt. Ein mir befreundeter Universitätsdozent, der dieser Veranstaltung selbst anwohnte, hat mir einmal hoch und heilig versichert, jene Darbietungen alle miteinander als fad und sterbenslangweilig empfunden zu haben. Wäre er klassischer Philologe gewesen, hätte ihn gleichwohl noch ein anderes interessiert, eben jene Frage: Lassen sich hier irgendwie antike Einflüsse und Überlieferungen feststellen? Haben wir das Recht, in



allen jenen primitiven, auf den ersten Blick so ganz unmodernen Tanzformen Überlebsel aus dem Altertum zu erblicken? Man wird geneigt sein, diese Frage zu bejahen, wenn man bedenkt, welche bedeutende Rolle der Tanz seit den ältesten Zeiten im Kultus und Leben der Griechen gespielt hat. Ihre Tanzfreudigkeit wie Tanzfertigkeit kann man sich kaum groß genug vorstellen. Der alte Meursius (de saltationibus veterum) zählt an die 180 altgriechische Nationaltänze auf. Aus den griechischen Bildwerken, namentlich Reliefs und Vasen, sprechen ganze Tanzdramen zu uns. Vom hohen Wert des Tanzens waren die ernstesten Männer tiefst überzeugt. Noch im Alter schwärmte, wie berichtet wird, der Weiseste unter den Weisen, Sokrates, für die Reize der Tanzkunst. Plato nennt in den Gesetzen das Tanzen eine löbliche und freudige Gabe der Götter und Lucian (a. a. O. 1) meint sogar, es gehöre zum Vortrefflichsten, was das Menschenleben besitze. Der Nachbeter griechischer Philosophie Cicero ist von solcher Auffassung allerdings chemisch rein geblieben. Von ihm stammt die peremptorische Behauptung, niemand tanze, er befinde sich denn im Zustand absolutester Unweisheit, im Rausche.

Was für Montmartretänze muß er in seinem tugendhaften Rom gesehen haben! Oder ist jener Satz eben nur wieder ein Niederschlag jenes platten, poesieverlassenen, juristisch ledernen Realismus, der alles Seiende auf seinen Nutzwert ansieht und über die Gefühlsnarreteien der übrigen Welt hochmögende Verdammungsurteile protokolliert? Jedenfalls hält es das neue Griechenland pietätvoll mit seinen tanzlustigen Altvordern. Auch heute kein Festtag, keine Freudenfeier, keine Gesellschaft ohne Tanz. Will man dem Fremden eine Aufmerksamkeit besonderer Art erweisen, so wird ihm etwas vorgetanzt. In den Zeiten der Türkenherrschaft kam dem Tanze gewissermaßen die Bedeutung eines nationalen Rettungsmittels zu. Nach dem Ausspruch eines Geschichtsschreibers half er mit, die Griechen das Gerassel ihrer Sklavenketten überhören und vergessen zu lassen. Und

dieser ausgesprochene Tanzkoller stammt wohl mitsamt einer stattlichen Reihe harmloser, ja edler Tanzweisen aus dem Nachlaß der Antike. Man kann das kaum urkundlich belegen, aber die innere Wahrscheinlichkeit für diese Annahme ist groß.

*

Wie das Auge, so war auch das Ohr aufs angenehmste beschäftigt. Ihre Tänze und Tanzfolgen umrahmten, wie schon gesagt, unsere Waisenhauszöglinge mit mehrstimmigen Gesängen. Natürlich verstand ich beim Vortrag die zusammenhängenden Texte nicht. Aber soviel war doch mühelos zu erkennen, daß das Heldentum der Pallikaren und des Vaterlandes Ruhm und Freiheit ihren Inhalt bildeten. Immer wieder zischte wie eine Rakete der Name Missolunghi durch die Luft. Und als besonders teueres Wort kehrte die Anrede „Kleftá“ refrainartig wieder. In der Hauptsache also Kleftenlieder (κλεφτικά), mit ihren stürmischen und dann wieder so innig gedämpften fremdartigen Weisen, zu denen die Maschine mit ihren Grobschmiedfäusten den Takt schlug, wohl geeignet, nicht bloß das feurige Blut der Griechen in Wallung zu bringen, doppelt ergreifend im Munde dieser Waisenkinder und Heldensöhne, deren Kampfruf mit dem Wutschrei ihrer gemordeten Väter zu einem grausigen Droh- und Fluchgesang zusammenzuklingen schien. Mit heiß funkelnden Augen und brennenden Wangen standen sie da, als glühe es in ihrem Innern von Rachegedanken wie in einem Vulkan. Nehmt euch in acht! Wenn er ausbricht, wird er Vergeltung speien.

Wie bedauere ich es heute, mir nicht wenigstens die Liederanfänge verschafft und notiert zu haben! Nun bin ich selbst mit Hilfe neugriechischer Liedersammlungen außer Stande, auch nur eine einzige Nummer zu identifizieren. Um aber doch eine Vorstellung von der Art und dem Geiste dieser Kleftika zu vermitteln, will ich ein berühmtes Beispiel in der Übersetzung von Th. Kind wiedergeben. Ich habe sie an mehreren Stellen nach dem Original zu verbessern gesucht.



Der Tod des Kleften.

Der Kleften vierzig waren wir, wir waren vierzig Räuber,
Und alle schwuren wir aufs Schwert, drei Eide auf die Flinte,
Wenn einer von uns würde krank, daß wir ihm helfen wollten,
Wenn es sein Schicksal fügt' also, wenn es sein Unglück wollte,
Nun ward der beste von uns krank, der reich war und auch tapfer,
Und einer winkt dem andern zu und einer spricht zum andern:
Was Freunde machen wir mit ihm, der fremd nun in der Fremde?
Und jener d'rauf erwiderte, das Fieber auf den Lippen:
O nehmt in eure Arme, Kinder, und umschlingt mich Armen,
Und mit den Händen grabet dann das Grab, das mich verschlingt,
Und eine Handvoll Erde, einen Kuß und eine Träne;
Legt dann mich nieder auf's Gesicht, zu seh'n nicht, wenn ihr gehet.
Und wenn ihr meine Mutter sehet, die vielfach mich verwünschte,
Die ach! zu dreien Malen mir in jedem Jahre fluchte,
An Mariae Verkündigung, dann an dem Fest der Palmen,
Zuletzt, was mir das Bitterste, beim: Christus ist erstanden.
Sagt nicht, daß ich gestorben bin, nicht, daß sie mich gemordet,
Sagt nur, daß ich verehlicht mich, weit, weit in fremdem Lande.

Die Kleftenlieder erzählen von jener trüben, hoffnungslosen Zeit der griechischen Geschichte, wo dem Volke unter dem Türkenjoche die Entnationalisierung drohte und es daher galt, das völkische Bewußtsein um jeden Preis wach zu erhalten und das Unabhängigkeitsverlangen künstlich zu schüren. Diese Aufgabe fiel jenen Elementen zu, die, des endlosen Druckes der Fremdherrschaft müde, sich in die Unzugänglichkeit der heimischen Berge flüchteten, um von hier aus einzeln oder in organisierten Banden den türkischen Bedrängern das Leben so sauer als möglich zu machen, den entrechteten Volksgenossen Hilfe und Schutz zu gewähren, Unterdrückung und Gewalttat blutig zu rächen. Unfähig das Bestehende im Großen zu vernichten, fingen sie es nun im Kleinen an. Sie waren überall und nirgends. Wenn der Kampf mit offenem Visier nicht zum Ziele führte, verfuhren sie nach jener Raubrittermoral, die jede Waffe und jede Kampfesweise gestattet. Sie führten ein regelrechtes Räuberleben, das mehr und mehr ein Schimmer geheimnisvoller Romantik umwob. Der Name Klefte (Räuber) wurde bald zum Ehrennamen und die Klefturie zu einem „natio-



nalen Institut", das dem besonderen Schutze der Panagia Kleftrina (Räubermuttergottes) unterstand. Ein nie verstummender Protest gegen Ausbeutung und Willkür, versinnbildete sie schließlich den Griechen den Freiheitsgedanken und Freiheitskampf. Und war auch sein erprobtestes Rüstzeug. Die Klefturie ist schwer wegzudenken aus dem Ringen der Griechen um ihre nationale Wiedergeburt. Sie hat sie zu ihrem Teil vorbereitet und hat sie durchführen helfen. Darum kann es nicht wundernehmen, wenn ihr zügelloses Freischärlertum mit all seinen Ausschreitungen, Treu- und Rechtsbrüchen und mit all seinen Grausamkeiten in den Augen des Volkes zum preiswürdigen Heldentum wurde und als solches im Volksliede fortlebt bis zum heutigen Tag.

* * *

Es war eine schöne Weile, daß wir also saßen, sahen und hörten. Aber zuletzt ging es uns wie dem Vater Homer, auf den sich zu berufen immer schicklich ist, auch wenn er Gemeinplätze redet, wie diesen: „Alles bekommt man ja satt, . . auch den süßen Gesang und untadeligen Reigentanz." Und während wir uns genießend dem reizvollen Zwischenspiel an Bord hingegeben hatten, war unser schwimmender Tanzboden unaufhaltsam weitergerückt auf seiner blausilbernen Bahn. Infolgedessen ging uns so ziemlich alle Orientierung verloren. Wir müssen uns erst wieder umsehen und aufs neue zurechtfinden. Im Westen erhebt sich, mäßig steil und hoch, nicht ohne Liebreiz der Linien, der Aderesrücken, ein geschlossener Schiefergebirgsstock, der eine mächtige Hochfläche weit ins Meer hinaussendet. Ihre Spitze, das Kap Skyli (Skyllaion), bildet den äußersten Ostpunkt des Peloponnes. Im Vorblick tauchte, parallel der Südostküste von Argolis, die langgezogene, nach allen Seiten jäh zum Meere abfallende Kalkinsel Hydra (im Altertum Hydrea) auf. Wir laufen den Hafen der Stadt gleichen Namens an. Auf der dem Festlande zugekehrten Seite gelegen, hat er die Form eines eng und hoch um-

schlossenen Trichters, der meerwärts freilich ganz offen steht und durch Kunstbauten nur mangelhaft gesichert ist. Kein gerade idealer Ankerplatz. Prächtige Möven schaukeln sich auf den Bugwellen unseres Schiffes und schwärmen, mit klatschendem Schlage auffliegend, um Rahen und Mast. Kaum steht der Dampfer bewegungslos da, so ist es, als würde von oben kochendes Blei in den Hafentrichter hineingegossen. So qualvoll ist die Hitze. Vor uns blüht die weißgetünchte Stadt wie ein einziges Margaritenbeet. Jedes Fleckchen ist übersonnt, aller Schatten aufgelichtet und durchsichtig. Der grellen Häusermasse entströmen auch hier wie in Poros wahre Schauer von Sonnenpfeilen, die stechend ins Auge fahren. An Poros erinnern auch Lage und Aufbau der Stadt, die von einer dreifach aufgewölbten Berglehne hochgehoben wird. Die Häuserwürfel sind wie die Staffeln einer Treppe übereinandergelegt. Von der Spitze des mächtigen Stadtberges winkt eine ansehnliche Klosteranlage herunter. Unwillkürlich fragt man sich: Wer hat das Wunderwerk vollbracht, diese märchenhafte Stadt, die lange die erste von Hellas gewesen, in die unwirtlichste aller Felsenwüsteneien hineinzuzaubern? Denn Hydra, die Insel, ist ein völlig kahles, baum- und wasserloses, jeden Wachstums bares Felsgebilde, das der Siedlungslust von Kulturmenschen starr abweisend entgegentrotzte. Man hat schon gesagt, die Bewohner hätten nicht Erde genug, ihre Toten zu begraben. Und doch sind schon für das Altertum durch Grabungen zwei Siedelungen nachgewiesen, die ältere eine halbe Stunde westlich von der jetzigen Stadt auf einem 73 Meter hohen, steilen Berge hart am Meere, während die jüngere auf dem Boden des heutigen Hydra lag. Von den Taten und Schicksalen der antiken Bewohner schweigt die Geschichte. Nur den Namen eines, aber auch nur eines einzigen Hydrioten, des Komödiendichters Euages, hat sie der Nachwelt aufbewahrt. Ein Wortklang, der uns nichts mehr zu sagen hat. Und diese geschichtlose, im Altertum kaum genannte Insel ist in erster Linie berufen gewesen die Freiheit Griechen-



lands zu retten. Hier war lange der Angelpunkt des Freiheitskrieges, eine Hauptwerkstätte des Sieges, das Sammelbecken der griechischen Seestreitkräfte, der Menschen wie des Materials.

Um das zu verstehen, ist es nötig, einen Blick auf Hydras Entwicklung vor der griechischen Revolution zu werfen. Bereits im 18. Jahrhundert hatten drei kleine Inseln des ägäischen Meeres durch Handel und Schiffahrt einen mächtigen Aufschwung genommen: Psara, Spetsä und Hydra. In den neugriechischen Urkunden und Geschichtsquellen erscheint diese Inseldreiheit häufig unter dem gemeinsamen Namen Schifferinseln (*ναυτικαὶ νῆσοι*). Ob diese Bezeichnung jemals volkstümlich war, habe ich nicht ermitteln können. Die führende Stellung unter ihnen besaß Hydra. Es hatte sich unter türkischer Oberhoheit eine gewisse Bevorrechtung und Selbständigkeit zu erringen und zu wahren gewußt. Ein geistreicher Schriftsteller hat es seinerzeit geradezu als türkische „freie Reichsstadt" angesprochen. Um die Wende des 18. Jahrhunderts hielt der Hydriote Georgios Bulgaris die Geschicke von Hydra und Spetsä (nebst Poros) fest in seiner geschickten und kraftvollen Hand. Immer herrlicher blühten die Schifferinseln auf. Klug verstanden sie namentlich die Kontinentalsperre auszunützen. Soviel Gedeihen und Reichtum war bisher unter den Rajahs nicht erhört worden. Was insbesondere Hydra betrifft, so war seine Handelsflagge nicht bloß im Mittelmeere, sondern auch im Atlantik imponierend vertreten. Nach Holland allein ließ es nicht weniger als 300 Schiffe fahren. Der türkischen Kriegsflotte stellten die Hydrioten die tüchtigsten Matrosen. Denn von zartester Jugend wurden sie mit Sturm und Wetter vertraut. In den Jahren, wo unsere Jugend Schule und Kindergarten besucht und mit Fibel und Griffel sich plagt, lernte der „kleine Hydriot", wie der Dichter von ihm rühmt, schwimmen und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand. Die rauhe, wilde Inselnatur, der unausgesetzte Kampf mit den Elementen wie mit den alge-



rischen Seeräubern hat auch dem kämpfenden Vaterland seine besten Krieger und die schließlichen Sieger über den Erbfeind erzogen, kraftvolle Tatmenschen von erstaunlichem Selbstvertrauen und unheimlicher Entschlossenheit, wie jedes Volk sie braucht, wenn es um Leben und Zukunft kämpft, kaltblütig und unerschütterlich in Not und Tod, wahre Felsenmänner, denen der Griechen-Müller einst zurief:

Ihr steuert durch die Fluten nach einem edlen Gut,
Ihr holt des Sieges Blume, die wächst im Heldenblut.

Muskeln und Nerven dieser Männer schienen von der Härte ihrer Steininsel etwas angenommen zu haben. Vor dem Aufstand waren sie durch ihren Fremdenhaß, ihre Roheit und Unverschämtheit verrufen. Erst die Freiheitskämpfe und die durch sie bedingte stärkere Berührung mit dem Griechentum haben sie immer mehr hellenisiert. Die ausgeprägte Eigenart ihres Körperbaues hat sich noch L. Roß mit aller Schärfe aufgedrängt: gedrungene Köpfe, stämmige Hälse, finstere, herbe Gesichtszüge, markige Gestalt, etwas Quadratisches in der ganzen Erscheinung — so hat der deutsche Forscher sie gesehen. Ihrem Äußeren entsprach ihre geistige Konstitution. Schulbildung besaßen sie nicht. Aus dem Buche des Lebens schöpften sie ihr Wissen. Einzig durch ihre unverbildete Tatkraft erzwangen diese „Klesten der See“ den Eintritt in die Unsterblichkeit. Andreas Miaulis z. B., der sturmerprobte Seebär und Mann der eisernen Pflicht, eine der monumentalsten Gestalten von Neu-Hellas, hat die griechische Sprache immer nur sehr mangelhaft gehandhabt und im Gebrauch des Geschlechtswortes, das dem Albanesischen fremd ist, soll er so schülerhaft unsicher gewesen sein, daß er von Frauen im männlichen Geschlecht sprach. Aus ähnlich knorrigem Holz war ein anderer Hydriote gehauen, Lazaros Konduriotis, der ältere und berühmtere des berühmten Brüderpaares, der steinreiche Schiffsherr, der sein fabelhaftes Vermögen und beinahe ein Dutzend seiner besten Schiffe willig auf dem Altar des Vaterlandes opferte. Dieser wundervolle Charakterkopf, dessen Mut und Weisheit seinem



Opfersinn gleichkamen, hat während seines langen Lebens nicht ein einziges Mal seine Nase über die Kante seiner Steininsel hinausgesteckt. Als einmal eine türkische Landung drohte, war alles vor Verzweiflung entschlossen, auf die Schiffe zu stürzen. Konduriotis wollte man auch dazu zwingen. Da trat er auf dem Markt unter die zitternde Menge und erklärte mit Entschiedenheit, seinen Geburtsfelsen werde er nie verlassen; wer da wolle, Freund oder Feind, möge ihn hier erschlagen, hier sei sein Platz. Noch manch eine helle Gestalt sah ich vor dem dunklen Hintergrund dieses ungastlichen Eilandes vorüberziehen, eine Schar ernster schlichter Gesellen, von Ansehen rauh und derb, aber für hohe Ideale begeistert, so tief überzeugt von der Heiligkeit ihrer Sache, daß sie, mit Schiller zu reden, in den Himmel griffen und ihre ewigen Rechte von den Sternen herunterholten, durch keinen Schicksalsschlag zu beugende, durch keinen Mißerfolg zu entmutigende Kämpfer für Freiheit, Land und Glauben. Auch für den Glauben. Denn die Hydrioten sind oder waren jedenfalls fromme Christen. Dafür zeugen ihre Aufrufe aus der Zeit des Freiheitskampfes, in denen mit dem Feuer der Vaterlandsliebe eifernde Religiosität und der grimmigste Haß gegen die türkischen Heiligtumsschänder zusammenflammte. Dafür zeugen auch die zahlreichen Kirchen, die aus dem Häusergewimmel bedeutungsvoll den Finger aufheben und nach oben weisen.

Wie gerne hätte ich den Fuß auf den steinigen Boden gesetzt, von dem soviel Kraft und Leben ausgegangen, aus dem soviel seltsame Erinnerungen sprießen! Aber die Kürze der Zeit gestattete leider nicht an Land zu gehen. So mußte ich mich damit bescheiden, mir von meinen ortskundigen Reise- und Bordgenossen die geschichtlich interessantesten Punkte von ferne zeigen und erklären zu lassen. Konduriotis Haus, mitten in der Stadt gelegen, ist vom Hafen aus nicht mit Sicherheit zu erkennen. Um so stärker fällt die ganz in türkischem Stile gebaute Villa der Familie Bulgaris in die Augen. Sie ist noch wohl erhalten und soll im



Innern sehenswert sein. Über eine ganze Reihe weiterer Patriziersitze wird mir Vortrag gehalten, jene zum Teil burgartigen Anlagen, in denen die Wiege der Tsamados, Kriesis, Tombasis und wie die im Revolutionskrieg unsterblich gewordenen Namen alle heißen, gestanden ist. Für mein Interesse treten sie alle weit zurück hinter das Haus des Miaulis, das dort in der linken Hafenecke mit seinen festen, finsteren Mauern in die sonnenhelle Luft stößt. Was diese Architektur ausdrückt, ist Stolz, Trotz und kriegerischer Sinn. Sie paßt vortrefflich zum Charakter dieser starken, streitbaren Persönlichkeit. Nicht weit davon steigt das Kloster der Panagia empor, wo im April 1821 die gefährliche Spannung zwischen der bedächtig zögernden Partei der reichen Schiffsreeder und der ungestüm zum Losschlagen drängenden, von Demagogen bearbeiteten Volksmasse gelöst wurde durch den Beschluß, sich vorbehaltlos dem Aufstande anzuschließen. Das etwa sind die Fäden, die die gewaltige Epik dieser Insel mit dem armseligen Heute verknüpfen. Verschwunden ist Reichtum, Flottenmacht, Männergröße. Der einst weltumspannende Handel ist zur Schwammfischerei, zur einträglichen allerdings, zusammengeschrumpft. Und längst ist auch der gewaltig gestaute Strom der Bevölkerung von der Insel nach dem Festlande zurückgeflossen. Unverändert geblieben in allem Wandel der Dinge ist nur die Natur und der harte Boden, über den die Zeit grabend ihre Spuren gezogen, der öde, gewaltige Steinblock, der wie ein Ruhmesmal am Wege steht, den die Schiffe gehen und kommen, und als ein Zeuge großer Taten und unerschöpflicher Vaterlandsliebe.

Hoher, steiler Felsen, d'rauf Hellas Freiheit ruht!
Hydra! Hör' ich deinen Namen, steigt mein Herz und wallt mein Blut.
Und mit deiner Segel Flüge schwebt ins weite Meer mein Geist
Mit dem Wind, wo jede Welle jubelnd deine Siege preist.
Laßt die Türm' und Mauern stürzen, was ihr baut, muß untergeh'n:
Ewig wird der Freiheit Felsen in dem freien Meere steh'n.

(Schluß folgt).



LXIV.

Kriegswallfahrten zu U. L. F. von Einsiedeln in alter und neuer Zeit.

Eine geschichtliche Skizze von Dr. P. Ringholz O. S. B.

(Schluß.)

Es ist eine ganz merkwürdige Tatsache, daß unsere Wallfahrt immer vor dem Eintreffen großer kriegerischer Katastrophen ganz bedeutend in die Höhe gegangen ist; es ist, wie wenn Gott das Volk auf die kommenden Heimsuchungen hätte vorbereiten und kräftigen wollen. So war es vor den sogenannten Kappelerkriegen 1531, wie wir bereits erfahren, so besonders im Jahre 1797 wo, wie ein Zeitgenosse, der spätere Abt Cölestin Müller, schreibt, „nie bei Mannsgedenken der Zulauf von Pilgrimen größer" gewesen sei. Es war kurz vor dem Einfalle der Franzosen in die Schweiz. Als dieser erfolgt war, nahmen die Gläubigen, wie gewöhnlich Zuflucht zu U. L. F. von Einsiedeln.

Die am 1. März 1798 gehaltene Landsgemeinde der Schwyzer beschloß, daß alle Offiziere und Soldaten des ersten und zweiten Auszugs eine andächtige Wallfahrt nach Maria Einsiedeln verrichten sollen. Wie das Volk einige Tage später hierher pilgerte, erzählt Faßbind, Pfarrer und bischöflicher Kommissar von Schwyz, in seiner noch ungedruckten „Religionsgeschichte" des Kantons, I. Teil, 7. Buch wie folgt:

„Die rührendste Kreuzfahrt, die je gehalten ward, vielleicht seit Schwyz steht, war jene, die die gesamte Landgemeinde im März 1798 verlobt hat und die am 7. März in Dominica Septuagesimae gehalten worden. Es lag noch viel Schnee am Sattel und über die Altmatt (Rothenthurm). Über 5000 Personen fanden sich dabei ein aus allen (damaligen) 12 Pfarreien unseres alten Kantons. Gemeine und Fürnehme, Junge und Alte, Kleine und Große, Manns- und Weibspersonen, 24 Priester, 12 Kapuziner, 20 Ratsmitglieder, alle unter der Fahne der Pfarrei Schwyz. Niemand genoß nichts bis nach



Maria=Einsiedeln, alles betete laut und ohne Unterbruch bis an den Bestimmungsort. Alles schrie und flehte zu Gott und Maria um Gnad', um Hilf' und Rettung. Morgen früh, es war noch kaum Tag, zog man mit der Kreuzfahne aus und erst abends 5 Uhr traf man in Einsiedeln ein. Jederman war noch nüchtern, nur wenige zwang die Ohnmacht, etwas weniges zu genießen. Die Kreuzfahne wehte schon unter der Pforte der Stiftskirche, da die Hintersten dieses langen dicht geschlossenen Zuges noch auf dem Katzenstrick (Hügel ca. drei Kilometer westlich von Einsiedeln) stunden. Alles war niedergeschlagen und flehte mit beklemmten Herzen zur göttlichen Gnadenmutter: Bitt für uns! Alle verrichteten ihre Beichte und empfingen die hl. Kommunion. Alles drängte sich hin an diesen heiligen Gnadenort von verschiedenen katholischen Gegenden. Es befanden sich unzählig viele Leute da, die bei der Einsiedlischen Gnaden=mutter das letzte Mal in ihrem Heiligtum Hilfe suchten. Morgendeß (am nächsten Morgen) um 8 Uhr geschah der Rück=zug auf gleiche Weise und erst nachts langte man wieder in Schwyz ein unterm Geläute der Glocken.

„Was hat aber diese Kreuzfahrt geholfen? wird vielleicht ein Aufgeklärter hämisch fragen. Eure Erwartung ist getäuscht worden! Und ich sage, daß wir mit Grund unsere Rettung vom gänzlichen Untergang unserer heiligen Religion und unseres Vaterlandes, worauf es abgesehen war, dem Schutze Gottes und Mariens zu verdanken haben. Nichts zu melden von der wunderbaren Hilfe, die so viele einzelne Personen während dieser schrecklichen Zeit erfahren haben. Nur der irreligiöse Mensch und der undankbare Christ kann über das ‚zwecklose‘ dieser andächtigen Kreuzfahrt spötteln."

Soweit der würdige Pfarrer Faßbind, unter dessen Führung dieser Bittgang abgehalten worden war.

In dieser gefährlichen Zeit kamen noch andere Bitt=gänge, so z. B. aus dem Kanton Luzern, von Uznach (Kanton St. Gallen) und andern Orten.

Bald darauf im Mai besetzten die Franzosen Einsiedeln und hielten es mit Unterbrechungen bis 1799 besetzt. Auch



eine „Kriegswallfahrt“, aber eine sehr unwillkommene! Viele haben in den größten Gefahren, den Schutz Gottes und die Fürbitte U. L. F. von Einsiedeln an sich erfahren und pilgerten, so bald sie konnten hierher, um zu danken. — Klemens Würsch von Emmetten stand am 9. September 1798 beim Einfalle der Franzosen in Nidwalden als Kanonier zu Stansstad und bediente den „Zürihund“, eine den Zürichern in den Kappeler Kriegen abgenommene Kanone. Er gelobte, so viele Wallfahrten nach Einsiedeln zu machen, als er Treffschüsse auf den Feind abgeben könne. Sechzen solcher Schüsse von der größten Wirkung konnte er abgeben und hatte sich somit zu ebenso vielen Einsiedler Fahrten verbindlich gemacht. — Am 23. Februar 1799 wurden dreißig angesehene Männer, Geistliche und Laien, aus den Urkantonen ihrer treuen vaterländischen Gesinnung wegen von der neuen Helvetischen Regierung nach Basel in die Verbannung geschickt. Auf dem Transporte machten sie das Gelübde, wenn sie wieder gesund nach Hause kommen, eine Wallfahrt nach Einsiedeln, Sonnenberg (Seelisberg, Uri) und Niederrickenbach (Nidwalden) zu machen und an diesen Wallfahrtsorten ein „Andenken“ zu stiften. Alle dreißig wurden wieder nach kürzerer oder längerer Zeit befreit, konnten wohlbehalten nach Hause kehren und erfüllten ihr Gelübde. In der Vorhalle der Stiftskirche zu Einsiedeln hängt noch jetzt die damals gestiftete Votivtafel, ein Ölgemälde aus Leinwand, das den Transport dieser Männer auf drei Leiterwagen schildert.

Die 1840er Jahre waren in der Schweiz höchst unruhig, es war die Zeit der Aufstände, der Freischarenzüge und des sogenannten Sonderbundes. Im Wallis wurden die sogenannten Jungschweizer am Trientbach (Bez. Martinach) am 21. Mai 1844 geschlagen. Ein junger Mann aus guter Familie, dessen Namen leider nicht genannt wird, kommandierte daselbst eine Kompagnie Karabinieri und führte sie zum Siege. Er und noch drei seiner Kameraden hatten für den Fall, daß sie heil aus dem Kampfe hervorgehen



sollten, das Gelübde einer Wallfahrt nach Einsiedeln gemacht. Im Sommer des nächsten Jahres führten sie die Wallfahrt aus. Den ganzen weiten Weg hin und zurück machten sie zu Fuß unter stetem Gebete des Rosenkranzes. Bei jeder Kirche, Kapelle oder religiösem Bilde am Wege machten sie Halt und beteten daselbst noch außerdem fünf Vaterunser und Gegrüßt seist du Maria. Auf der ganzen Wallfahrt lebten sie nur vom erbetenen Almosen, obwohl sie nicht arm waren, und empfingen am Gnadenorte die hl. Sakramente.

Besonders großartig gestalteten sich die außerordentlichen Bittgänge der katholischen Orte während des sogenannten Sonderbundes. Nach Besiegung der Freischarenzüge unternahmen bei 4000 Luzerner, geführt von dem Ratsherrn Leu von Ebersol, am 22. April 1845 die Wallfahrt. In demselben Jahre kamen Kreuzgänge aus dem Kanton Uri und dem aargauischen Bezirk Baden. Nach der schandvollen Ermordung des Ratsherrn Leu (20. Juli 1845) erschienen die Luzerner zum zweiten Male am 22. April 1846. Als schon der Kampf gegen die katholischen Kantone in Aussicht stand, drängten sich die Zuger, 21. September 1847, und Schwyzer, 17. Oktober, zur Gnadenstätte. Der Zug der Schwyzer allein zählte 12000 Personen!

Äußerst schwierig war die Lage für das Stift, das sich so mitten in die Bewegung hineingestellt sah, und verantwortungsvoll wie noch nie die Aufgabe der Prediger. Eingedenk seiner Mission, vor allem auf die sittlich-religiöse Hebung des Menschen hinzuarbeiten, suchte das Stift durch die Prediger beruhigend und versöhnend, aber auch wieder ermunternd auf die Pilgerscharen einzuwirken. Wichtig für die Geschichte jener Zeit und unserer Wallfahrt ist der Eingang zu der Predigt, die P. Gallus Morel über den Text: „Der Herr wird Friede verkünden seinem Volke und seinen Heiligen und denen, die sich von Herzen bekehren" (Ps. 84,8) den Schwyzern hielt.

Zuerst hob er hervor, daß die Not beten lehrte, und daß



Wallfahrtszüge zum seligen Bruder Nikolaus von der Flüe nach Sachseln und zu Unserer Lieben Frau von Einsiedeln veranstaltet wurden. Hierauf fuhr er fort: „Den ersten dieser Wallfahrtszüge sahen wir vor zwei Jahren in Einsiedeln, als wenige Tage nach dem glänzenden Siege über die Freischaren, während noch einige Tausend derselben, wie der undankbare Knecht im heutigen Evangelium, wegen ihrer Schuld im Gefängnisse saßen, etwa 3000 wackere Luzerner hierher kamen, um für ihre wunderbare Rettung zu danken. Es waren meistens Männer und Jünglinge, die im Kugelregen gestanden, unter ihnen ihr Anführer und Vater J. Leu, der bei diesem Anlasse hier eine ewige Jahrzeit für die im Kampfe für Gott und Vaterland Gefallenen stiftete. Noch sehe ich ihn, den einfachen Bauer, dort in der dichten Masse seiner Landsleute stehen, wie sie alle in ruhigem Gebete begriffen. O, der wunderbaren Fügung der Vorsehung! Wenige Wochen nachher, in der Nacht vor einem Muttergottesfeste, wurde er durch einen gedungenen Meuchelmörder im Schlafe erschossen, während seine Gegner immer höher in Ämtern und Würden stiegen.

„Was damals der Prediger von dieser Kanzel verkündete, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei, das hat sich nur zu sehr erwahrt, indem eben heute die Boten zur Tagsatzung nach Bern auf dem Wege sind, um morgen oder übermorgen gewaltsames Einschreiten gegen die sieben verbündeten katholischen Kantone und somit auch gegen den Kanton Schwyz zu beschließen. Das veranlaßt den zweiten merkwürdigen Pilgerzug, da nämlich das Volk des Kantons Schwyz auf Anordnung seiner Obrigkeit und unter Begleitung des wohlweisen Kantonsrates und der hochwürdigen Geistlichkeit in dieser verhängnisvollen Stunde sich versammelt, um in der größten Gefahr, in der es je gewesen, dort Hilfe zu suchen, wo sie am Ende allein zu finden ist, dort wo sie seine Väter seit Jahrhunderten in großer Gefahr immer gesucht haben. Heute also erscheint im Geiste der Demut und Buße, vor Gott sich beugend, dasselbe Volk, das schon vor drei Wochen am Rothenturm ein so glänzendes Zeugnis seines Mutes, Gottvertrauens und seiner Eintracht abgelegt hat. Es



erscheinen nicht nur wehrhafte Männer und Jünglinge, die den Stutzen handhaben und die Hellebarde schwingen, sondern auch Greise, Weiber, Töchter und kleinere Kinder, ihrerseits erfahren, die geistigen Waffen des Gebetes zu handhaben. Es geschieht heute, soviel ich weiß, zum erstenmal, daß der gesamte Kanton Schwyz in Zeiten großer Gefahr sich hier versammelt und ewig denkwürdig wird daher auch dieser Tag in den Jahrbüchern des Landes und dieser Wallfahrtsstätte bleiben.

„Aber welch' ein anderes Gefühl heute als bei jenem Wallfahrtszuge der Luzerner! Dort Jubel, Dank und Preis — hier Trauer, Bitte, Reue. Doch, wie dort die Religion den Jubel in seine Schranken wies, auf die fernern Gefahren aufmerksam machte, zur Reue und Buße und dadurch zu werktätigem, Gott gefälligem Danke mahnte, so ist es nun dieselbe Religion, die heute die Trauernden tröstet, die Niedergeschlagenen aufrichtet und in alle geistigen Wunden das milde Oel göttlicher Lehre träufelt. Nicht euch zu fanatisieren und zu unchristlichen Gefühlen und Taten zu erhitzen, ist die Aufgabe dieser Religion und ihres Dieners, sondern vielmehr alles, auch das Traurigste, in die Schranken der Wahrheit, des Rechtes, der Mäßigung und Ordnung zurückzuführen."

Der Ausgang des „Sonderbundes" ist bekannt: die katholischen Kantone unterlagen gegen Ende November 1847. Man könnte daher auch hier fragen: Was haben diese Kreuzgänge genützt? Die Antwort hierauf ist ganz dieselbe, die Pfarrer Faßbind schon früher gegeben hat, und die wir oben gebracht haben. Schon am 28. November kamen die ersten eidgenössischen Truppen, und zwar das Bataillon Bernold, als Besatzung nach Einsiedeln. Kaum angelangt, gingen sofort viele Soldaten in die Kirche und beteten andächtig vor der Gnadenkapelle. Es waren Katholiken. Auch manche Protestanten, Offiziere und Gemeine, die im Kloster und Flecken einquartiert waren, betrugen sich würdig, besuchten gerne den Gottesdienst in der Stiftskirche und bekamen richtigere Begriffe von der katholischen Religion, Kirche und dem Klosterleben. Oberst Ginsberg, ein Züricher, äußerte



sich in seiner derb-ehrlichen Weise: „Donnerwetter, wie ist es möglich, daß ich gegen ein solches Volk die Waffen habe ergreifen müssen!“ Freilich benahmen sich nicht alle der einquartierten eidgenössischen Truppen so anständig. Am 11. Februar 1848 verließen die letzten eidgenössischen Soldaten das Stift.

Dafür sind andere gekommen. Vom Juli bis Dezember 1849 hatte Einsiedeln flüchtige deutsche Revolutionäre, die sich meist aus Baden in die Schweiz geflüchtet hatten, zu beherbergen. Diese haben freilich aus ihrem Aufenthalte am Gnadenorte keinen großen geistigen Nutzen gezogen.

Bei den militärischen Mobilisationen in der Schweiz 1849, 1870 und 1914 ff. behufs der Grenzbesetzung bei Kriegen in den Nachbarländern, machten viele der einberufenen Milizen, besonders aus der Nähe, vor dem Einrücken und nach ihrer Entlassung aus dem Dienste, teils einzeln, teils in Gruppen, eine kurze Wallfahrt und empfingen die hl. Sakramente.

Mit dem Beginne des Deutsch-französischen Krieges 1870 hörte die Wallfahrt aus Deutschland und Frankreich mit einem Schlage auf, um aber 1871 und 1872 sich desto lebhafter zu gestalten, da Tausende ihre während des Krieges gemachten Gelübde erfüllten. — Vom 9. Februar bis 17. März 1871 befanden sich 139 französische Soldaten von der in die Schweiz übergetretenen Bourbaki-Armee als Internierte in Einsiedeln.

Mehrere Jahre vor Beginn des jetzigen Weltkrieges machte sich ein so gewaltiger Aufschwung der Wallfahrt, besonders aus Süddeutschland und Elsaß-Lothringen bemerkbar und kamen einige sehr auffällige Gebetserhörungen und plötzliche Heilungen, um nicht zu sagen Wunder, an unserer Gnadenstätte vor, so daß dem aufmerksamen, mit der Geschichte unserer Wallfahrt vertrauten Beobachter der Gedanke aufsteigen mußte, ob wir nicht ähnlich, wie in früheren Zeiten — auf die wir bereits hingewiesen — vor einer gewaltigen Katastrophe ständen. Es war in der Tat so!



Es zeigte sich auch bei Beginn dieses Krieges wieder die gewöhnliche Erscheinung: wie mit einem Schlage hörte die Wallfahrt aus den in den Krieg verwickelten Ländern auf und nur wenigen Ausländern gelang es, hierher zu pilgern. Dafür setzte eine andere eigentümliche Wallfahrt ein, wir möchten sie die Bilderwallfahrt nennen. Ohne jegliche Anregung oder Veranlassung von Seiten unseres Stiftes wurden aus allen kriegführenden Ländern, besonders aber aus Deutschland, massenhaft Soldaten-Photographieen eingesendet mit der Bitte, sie beim Gnadenbilde in der hl. Kapelle niederzulegen und die abgebildeten Soldaten, deren Namen meist angegeben waren, Unserer Lieben Frau von Einsiedeln zu empfehlen. Und noch jetzt, da wir dieses schreiben (September 1918), haben diese eigentümlichen Gebetsempfehlungen, von denen man früher hier nichts gewußt hat, nicht aufgehört. Es ist wahrhaftig eine Massenwallfahrt von Kriegern hierher, die, weil sie nicht selbst persönlich kommen können, ihre Bilder als eine Art von Stellvertretung hierher schicken oder schicken lassen.

Auch später, besonders an den Fronten, vergessen vorzüglich die deutschen Soldaten U. L. F. von Einsiedeln nicht geben ihrem Vertrauen auf sie oft einen rührenden Ausdruck, und zwar nicht allein Katholiken, sondern auch Andersgläubige. Das beweisen die vielen Feldbriefe, die hierher kommen, und andere Tatsachen. Ein deutscher Leutnant d. R., von Beruf Regierungsbaumeister, schrieb schon im September 1915 von einer Front u. a.: „daß ich auch nicht schlecht untergebracht bin, soll beiliegende Skizze meines Unterstandes „Maria Einsiedeln" beweisen, den ich fast fertig gebaut vorfand. Die Türüberschrift lautet:

Maria, in Deine schützende Hand
Befehlen wir diesen Unterstand.
Wollst auch uns Lutherschen hilfreich sein —
Im Kriege gibt's ja keine Partei'n!

So in der „Wochenschrift des Architekten-Vereins zu Berlin", 10. Jahrg., Nr. 41 vom 9. Oktober 1915, wo auch die Skizze des Unterstandes mit einem Madonnabilde wiedergegeben ist.

Ein junger wackerer Mann, ein Württemberger, der bis 1914 im Dienste unseres Stiftes gestanden war und im Felde mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet wurde, opferte dieses Ehrenzeichen U. L. F. von Einsiedeln. Nicht lange darnach starb er den Heldentod.

Im Mai 1915 betraute die hohe Regierung der Schweiz mit Zustimmung des Hochwürdigsten Herrn Abtes von Einsiedeln, Dr. Thomas Bossart, einen Konventualen von Einsiedeln, nämlich Hochw. Herrn P. Sigismund von Courten O. S. B., einen geborenen Walliser, mit dem Auftrage, die deutschen und österreich-ungarischen Kriegs- und Zivilgefangenen in Frankreich zu besuchen und für sie nach Möglichkeit zu sorgen. Er ist noch jetzt in dieser Beziehung tätig und hat Gelegenheit, so manchem armen Gefangenen, hüben und drüben, helfen zu können.

Ein ganz vorzügliches Trost- und Gebetbüchlein für die Gefangenen des Völkerkrieges unter dem Titel „Ich war gefangen, und Ihr seid zur mir gekommen“ hat Hochw. Herr P. Thomas Jüngst O. S. B. in Einsiedeln, ein geborener Badener, verfaßt, das von der deutschen Gefangenen-Fürsorge, massenhaft verbreitet wird. Von demselben Verfasser stammt auch das Büchlein „Getreu bis in den Tod“, das für die Angehörigen der im Völkerkriege Gefallenen bestimmt ist. Beide Büchlein sind im Verlage von Eberle & Rickenbach in Einsiedeln erschienen. Ein anderes, sowohl für die Krieger als für die zu Hause berechnetes Büchlein „Maria und der Krieg“, das seit 1915 schon zehn starke Auflagen erlebt, hat den Schreiber dieser Skizze zum Verfasser und ist bei Benziger & Co. in Einsiedeln erschienen.

Allgemein bekannt ist die Tatsache, daß auf Anregung unseres hl. Vaters, Papst Benedikts XV., und durch das hochherzige Entgegenkommen des hohen schweizerischen Bundesrates viele Tausend Gefangene der kriegführenden Nationen als Internierte in der Schweiz eine gastliche Stätte gefunden haben. Einsiedeln beherbergt zwar keine solchen Internierten, aber viele sind an den Gestaden des benachbarten Vierwald-

stättersees untergebracht. Und von da pilgern manche deutsche Internierte zu U. L. F. in Einsiedeln. Den Reigen dieser eigenartigen Pilgerzüge eröffnete Hochw. Herr Pfarrer Züger von Flüelen (Uri). In den Tagen vom 20./21. Juni und 7./8. September 1916 führte er zwei kleinere Gruppen hierher, denen zwei edle in Einsiedeln ansässige deutsche Damen die notwendigen Mittel geboten hatten. Diese ersten Internierten-Pilgerzüge haben „Schule gemacht.“ In der Folge kamen noch andere Züge, z. B. aus Brunnen-Ingenbohl (Kanton Schwyz), aus Kerns (Obwalden) usw. Unter Führung ihres Feldkaplans und eines Offiziers kamen am 15. Juni 1918 140 deutsche Soldaten, die in Luzern und Umgebung interniert sind. Alle diese Züge trugen einen tief religiösen, ergreifenden Charakter. Den Rosenkranz laut betend schritten die Soldaten, die noch die Spuren tapfern Kampfes und großer erlittener Mühsale an sich trugen, die Hauptstraße hinauf zur Kirche und Gnadenkapelle, alle empfingen die hl. Sakramente. Die Bevölkerung des Fleckens und das Stift bereiteten ihnen einen herzlichen Empfang. Warme Begeisterung im Herzen, verließen alle die Gnadenstätte und zurückgekehrt konnten sie nicht genug von ihrer Wallfahrt erzählen, so daß die „Deutsche Internierten-Zeitung“, Bern, 25. August 1918, Heft Nr. 93—94, S. 8—12 es für angezeigt fand, einen eigenen illustrierten Artikel über Einsiedeln zu bringen. Auf das Hauptfest in Einsiedeln, die sogenannte Engelweihe, am 14. September 1918 war ein größerer Wallfahrtszug von 300 deutschen Internierten aus der ganzen Schweiz geplant, durfte aber der noch immer drohenden Gefahr der Grippe wegen nicht abgehalten und mußte auf spätere Zeit verschoben werden. — Von den internierten Franzosen und Engländern sind nur selten einzelne nach Einsiedeln gekommen.

Bei seinem Besuche der deutschen Internierten in der Schweiz hielt S. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Erzbischof und bayerische Feldpropst Dr. M. von Faulhaber



von München, am 19. Juli 1918 mit 46 deutschen und schweizerischen Priestern, die die Seelsorge bei den Internierten ausüben, im Stifte Einsiedeln eine Konferenz.

Eine andere freilich nur uneigentliche Wallfahrt hat sich infolge des Krieges gebildet: Es sind dies eine kleinere Gruppe vlämischer Kinder, die seit 1915 in hiesigen Familien untergebracht sind, ferner hauptsächlich österreichisch-ungarische Patenkinder, die seit dem 1. Juni 1917 in Scharen von je einigen hundert Knaben und Mädchen zur Erholung nach Einsiedeln gebracht worden sind. Diese guten Kinder benützen den Aufenthalt am Gnadenorte auch zur Förderung ihres religiösen Lebens und dürfen deshalb auch hier erwähnt werden. Sie sind die Lieblinge unserer Bevölkerung geworden. Ein zwölfjähriges Mädchen aus Graz, auch ein Ferienkind, hat mit dem Zeichenstifte die Ankunft und Abreise dieser Kinder in Einsiedeln geschildert. So kindlich und einfach diese Zeichnungen sind, verraten sie doch ein ausgesprochenes Zeichentalent und sind tief ergreifend: Die Kinder, bei der Ankunft so mager und dürftig gekleidet, beim Abschiede vom gastlichen Schweizerboden und der Gnadenstätte gut genährt und gekleidet und — bitterlich weinend. Der freundliche Leser möge sich nur die beiden Bildchen näher anschauen; die „Alte und Neue Welt" in Einsiedeln, 52. Jahrgang, 1917/18, hat sie in Nr. 9 (Juniheft), S. 439 gebracht.

Wie schon bemerkt, hat die Wallfahrt nach Einsiedeln während des Weltkrieges durchaus nicht aufgehört, aber Einsiedeln ist gegen früher bedeutend stiller geworden; gebetet wird dennoch hier sehr viel für den Frieden. Die allgemeine Friedenssehnsucht, die größere Stille und Ruhe an unserm Gnadenorte, sowie die Tatsache, daß man sogar hier den Kanonendonner aus dem Oberelsaß hört und daß so viele Soldatenbilder, wie schon erwähnt, hierher gesendet werden, sprechen zwei prächtige stimmungsvolle Gedichte des schon erwähnten Einsiedler Paters Thomas Jüngst O. S. B. aus, mit denen wir unsere Skizze würdig schließen können.



Immmakulatafest.

Winternacht! —
Einsam wacht
In der heiligen Kapelle
Eines Lämpleins holde Helle. —
Seines Schimmers weiche Welle
Wogt hernieder auf die Schwelle,
Wo ein Pilger wehvoll weint.

Donner rollen,
Donner grollen
Fernher aus dem Völkerringen,
Donner, die des Westwinds Schwingen
Weitertragen; weiterbringen,
Bis sie durch die Stille dringen,
Wo der Mutter Lämplein scheint.

Pilger bebet —
Und er hebet
Seinen Blick zum Gnadenbilde:
„O Du Hehre, o Du Milde,
Sieh! auf blut'gem Schlachtgefilde
Liegt zerstampft, was Gottes Milde,
Gottes Güte hat gebaut!" —

„Laß das Klagen!
Laß das Zagen!
Was der Herr gebaut, bleibt stehen.
Menschenwerke nur vergehen!
Laß die Wetter erst verwehen:
Gottes Wunder wirst Du sehen,
Wenn der Friedenshimmel blaut.

„Voll Vertrauen
Darfst Du schauen
In der Zukunft dunkle Stunden. —
Mutterliebe heilt die Wunden:
Bei Maria wird gesunden,
Was vom Völkerhaß gebunden
In der Schlachtenhölle büßt."

Winternacht! —
Friedvoll wacht
In der heiligen Kapelle
Des Marienlämpleins Helle;
Seines Schimmers weiche Welle
Flutet nieder auf die Schwelle,
Die der Pilger trostvoll küßt.

Friedenskönigin.

Einsam stehet und verlassen,
— Weil die Völker blutig hassen, —
Einsam steht der Mutter Haus.
Doch der Mutter Augen schauen
In des Völkermordes Grauen
Weh- und trauervoll hinaus.

Und als ob der Blick sie riefe,
Kommen Boten, bringen Briefe,
Mit so manchem teuren Bild:
„Mutter, sieh zu Deinen Füssen
Alle, die im Bild Dich grüßen,
Sei Du ihnen Schutz und Schild!

Birg in Deines Mantels Falten,
Was als Botschaft sie enthalten,
Was sie fleh'n mit wehem Mund;
Denn, ob Wort u. Klang verschieden,
Eines bitten alle: Frieden;
Frieden, wir sind todeswund!"

Und die Stimmen, die sich einen,
Klingen, wie wenn Völker weinen,
Völker, die am Sterben sind:
„Mutter, eh' wir ganz verbluten,
Hemme Du des Unheils Fluten,
Rette uns mit Deinem Kind!" —

Sieh, die Mutter voll Erbarmen,
Hebt ihr Kind hoch auf den Armen,
Daß es alle Völker seh'n:
„Wollt ihr Frieden hier auf Erden,
Müßt ihr Gotteskinder werden
Und in Liebe euch versteh'n." —



LXV.

Künstlerische Erziehung durch Schule und Umgebung.[1])

Dem Radikalismus unserer Zeit ist seit den ersten Tagen des Weltkrieges kein Wort geläufiger als das der „Neuorientierung". Das gewaltige Erlebnis des Krieges, behauptete man, habe uns gezwungen, alle Dinge umzudenken — unser Weltbild völlig neu zu orientieren und zu gruppieren. Dieser Radikalismus oder Gedankenumsturz hat sich aller Gebiete, vorab des politischen und selbst des Kunstgebietes bemächtigt. Auch hier will er neue Wege und Ziele, neue Formen und „Ideale": eine neue, von der vergangenen losgerissene Kunst — neue Schulen, neue Künstler.

Aus diesem von unklaren und verworrenen Vorstellungen begleiteten Verlangen zahlreicher Stimmführer in der modernen Kunstliteratur leuchtet die als solche begründete Überzeugung oder Meinung hervor, daß die letztjährigen Pfade der Kunst und die methodischen Wege der kunstbeflissenen Jugend falsche waren, daß durch den Krieg diese Pfade vollständig verschüttet wurden und daß es darum die drängende Aufgabe des Augenblicks sei Umschau nach anderen Gleisen, Wegen und Richtungen zu halten. Welche Richtung gewählt werden soll, das ist allerdings noch eine Frage, ein von den Modernen und Modernsten ungelöstes Rätsel.

Wenn ein Wanderer Weg und Richtung verloren, wenn er sich „neu orientieren" muß, dann ist es in den meisten

---

1) Vorliegende Studie hat ihre äußere Veranlassung in der als erste Gabe des „Münchner Bundes" erschienenen bedeutsamen Flugschrift des k. Kunstgewerbeschuldirektors Richard Riemerschmid „Künstlerische Erziehungsfragen." Sie soll keine Kritik an der Schrift üben, sondern sie in einzelnen Punkten ergänzen. Sie unterscheidet sich von ihr aber dadurch, daß sie den Begriff „künstlerische Erziehung" weiter faßt und sich darum nicht an die Fach-, sondern an die Volkskreise wendet.

Fällen am rätlichsten, er geht auf dem irrtümlich eingeschlagenen Wege wieder zurück bis zur Einmündung in den alten bekannten und sicheren Pfad. Und wenn die Kunst und die Künstlerbildung erkanntermaßen auf falsche Bahnen geraten ist, dann lautet die beste Heilmethode oder Reform: Rückkehr zur alten, den Erfolg sichtbar beweisenden und darum auch für die Gegenwart den Erfolg verheißenden Ausbildung der der Kunst sich widmenden jungen Schar. Wenn die Kunst der alten Tage harmonische Leistungen aufzuweisen hat, wie sie der Kunst der Gegenwart größtenteils fehlen, dann drängt sich unmittelbar die Pflicht und Aufgabe auf, die Mittel, Wege und Umstände zu ergründen, welche jenes harmonische Kunstschaffen und -Resultat bedingt und ermöglicht haben.

Diese Aufgabe ist seit den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts wiederholt zu lösen versucht worden, selten in unbefangener und fast niemals in voll befriedigender Weise. Einen begrüßens- und beachtenswerten, kurzen Beitrag zu dieser Lösung erblicken wir in der Schrift des derzeitigen k. Direktors der Münchener Kunstgewerbeschule: „Künstlerische Erziehungsfragen".[1]) Sie liefert auf kleinem Raum, wie der Verfasser sich klar bewußt ist,[2]) nicht die ganze, wohl aber eine Teilwahrheit bezüglich des Kunstunterrichtes und der geschmacklichen Erziehung, und sie soll uns den Ausgangspunkt geben zur Behandlung der genannten, nach dem Kriege und Friedensschlusse in erhöhtem Maße an uns herantretenden Probleme.

I.

Schule und Methode.

1. Riemerschmid beschränkt in seiner Skizze den künstlerischen Unterricht auf die Schule. Aber er will nicht

1) Flugschriften des Münchner Bundes. 1. Heft. Juni 1917.

2) „Ich bilde mir nicht ein, deutlich und einigermaßen erschöpfend das beste Vorgehen, alle Hilfsmittel (der künstlerischen Erziehung) angeben zu können. Das wird erst nach geraumer Zeit der Erfahrung Vieler gelingeu." (Ebenda S. 16).



moderne Monstreschulen mit steigenden Frequenzziffern. Er fordert eine Auslese der in die Kunstanstalten eintretenden Schüler. „Jede Schule versündigt sich schwer, wenn sie, um mit hohen „Frequenz"zahlen prunken zu können oder in einem falschen Mitgefühl die (in die Kunstschule) Verirrten nicht rückhaltlos aufklärt und veranlaßt, einen andern Weg einzuschlagen, auf dem sie nützliche Glieder der Gesellschaft werden können."[1])

Schon vor 25 Jahren hatte H. Helferich[2]) geschrieben: „Es ist ungefähr ebenso wahnsinnig, in Berlin 190, in München gar 600 jungen Menschen Unterricht im Malen erteilen zu lassen, wie zu glauben, daß jeder Jahrgang uns Deutschen tausend bis elfhundert Dichter brächte." Und an einer anderen Stelle apostrophierte derselbe einen modernen Unterrichtsminister: „Je weniger Akademien es gab, desto mehr blühte in den vergangenen Zeiten die Kunst. Und umgekehrt, je mehr Akademien es gab, desto weniger blühte die Kunst."[3]) Helferich hatte nur die hohe oder freie Kunst im Auge und insofern hat sein Vergleich mit den „tausend bis elfhundert Dichtern" eine gewisse Berechtigung.

Nur der Hochbegabte soll sich der hohen Kunst und nur der hervorragend Talentierte dem Kunstgewerbe und der übrigen angewandten Kunst widmen. Es liegt im Interesse der Kunst wie der Künstler die, wenn auch nicht am ersten Tage, so doch in der Folge als mittelmäßige Talente Erkannten abzustoßen. Die bildende Kunst bedingt, wie die Musik eine spezielle Veranlagung, diese ein gutes Gehör, jene ein „gutes Gesicht", d. h. ein richtiges künstlerisches Sehen. Form- und Farbenblinde werden es nie zu befriedigenden, geschweige großen künstlerischen Leistungen bringen. Man kann einem jungen Menschen, dem das künstlerisch

---

1) Ebenda S. 3.

2) Zitiert nach dem Kunstwart. Jahrg. 8, S. 140.

3) Ebenda S. 140. — Vgl. auch W. H. Riehl, Die Familie 2. Abdruck, Stuttgart 1855, S. 131.

sehende und empfindende Auge mangelt, ein gewisses Maß von Zeichenfertigkeiten beibringen, wie man auch einen musikalisch Gehörlosen das Klavierspiel erlernen lassen kann — Künstler in ihrem Fach werden wohl beide niemals werden, und der für sie aufgewendete Unterricht erweist sich als vergeudete Zeit.

2. Die für eine höhere künstlerische Schulung ausgelesenen Schüler müssen für das gewählte Fach nicht nur eine ausgesprochene Begabung, sondern auch ein lebendiges Interesse mitbringen und dieses Interesse darf durch den Unterricht nicht abgeschwächt und ertötet, sondern muß im Gegenteile bis zur Liebe und Begeisterung gefördert werden. Der Kunstunterricht und das erste künstlerische Arbeiten können eines systematischen Vorgehens nicht entbehren; beides aber darf nicht in öde Pedanterie ausarten.[1]) Der Lehrer muß durch seine Methode und seine Persönlichkeit die Schüler anzuziehen verstehen. „Die Schule muß getragen werden von dem Vertrauen der Lernenden, die zu ihrem Lehrer aufschauen und sich genötigt fühlen wollen zum Glauben.

1) Der künstlerisch gebildete Lehrer soll kein trockener Schulmeister sein! Das widerspricht dem Wesen und der ganzen Tradition des Künstler- und des unterweisenden Meistertums. Der Witz und Humor der alten Kunsthandwerker ist geschichtlich bekannt, der Humor der mittelalterlichen Steinmetzen geradezu sprichwörtlich geworden. Der Gegensatz dieses sozialen Künstlertums zum staatlichen Lehrer unserer Kunst- und Fachschulen ist oft ein schneidender. Das gemütliche Wesen der alten Meister und Lehrer ist einer erkältend wirkenden Öde und Nüchternheit, nicht selten einer gewissen, dem „freien" Künstler fremden Servilität gewichen. Wir denken heute noch mit gelindem Schrecken zurück an die Generalversammlungen der deutschen Kunstgewerbe- und Gewerbeschulmänner, der Zeichenlehrer usw., denen wir beizuwohnen hatten.

Diese mit einem echten Künstlertum unvereinbare Nüchternheit und Frostigkeit der genannten Fachlehrer ist zum Teil eine Folge des nüchternen und durch die zahlreichen Verordnungen unserer Zeit immer nüchterner und interesseloser gestalteten Unterrichts. Die Unterrichtsfreude ist auf ein Minimum herabgedrückt, wenn nicht völlig ertötet.

Es ist sehr viel, was vom Lehrer, besonders an höheren Schulen, verlangt werden muß: Die Besonnenheit des reifen Alters neben der Empfänglichkeit und Beweglichkeit der Jugend . . ., vor allem aber Klarheit, Sicherheit; denn das gerade fehlt den Jungen und danach verlangen sie."[1])

Bei den noch zu erörternden Hindernissen, welche in unserer abnormen Zeit der künstlerischen Ausbildung entgegenstehen, bei dem Chaos von widersprechenden Formen und Eindrücken, welche die Jugend umgeben, muß der Lehrer der letzteren mehr als jemals sein. Riemerschmid stellt die höchsten Anforderungen an die Lehrer, er mutet ihnen — persönlich nicht regelmäßigen Unterricht erteilend — zu vieles zu. Er erstrebt u. E. das Undurchführbare, nämlich den Ausnahmelehrer als Regel, und er überschätzt zugleich den begabten Durchschnittsschüler. Jene überspannten Anforderungen und diese Überschätzung werden die Klippen sein, an denen die Riemerschmid'sche künstlerische Erziehungsreform oftmals anstoßen, wenn nicht zuletzt scheitern wird.

3. Der Verfasser der „Künstlerischen Erziehungsfragen" erhofft ferner, wenn auch nicht alles, so doch anscheinend das meiste von einem richtigen Zusammenfühlen des Schülers mit dem Material, von einer zum eigenen Ich gewordenen technischen und künstlerischen Behandlung desselben. Der Schüler muß vor allem die Schwierigkeiten des Werkstoffes überwältigen lernen.

„Werkstoff und Werkzeug stecken voll Feindseligkeit, wenn ihnen Gewalt angetan wird. Aber sie sind die besten und bereitwilligsten Helfer, wenn sie mit rechter Feinfühligkeit behandelt werden. Darum muß jeder Einzelne dahin kommen, daß er Ehrfurcht vor dem Material empfinden kann, daß es ihm sündhaft erscheint, den Stoff zu quälen, statt sich ihm zu fügen."[2]) „Die Werkstoffe übertreffen an erzieherischen Gaben die besten Lehrer. Sie sind immer da, sind unermüdlich, und

1) R. Riemerschmid, a. a. O. S. 5.
2) Ebenda S. 9.

leiten mit gleichmäßiger Geduld die Hand beim Herausholen der Form und der Formen. Sie irren niemals — keinem andern Lehrer gelingt das und die Irrtümer des Lehrers sind immer gefährlich — sie drängen nie dem Schüler auf, was seiner Eigenart nicht gemäß ist, sie gehen nie zu rasch vorwärts: es ist die Natur selber, die aus dem Werkstoff mitlehrend wirkt. Sie erspart nicht nur dem Lehrer viel Worte, sie spricht auch in ganz anderm Maß überzeugend und klar. Daß das Lindenholz andere plastische Formen herzugeben willig ist wie der Muschelkalk, auch andere wie das Eichenholz, das vermag niemand so überzeugend mitzuteilen wie das Lindenholz und der Muschelkalk und das Eichenholz. . . ." [1])

Die richtige, vollkommene Behandlung des Werkstoffes und des Werkzeuges ist unbestreitbar eine der allerersten Vorbedingungen künstlerischen Arbeitens, denn die Form ist, wenn auch nicht allein, so doch zum großen Teile bedingt vom Werkstoff. Aber wir möchten in dieser richtigen Behandlung mehr die technische und weniger die künstlerische Seite in der Ausbildung der Kunstschüler erblicken, mögen auch Technik und Kunst hier unlösbar zusammenhängen. Auch eine künstlerisch ziemlich tiefstehende Zeit kann wie der dem Kunsthandwerk fernstehende Arbeiter zu einer technisch vollendeten Behandlung des Stoffes und Werkzeuges gelangen. Es war eine der größten Irrlehren des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, in einem in Bezug auf Material und Zweck richtig behandelten Gegenstand schon ein Kunstobjekt zu erblicken. „Weil die Bedingungen des Materials", sagt A. v. Hildebrand,[2]) „den Künstler zwingen können, durch verschiedene Materialbehandlung den künstlerischen, vom Material gänzlich unabhängigen Bedürfnissen gerecht zu werden, leitet man die künstlerischen Prinzipien vom Material her und sieht in der künstlerischen Darstellung zu-

1) Ebenda S. 9 f.

2) Das Problem der Form in der bildenden Kunst. Ausgabe mit Abbildungen. Straßburg 1913. S. 67 f.

letzt nichts weiter, als eine Darstellung des Materials und seiner Verarbeitung. Das ist denn doch eine sehr starke Verwechslung von Zweck und Mittel." —

4. Wie die vollendete Werkstoffbehandlung ist die richtige Erfüllung des Zweckes eines zu erzeugenden Gegenstandes mehr eine Vorbedingung des künstlerischen Arbeitens als Kunst selbst, mehr eine Stil- als eine Kunstangelegenheit. „Ein Ding, das zweckmäßig aussieht", schreibt Dr. Emil Utitz[1]), „kann noch sehr kahl, ärmlich, nüchtern und langweilig wirken, wie ein Mensch, der gleich einer Maschine pedantisch seinen Pflichten nachkommt. Wie wir uns im gewöhnlichen Leben nicht mit einförmiger Pflichterfüllung begnügen, so leisten wir auch in Geschmacksfragen nicht Verzicht auf die Schönheitswerte, die uns ein eifernder Puritanismus nehmen will, weil sie über die Zweckform hinausgehen."

Erfüllung der Anforderungen des Zweckes und des Materials sind, um das Gesagte kurz zu wiederholen, elementare Bedingungen des Kunstschaffens; sie stehen bei der Erziehung der jungen Künstler und Kunsthandwerker mit an erster Stelle; sie sind aber für sich allein so wenig Kunst wie die richtig gebaute und richtig behandelte Maschine.

5. Eine der verhängnisvollsten und verfehltesten Methoden in dem Kunstunterrichte an unseren Kunst- und übrigen Mittelschulen ist das Arbeiten bezw. Zeichnen nach der Natur bereits in den ersten Klassen. Daß Riemerschmid dagegen entschieden Stellung nimmt, betrachten wir als eines der größten und erfreulichsten Verdienste seiner Schrift. Leider wird die Frage, ob seine Ausführungen bei den zahlreichen Schwärmern für die „ewig junge Lehrmeisterin Natur" Beachtung finden werden, kaum mit einem Ja zu beantworten sein.

Schon Leonardo da Vinci, einer der gewandtesten Zeichner aller Zeiten und zugleich ein gründlicher Kenner der Natur, riet davon ab, das Naturzeichnen an den Anfang

1) Was ist Stil? Stuttgart 1911. S. 17 f.



des Unterrichtes zu stellen. „In der Einleitung zu Leonardos Abhandlung, unserem heutigen Leitfaden", sagte einmal John Ruskin[1]) zu seinen Oxforder Hörern, „finden Sie den Satz, daß man nicht zuerst nach der Natur, sondern nach eines guten Meisters Werk zeichnen soll. Per assuefarsi a buone membra, d. h. um sich an tadellos dargestellte organische Formen zu gewöhnen. Ihre erste Übung soll die Spitze von Apollos Lorbeerzepter sein, wie sie ein italienischer Stecher zu Leonardos Zeit gezeichnet hat. Dann wollen wir ein wirkliches Lorbeerblatt zeichnen. „Die Natur und insbesondere das naturalistische Blatt weist zu viel Unregelmäßigkeiten, Kleinheiten und Feinheiten auf, als daß der junge Schüler aus ihm einerseits das Wesen eines normal und rhythmisch geformten Blattes erfassen und anderseits eine zeichnerische Gewandtheit mit dem Kopieren dieser Kleinheiten gewinnen könnte.[2])

Die Frage, wann eigentlich „das Naturstudium beginnen soll, schreibt Riemerschmid,[3]) läßt sich nicht gut beantworten, weil sie schlecht gestellt ist. Das, was auf unseren Schulen und Akademien gewöhnlich Naturstudium genannt wird, ist, soweit es nicht überhaupt in sinnloser Art getrieben wird, an den Schluß der Lehrzeit zu verweisen. Bei manchen wird es noch besser ganz in die Zeit selbständigen Arbeitens nach der Schule verlegt werden. Es ist eine Sache, die der Reife, der sich selbständiger Meisterschaft schon nähert, treiben soll. Denn er wird sie dann so treiben, daß er eine Ergänzung, eine Bereicherung darin sieht, die er nützen kann, so viel es seine Begabung nur erlaubt, nachdem er vorher seine Arbeit auf feste Grundlagen gestellt hat."

Diese „festen Grundlagen" sind die unveränderlichen Elementargesetze der Kunst und des künstlerischen Schaffens,

1) Vorlesungen über Kunst. Übersetzt von Hedda Moeller-Bruck. Leipzig. S. 77.

2) Vergl. R. Riemerschmid a. a. O. S. 20.

3) A. a. O. S. 12.



nicht die Gesetze der Natur. Die Natur liefert Motive, aber sie liefert keine Normen, viel weniger Gesetze für die Kunst. „Siegt die Natur", sagt Ludwig Richter,[1]) so muß die Kunst entweichen."

II.

Künstlerisches Sehen.

1. Die wichtigste, die fundamentale Aufgabe in der künstlerischen Erziehung, die Riemerschmid in seinen Ausführungen nur flüchtig berührt, ist das richtige künstlerische Sehen. Kunst ist Gestaltung für das Auge[2]) wie Musik für das Gehör.

Das richtige künstlerische Sehen, das sich wesentlich von dem nur physischen oder physikalischen Sehen unterscheidet, muß erlernt, geübt, zu einem Wesensbestandteil der Persönlichkeit werden. Das Auge sieht die Form, das Kunstgebilde nicht in ihren wirklichen Größen, Maßen und Verhältnissen usw., sondern in den Veränderungen, die der Vorgang des perspektivischen Sehens u. a. mit sich bringt; das Auge empfängt, mit anderen Worten, nicht die Form selbst, sondern die Wirkungen derselben. A. v. Hildebrand nennt die erstere, vom Auge nicht gesehene Form die „Daseinsform", die letztere die „Wirkungsform". Diese Wirkungsform muß sich dem Auge in einem gewissen, das Überschauen des Ganzen ermöglichenden Abstande darbieten, sie muß von jenem nicht nur gesehen, sondern auch empfunden werden. „Das künstlerische Sehen besteht also in dem starken Auffassen dieser Formempfindungen, gegenüber der bloßen Kenntnis der Daseinsform als Addition von isolierten Wahrnehmungen, wie sie nur für die wissenschaftliche Betrachtung von Bedeutung sein kann."[3])

---

1) Zitiert nach Kurt Münzer, Die Kunst des Künstlers. Prolegomena zu einer praktischen Ästhetik. Dresden 1905. S. 79.

2) Vergl. Hans Cornelius, Elementargesetze der bildenden Kunst, 2. Aufl., Leipzig 1911, S. 1 f.

3) A. v. Hildebrand, a. a. O. S. 23.

Das künstlerisch betrachten wollende Auge muß den Blick zuerst auf das Ganze und dessen Proportionen und dann erst auf die Einzelheiten und Feinheiten des Werkes richten. Das künstlerische Sehen geht vom Ganzen zum Detail und nicht umgekehrt. Die Übung im künstlerischen Sehen, die Bildung des Auges steht beim Schüler wie beim Kunstkenner über der Übung der Hand. Wer richtig sieht, zeichnet, meißelt, kopiert auch im ganzen richtig. Er wird vielleicht eine technisch unzulängliche, aber eine in der Form und in den Verhältnissen, in der Massenverteilung genügende Arbeit liefern.

2. Beim künstlerischen Sehen ist erstens zwischen flächenhaftem und körperlichen Sehen zu unterscheiden und zweitens ist das körperliche Sehen: die dreidimensionale Aufnahme eines Gegenstandes, auf eine zweidimensionale, auf ein Bild oder eine Bildwirkung zurückzuführen.

Das Kind sieht bis zu einem bestimmten Jahre nur zweidimensional, flächenhaft. „Es ist wissenschaftlich festgestellt worden . . .", schreibt Th. Wunderlich,[1]) „daß die Kinder bis zu einem gewissen Alter plastische Gegenstände gar nicht plastisch, sondern flächenhaft sehen, eine Beobachtung, die durch die kunstgeschichtlichen Tatsachen in überraschender Weise bestätigt wird. Ein guter Lehrgang im Zeichnen muß mit diesem Umstande rechnen und die ersten Zeichnungen an Flächenfiguren anknüpfen." Die jungen Schüler können, wie ähnlich Hans Cornelius überzeugend ausführt, nur zweidimensionale, nicht dreidimensionale (körperliche) Vorlagen oder Modelle erfassen. „Durch die Benützung . . . . dreidimensionaler Modelle statt flacher Vorlagen wird das Auge gewöhnt, Merkmale der Erscheinung geflissentlich zu übersehen, die es nachher mit Mühe wieder zu beachten lernen muß. Der Vorstellungsbesitz wird also durch eine

1) Der moderne Zeichen- und Kunstunterricht. Berlin und Leipzig. S. 10.

solche Methode geradezu vorsätzlich geschädigt."[1]) Das Kind sieht, mit kürzeren Worten gesagt, niemals körperlich, räumlich oder perspektivisch und erinnert in dieser Hinsicht an die im Kindesalter der Kunst stehenden Völker. Man denke nur an die ägyptischen Wandmalereien.

Für die eigentlichen Kunstschulen dürfte die Unterscheidung zwischen unentwickeltem und entwickeltem Sehen wenig in Frage kommen; desto mehr ist es Pflicht für die Volks- und für die untersten Klassen der Mittelschulen, die Schüler nicht durch ein verfrühtes Körperzeichnen für den Zeichenunterricht in den oberen Klassen und in den Fachschulen zu verwirren oder zu verunfähigen.

Durch das Körper- oder perspektivische Zeichnen wird der dreidimensionale Gegenstand zu einem zweidimensionalen: zu einer flächenhaften Darstellung oder einem Bilde. In gewissem Sinne ist schon das Sehen selbst nicht ein drei-, sondern ein zweidimensionales, indem durch die Sehstrahlen des Auges der Körper gleichsam auf eine imaginäre senkrechte Ebene projiziert wird. Je ferner ein Gegenstand gerückt wird, desto mehr erscheint er für das Auge als ein flächenhafter oder zweidimensionaler, desto mehr wird er, wenn die übrigen Bedingungen erfüllt sind, zum künstlerischen Bilde. Das künstlerische Sehen ist im Wesen immer ein zweidimensionales Sehen, das Auffassen und Erfassen des Fernbildes.

Ist der Standpunkt des Beschauers „ein so ferner", sagt A. v. Hildebrand[2]), „daß seine Augen nicht mehr im Winkel, sondern parallel schauen, dann empfängt er ein Gesamtbild, und dies Gesamtbild ist bei aller plastischen Wirkung, die es hat, an sich rein zweidimensional, weil die dritte Dimension . . . .

1) Hans Cornelius, Grundsätze und Lehraufgaben für den elementaren Zeichenunterricht. Berlin und Leipzig 1901. S. 19 f. Vgl. auch desselben Verfassers Ausführungen in den „Elementargesetzen für bildende Kunst" S. 21.

2) A. a. O. S. 5 f.

nur durch Gegensätze in der erscheinenden Bildfläche wahrgenommen wird, als Flächenmerkmale, die ein Ferneres oder Näheres bedeuten." „Die plastische Vorstellung setzt sich .. zusammen aus den Gesichtsvorstellungen von Linien und einfachen Flächen, die durch Bewegungsvorstellungen untereinander verbunden sind. Sie kennt somit eine Einheitsform nur für zweidimensionale Inhalte ..... Die dritte Dimension fügt sich durch den Wechsel des Standpunktes hinzu."[1]) „Ein einheitliches (künstlerisches) Bild für den dreidimensionalen Komplex besitzen wir also allein im Fernbild, dieses stellt die einzige Einheitsauffassung der Form dar."[2])

Diese Bildwirkung auch des plastischen Gegenstandes dem zeichnenden, modellierenden oder sonstwie arbeitenden Schüler durch Wort und Übung klar zu machen, seine plastischen Entwürfe und Versuche in Rücksicht auf das zweidimensionale Fernbild zu gestalten, ist eine fundamentale Aufgabe eines wahren Kunstunterrichtes.

3. Nur das Fernbild läßt das Ganze erschauen; und das Kunstschaffen muß gleich dem künstlerischen Sehen, wie oben angedeutet, immer auf das Ganze, auf die Gesamtform gehen. Treffend bemerkte vor mehr als fünfzig Jahren Moriz von Schwind mehreren Herren, die sich im Münchener Kunstverein im Betrachten der Einzelheiten der ausgestellten Gemälde erfreuten: „. . . Übrigens habt Ihr alle von der Hauptsache geschwiegen; die Hauptsache ist das Ganze, welches uns die Einzelheiten vergessen läßt." Und mit erhobener Stimme rief er: „Das Ganze macht erst das Kunstwerk!"[3]) Ähnlich sagt R. Riemerschmid: „In der bildenden Kunst ist das Ganze der Erscheinung, der Ausdruck, der in diesem Ganzen liegt, das Wesentliche."[4])

---

1) Ebenda S. 10.

2) Ebenda S. 11.

3) Vergl. W. H. Riehl, Kulturgeschichtliche Charakterköpfe. Stuttgart 1892, S. 67.

4) A. a. O. S. 17.

Gewiß ist es notwendig, daß der Schüler auch Einzelheiten, Fragmente kopiert und sich liebevoll in die Feinheiten derselben versenkt. Aber er darf sie nicht verständnislos kopieren und umbilden. Er muß sich des Zusammenhanges mit dem Ganzen, mit dem geschlossenen Werke bewußt sein oder werden; er muß wissen, wo das schmückende Glied einzuordnen ist, welche Rolle oder Funktion die Einzelheit am ganzen Werke spielt.

Die Disharmonie im Kunstschaffen, vorab in der Architektur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, hatte eine ihrer ersten Ursachen darin, daß man nicht mehr verstand, den Blick auf das Ganze, auf die Zusammengehörigkeit der organischen Teile, der Monumente, der Gebäude usw. zu richten. Man entwarf ein Dekorationsstück unbekümmert um die daneben befindlichen Ornamente und Farben; man schuf einen Schrank ohne das bereits vorhandene Meublement des Wohn- oder Schlafzimmers gesehen zu haben; man baute einen Altar ohne die Pfeiler- und Gewölbearchitektur der Kirche zu berücksichtigen; man führte ein neues Gebäude auf ohne von der Größe, Lage uud Form der bereits vorhandenen Häuser die geringste Notiz zu nehmen. — Das Ganze und die Zusammenstimmung aller es bildenden Teile zu sehen und zu erfassen ist Voraussetzung der Besserung des Kunsturteils und ist grundlegende Aufgabe für die künstlerische Erziehung des Schülers wie des Volkes.

4. Soll der Schüler wieder zu einer richtigen Auffassung des Ganzen und seiner Harmonie gelangen, dann ist neben der positiven auch eine negative Aufgabe zu erfüllen. Es müssen ihm, wie wir unten noch darzulegen haben, so weit als möglich alle verwirrenden Eindrücke fern gehalten, es müssen an der Schule selbst alle disharmonischen Dinge seinen Augen entzogen werden. Auch alles Komplizierte ist in den ersten Jahren der künstlerischen Schulung auszuschließen, denn es verwirrt und verdirbt, statt zu bilden. Der Besuch einer großen, alle Künste und Gewerbe umfassenden Ausstellung, die Besichtigung eines ausgedehnten



und wenig geordneten Museums, die Wanderung durch moderne, in der Zeit des Tiefstandes des Geschmackes erbaute Neustädte und Stadtteile kann in den Augen und Gedanken der jungen Leute nur andauernde Unklarheit und heillose Konfusion hervorrufen und vermag unter Umständen das wieder zu verderben, was ein mühsamer Unterricht erreicht und scheinbar gefestigt hat.

Kann die Schule bei richtiger Einrichtung und Methode die ihr überwiesene künstlerisch talentierte Jugend allmählich wieder zu einem künstlerischen Sehen erziehen, ungleich schwieriger wird dieses Werk beim Volke mit Einschluß des gebildeten Teiles sein. Das Volk ist infolge der künstlerischen Unkultur des letzten Jahrhunderts künstlerisch blind, empfindungslos[1]) geworden. Es gilt eine ästhetische Staroperation vorzunehmen, es gilt das Volk wieder für einfache ruhige und harmonische Schönheit zu gewinnen. Es gilt dem Volke begreiflich und fühlbar zu machen, daß etwas noch nicht schön ist, weil es neu, groß, bunt und in die Augen fallend ist. Es gilt das instinktiv sich geltend machende künstlerische Urteil der Volkskreise wieder auf die Höhe zu führen, die es in einem perikleischen Zeitalter, in der Hochblüte der mittelalterlichen Kunst, im italienischen Quatrocento und Cinquecento erreicht hat.

Das in das Reich der ästhetischen und künstlerischen Empfindungswelt hereingebrochene Verderben ist groß und heute erst zum kleinsten Teile geheilt. Wir haben Gebildete gekannt, denen das häßliche Fabrikviertel, in dem sie aufgewachsen, schöner dünkte als die prächtige alte Universitätsstadt, an der sie ihre Studien gemacht; die eine monströse eiserne, ein ganzes großes Städtebild entstellende Brücke als das herrlichste Werk der Stadt erklärten; Gebildete, welche als „Kunstkenner“ galten und in Kunstfragen mitzuentscheiden hatten und die ein neues, schlecht gestimmtes Gemälde des-

1) „Die Industrie tötet die Seele unserer Landschaften. Sie tötet, was weit schlimmer ist, die Seele der Arbeiter.“ Dr. Rich. Volpers, im „Gral“, Jahrg. 1916/17 S. 426.

halb als das beste einer Sammlung bezeichneten, weil ihnen die Originale der darauf abgebildeten Personen — bekannt waren, usw. Man ist fasziniert von den Fortschritten und Riesenunternehmungen der Technik, betrachtet sie als den Höhepunkt unseres Kulturlebens und übersieht mit der Technik die Kunst.

Die Kunstauffassung des Volkes noch weiter zu verwirren und das ehemalige unbewußte Empfinden desselben völlig zu ertöten scheinen eine Anzahl moderner, die Wunderwerke der industriellen Technik verherrlichender, von einem „neuen Auge" redender und ihre Anschauungen wie die Tagesmode wechselnder Kunstschriftsteller berufen zu sein. Sie haben neben dem Naturschönen und dem Kunstschönen ein weiteres Reich des Schönen: die Ingenieur-„Kunst" oder das Reich des „technisch Schönen" entdeckt und bereits auch neue „Ingenieur-Ästhetiken" verfaßt.[1]) Die „Gewöhnung", das „neue Auge", argumentiert man, wird das bisher als häßlich Betrachtete künftig schön finden und die durch die Technik herbeigeführten sogenannten Verwüstungen nicht mehr als solche empfinden. Gewiß, das Auge kann sich an vieles, wenn nicht an alles, an Schönes und an Häßliches gewöhnen. Mit der zum Schlagworte gewordenen „Gewöhnung" läßt sich alles und darum im Grunde nichts als schön erklären. Alle bleibenden Kunstgesetze und alle objektiven Urteile sind mit der Annahme des evolutionistischen Begriffes der Gewöhnung aufgehoben.

(Schluß folgt.)

---

1) Vergl. Jos. Aug. Lux, Ingenieur-Ästhetik, München 1910.

LXVI.

Ein fürstlicher Wundertäter.

Alexander von Hohenlohe[1]) wurde geboren den 17. August 1794 zu Kupferzell bei Waldenburg, im heutigen Königreich Württemberg, und von seinem Oheime Karl von Hohenlohe, Dekan an der Stiftskirche zu Ellwangen, getauft. Nach dem Tode des Vaters Karl Albrecht II. am 13. Juni 1796 ruhte die Erziehung des jungen Prinzen ganz in der Hand der Mutter Judith Freiin Powiczky de Revisine, welche ihren Sprößling schon bei der Geburt für den geistlichen Stand verlobt hatte. Im Jahre 1804 fand der junge Fürst Aufnahme in dem Theresianum, einer kaiserlichen Bildungsanstalt für Adelige in Wien, 1808 wurde er in Bern dem Professor Kocher und dem Stadtpfarrer Alois Bock zur Erziehung übergeben, nach zwei Jahren wanderte er abermals nach Wien, nach einem weiteren Jahr in das Priesterseminar. Im Herbste 1813 verließ Hohenlohe dieses Haus, und scheute sich nicht, gegen seine Lehrer und Vorstände, ja selbst gegen den Fürstbischof von Wien, den Grafen Sigmund Anton von Hohenwart, der ihm am 10. September 1811 das Sakrament der Firmung und die vier niederen Weihen erteilt hatte, die beleidigendsten Vorwürfe zu schleudern. Auch das Seminar zu Tyrnau in Ungarn entsprach nicht den Wünschen des fürstlichen Theologen, der ernstes Studium nicht liebte. Mit päpstlicher Dispens wurde er schon mit 21 Jahren in Ellwangen zum Priester geweiht, 18. Sept. 1815; der gefeierte Theologieprofessor Mich. Sailer hielt

---

1) Fürst Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst 1794 bis 1849 und seine Gebetsheilungen von L. Sebastian, Domkapitular und K. Geistl. Rat. J. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München. XXI, 176 S.

ihm die Primizpredigt, im Anschluß an 2. Tim. 2, 3 sprechend von dem „Priester ohne Tadel“.

Ohne amtliche Stellung und bestimmten Wirkungskreis übte der Neugeweihte in Schillingsfürst zwei Jahre lang 1815—17 dilettantenmäßig die Seelsorge aus, wobei er gar bald seine geistlichen Vorgesetzten in Verlegenheiten brachte. In Ellwangen wohl hatte der Prinz von den Krankenheilungen des Pfarrers Gaßner gehört, der den hilfesuchenden Personen die Hände auflegte und Gebete und Beschwörungen über sie sprach. 1774 hatten sich 27000 Menschen bei Gaßner eingefunden, der damals Hofkaplan des Grafen von Fugger, Propstes zu Ellwangen und Bischofes von Regensburg, war. In ähnlicher Weise zog auch Alexander von Hohenlohe die Aufmerksamkeit auf sich. Am 20. Juni 1817 wurde er als Geistlicher Rat beim Generalvikariate Bamberg mit einem Gehalte von 1500 Mk. angestellt. Dort wirkten streng kirchlich gesinnte Männer, welche den heilsamsten Einfluß auf den Fürsten ausüben konnten; doch dieser verkehrte lieber, fast täglich, in dem damals ersten Hotel der alten Bischofsstadt, dem „Bamberger Hof“ und spielte den galanten Gesellschafter, als daß er sich ernsten Berufsarbeiten und tieferen Studien der Dogmatik und des Kirchenrechtes hingegeben hätte. Als die Verhandlungen der bayerischen Regierung mit Rom wegen eines Konkordates sich zum Abschluß neigten, da dachte Hohenlohe daran, die Aufmerksamkeit für einen Bischofsstuhl auf sich zu lenken, indem er mit Hilfe des Kandidaten der Theologie an der Hochschule zu Würzburg Ignaz Döllinger eine gelehrte Abhandlung verfassen wollte. Dem Fürstbischof von Wien ließ er am 11. Nov. 1817 die Mitteilung zugehen, daß er zum Domprobste von Bamberg und Weihbischof von Augsburg ausersehen sei. In sehr unliebsamer Weise wurde Hohenlohes Name in weiteren Kreisen bekannt, als er am 6. Juli 1819 den protestantischen Redakteur des freisinnigen „Fränkischen Merkur“ Dr. Wetzel auf dem Krankenbette ohne jegliche Vorbereitung, mit Außerachtlassung aller Formali-

täten in die katholische Kirche aufnahm, seine Beichte hörte und ihm die letzte Ölung spendete. Tags darauf erklärte der Redakteur, daß er nie daran gedacht habe sich zur katholischen Konfession zu bekennen und empfing das Abendmahl aus der Hand des protestantischen Pfarrers von Walsdorf — eine heftige Zeitungsfehde setzte ein, Beschwerdeschriften gingen ab und dem übereifrigen Fürsten ward das allerhöchste Mißfallen ausgesprochen!

Hohenlohe leistete gerne Aushilfe auf der Kanzel. So hatte er für das Fest Maria Lichtmeß 1821 eine Predigt in Haßfurt übernommen. Als er am Vorabend dort ankam, traf er im Pfarrhofe den Bauern Martin Michel von Unterwittighausen in Baden, welcher den Prinzen, der befürchtete wegen Halsleidens die Kanzel nicht besteigen zu können, aufforderte sich niederzuknieen, und über denselben den Namen Jesu im gläubigen Gebete anrief. Als Hohenlohe sich wieder erhob, war er von allem Halsweh vollständig befreit. Von diesem Zeitpunkte genoß der schlichte Bauersmann das Vertrauen des Fürsten, der ihn mit sich nach Würzburg nahm, wo seine Verwandte, die siebenzehnjährige Prinzessin Mathilde von Schwarzenberg, sich in der Klinik des Mechanikers G. Heine befand, nachdem sie seit 1813 vollständig gelähmt bei allen Ärzten vergeblich Hilfe gesucht hatte. Am 20. Juni 1821 begaben sich Hohenlohe und Michel in das Zimmer der kranken Prinzessin; nach einigen Zusprüchen faltete letzterer die Hände und betete mit sichtlicher Ergriffenheit. Sodann rief er aus: „Im Namen Jesu stehen Sie auf, glauben Sie an Gott, hoffen Sie auf Jesus, lieben Sie Gott und Sie sind gesund". „Ja Jesus, Jesus" rief die Prinzessin hochglühend und mit Thränen in den Augen. Sie fühlte neue Kräfte in ihren Gliedern und verlangte von den Einschnürungen gelöst zu werden. Nun erhob sie sich und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Da die Kranke wegen Ermüdung wieder nach dem Bett verlangte, betete Michel abermals mit angestrengtester Innigkeit über sie und rief ihr hierauf zu: „Im Namen Jesu stehen Sie

auf und wandeln Sie!" Gekräftigt erhob sich die Prinzessin und ging einige Male im Zimmer auf und ab, später begab sie sich in den Garten und nahm am Mittagsmahl frei sitzend teil. Am Sonntage darauf besuchte sie nachmittags die Pfarrkirche Stift Haug, wo Hohenlohe die Predigt hielt. Die Kunde von diesem auffallenden Vorkommnisse durcheilte mit Blitzesschnelle Würzburg und das ganze Frankenland. Am 22. Juni 1821 heilte Hohenlohe selbst die bisher gelähmte Frau eines Saaldieners; am 25. Juni erlangte eine schwerhörige Frau auf sein Gebet das Gehör; man sprach bereits von zehn Heilungen. Am 26. Juni betete der hochgefeierte Wundertäter auch über den Kronprinzen Ludwig von Bayern und dieser erklärte, daß sich die Schwerhörigkeit, an welcher er seit seiner Kindheit litt, bedeutend gebessert habe. Ganze Wagenladungen von Kranken füllten die Straßen von Würzburg; im Juliusspitale wurden an 18 Kranken Gebetsheilungen versucht, jedoch ohne Erfolg.

Am 1. Juli 1821 verließ Hohenlohe Würzburg um sich wieder nach Bamberg zu begeben, wo sich Leidende aller Art zahlreich einfanden. Das Generalvikariat erließ Vorschriften, um die Namen der hilfesuchenden Personen, ihre Krankheiten nach Art und Dauer, die Erfolge ihrer Gebetsheilungen festzustellen. Der allseits aufgesuchte Prinz erklärte sich bereit, diese Bestimmungen zu befolgen, doch währte diese Unterwürfigkeit nicht gar lange; der Fürst meinte, von Gott ein besonderes Charisma zur Weckung des Glaubens erhalten zu haben. Die Wunderkuren sollten nur dazu dienen, die katholische Kirche als die allein wahre zu erweisen und zu verherrlichen. Der Bürgermeister Hornthal von Bamberg griff auch ein, indem er Erhebungen über den Erfolg der Heilungen anstellen ließ und Regierung und Ministerium in Bewegung setzte; es kam zu erregten Schreiben und Auftritten zwischen Hohenlohe und Hornthal, der sogar eine Geldstrafe von 10 Reichstalern bei weiteren Heilungen aussprach und den Fürsten strenge überwachen ließ. Um



allen polizeilichen Bevormundungen auszuweichen, trat Hohenlohe nach Michels Beispiel in schriftlichen Verkehr mit den Kranken und forderte sie auf, zu bestimmten Stunden ihr Gebet mit dem seinigen zu vereinigen; zu diesem Behufe ließ er eigene Gebetszettel drucken, deren dogmatische Fassung jedoch nicht einwandfrei war. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß die Ereignisse in Würzburg, Brückenau, Bamberg dem Fürsten Hohenlohe nicht bloß begeisterte Verehrer und Anhänger erweckten, sondern auch zahlreiche Gegner auf den Plan riefen, welche in Tagesblättern und Flugschriften Hohn und Spott über den Wundermann ausgossen. „Der Fürst kuriert nicht mehr; er ist kuriert und das ist kein Wunder", schrieb eine Zeitung aus Bamberg.[1])

---

1) Durch Rundschreiben vom 12. Juli 1822 wurden sämtliche Pfarrer der Diözese Eichstätt aufgefordert zu berichten, ob auch in ihren Bezirken Wunderheilungen von Kranken durch Gebet des Prinzen Hohenlohe vorgekommen seien und ob dieselben Bestand gehabt. Die beiden Stadtpfarrer von Eichstätt, wo Hohenlohe am 13. Jan. 1822 beim Fürstbischofe Josef v. Stubenberg verweilt hatte, berichten je einen Fall von Genesung: von dem gliederkranken Feldwebel Mathias Heß und der taubstummen Karolina Göldl, über welche beide der Prinz gebetet hatte. Die auffallendste, weil bloß durch geistige Anregung geschehene Heilung erfolgte 1811 an dem 32jährigen Handelmannssohne Adam Schilp von Hilpoltstein, welcher an beiden Füßen gelähmt war. Am 12. Juli 1821 erfaßte den Kranken plötzlich ein starkes Verlangen, sich noch in der nämlichen Nacht nach Bamberg zum Prinzen Hohenlohe führen zu lassen, von dessen Wunderheilungen er gehört hatte. Der Stadtpfarrer Wittmann riet davon ab, ermunterte aber zum Gebet und Vertrauen. In der Mitternacht vom 13. auf 14. Juli stand aber der Kranke plötzlich von selbst auf, ging im Zimmer umher, weckte die Mutter. Am 14. Juli morgens 6 Uhr kam Stadtpfarrer Wittmann ins Haus, Schilp ging ihm geraden Fußes entgegen, nahm mit Tränen in den Augen seine Krücken in die Hand und ging mit dem Geistlichen unter dem Zuströmen von Alt und Jung ungehindert, ohne sich nur im geringsten anzuhalten, frei und gerade der steinernen Treppe zur Pfarrkirche hinauf, wo er seine Krücken an den Altar der hl. Jungfrau hinstellte, dann kniend beichtete und darauf unter einem feierlichen

Im Mai 1822 nahm Hohenlohe Urlaub, angeblich um seine hochbetagte Mutter zu besuchen; am 30. Mai traf er in Wien ein, wo der Zulauf von hilfesuchenden Kranken gar bald sehr bedeutend wurde. Am 24. August 1824 wurde der Fürst zum Domherrn in Großwardein ernannt; Kaiser Franz I. erteilte ihm beim Abschiede die Mahnung: „Lassen Sie die Wunderkuren, lieber Prinz. In Ungarn geht das absolut nicht, schon der zahlreichen Kalviner wegen.“ Aber selbst dieses kaiserliche Wort fiel auf steinigen Boden! Hohenlohe hielt in Ungarn großes Haus, lud die Offiziere zu lustiger Tafel, vergaß aber dabei nicht, den Klerus von Baden und Württemberg in schärfster Weise zu verurteilen. Im Jahre 1835 hielt der fürstliche Domherr von Großwardein die Fastenpredigten in Wien, welche er sich von dem protestantischen, wenn auch bibelgläubigen Arzte und Dichter Justinus Kerner hatte anfertigen lassen!

Lobamte die hl. Kommunion empfing. Alles kam herbei, sich selbst von der Wirklichkeit der geschehenen Heilung zu überzeugen. Noch am selben Tage besuchte Schilp die Gottesacker- und Dreifaltigkeitskapelle und von da an konnte er meilenweite Reisen zu Fuß machen. (Pastoralblatt des Bist. Eichstätt 1875; 133—135.) Zu diesen Berichten der Pfarrer wird aber auch bemerkt: Die meisten fanden indes keine Heilung (l. c. S. 136). — Zur Erklärung wird schließlich gesagt: „Im ganzen machen die Berichte denselben Eindruck wie die Geschichte einer Wallfahrt. Dort finden einzelne merkwürdige Gebetserhörungen statt, viele finden Erleichterung in ihren körperlichen Gebrechen, viele andere nicht. Aber wie eine Wallfahrt in erster Linie nicht eine Krankenheilanstalt ist, sondern eine Missionsstation für Seelenleiden und Gewissenskrankheiten, so war auch das Hauptsächlichste bei den Erscheinungen in den Tagen des Fürsten Hohenlohe nicht die Befreiung von äußeren Leiden, sondern die einzelnen wunderbaren Erfolge waren nur Mittel, um die Welt, welche damals auf den Erlöser vergessen hatte, an die Kraft des Namens Jesu wieder zu erinnern, den Glauben zu stärken, wo er noch vorhanden, und ihn wieder anzufachen, wo er schwach oder tot war.“ (Pastoralblatt des Bist. Eichstätt 1875; 136.)



Am 14. November 1849 ward Hohenlohe der Zeitlichkeit entrückt.

Wie werden wir nun diesen merkwürdigen Mann beurteilen? Was ist von seinen Gebetsheilungen zu halten? Tragen dieselben das Gepräge übernatürlichen Ursprunges? Beruhen sie ausschließlich auf Täuschung? Einbildung? Suggestion? Sicherlich kann dem Priester aus hochadeligen Geschlechte das Verdienst nicht abgesprochen werden, in der Zeit des ödesten Unglaubens, des glattesten Rationalismus das Volk bei irdischen Leiden und Heimsuchungen auf die großen Hilfsmittel des Gebetes, der Sakramente und der kirchlichen Segnungen hingewiesen zu haben. Freilich mit einem heiligen Klemens Hofbauer, gestorben 1800 als Apostel Wiens, kann Alexander von Hohenlohe gewiß nicht in Vergleich gebracht werden. Jedenfalls scheint ein endgültiges Urteil über die Person Hohenlohes wie über seine sogenannten Gebetsheilungen noch verfrüht zu sein.

Greding. Hirschmann.

LXVII.

In die Krisis hinein.[1])

In den Jahren 1882 bis 1887 stand das Problem, wie weit die Staatsgewalt in wirtschaftspolitischen Fragen walten soll, im Vordergrund der Erörterungen. Freiherr von Hertling und Jörg traten in den „Historisch-politischen Blättern" und in den „Christlich-sozialen Blättern" mit großem Nachdruck gegen die Lehre von der unbeschränkten Kompetenz des Staates in der Sozialpolitik auf. In den

1) Dieser Aufsatz war schon vor Eintritt der erschütternden Katastrophen in Bayern und im Reich gedruckt; heute weht vom Turme der altehrwürdigen Lieb-Frauenkirche, dem Wahrzeichen Münchens, eine mächtige rote Fahne als Symbol der neuen Zeit.

Reihen der katholischen Staatsmänner gab es Meinungen, die nicht stets und überall übereinstimmten. Man erinnere sich der unter dem Vorsitz des Fürsten von Löwenstein auf Schloß Haid stattgefundenen Versammlung, der Beratungen der 10. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, an die Schriften von Cathrein, Costa-Rosetti, Lehmkuhl, P. Weiß, Droste, Albertus, an die Polemik Dr. von Steinles gegen Hitze in den „Histor.-polit. Blättern" im Jahre 1884.

Nachdem Fürst Bismarck im Jahre 1878, von Professor Wagner beraten oder, besser gesagt, begleitet, das Versicherungsgesetz dem Reichstag vorgelegt hatte, schrieben die „Histor.-polit. Blätter" (Bd. 82 S. 735): „Der Einsicht können wir uns doch auch nicht verschließen, daß hienach der Weg auf beiden Flügeln der norddeutschen Sozialisten schließlich bei dem gleichen Endpunkte anlangt, nämlich in der Staatskaserne. Der Unterschied wäre nur der, daß auf dem Staatsbau der königlichen Sozialisten das Hohenzollersche Hausbanner und auf dem der Sozialdemokraten die Flagge der roten Republik sich wiege."

Am 12. und 18. April 1878 schrieb der Leipziger „Vorwärts": „Damit ginge auch, gleichfalls mit der Sicherheit eines Naturgesetzes, die ganze Basis der christlichen Kirche und des heutigen Hohenzollernstaates flöten."

Die Meinungsverschiedenheiten im katholischen Lager wurden auf den drei internationalen Sozialkongressen in Lüttich 1886, 1887 und 1890 erörtert, wobei die von der Wagner-Bismarck'schen Staatsdoktrin abweichenden Anschauungen Leos XIII., welche die Fürsorge für Alter, Unfall und Invalidität den freien Korporationen zuweisen, und jene der französischen und anderer Sozialpolitiker wie Freppel, Jérin, Claudio Jannet, Demarteau u. a. zum Vortrag kamen. Die Auffassung Leos XIII. gelangte deutlich zum Ausdruck in seiner Antwort an die französische Arbeiter-Deputation am 18. Oktober 1887.



In unserer Mitte ist das Staatsprinzip auf diesen Gebieten ohne oder fast ohne Einschränkung zum Siege gelangt. Ist damit der „Atomisierung des Volkes" Einhalt geschehen? Hat die „soziale Frage" an Gewicht, an Gefahr verloren?

In Frankreich, England, Italien, den Vereinigten Staaten konnte man im Laufe dieses Krieges die Beobachtung machen, daß die arbeitenden Volkskreise, also die Arbeiter und die Mittelklassen, sich mit größerer Willigkeit der Führung der Regierungen überlassen haben als bei uns. Wieviel von dieser „Fügsamkeit" auf Rechnung der Blockade kommt, wäre zu erörtern. Admiral Mahan, dessen Buch in den Jahren der Flottenkredite auf Veranlassung des Reichsmarineamtes übersetzt wurde, hat mit seiner Darstellung von Seeherrschaft und Politik in wesentlichen Zügen Recht behalten. Die Nöte und die Entbehrungen sind auch in Frankreich und England groß, aber bei uns können wir nicht zweifeln, daß die Wirkungen der englischen Blockade schließlich eine Stimmung erzeugt haben, welche, ebenso wie die Aktion der feindlichen Heere, in den politischen Kalkül eingestellt werden mußte. Vielleicht wäre es nicht ganz so gekommen, wenn wir in den Jahren 1914—1916 den an sich berechtigten Rücksichten auf die Valuta nicht so großes Gewicht beigelegt hätten; wenn wir Kakao, Tee, Schmalz, Gefrierfleisch, Zucker, Getreide, Tabak in großen Mengen eingeführt und gelagert hätten. Solche Maßregeln hätten die Kontrolle durch das Kriegsernährungsamt bedeutend erleichtert, die Stellung der Behörden gegenüber Spekulation und Schleichhandel bedeutend gestärkt. Diese Einfuhren konnten, wie es Franzosen und Engländer aus Krediten gemacht haben, aus Krediten im neutralen Ausland bezahlt werden. An Deckung für dieselben konnte es nicht fehlen; schon Ende 1890 wurden die ausländischen Werte im deutschen Besitz auf 17 Milliarden Mark geschätzt; seitdem liegt eine erhebliche Steigerung vor.

Wir sehen, wie die sozialistischen und affiliierten Kreise

in Frankreich, England, den Vereinigten Staaten den Regierungen zwar nicht blind und in Frankreich und England nicht ohne Auflehnung, aber in den Hauptsachen willig gefolgt sind. Bei uns ist es seit Ende des Jahres 1915 anders bestellt, und wenn dabei die englische Flotte durch die Wirkungen der Blockade der deutschen Küsten erheblich mitspricht, so ist die wirtschaftliche Bedrängnis doch nicht alleinige Ursache der Formen, in welchen sich Auflehnung gegenüber dem Staat äußert. Beiläufig mag hier eingeschaltet werden, daß die Bedeutung der englischen Flotte und der Blockade in den Mitteilungen und Erörterungen der Zeitungen über die wirtschaftlichen Nöte schon längst nicht mehr zur Erwähnung gelangt. Es hat fast den Anschein, als betrachteten die Zeitungen die von der englischen Flotte geübte Blockade wie ein Naturereignis; das Volk denkt gar nicht mehr daran, daß die englische Flotte die Hauptursache seiner Leiden ist, und hält sich durchaus an die Regierung, die für alles verantwortlich gemacht wird, zunächst für Hunger und Teuerung und seit Monaten schon für den Krieg.

Mit diesem letzten Argumente setzt die Rolle derer ein, welche die Unruhe und Unzufriedenheit im Volke gegen die Regierung lenkten. Alle Regierungen begehen Fehler; es gibt keinen großen Staatsmann, der es unterlassen hätte folgenschwere Irrtümer oder Dummheiten zu machen. Talleyrand hat übrigens einmal geäußert: es sei nicht schlimm Fehler zu machen, wenn man sich nur beeile, sie gut zu machen. Heute scheint man den Regierungen keine mildernden Umstände zubilligen zu wollen. In Österreich-Ungarn hat ein Staatsmann dem andern das Ruder in die Hand geben. Bei uns mußte von Bethmann gehen, angeblich wegen einer Wortform betreffend Belgien, Michaelis aus Anlaß eines parlamentarischen Lapsus, v. Kühlmann wegen einer der Psychologie des Heeres nicht angepaßten Phraseologie, v. Hertling — weßhalb? Die Feder ist in Verlegenheit einen Grund niederzuschreiben. Einmal hieß es: „er sei zu alt, er ginge um 7 Uhr schlafen." Das war

cavalièrement gesprochen. Man muß diese Rederei wiedergeben, will man die ganze Torheit, die an manchen Stellen waltet, zur Anschauung bringen.

All diese Vorgänge spiegeln die Schwächen des Parlamentarismus, der — niemand bestreitet es, wenn auch alle es verhüllen, — in Wirklichkeit die Regierungsform des Dilettantismus ist. Vielleicht ist man geneigt dem zu widersprechen, indem man auf Frankreich, England, die Ver. Staaten verweist. Allein in Frankreich ist das Parlament nicht der Herrscher, sondern das Werkzeug der Herrscher. Ebenso in England. Ich denke an das Wort Lord Northcliffes, der, als vom Parlament die Rede war, zu mir sagte: „A man is dead, the moment he is in parliament". In Washington sind Kongreß und Senat Werkzeuge der öffentlichen Meinung, die von der Presse, von den Wahl-Ausschüssen, von Kapital-Interessen beherrscht wird.

Das weiß man in Deutschland — theoretisch. In der Praxis erscheinen einem großen Teil des deutschen Volkes Frankreich, England, die Ver. Staaten als Länder der Freiheit par excellence und zwar nicht allein der politischen sondern auch der individuellen Freiheit. So erklärt sich die Sympathie, welche die Person Wilsons vielfach in unseren Arbeiterkreisen findet. Unter dem Druck der Entbehrungen, der Kriegsnot ist manchem der vor dem Krieg oft übertrieben betonte Nationalstolz geschwunden; die Vorstellung, daß Wilson, seine 14 Punkte, sein Völkerbund einen relativ günstigen Abschluß des Krieges, Wiederaufnahme der Geschäfte, des Verdienens und das Ende der Ernährungssorgen bedeuten usw., ist ziemlich verbreitet. In solcher Vorstellung mag alles, was das Kriegsende hinauszuschieben scheint, reizen — und auf welches Reizmittel möchten die verzichten, welche nach Umsturz streben?

Die Erscheinung, daß in den Ententestaaten die sozialistischen Kreise im allgemeinen und jedenfalls in entscheidenden Punkten den Regierungen folgen, steht in drastischem Widerspruch zu den Vorgängen in Österreich-Ungarn und bei uns.



Es ist schon betont, daß die Wirkungen der Blockade dabei mitsprechen; ohne Zweifel sind auch andere Einflüsse wirksam; die Staatsmänner in Paris, London, Washington kennen die Worte: „flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“. Die Sozialisten in den Entente-Ländern sind zum Teil nicht nur politisch anders geschult (welcher Sozialist in Frankreich, England, Ver. Staaten hätte nicht die Faust gehoben gegen den, der ihm den Frieden anbot unter der Bedingung der Änderung der inneren Politik, geschweige der des Rücktritts eines Generals, eines Großen im Lande?), sondern sie haben auch nicht die Macht wie bei uns. Woher aber kommt diese Macht? Offenbar aus dem Staats-Sozialismus, von dem im Eingang dieser Zeilen die Rede ist; eine späte Rechtfertigung der Männer in den „Histor.-polit. Blättern“; eine Rechtfertigung, auf welche dieselben gerne verzichten würden.

Von Stufe zu Stufe, von Bastion zu Bastion fortschreitend, haben die Sozialisten erreicht, daß — mitten im Krieg — die Verfassung bis auf den Grund geändert, alle Vorrechte und Rechte auf das Parlament übertragen wurden und, nicht zufrieden damit, betreiben dieselben Sozialisten das Begehren, daß der Kaiser die Krone niederlege.

Wer das Haupt des Reiches, den Kaiser, einen Augenblick hinwegdenken will, wie zeigt sich ihm das Bild der nahen Zukunft? Ein Sturmwind, der den Kaiserthron erschüttert, wird der Halt machen vor den Thronen der Könige, vor Herzogshüten? Wird der Träger der Sturmgedanken in Scheu an den Altären vorübergehen? Wir denken nicht ohne Sorge an das Erziehungs- und Schulprogramm der Sozialisten. Wir vermögen auch nicht die Augen zu verschließen vor den Gefahren, die auf revolutionärem Meer den Felsen Petri bedrängen werden.

Ein Teil der Sozialdemokraten behauptet, ein nach ihren Wünschen gefaßter Entschluß des Kaisers würde uns einen besseren Frieden und schneller bringen. Mag sein, daß die zu erwartende Sprache der Entente in diesem Sinn



lautet. Man muß darauf gefaßt sein, daß die Waffenstillstandsforderungen der Entente so geformt sind, daß sie auf eine Verschärfung von Zwietracht in Deutschland wirken können.

In Wirklichkeit würden die Friedensbedingungen der Entente nicht freundlicher für uns ausfallen, wenn der deutsche Kaisertraum ausgeträumt wäre. Ganz im Gegenteil. Freundlicher mag man in Paris, London, Washington eine deutsche Republik betrachten, aber mit Sympathie? Ein Narr, der das glaubt. Eine deutsche Republik würde — so fürchten wir; möchten wir uns täuschen! — zum Schemel der Füße von Franzosen, Engländern, Amerikanern werden.

LXVIII.

Beginn der Liquidation des Weltkrieges.

Der ungarische Staatsmann Graf Tisza ist von Soldaten, die in ihm den Urheber dieses Weltkrieges erblickten, am 31. Oktober 1918 in seiner Wohnung zu Budapest erschossen worden. Graf Tisza war Ministerpräsident beim Ausbruch des Krieges und hat während desselben, beim völligen Versagen der österreichischen Staatsleitung, bis zum Regierungsantritt des Kaisers Karl das Wort für die Donaumonarchie geführt. Auch das Ultimatum an Serbien wegen der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin, das über die Souveränität Serbiens zur Tagesordnung überging und aus welchem Rußland den formellen Vorwand zum Weltkrieg entnahm, war sein Werk. Überreicht ist es durch den gemeinsamen Minister des Äußern, den Grafen Berchtold. Graf Tisza war die Verkörperung des Nationalmagyarentums und dessen Politik, welche darauf ausging, die magyarische Minderheit durch alle erdenkbaren Schliche, auch durch Zwang, künstliche Ein-

bürgerung in das Magyarentum, durch die Mittel der Statistik und eines vorsintflutlichen Wahlrechts als Hort des Staatswesens zu stabilieren und die anderen Nationalitäten Ungarns, welche die Mehrheit bilden, niederzuhalten. Diese Politik des Magyarentums hat auch die Zügel der auswärtigen Politik der Doppelmonarchie geführt. Sie war maßgebend für den Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses, das in erster Linie eine Versicherung für Ungarn sein sollte. Das Magyarentum ist eine von fremden Völkern umbrandete ethnographische Insel. In leidenschaftlichem Haß umstehen es ringsum die slawischen Völkerstämme. Und dagegen suchte das Magyarentum Schutz durch das deutsch-österreichische Bündnis, das der gemeinsame Minister des Äußern Graf Julius Andrassy, ein Revolutionsungar, am 7. Oktober 1879 abgeschlossen und dessen Sohn Graf Julius Andrassy soeben zu Grabe getragen hat. Im Jahre 1848 haben die Kroaten das Magyarentum, das sich gegen Österreich erhoben hatte, mit Krieg überzogen und ihm blutige Niederlagen beigebracht. Kaiser Nikolaus aber ließ auf österreichisches Ersuchen hin russische Truppen einmarschieren, um gemeinsam mit Österreich das Magyarentum und seine Revolutionsarmee niederzuwerfen. Das ist die eine Seite der Konstellation. Die andere ergibt sich daraus, daß Fürst Bismarck 1866 den ehemaligen Revolutionär und Flüchtling General Klapka beauftragte, aus gefangenen Ungarn bei Neisse (Preuß. Schlesien) eine Legion gegen Österreich zu organisieren, um die Magyaren, welche die politische Konfiskation aus dem Jahre 1848 noch zu tragen hatten, zur Empörung gegen Österreich aufzureizen. Dieses Magyarentum hat, gestützt auf das deutsch-österreichische Bündnis, nicht nur die ungarischen Fremdvölker im Joche gehalten, sondern auch die habsburgische Monarchie terrorisiert, die zu des serbischen Königs Milan Zeiten in freundschaftlichem Verhältnis zu Serbien stand, durch die von Ungarn betriebene aufreizende antiserbische Wirtschaftspolitik jedoch sich den tödlichen Haß Serbiens zuzog. So fand die allslawische



Propaganda Rußlands in Serbien einen gepflügten Boden. Der Zusammenhang von Magyarentum und Weltkrieg ist, wenn die Ursachen des großen Völkerringens zu prüfen sind, evident zu halten.

Ohne Ungarn hätte Österreich eine andere Politik in den Ostfragen eingeschlagen, es hätte zum Ausgleich mit Rußland kommen können, wenn auch unter gewissen Opfern. Das deutsch-österreichische Bündnis aber, das zum Zweck der Rückendeckung Deutschlands und, soweit die habsburgische Monarchie in Betracht kommt, in erster Linie für Ungarn und die Einzäunung seiner südslawischen Gebiete geschlossen war, hatte mehr und mehr einen anderen Inhalt bekommen, als beabsichtigt war. Von Bismarck war das Bündnis, wie sein Rückversicherungsvertrag mit Rußland beweist, nicht als gegen Rußland gerichtet angesehen worden. Allein die magyarisch-österreichische auswärtige Politik hatte durch Auflösung jeder Möglichkeit des Ausgleichs mit Rußland und dem Südslawentum den eisernen Zwang für das deutsche Reich geschaffen, jederzeit bereit zu sein das Schwert für diese Politik zu ziehen, um Österreich-Ungarn aufrecht zu erhalten.

Das Deutsche Reich hatte von der Stunde der Gründung an mit der seit Peter dem Großen immer wieder versuchten Bündnispolitik zwischen Rußland und Frankreich zu rechnen. Es hätte somit darnach streben müssen mit England in ein engeres Verhältnis zu kommen, das 1898 von England selber angestrebt, vom Deutschen Reiche jedoch abgelehnt wurde, weil es den Krieg mit Rußland für englische Zwecke zu bedeuten schien. Und mit Rußland konnte das Deutsche Reich nicht sich ralliieren wegen des beiderseitigen Verhältnisses zu Österreich.

So ist die schwache mitteleuropäische Koalition in einen Krieg hineingeraten, in welchem sie, das darf jetzt ausgesprochen werden, nur dann Aussichten auf Erfolg haben konnte, wenn es gelungen wäre rasche und durchgreifende Siege zu erringen. Wäre Österreich-Ungarn im Verhältnis



zu seiner Bevölkerungsziffer militärisch tüchtig gewesen, dann hätten wahrscheinlich die Kriegsereignisse von Anbeginn an einen anderen Verlauf genommen. Die freikonservative „Post" in Berlin sagt mit Bezug auf Österreich-Ungarn: „Wir haben seit Jahren im Bündnis mit einem verkappten Feinde gelebt."[1]) In der Tat, außer den deutsch-österreichischen Truppen standen die Kader der übrigen Nationalitäten des Kaiserstaates zum größten Teil auf seiten unserer Feinde. Die Verrätereien in der österreichisch-ungarischen Armee, der Unwille der Truppen slawischer Nationalität gegen ihre Stammesgenossen zu kämpfen hat die mitteleuropäische Koalition ins Mark getroffen, dem starken, reichsdeutschen Teil die Hauptlast allüberall aufgeladen und den Fortgang des Krieges verschleppt, wodurch die englisch-amerikanische Waffenhilfe für Frankreich und Rußland zu der erlebten Furchtbarkeit emporstieg, die wirtschaftliche Kraft der Mittelmächte sich erschöpfte und die inneren Verhältnisse in die beklagenswerte Zerrüttung auch im Deutschen Reiche gerieten.

Galizien ist von Österreich abgefallen und hat sich als in Polen einverleibt erklärt. Die Ruthenen hinwiederum sondern sich von Polen ab und wollen mit den Rumänen Ungarns entweder einen eigenen Staat bilden oder mit dem Königreich Rumänien vereinigt werden. Im Kampf gegen das Polentum haben die Ruthenen in der ersten Novemberwoche Lemberg und Przemysl eingenommen. Der Tschechenstaat ist bereits im Bündnis mit der Entente unter die Kriegführenden gegangen und hat eine Vertretung im Versailler Kriegsrat. In Deutsch-Österreich haben sich deutsche Staaten zusammengeschlossen. In Ungarn sind die Kroaten, Serben, Slowaken und Südslawen abgefallen und haben sich zu einem eigenen Staatswesen zusammengetan. Ungarn selbst hat sich von Österreich losgelöst. Das Magyarentum ist nunmehr auf sich allein gestellt. Es werden von seinen Vertretern noch schöne Worte gebraucht über die Unversehrt-

1) Nr. 565 vom 4. November 1918.



heit des ungarischen Staates, allein diese ist verweht, das Selbstbestimmungsrecht der Nationen hat sie aufgelöst. Die Entente hat auch bei der Überreichung der Waffenstillstandsbedingungen an Ungarn am 7. November durch General Franchez den Magyaren jeden Zweifel darüber benommen, daß die Slovenenvölker von ihnen losgelöst werden und das Magyarentum isoliert ist.

Das Habsburger Reich hat den Weltkrieg nicht überdauert. Einer Völkerversöhnung stand die ungarische Politik mit engbegrenztem Horizont im Wege, welche durch den gewaltsamen Zusammenhalt der Völker diese mit dem Magyarentum assimilieren zu können glaubte. Es wäre objektiv unrichtig, wollte man das Schuldkonto der zentralistischen Politik des deutsch-österreichischen Liberalismus übersehen, die eine regelrechte föderative Umgestaltung des habsburgischen Staatenhauses verhinderte, auch nachdem Österreich aus dem deutschen Bunde durch Preußen gewaltsam entfernt worden war. Das Deutschtum in Österreich hat eine Führerrolle beansprucht, die ihm die anderen Völker nicht zugestehen wollten. Durch das Magyarentum und den deutschen Liberalismus und Zentralismus ist der österreichische Staatsgedanke zu Tod regiert worden.

Der Waffenstillstand, den Österreich-Ungarn mit Italien schließen mußte, der dann auf die Entente übergegangen ist, schloß die Feindseligkeiten mit dem 4. November ab. Österreich muß demobilisieren. Es wird ihm eine Wehrmacht von 20 Divisionen auf dem Friedensstand vor dem Kriege gestattet. Die Hälfte des gesamten Divisions- und Korpsartilleriematerials wird ausgeliefert, ferner die U-Boote und ein Teil der Schlachtflotte. Die Entente besetzt alle Land- und Seebefestigungen und erhält das absolute Recht, ganz Österreich-Ungarn als Aufmarschgebiet unter Verwendung aller Transportwege und Transportmittel des besiegten Landes zu benützen. Alle Einheiten, die an der Westfront kämpfen, sind zurückzuziehen. Das sind tief erniedrigende Bedingungen, die ihre Hauptschärfe gegen das Deutsche Reich

kehrten, denn jetzt waren Bayern, Sachsen und Schlesien von Süden her bedroht. Die „Tägliche Rundschau" in Berlin entrüstet sich über den „Verrat Deutschlands": die österreichisch-ungarische Regierung habe ihre ehemaligen deutschen Bundesgenossen dem Messer ihrer Feinde ausgeliefert.[1]) Und die „Deutsche Tagesztg."[2]) spricht von „schmachvollen Bedingungen", die „jedenfalls zu einem Teil auf den Abfall Österreich-Ungarns von Deutschland zurückzuführen" seien. Die alldeutsche Politik, so kleinlaut sie nach und nach geworden ist, hat also immer noch ihren phantastischen politischen Betrieb nicht aufgegeben. Dem gegenüber schreibt das „Hamburger Fremdenblatt": „Wir würden von einem Verrat Österreichs-Ungarns sprechen, wenn nicht der vollständige Zusammenbruch der gesamten Donaumonarchie deren Streitkräfte tatsächlich zur willenslosesten Widerstandsunfähigkeit verurteilt hätte. Zudem hat es überhaupt keinen Sinn, Empörung und Entrüstung auszusprechen."[3])

Wie ist denn der Verlauf gewesen? Zuerst ist Bulgarien abgefallen und zur Entente übergegangen. Die Ursache ist in der langen Kriegsdauer zu suchen, welche das bulgarische Volk und die bulgarische Armee zermürbte. Einen wesentlichen Anteil daran scheint aber auch die deutsche politische und militärische Führung gehabt zu haben. Die Sache ist noch strittig. Es wird aber auffeiten Bulgariens behauptet, daß die unbefriedigende Lösung der Dobrudschafrage im Frieden mit Rumänien die Stimmung in Bulgarien verdüstert habe, die schon durch die Zurückhaltung beim Vormarsch gegenüber Griechenland getrübt worden war. Außerdem war auch die deutsche militärische Stütze der bulgarischen Armee nicht stark genug. Der Abfall Bulgariens ist der deutschen Öffentlichkeit beschwichtigend zurechtgelegt worden, man tröstete, daß man die Verbindung mit der

---

1) Nr. 565 vom 4. Nov. 1918.
2) Nr. 562 vom 4. Nov. 1918.
3) Nr. 306 vom 4. Nov. 1918.

Türkei aufrecht erhalten könne. Das waren nach dem Zerfall der mazedonischen Front hohle Worte, da feststand, daß Bulgarien bereit war in die Türkei einzufallen. Die Türkei hat sich gezwungen gesehen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Lage der Türkei war auf allen Kriegsschauplätzen verzweifelt geworden, denn sie war nach dem Abfalls Bulgariens ihres früheren Rückhalts bei Deutschland beraubt, so daß sie keine Mittel zum nachhaltigen Widerstand mehr hatte. Konstantinopel, das seit 1453 von keinem fremden Heere mehr betreten worden ist, war infolge des Verhaltens Bulgariens unmittelbar dem Angriff der Ententetruppen ausgesetzt. In Dedeagatsch waren starke französische Kräfte versammelt, um über die Maritza vorzustoßen und den Weg vor die Tore Konstantinopels sich zu bahnen. Auf allen Kriegsschauplätzen in Asien, in Palästina, Syrien, Mesopotamien, Nordpersien und Kaukasus waren die Türken aufs ärgste bedrängt, die einem solchen militärischen Extensivbetrieb in keiner Weise gewachsen waren. So ist die Übergabe der Türkei durch den Zwang der Umstände erfolgt. Am 30. Oktober sind die Feindseligkeiten eingestellt worden. Öffnung der Dardanellen und des Bosporus und freier Zugang zum Schwarzen Meer; Besetzung der Forts in den Dardanellen und im Bosporus durch die Entente — das ist die Hauptbedingung. Konstantinopel liegt unter den Feuerrohren der Entente-Artillerie. Dazu: Demobilisierung, Aufrechterhaltung eines Truppenkontingents nur zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Internierung der Kriegsschiffe, Besetzung aller strategischen Punkte, Unterstellung der Eisenbahnen unter die Kontrolle der Entente usw. Den Stempel drückt dem Waffenstillstandsvertrag die Bestimmung auf: „Die Türkei verpflichtet sich, alle Beziehungen zu den Mittelmächten aufzugeben." Kenner der türkischen Verhältnisse hatten schon vor Jahr und Tag ausgesprochen, es sei fraglich, ob die Türkei nach dem Kriege bei den Mittelmächten verbleiben werde. Dabei war noch ein siegreicher Friede angenommen! Die in Aussicht stehende



Niederlage hat die Türkei schon jetzt der deutschen Orientpolitik entrückt. Der Türkei war nach der ganzen Kriegslage kein anderer Ausweg als der der schleunigen Unterwerfung gegeben, um wenigstens noch Trümmer aus dem Untergang retten zu können.

Nach dem Waffenstillstand der Türkei war auch für Österreich-Ungarn die letzte Stunde gekommen. Die Truppen waren überhaupt nicht mehr zu halten und marschierten auf allen Fronten ab. Der Staat war auseinander gefallen. Wie sollte da die gemischtsprachige Armee mit ihren weitauseinandergehenden völkischen Auffassungen noch standhalten!

Alle diese Bedingungen sind vergleichsweise noch milde gegenüber den Waffenstillstandsbedingungen, die dem Deutschen Reiche gestellt werden. Sofortige Räumung von Belgien, Frankreich, Elsaß-Lothringen binnen 14 Tagen. Das war zu erwarten; man kann daraus entnehmen, was mit Elsaß-Lothringen beabsichtigt ist. Es soll aber auch das ganze linke Rheinufer geräumt und besetzt werden, dazu noch die Städte Mainz, Koblenz und Köln im Radius von 30 Kilometer Tiefe. Das letztere greift also stark auf das rechte Rheinufer über. Im übrigen soll das rechte Rheinufer auf eine Tiefe von zehn Kilometer neutralisiert werden, womit größere Gebiete von Baden und Hessen und vom preußischen Industriegebiet ein guter Teil neutrale Zone würde. Diese Neutralisierung wollen die Franzosen und Engländer, nach den bisherigen Kundgebungen aus ihren Ländern, auch beim Frieden durchsetzen, während sie das linke Rheinufer annektieren möchten. Eine Entwaffnung der deutschen Armee und ihre Demobilisierung wird nicht verlangt. Die Entwaffnung wird jedoch dadurch betrieben, daß bedingt wird, Deutschland müsse 5000 Geschütze, 30,000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer und 2000 Flugzeuge abgeben. Die Marine soll entehrt werden durch Abgabe von 100 U-Booten, 8 leichten Kreuzern und 6 Dreadnoughts, durch Desarmierung der übrigen Kriegsschiffe und Verbringung derselben in neutrale und feindliche Häfen. Die freie Durch-



fahrt der Ententeschiffe durch das Kattegat wird begehrt. Die deutschen Handelsschiffe sollen gechartert werden. Dabei soll die Blockade gegen Deutschland aufrecht erhalten bleiben. Hierher gehört auch die geforderte Auslieferung von 5000 Lokomotiven, 150,000 Waggons, 10,000 Kraftwagen. Das richtet sich gegen die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung und gegen die raschere Wiederaufnahme des Warenumsatzes in Deutschland und mit dem Ausland. Die absolute Wehrlosmachung Deutschlands liegt in diesen Bedingungen, die zur Annahme jedes Friedens zwingen würde. Man will die Zerschmetterung des Starken, dessen Kraft man zu spüren bekam, die man darum fürchtet und vernichten will. Gegenüber diesen Bedingungen ist die Forderung der Zurücknahme der Truppen im Osten hinter die preußische Grenze und die bedingungslose Kapitulation von Ostafrika eine sekundäre Angelegenheit.

Es ist eine schmähliche Kapitulation, die Deutschland hier auferlegt wird. Rückgabe der Gefangenen ohne Gegenseitigkeit wurde auch gefordert — welch infame Zumutung! Und in dieser Stunde der ärgsten Not und tiefster Bedrängnis geht eine revolutionäre Bewegung durch die Lande, welche das deutsche Vaterland im Innern entwaffnet und ihm die Kraft raubt zum Widerstand gegen solche Bedingungen, die niemals Deutschland zugemutet worden wären ohne den inneren Zusammenbruch. Im katholischen Bayern wurde die Dynastie der Wittelsbacher für abgesetzt erklärt und Bayern als Volksstaat ausgerufen, in Berlin der Kaiser zuerst zur Abdankung gezwungen und dann in Preußen und Braunschweig die Republik und dann der Reihe nach in den anderen Bundesstaaten eingeführt. Im Reich hat die Sozialdemokratie mit dem Reichskanzler Ebert die Regierung übernommen, dem schon nach wenigen Stunden eine Sechsmännerregierung gefolgt ist. . . .

LXIX.

Kürzere Besprechungen.

1. Die staatskirchenrechtliche Lage der Katholiken in Preußen. Von einem rheinischen Theologen herausgegeben von Dr. Karl Hoeber. (Zeit- und Streitfragen der Gegenwart 12. Bd.) Köln, J. P. Bachem 1918, 58 S., 2.60 M.

Die Neugestaltung Deutschlands auf allen Gebieten erheischt nachdrücklichst auch die restlose Beseitigung aller Ausnahmegesetze gegen die katholische Kirche. In vielen Dingen sind die preußischen Katholiken ganz dem guten Willen der Minister anheimgegeben. Diesen ist die diskretionäre Befugnis eingeräumt die einzelnen Gesetzesbestimmungen anzuwenden oder davon zu dispensieren. In der vorliegenden Broschüre hat ein unbekannter Verfasser dankenswerter Weise sich der Mühe unterzogen, die noch in Kraft bestehenden Maigesetze und Ministererlasse in systematischer Ordnung zusammenzustellen. Der Nichteingeweihte ist überrascht, welche Waffen gegen die Katholiken noch immer auf dem Fechtboden liegen, um jederzeit gegen sie angewendet werden zu können. Trotz aller bis zum Jahre 1887 erlassenen Novellen zur Revision der Kulturkampfgesetze ist von einer freien Religionsübung und einer staatsrechtlichen Gleichstellung der preußischen Katholiken keine Rede. Der Verfasser untersucht nun die die freie Religionsübung der Katholiken in Preußen beschränkenden Bestimmungen auf dem Gebiete der geistlichen Verwaltung im allgemeinen, der kirchlichen Vermögensverwaltung, der Schule und Erziehung der Jugend, des Ordenswesens und der Parität.

Um einige Punkte herauszugreifen, sei daran erinnert, daß in Preußen kein protestantischer Offizier, der eine Katholikin heiraten will, das von der katholischen Kirche bei Mischehen geforderte schriftliche Versprechen katholischer Kindererziehung geben darf, ohne seiner Offizierscharge verlustig zu gehen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken werden seit beinahe einem halben Jahrhundert von protestantischen Räten im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten bearbeitet. Heute

noch schwebt das Damoklesschwert des sogen. Brotkorbgesetzes über den Bistümern, ihren Instituten und Geistlichen. Die Leistungen aus Staatsmitteln sind bis zur Stunde der diskretionären Vollmacht des preußischen Staatsministeriums seit dem Jahre 1880 anheimgegeben. Ebenso unterliegt die Verwaltung des Diözesan- und Lokalkirchenvermögens Beschränkungen durch die Staatsaufsicht, wie sie keiner anderen Korporation im Lande gegenüber Geltung haben. Ein zum Altkatholizismus übertretender katholischer Pfarrer hätte heute noch das Recht, im katholischen Pfarrhause wohnen und das Pfarreinkommen ungestört weiter beziehen zu dürfen. Das kirchliche Bauwesen ist in Preußen derart eingeschränkt, daß von einer Baufreiheit der kirchlichen Gemeinden und Behörden kaum mehr die Rede sein kann. Die Baureferenten des Staates sind fast immer Protestanten, die über den zu wählenden Stil, über Zweckmäßigkeit usw. entscheiden. Auch die Gewährung staatlicher Beihilfen zu Kirchenbauten erfolgt fast immer nur zu Gunsten der nichtkatholischen Bauunternehmungen.

Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens haben die Katholiken laute Klagen. An Orten, wo die Bevölkerung überwiegend protestantisch ist, werden streng protestantische Schulen errichtet, an denen kein katholischer Lehrer zugelassen wird. Im umgekehrten Falle werden nur „paritätische" Schulen errichtet mit einem aus Katholiken und Protestanten gemischten Lehrerkollegium. Beleidigend für die Katholiken ist es ferner, daß katholische Geistliche grundsätzlich vom Unterrichte in der Geschichte, der deutschen Literatur und Sprache ausgeschlossen sind. Nach einem ministeriellen Verbot dürfen katholische Schüler keinen religiösen Jugendvereinen, insbesondere nicht den Marianischen Kongregationen angehören, während die protestantischen Schüler an den sogenannten Bibelkränzchen sich beteiligen dürfen. Wenn irgendwo in einer Gemeinde eine Station zur Krankenpflege, eine Kleinkinderbewahranstalt, ein Waisenhaus, eine Handarbeitsschule von einer katholischen Frauengenossenschaft gegründet werden soll, wird fast der ganze Verwaltungsapparat der Regierung in Tätigkeit gesetzt. Der Minister des Innern und der der geistlichen Angelegenheiten müssen die Niederlassung genehmigen; sollen mehr als drei Schwestern in Betracht kommen, dann wird der staatliche Organismus nochmals mobil gemacht. Dagegen sind protestantische Diakonissen und andere



Gesellschaften jeder Art von allen diesen Umständlichkeiten vollständig frei und können sich niederlassen, wo es ihnen beliebt. Solche und andere Bestimmungen passen nicht mehr in unsere Zeit und es ist ein Verdienst des Verfassers, für Preußen sie klar und unzweideutig nachgewiesen zu haben. Rost.

2. Die zeitliche, örtliche und soziale Herkunft der Geistlichen der Diözese Augsburg von der Säkularisation bis zur Gegenwart 1804—1917. Von Dr. Franz X. Hartmann, Domprediger. Augsburg, Hier. Mühlberger 1918, 119 S. 3.50 *M*.

Die auf einem umfangreichen Zahlenmaterial aufgebaute Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zu einer Sozialstatistik des geistlichen Standes. Es ist nur auf statistischem Wege möglich, gewisse charakteristische Besonderheiten einer Berufsbevölkerung in Erfahrung zu bringen. Der Verfasser zieht die zeitliche Herkunft der Geistlichen mit der Entwicklung der Bevölkerung im ganzen in Parallele und weist die Zahl der Theologiekandidaten, sowie der wieder Ausgeschiedenen für alle Gemeinden und Landkapitel der Diözese nach. Bei der Untersuchung der örtlichen Herkunft der Geistlichen stellt sich heraus, daß die 35 Städte der Diözese eine etwas größere Zahl von ordinierten Theologen aufweisen als das Land. Die soziale Herkunft der Geistlichen zeigt, daß sämtliche Berufsgruppeu Theologen stellen, vom Generalmajor bis zum Taglöhner. Wenn Riehl von den katholischen Geistlichen behauptet hat, daß $^{9}/_{10}$ derselben aus der Bauernschaft sich rekrutieren, so gilt das für die Augsburger Diözese nicht. Die Land- und Forstwirtschaft der Diözese stellt etwa ein Drittel der Theologen, während mehr als die Hälfte der erwerbstätigen Katholiken des Regierungsbezirkes in dieser Berufsabteilung tätig ist. In erheblichem Maße trug das Kleingewerbe zum theologischen Nachwuchs bei; in Augsburg, der Stadt der „Weber" stellen diese allein 28 Geistliche. Verhältnismäßig hoch ist die Zahl der Theologen aus den Kreisen der Taglöhner. Von den akademischen und sonstigen freien Berufsarten haben die Ärzte und Chirurgen, sowie die Lehrer, ferner die Bediensteten und Beamten der Bahn und Post ein erhebliches Kontingent von Theologen gebildet. Die Arbeit Hartmanns kann in ihrer Art als vorbildlich bezeichnet werden und es wäre nicht ohne Interesse, die Verhältnisse anderer bayerischer Diözesen vergleichen zu können. Der trockene statistische Stoff ist mit zahlreichen



kulturhistorischen Gesichtspunkten durchdrungen; die Darstellung ist klar und anschaulich. Für Geistliche und Kulturhistoriker zeitigt die Arbeit interessante Ergebnisse. **Rost.**

3. **Prälat Dr. Franz Xaver Lender.** Ein Lebensbild von Franz Dor, Selbstverlag des Verfassers. Die Pietät des Schülers hat dem wackeren Zentrumsveteranen und verdientesten Geistlichen der Erzdiözese Freiburg mit diesem Buche ein schönes Denkmal gesetzt. Wie ein Roman ließt sich stellenweise die Biographie. Mit einer flammenden Rede für Revolution und Umsturz aller Dinge trat Lender als Konstanzer Primaner im Sturmjahr 48 zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit, nach reichlich 60 Jahren schloß er seine öffentliche Laufbahn mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm II., das er als Alterspräsident des Reichstags im Berliner Schloß ausbrachte.

Was dazwischen liegt, sind Jahre herbsten Kampfes im Innern und nach Außen und Jahre angestrengtester Arbeit für Kirche und Vaterland. Wie aus dem Stürmer und Dränger ein Theologe und untadeliger Priester wurde, kann man nur mit Ergriffenheit lesen. Und was hat dieser Mann für seine Kirche geleistet! Die Gründung eines Waisenhauses in seiner ersten Pfarrei, die durch eigene Opfer und Entbehrung ermöglichte Gründung und Leitung einer Studienanstalt in der zweiten Pfarrei Sasbach sind jedes für Lender ein monumentum aere perennius! Daneben hat der Unermüdliche als Führer des katholischen Volkes in Baden durch zwei Jahrzehnte den bei uns besonders gehäßig gehandhabten Kulturkampf durchgefochten, saß im Reichstag und Landtag, war Vorsitzender der Kreisversammlung und leistete daneben noch die Geschäfte eines Dekans und Schulinspektors. Nur eine Feuerseele, die sekundiert war von reichster Begabung und von einer eisernen Gesundheit begleitet, konnte durch Jahrzehnte solche Arbeit leisten. Das hohe Alter brachte noch Ehren und Auszeichnungen, nachdem Priesterschaft und Volk schon längst ihm die Palme zuerkannt hatten.

Rüstig weit über die biblischen Jahre hinaus ging der ehrwürdige Priestergreis bis wenige Tage vor seinem Ende seiner Pflichtarbeit nach; im 83. Jahre gebot der Tod ihm Feierabend. Es war der 29. Juli 1913. Der bedeutendste Geistliche der Erzdiözese Freiburg im ersten Jahrhundert ihres Bestandes und mit ihm ein großes Stück ihrer Geschichte liegt auf dem stillen Friedhof von Sasbach am Fuße der Hornisgrinde begraben.

Bruchsal. Pfarrer Dr. **Siebert.**



LXX.

Bischof Reisach.

Von Anton Doeberl.

III.

Bischof Reisach sah der Kirchenpolitik seines Freundes zu wiederholten Malen nach und unterdrückte manche Bedenken, war doch der Minister im wesentlichen bestrebt der Kirche zu geben, was er ihr geben konnte. Reisach schwieg zu manchen Eigenarten des Königs. Auch die Kurie wollte nicht jede Meinungsverschiedenheit zu hartem Prinzipienkampf auflodern lassen. Lieber dem Kampf ausweichen, so lang es ging. Die Kirche, einmal im engen Bund mit dem Königtum, müßte eben das eine oder andere Band des Obrigkeitsstaates tragen. Jedenfalls gab Reisach nur nach, wo nur eine Formalität auf dem Spiele stand. Andererseits schlug er gerade durch die Eichstätter Seminarreform eine breite Bresche in das ragende Gemäuer des Licht und Luft absperrenden Territorialismus.

Wie über Nacht sollte sich der enge Bund lockern. Weiß nicht, ob Reisach klug genug gehandelt hat. Er nahm statt Deutinger den ihm mehr gleichgearteten Windischmann zum Generalvikar der Erzdiözese. Damit stieß er bei Hof an. Der König war Gegner der Richtung Windischmanns schon seit Jahren. „Windischmann'sche Richtung schadet", so schrieb der König bereits am 10. I. 42 an den Minister, „Sailer'sche fördert die hl. Sache, von ersterer wende er



sich ab, wende sich zu letzterer." Man darf eben, wenn man sich von der Eigenart des Königs ein rechtes Bild machen will, nicht vergessen, daß zwei Stimmungen die Kirchenpolitik des Königs leiten: die Stimmung des Romantikers, auf den das prickelnde Gefühl il più gran protettore der Kirche zu sein großen Anreiz ausübt und ihn zu großen Taten beflügelt, und die Stimmung des absolutistisch empfindenden Herrschers, der argwöhnisch über seinen Kronrechten wacht und dem antiterritorialistisch wirkende Persönlichkeiten unangenehm waren. Diese selbstherrliche Stimmung war bei der stark rassigen Natur des Königs kräftiger als der romantische Einschlag. Reisach verdarb sich mit der Wahl Windischmanns die Zukunft. Schon jetzt, im Januar 1847, also noch vor der Lolitta-Predigt zuerst Diepenbrocks, dann Reisachs, äußert der König: „Meine Richtung ist die des Erzbischofs Geissel, nicht die des Erzbischofs Reisach." Der Sturz Abels, der Weggang Schrenks, die Wirtschaft der vier rasch folgenden Josephiner, vertieften den Riß. Was Reisach damals empfand und litt, das verraten die beiden ersten Briefe an den nunmehrigen Gesandten am Turiner Hof, Karl von Abel. In der Seele des Erzbischofs bildete sich nun jene Stimmung, die zu einer Aussprache zwischen Kirche und Staat drängt.

Es kam das Freiheitsjahr. Die katholische Bewegung wußte die Zeit zu nützen. Im Ziel war sich die ganze Front klar. Nicht so ganz über Weg und Steg zum Ziel. Während der „Katholik" am 22. III. 1848 die gänzliche Trennung von Kirche und Staat als ein Gebot der Stunde erachtete, forderten die „Hist.-pol. Blätter" vorsichtiger wohl auch die Freiheit der Kirche, betonten aber mehr als die Rheinländer, daß die Trennung doch ein Übel, wenn auch das kleinere Übel gegenüber dem Josephinismus, sei. Sie verwiesen auf den Satz der amerikanischen Verfassung: Congress shall make no Law respecting the Establishement of Religion or prohibiting the free exercise thereof. Gerade so wie die „Histor.-pol. Blätter" urteilte der Münchener



Verein für religiöse Freiheit und konstitutionelle Monarchie und seine Anhänger auf dem Lande.[1])

Erzbischof Reisach war nach seiner Eigenart und nach seinen letzten Erfahrungen natürlich für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche. Daß er für die Trennung sich ausgesprochen, dafür findet sich kein Anhalt. Er war für das Konkordat, also für Freiheit der Kirche, aber auch für die Concordia zwischen Kirche und Staat. In diesem Sinn äußerte er sich bereits am 18. Mai 1848 zustimmend zum Kölner Programm Geissels. In diesem Sinn äußerte er sich mit den übrigen Bischöfen auf der Würzburger Bischofsversammlung. Über das Konkordat hinaus hatten die Bischöfe die Unterrichtsfreiheit der Kirche in ihr Programm geschrieben, falls die kirchliche Aufsicht über die Schulen unmöglich würde. Eine deutsche Nationalkirche, der Döllinger in Würzburg das Wort redete, entsprach Reisachs Anschauungen nicht.

Erzbischof Reisach unterbreitete die Ergebnisse der Würzburger Versammlung dem König Max II., der davon mit „großem Interesse" Kenntnis nahm und den Erzbischof seines Wohlwollens und seiner Wertschätzung versicherte (29. Nov. 1848). Anfangs 1849 richtete Reisach an den König ein Promemoria und erbat darin die vollständige Beobachtung des Konkordats. Nur Bischof Weis von Speyer unterstützte die Aktion Reisachs. Geissel in Köln scheint auch auf den König eingeredet zu haben. Im Juni 1849 erklärte der König dem Kölner Erzbischof, er wolle die Fahne des Katholizismus hochtragen.

Weis drängte weiter, drängte zur Freisinger Bischofsversammlung (Oktober 1850). Die Freisinger Bischofsversammlung ist das Echo der Würzburger, der erste Waffengang des Episkopats als Körperschaft gegen den Territoria-

[1]) Auch der damalige Pfarrer und spätere Bischof Senestréy sprach sich am 6. Dez. 1848 in einer politischen Rede zu Schrobenhausen gegen die Trennung von Kirche und Staat aus.



lismus, der Kampf gegen den Geist, der im Religionsedikt die freie Kirche eingeengt hatte. „Für das Konkordat — das ganze Konkordat — nichts als das Konkordat", so lautete die Parole in Freising. Die Bischöfe forderten die Freiheit der Kirche und verstanden darunter das Recht der Selbstregierung, das Recht der freien Kollation der Pfarreien und kirchlichen Ämter, soweit das Konkordat nicht anderes bestimmte, das Recht der freien Korrespondenz mit dem Papst, das Recht freier Erziehung des Klerus, das Recht nach Bedürfnis Klöster zu errichten, das Ende des Plazet.[1])

Es kann nicht geleugnet werden, dem König behagte die Denkschrift der Bischöfe nicht. Im Grunde war Max II. so ängstlich auf die Wahrung der Kronrechte bedacht wie sein Vater. Aber er wollte soweit als möglich dem Episkopat entgegenkommen, der sich als Hort in den Stürmen der Zeit bewährt hatte. Es ist aber nicht richtig, wenn man nach der bisherigen Darstellung eines Brück, eines Goyau meinen möchte, der König habe verärgert die ganze Denkschrift der Bischöfe absichtlich ohne Antwort gelassen. Der Grund, warum sich die Antwort des Königs verzögerte, liegt in seiner ängstlichen, unschlüssigen Art, mit der er an so viele Fragen herantrat. Aber alsbald, nachdem die Denkschrift an den Thron gelangt war, hatte er Gutachten darüber eingefordert, Gutachten verschiedener Ratgeber, darunter, wohl an erster Stelle, das des Freundes Reisachs, des Staatsrats Karl von Abel.[2]) Eine Tatsache, die bis jetzt

---

1) Vergl. Le Réveil d'une Eglise et d'un Peuple. Vingt ans d'histoire Bavaroise par Georges Goyau in: Le Correspondant 1908. Eine geistreiche, aber etwas einseitige Studie. Die Behauptung, Beisler habe seine vielberufene Rede in Frankfurt „avec l'approbation du nouveau roi" gehalten, ist falsch. Beisler mußte gerade wegen dieser Rede verschwinden.

2) Die verschiedenen Gutachten zur Freisinger Konferenz, die sicherlich im Geheimarchiv lagern, und die Stimmen der Presse sollten einmal in einer Arbeit gewürdigt werden. Das gäbe ein Buch.

unbekannt war. Anfangs 1851 erging ein Schreiben an Staatsrat von Abel.[1])

Der Regierung wurde die Entscheidung nicht leicht: auf der einen Seite die ängstliche Sorge um die Kronrechte, auf der anderen die Furcht vor den Ideen des Märzjahres, hier das Religionsedikt, das Ringelmann seit 1849 „revidieren", d. h. um einige Paragraphen zeitgemäß bereichern wollte, dort nur das Konkordat, hier die liberale Presse und Kammermehrheit, dort das kleine Fähnlein für religiöse Freiheit.

Am 20. Februar 1852 richteten die Bischöfe eine neue Vorstellung an den König. Jetzt rieten Abel und von der Pfordten zu Konzessionen. Wiederum erging ein Schreiben an Abel.[2])

Der König war keineswegs geneigt auf Kronrechte zu verzichten, aber er gab in der Entschließung vom 30. März 1852 eine versöhnliche Exegese der staatlichen Gesetze. Er schwieg sich aus über den Fall, wenn das Edikt förmlich dem Konkordat entgegen sei, aber er versprach, daß seine Minister unter verschiedenen Auslegungen, deren das Edikt oft fähig sei, jene wählten, welche am besten mit dem Konkordat übereinstimmte. Es war ein Rückzug der Staatsgewalt nicht im Prinzip, aber in der Praxis, immerhin ein

---

1) „E. E. beehre ich mich im Allerh. Auftrag den Gesetzesentwurf „die Rechtsverhältnisse der Kirchengesellschaften in Bayern" betreffend, samt Motiven und der Denkschrift der kürzlich in Freising versammelt gewesenen Erzbischöfe und Bischöfe mit dem ganz ergebensten Ersuchen zu Handen zu stellen, Sr. M. dem Könige eine Beurteilung dieser Schriftstücke vorzulegen."
München, 19. I. 1851. Pfistermeister.

2) „Ich soll des näheren erwähnen, daß S. M. mit dem, was Pf. von der notwendigen Wiedererweckung des religiösen Sinnes im Volke und von der Erhaltung des Friedens mit der Kirche sagt, vollkommen einverstanden und weit entfernt sind, den Kampf mit der Kirche beginnen zu wollen, insolange es sich nur nicht um Rechte der Krone handelt, welche zu wahren jedem Träger derselben unabweisliches Gebot sei."
3. III. 1852. Pfistermeister.



Entgegenkommen, das den liberalen Territorialisten arge Herzbeklemmungen bereitete.

Reisach war nicht zufrieden. In Augsburg hielt er eine Besprechung mit den Bischöfen von Augsburg und Eichstätt und kündigte dem Könige neue Anträge an, ging nach dieser Frontherstellung nach Rom um sich neue Weisungen zu erbitten. 1853 nach der Jesuitenmission richteten die Bischöfe von Passau aus eine zweite Denkschrift an den König, konzentrierten aber diesmal ihre Anträge auf die Freiheit des Unterrichts (Universitäten, Gymnasien, Lyzeen). Die Regierung kam auch jetzt wieder etwas entgegen aber mit der Bedingung, daß die Bischöfe von weiteren Forderungen abstünden. Weis, Reisach und auch die Kurie glaubten, man könne sich mit dem prinzipiellen Entgegenkommen zufrieden geben. Bischof Riedel aber zögerte lange. Erst eine dritte Zusammenkunft zu Augsburg führte zum Waffenstillstand. Die Bischöfe erstatteten dem König den Dank für die bisherigen Zugeständnisse und sprachen die Hoffnung aus, daß auch die Vereinigung der anderen noch nicht erledigten Punkte des Konkordats seinerzeit erzielt werde. —

Neben dieser größeren Aktion aller Bischöfe läuft eine Sonderaktion Reisachs, die auf nichts Geringeres als eine Verkirchlichung des Gymnasiums und des Lyzeums in Freising hinausgingen. Darauf gab die Regierung keine Antwort. Vielleicht hat der Bischof den Bogen des Erreichbaren doch zu straff gespannt. Die Beziehungen zwischen Reisach und der Regierung spitzten sich nun immer mehr zu. Vergeblich arbeitete der Kölner Erzbischof, der treffliche Sekundant der bayerischen Bischöfe, an einem Ausgleich. Im Dezember 1855 wurde Reisach in das Kardinalskollegium berufen.

* * *

Das Urteil über die Person und das Werk Reisachs lautet natürlich verschieden. Vielleicht läßt sich, wenn einmal das Material über die kirchenpolitische Bewegung seiner Zeit vorliegt, seine Tätigkeit noch besser verstehen. Eine eigen-



artige Persönlichkeit ist er jedenfalls. Eine Biographie, die namentlich die Münchener Periode umfaßt, wäre an der Zeit. Ich möchte sie dringend anregen. Man mag sich stellen zu Reisach, wie man will, seine Verdienste um die Freiheit der Kirche können nicht geleugnet werden. Würzburg hat die Freiheit der Kirche proklamiert, Reisach hat sie für Bayern reklamiert. Blieb auch das Religionsedikt in voller Geltung, der Geist, der es geschaffen, wurde zurückgedrängt. Wenn ich mich nicht täusche, hat Abel an diesem Gewinn für die katholische Sache seinen Anteil. Jedenfalls blieb die Freundschaft zwischen Reisach und Abel im Wandel der Zeit unwandelbar bestehen. Ein Brief des Kardinals Reisach an Staatsrat von Abel, ein Brief voll schwermütiger Sehnsucht nach Bayern, zeigt, daß Reisach auch in der Ferne seines Freundes nicht vergaß. Der Brief bringt uns Reisach auch menschlich näher.

Anhang.

Bischof Reisach an Staatsrat von Abel.

1. Teuerster Freund! Ihr Brief von Turin hat endlich nach so langer Unterbrechung unseres Verkehrs mir die tröstliche Zuversicht gegeben, daß Sie meiner in alter Freundschaft gedenken. . .

Ihr Verhalten und Ihr Schweigen auf alle Angriffe und Lügen billige ich vollkommen. Bei dem Lügengeist, mit dem die neue Verwaltung begonnen hat und der in allen ihren Handlungen sich kund gibt, ist Schweigen die christliche Waffe. Auch ich habe es mir zum Grundsatze gemacht, nur zu reden, wo es die Pflicht meines Amtes erheischt.

Indes stellt sich immer klarer heraus, daß man darauf hinarbeitet das, was man Ultramontanismus nennt, gänzlich auszurotten und gestützt auf die Bestimmungen des Religions-Edikts jede freiere Bewegung der Kirche zu hemmen. Die Zu Rhein'schen Verordnungen inbezug auf Prediger und Nonnengelübde kennen Sie. Meine Anschreiben und Proteste



inbezug auf die erstere wurden gar keiner Antwort gewürdigt und im ganzen Lande sind die Ortsvorsteher insgeheim zu Censoren über die Pfarrer aufgestellt. In Bezug auf die Gelübde wurde die Protestation der Bischöfe als unbegründet bezeichnet, die Aufstellung eines Kommissärs als ein unveräußerliches Kronrecht erklärt . . . dem Nuntius, welcher in konfidentiellen Noten auf Antrag Rom's gegen das Plazet und die Verfügung über die Gelübde protestiert hatte, wurde dieselbe Antwort gegeben.

Eine weitere Verordnung bestimmt die Absendung eines Commissärs zur Prüfung für die Aufnahme ins Seminar. Wir haben sämtlich dagegen protestiert, nur Augsburg läßt den Kommissar zu. Rom hat durch eine offizielle Note an den bayerischen Gesandten dagegen protestiert. Die Ferien an den Knabenseminarien sind wieder eingeführt, die Missionen von der Zustimmung der Gemeinde abhängig gemacht. Die Pfarrer werden von den Landrichtern beauftragt, binnen 8 Tagen alle Bruderschaften, dritte Orden und geistliche Bündnisse anzugeben; so bringt jeder Tag neue Angriffe und neue Protestationen und das Einzige ist noch tröstlich, daß alle diese Schritte der Regierung bei Klerus und Volk im allgemeinen den guten Geist wecken. Mir scheint es, daß mehr oder weniger alles von oben kommt, da der Einfluß der Spanierin immer mehr sich geltend macht. Der König hat mich auf seiner Reise in seinem Gespräch als seinen Feind erklärt, der ihm mit Undank lohnt. Man hat mir auch erzählt, daß man in Rom begehrt hat, man solle mich zum Kardinal machen und nach Rom rufen.

Sie sehen also, mein Lieber, wir sind mitten im Kampf . . . die von Ihnen bezeichneten Freunde, denen ich Ihre Grüße meldete, erwidern sie herzlichst. Sie dulden und leiden mit uns und sehen mit Bangigkeit der Zukunft entgegen. Von allen Bekannten, Seinsheim, Windischmann, Phillips und dann auch von Ow und seiner Tochter Amalie, welche der Prinzessin Ihren Dank meldete und sich recht freute, daß sie Ihnen Freude gemacht, viele Empfehlungen.

München, 2. Aug. 1847. Karl August, Bischof.



2. Lieber Freund! ... Vorgesteru haben wir Görres zu Grabe getragen. Sein Herz ist gebrochen durch die trüben Erfahrungen der Zeit und mit ihm hat die Kirche und die gute Sache vieles verloren. Er hat die Zeit, wie nicht leicht ein anderer gekannt und mit Liebe und Mäßigung alle Bestrebungen derselben beurteilt und die Heilmittel geraten, die immer die zweckmäßigsten waren. Es hat mich gefreut zu bemerken, wie tief und allgemein unter den Studierenden sein Verlust gefühlt wurde. Die Polizei hat jedoch jede Demonstration der Anerkennung vonseite der Jugend verhindert. Es ist wahrlich ein Jammer, daß die Universität mit hineingezogen wurde in die skandalöse und Unheil bringende Geschichte, an welche sich die Geschicke Bayerns zu knüpfen scheinen.

Bald ist es ein Jahr, daß die Sache zum Bruche kam und die Zeit hat noch keine Veränderung gebracht, im Gegenteil man verfolgt dieselben Wege, und wenn nicht bald eine Krise kommt, so gehen wir der Auflösung Schritt für Schritt entgegen. Sie können beurteilen, wie weh diese Aussicht tut in Bayern, das vielleicht vor vielen anderen Ländern noch die meisten Keime der alten Ordnung in sich gewahrt hatte und wo auf rechtem Wege soviel für die gute Sache hätte getan werden können.

Was soll ich Ihnen vom Landtage sagen? Die Verhandlungen kennen Sie. Welche Unfähigkeit und Erbärmlichkeit kam nicht zutage. Ich habe ruhig zugesehen, habe mir meine Leute betrachtet und wohl erkannt, daß für die Kirche nicht viel zu hoffen ist, sie auf ihre eigene Kraft und Wahrheit sich stützen muß. Es scheint, daß man in der Kammer der Reichsräte doch erkannt hat, daß die jetzige Lage mit eine Folge der Debatte des vorigen Landtages ist und bei den gemäßigteren ist insoweit eine Änderung eingetreten, daß sie sich doch nicht mehr so leicht werden in ähnliche Verhandlungen hineinziehen lassen.

Von oben herunter haben wir jetzt einige Ruhe. Man sieht ein, daß das Ministerium Zu Rhein doch zu barsch aufgetreten ist. Aber die Ideen von Übertreibung sind noch immer



vorhanden und W. selbst sagt mir, daß es unmöglich ist, diese Stimmung zu entkräften selbst inbezug auf Dinge, die schon seit Jahrhunderten in Bayern eingeführt sind. Übrigens haben wir auf alle unsere Protestation noch keine Antwort, man unterhandelt noch immer mit Rom, wo jedoch die Sache in guten Händen ist. Ich glaube, daß die Sache mit den Nonnengelübden ein gute Wendung nehmen wird, ebenso dürften auch die Bruderschaften wieder frei gegeben werden. Was mit den Missionen geschieht, weiß ich noch nicht. Die alten Vorurteile gegen sie und die Redemptoristen dauern fort. Wallerstein findet sich in mancher Verlegenheit und mir scheint, er sieht selbst, daß er anno 1846 zu weit gegangen ist und bedauert, daß er sich hat gebrauchen lassen. Übrigens stehen uns gewiß noch harte und bedeutende Kämpfe bevor und mehr als je, ist es notwendig an den Prinzipien fest zu halten. Im politischen sieht es auch bei uns so ziemlich schlecht aus und bei der Prinzipienlosigkeit, mit der gehandelt wird, läßt sich voraussehen, daß es nicht möglich sein wird, die herankommenden Stürme zu beschwören.

Soeben war der neue Internuntius bei mir, er gefällt mir recht sehr, ein verständiger, gewandter und ganz kirchlicher Mann.

Von Windischmann recht viele Empfehlungen. Seinsheim, Freiberg bleiben sich immer gleich. Der arme Phillips ist noch immer ohne Anstellung und wohl auch ohne Aussicht.

3. II. 1848. Ihr treuer Freund

† Karl August.

3. Teuerster Freund! . . . So schwer es mir auch wurde und noch täglich wird, mich von Allem, was mir lieb und teuer war, getrennt zu sehen, so danke ich doch Gott, daß er mich von so schwerer Verantwortlichkeit befreit und aus so unangenehmen, schwierigen Verhältnissen herausgerissen hat. Hier lebe ich in vollkommener Ruhe und Zurückgezogenheit, arbeite, was mir aufgetragen wird. Sonst stehe ich freilich sehr einsam. Die einzig großartige Gegend Roms, die in den Katakomben erhaltenen christlichen Altertümer gewähren mir die beste Er-

holung und vertreiben mir das Heimweh, daß sich bei dem Mangel an Verkehr mit dem guten bayerischen Volke und seelsorgerlicher Tätigkeit öfters einstellen möchte. Doch die Überzeugung, daß Gottes Wille mich hieher versetzt hat, gibt mir vollkommen innere Ruhe.

In München wird die neue Ordnung bereits im Gange sein. Daß Windischmann von seiner Stelle abberufen würde, war vorauszusehen. Es ist das Beste für ihn, ob für die Diözese, für die Kirche, wird die Erfahrung zeigen. Er hat für sein redliches Wirken den echt evangelischen Lohn, gehaßt und verfolgt zu sein. Mir ist noch die Demütigung geworden bei der Konsekration des neuen Herrn Erzbischofs von dem Munde gelobt und verherrlicht zu werden, der mir früher ins Gesicht gesagt hatte, daß ich das Unglück von Bayern durch meine Leitung der kirchlichen Angelegenheit war. Gott verhüte, daß das Geschwär nicht doch einmal aufbreche und zum Ärgernis der Kirche ein Treiben bloßgestellt werde, das mit allen Kräften der Verstellung sorgfältig verborgen gehalten wurde. Von dieser Seite fürchte ich gegenwärtig das Meiste für die Kirche in Bayern, denn es scheint, daß Zwehl ganz unter jener Herrschaft steht.

Den neuen Nuntius werden Sie recht liebgewinnen, es ist ein frommer, ganz kirchlicher Mann, der nur Gott und das Beste der Kirche sucht.

Sie erinnern mich an die schönen Tage, die ich bei Ihnen in Stamsried verlebte. Diese Erinnerung ruft den Schmerz der Trennung recht lebhaft hervor. Gedenken Sie im Gebete dessen, der mit inniger Anhänglichkeit und Verehrung stets bleiben wird

[Ohne Datum] Ihr aufrichtig ergebenster Freund

Karl August Kardinal Reisach.



LXXI.

Künstlerische Erziehung durch Schule und Umgebung.

(Schluß.)

III.

Harmonische Umgebung.

1. Mit der künstlerischen Erziehung der rein künstlerisch oder handwerklich tätigen Jugend ist erst die kleinere der uns obliegenden Aufgaben gelöst. Größer und schwieriger ist das Werk einer neuen Geschmacksbildung des Volkes, der Stadt- wie Landbewohner, des schauenden und kaufenden Publikums.

Unsere ganz neue Kultur, unser häusliches und soziales, unser wirtschaftliches und öffentliches Leben, unsere Arbeit und unser Streben ist einer ästhetischen Bildung des Volkes so ungünstig als möglich. In dieser Beziehung hatte die alte Zeit einen beneidenswerten Vorzug vor der heutigen. Während man jene als die Epoche der Harmonie der äußeren Erscheinung und des Lebens nennen kann, muß man diese als die Periode der Disharmonie der „Ausdruckskultur" bezeichnen.

Im Mittelalter und auch noch in der Renaissance-Epoche befanden sich Kunst und Gewerbe, Volkstracht und Wohnungsausstattung, öffentliches Leben und geistige Auffassung in Übereinstimmung, in stilistischer Einheit. Der Blick des Schülers, des schaffenden Künstlers und des Kunstinteressenten war zudem begrenzt, die auf sie einwirkenden Eindrücke waren relativ wenige.

„Wirklich vertraut wurde der Künstler nur mit der Formensprache seiner unmittelbaren Vergangenheit, und auch wenn die Kunsteindrücke über diese hinausgingen, war der Kreis der Anregungen, die er empfing, ein in sich abgeschlossener. Seine Phantasie wurde in ganz bestimmte Bahnen gelenkt, sie schweifte



nicht im Uferlosen. Wie wichtig aber für den schaffenden Künstler eine gewisse Begrenzung ist, wie notwendig es ist, die Phantasie zu konzentrieren, Art und Zahl der Anregungen zu beschränken, einengende Bedingungen zu schaffen, das ist ein so alter Erfahrungssatz und liegt in den psychologischen Gesetzen schöpferischer Tätigkeit so tief begründet, daß es weder ausführlicher Erörterungen noch scharfsinniger Beweise bedarf, diese Wahrheit zu begründen. . . . Wer Fühlung hat mit der Kunst, der weiß, daß nicht die Fülle, sondern die Kraft und Einheitlichkeit der Eindrücke schöpferisch wirken. Aus der Einheitlichkeit und Spärlichkeit der Kunsteindrücke entstand die Harmonie im Kunstschaffen der Vergangenheit. Es war die Vorbedingung dessen, um was wir unsere Vorfahren so sehr beneiden: des Durchdrungenseins mit einer bestimmten Formensprache."[1])

Mit dieser für den anfangenden Künstler und noch mehr für das geschmacklich zu bildende Volk wohltätigen Ökonomie und Harmonie ist es für immer vorbei. Tausend verschiedene und zusammenhangslose Bilder, Formen, Farben und Gestalten stürmen auf das in stete Unruhe versetzte Auge ein. Die gegenwärtige Zeit und mit ihr die widerspruchsvolle Auffassung des Volkes ist für eine geeinte Kunst so ungeeignet wie in keiner Periode der Vergangenheit. Die Verworrenheit in Ethik und Ästhetik, in Kunst und Leben scheint unlösbar. Mit dem Sozial- und Kunstreformer John Ruskin, der den „Mangel an Einfachheit und Ganzheit, an Integrität in unserem modernen Leben"[2]) bedauert, stimmt überein Richard v. Kralik, welcher konstatiert,[3]) daß unserem Zeitalter der Zersplitterung, der Spezialisierung nichts so sehr abgeht als zusammenfassende Orientierung. Unsere Kunstauffassungen und unsere Kunstziele stehen sich vielfach wie die herrschenden Weltanschauungen gegenüber.

1) J. Folnesics in der Frankfurter Zeitung 1908, Nr. 133, erstes Morgenblatt.

2) Vergl. i. D. S. 64.

3) Kulturarbeiten. Münster i. W. 1904. S. 284.



Der Grund dieses Mangels an Übereinstimmung und an Kunstverständnis, heißt es in einem Aufruf zur Gründung eines bayerischen Kunstgewerbemuseums, liegt ferner „darin, daß unser Geschlecht in einer Zeit der Geschmacks-Verbildung aufgewachsen ist und daß das Hasten und Drängen unseres Erwerbslebens allzu viele an Anregungen und an dem geschaffenen Guten achtlos vorübergehen läßt." Es fehlt die Muße und das Gesammeltsein zu ruhigem Schauen und Schaffen. „Die Fähigkeit, die Umwelt mit den eigenen Augen zu sehen, wird beeinträchtigt. . . . . . Der Großbetrieb erweist sein Übergewicht, verdrängt und beunruhigt das Handwerk; es wird der Brunnen getrübt, aus dem der Kunst immer neue Erfrischung zuströmte."[1]) „Aus den Werkstätten der Handwerker sind gehetzte Geschäftsbetriebe geworden. Besonnenes, eifriges Lernen findet auch da keinen Platz, noch weniger in den Riesenanlagen der Industrie."[2])

2. Die vielfach falschen Kunstauffassungen unseres Publikums korrigieren und es geschmacklich bilden heißt vor allem: die diesem Publikum täglich vor das Auge tretenden Dinge geschmacklich besser, harmonischer gestalten. Es heißt mit allen Mitteln ankämpfen gegen die Entstellung unserer Städte, Dörfer und Landschaften unserer heiligen Heimatserde. Es heißt den rücksichtslosen materialistischen Industriegeist bekämpfen. Es heißt das noch vorhandene gute Alte sorgsam konservieren, die spekulativen und unvernünftigen Verwüstungen des Landes verhindern und Neues schaffen, welches das Gesamtbild nicht stört, sondern sich natürlich und künstlerisch in dasselbe einfügt.

In der Beseitigung der Entstellungen, welche Bauwesen, Verkehr und Technik in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen, obliegt der heutigen Generation eine kaum zu bewältigende Riesenaufgabe. Das ästhetisch Häßliche ist zu materiellen Milliardenwerten angewachsen, zur

1) R. Riemerschmid, A. a. O. S. 8.

2) Ebenda S. 9.



Verunstaltung ganzer Provinzen und zum dauernden und beschämenden Zeugnis unserer modernen Kultur geworden. Derartige geschmacklose Mietskasernen und Stadtteile, derartige abstoßende Industriewerke und Bahnhofanlagen, derartige charakterlose Dörfer und Kolonien, derartige stilistisch verfehlte Monumente und verwandte öffentliche Kunstwerke hat kein früheres Volk geschaffen! Auch auf die bauliche Unkultur unserer Väter im vorigen Säkulum trifft zu, was Ruskin den englischen Geistlichen Osborne Gordon, Professor an der Oxforder Universität, erzählen läßt. Derselbe — ein Mann von mittlerem Alter und durchaus nicht zu Sentimentalitäten geneigt, — bemerkte, „daß er niemals aus seiner Landpfarre nach London hineinfahren könne, ohne die Augen zu schließen, damit der Anblick der Häuserblöcke, die die Eisenbahn durch die Vorstadtviertel durchquert, ihn durch seine abschreckende Häßlichkeit nicht zum Tagewerk unfähig mache.“[1])

Was wir heute erreichen können, das ist: daß wir zu den vorhandenen Entstellungen nicht neue Entstellungen hinzufügen, daß wir die beschämendsten Verwüstungen unseres Landes zu mildern suchen und daß die neue und bessere Baukultur als ersten Grundsatz und Richtpunkt die harmonische Anpassung an die Umgebung auf ihr Programm setze. Auf die Baukunst, die Kunst der Öffentlichkeit par excellence, die eindrucks- und wirkungsvollste Kunst und die Voraussetzung für die übrigen Künste, muß die erste Sorge gerichtet sein.

3. Neben der „Kunst der Öffentlichkeit“ tritt uns stetig vor das Auge die Kunst des Hauses und des Gotteshauses: die Wohnungs- und die kirchliche Innenkunst. Sie alle wirken, als harmonisches Gesamtbild gestaltet, erzieherisch in nachhaltigster Weise und im höchsten Sinne.

Wenn wir uns vor vierzig und mehr Jahren in einem Raume behaglich fühlten, wenn, mit anderen Worten, dieser

---

1) John Ruskin, A. a. O. S. 88.

Raum eine beruhigende, gemütliche, zu längerem Verweilen nötigende Stimmung in uns hervorrief, dann war es entweder ein großväterliches Zimmer mit schlichten Biedermeier- oder mit Empire-Möbeln, oder eine alte, echte Bauernstube. Und wenn wir uns zur gleichen oder etwas späteren Zeit in einem Wohnraume unbehaglich, fremd und kalt fühlten, wenn es uns aus demselben hinausdrängte, dann war es gewöhnlich ein sogenanntes „altdeutsches“ Zimmer, in dem nur die aufdringlichen Renaissance-Möbel mit ihren unruhigen Aufsätzen und Formen zur Geltung gelangten, der Raum selber aber für das Auge kaum vorhanden war. Es war jene Kunst und jene Zeit, in der man Schränke, Tische, Sitzmöbel u. a. entwarf und ausführte, ohne den Wohnraum, für welchen sie bestimmt waren, gesehen zu haben, in der man, zusammenhangslos, ein Ausstattungsstück nach dem andern erwarb und nur darauf Rücksicht nahm, daß es den gleichen, den „altdeutschen“ Stil in den Detailformen aufwies.

Die Wohnungskunst, die gesamte Innendekoration hat seit den geschilderten Tagen erfreuliche Fortschritte gemacht. Aber Fortschritte nicht aus sich allein, sondern vor allem auf Grund des liebevollen Studiums der Biedermeierräume und der Kunst des Empires und nicht zuletzt der Raumgestaltung des alten Bauernhauses. Jene Fortschritte sind aber noch keine allgemeinen, sie betreffen im Wesentlichen das reichere Wohnhaus und die vornehme Villa und es muß künftige Aufgabe sein alle unsere Wohnstätten zu wirklichen Heimstätten, zu anziehenden, einheitlich und stimmungsvoll gebauten und eingerichteten Räumen zu gestalten. Ihre Wirkung auf das Auge und dessen ästhetische Gesundung, auf die Geschmackbildung unserer heranwachsenden Generation wird eine große, wenn auch keine allein entscheidende sein.

Ein Ähnliches gilt von der Innengestaltung unserer Kirchen. Die trotz der verhängnisvollen, fixen Idee von der „Stilreinheit“ und „Stileinheit“ noch nicht restaurierten und unverdorbenen kirchlichen Innenräume müssen geschützt,



die neuen Räume künstlerisch, harmonisch und würdig im höchsten Sinne gestaltet werden.

Der Einfluß eines künstlerisch gestalteten Gotteshauses auf die Geschmacksbildung unserer Väter war ein ebenso mächtiger wie idealer. Das Gotteshaus war die erste Kunstschule für das Volk, auf dem Lande meist die einzige. Im großen Dome wie in der kleinen Dorfkirche ruhte durch Jahrhunderte der Blick des gläubigen Volkes nicht nur mit Andacht, sondern mit andauernder, natürlicher Bewunderung auf der himmelanstrebenden Architektur und ihrer einheitlich zusammenklingenden Dekoration, auf der Farbenglut der Glasgemälde und dem Golde der Altäre, auf den in Wechselbeziehung stehenden Figuren und Bildern und den reichen liturgischen Gewändern: auf der Harmonie all dieser Formen, Farben, Darstellungen und Vorgänge. Die Säkularisation am Anfange und die Restaurationswut[1]) im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts hat nicht nur unersetzliche Werte vernichtet, sondern zugleich jene „kirchliche Kunstschule" in der Mehrzahl unserer Gemeinden vernichtet und damit die höchste künstlerische Bildung des Auges weiten Volkskreisen unmöglich gemacht.

4. Ist eine harmonische, unentstellte künstlerische Umgebung und mit ihr die ununterbrochene Aufnahme harmonischer Eindrücke eine fundamentale Bedingung für die künstlerische Schulung des Volkes, dann ist eine solche Umgebung in verstärktem Maße für die künstlerisch zu erziehende Jugend notwendig. Dann dürfen unsere dem Zeichen- und Kunstunterrichte dienenden Schulsäle nicht, wie wir es dutzendfach gesehen, ein Muster von Nüchternheit und Geschmacklosigkeit, von verfehlten Raumverhältnissen, unkünstlerischer

1) Wir kennen ein österreichisches Kronland, dessen Bevölkerung sich durch regen bezw. realistischen Sinn auszeichnet, in welchem fast sämtliche Kirchen der Restaurationsmanie und damit der Interesselosigkeit für den nach Künstlerischem forschenden Besucher verfallen sind.

Beleuchtung und ungeeigneten Einrichtungen sein. Gewiß sollen die Wände eines Zeichen- usw. Raumes den Blick des Schülers nicht durch auffallende Dinge ablenken, noch viel weniger aber sollen sie durch ihre Öde, ihre schlechten Proportionen und ihre nichtssagende häßliche Tünche das Auge abstoßen und den Geschmack verderben.

Der künstlerisch zu bildende Schüler muß nicht nur Künstlerisches — wenn auch noch so Einfaches — zeichnen und modellieren, er muß auch künstlerisch von allen Seiten, und in erster Linie durch den Raum, in dem er sich bei seiner Arbeit befindet, angeregt werden. Er muß künstlerische Objekte, geeignetes Anschauungsmaterial in seiner Nähe haben. Darum ist die Einrichtung eines Schulmuseums, einer Vorbilder- uud Lichtbildersammlung usw. für jede Kunstschule und für jede Mittelschule, an der in irgend einer Weise Kunstunterricht erteilt wird,[1]) geboten. Auch gut eingerichtete Lokalmuseen können ergänzend beim Unterrichte herangezogen werden und das Kunstverständnis und Kunstempfinden der jungen Leute heben. Von Jugendzeitschriften versprechen wir uns nicht viel; unter Umständen können sie mehr verwirren als klären.

Künstler und Kunsthandwerker sollen nur unsere auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Kunstschulen und Werkstätten heranbilden; aber das Verständnis und das Empfinden für die Kunst und die Einzelkünste soll an allen Schulen, an Volks- und Mittelschulen gepflegt werden. Hiezu

1) Unter „Kunstunterricht versteht man merkwürdigerweise in vielen Schulen und Kreisen den Zeichenunterricht. Man weiß nicht, daß in zahlreichen Fällen der Zeichenunterricht mit Kunst nicht das Geringste zu schaffen hat und besitzt keine Ahnung von der Notwendigkeit der geschmacklichen Bildung des Auges. — Es wäre heute allen Ernstes die Frage zu erwägen, ob man an die Stelle des meist mit wenigen Stunden bedachten und darum nennenswerte Resultate ausschließenden Zeichenunterrichts an unseren Lateinschulen, Gymnasien usw. nicht einen künstlerischen Anschauungsunterricht, verbunden mit kurzen Kontrollübungen des Gedächtniszeichnens, setzen soll.

ist weniger ein Zeichen- sondern vielmehr ein Anschauungs-unterricht notwendig. Ausgehend von der Schule muß das ganze Volk wieder zum künstlerischen Sehen erzogen und muß wieder ein Publikum gewonnen werden, das den Werken wahrer Kunst natürliches Fühlen, geistiges Interesse und opferbereite Liebe entgegenbringt.

5. Die Hemmnisse einer künstlerischen Erziehung unserer gegenwärtigen und kommenden Generation sind große. Eine wahrhaft künstlerisch und einheitlich wirkende Umgebung ist für die dieselbe nicht wie einst die Regel, sondern die Ausnahme. Tausend nicht zusammengehörige Dinge verwirren und divergieren den Blick. „Ungeahnte Verkehrsmöglichkeiten zerstören alle Beschaulichkeit, mischen Fremdartiges untereinander, verwischen die Eigenart."[1]). Die Surrogate für die entstellte, einst künstlerische und schöne oder doch harmonische Umgebung: Photographien und Bilder, Kunstzeitschriften und zwanglos erscheinende Hefte, Vorträge mit Lichtbildern und jährliche, alle möglichen Objekte, Stile und Richtungen umfassende Ausstellungen usw. können so wenig eine genügende ästhetische Bildung bewirken, wie eine Abbildung des menschlichen Organismus die lebendigen Organe ersetzen kann. Wo wenig Schönes ist, ist es schwer das Auge an Schönes zu gewöhnen: wo fast nichts harmonisch und einheitlich ist, ist es auch fast unmöglich der Grundforderung der Schulung des Auges: im Mannigfaltigen das einheitliche Ganze zu sehen und zu bewahren, gerecht zu werden. Die Aufgabe, welche Schule und Werkstätte heute zum Teil erfüllen kann und erfüllen soll, ist: den Blick auf Weniges zu beschränken und den Kreis der Aufgaben und Arbeiten einzuengen. In der Beschränkung und Einheitlichkeit liegt der Grund der Harmonie, Kraft und Größe der alten Kunst, eine solche Beschränkung und Einengung wird als Hoffnungsstern auch der kommenden Kunst leuchten.

* * *

1) R. Riemerschmid, A. a. O. S. 8.

Die ehemalige künstlerische Erziehung der Handwerker, Baumeister, Maler, Zeichner und Bildhauer vollzog sich in der Werkstätte und Meisterschule. Sie war ausschließlich Aufgabe der sozialen Kreise, und diese sozial-künstlerische Erziehung reifte Resultate, die heute noch in hundert Fällen als unerreichte Vorbilder vor uns stehen.

Die heutige künstlerische Erziehung ist fast ausschließlich zu einer Sache des Staates geworden. Die künstlerische Erziehung und die Kunst selbst wurden entsozialisiert, sie verloren in weitgehendem Maße ihren ehemaligen Zusammenhang mit dem Volke.[1]) Die verhängnisvollen Konsequenzen dieser Entsozialisierung machen sich heute besonders bei jenen staatlichen Kunst- und Fachschulen geltend, die mit Lehrwerkstätten und praktisch arbeitenden Ateliers verbunden sind. Die Tendenz dieser Schulen, praktisch und für die Praxis zu arbeiten, ist an sich gut und anerkennenswert, es fehlt aber gewöhnlich die volle Durchführungs- und geschäftliche Verwertungsmöglichkeit; zwischen staatlicher Anstalt und der sich interessierenden und kaufenden Gesellschaft bleibt eine schwer überbrückbare Kluft bestehen. Der pädagogische Staatssozialismus hat gerade auf dem Gebiete der hohen und der niederen Kunst seine großen Schattenseiten und Mißerfolge gezeigt, und er wird sie trotz alles Fortschrittes der Methode und Organisation in aller Zukunft zeigen.[2])

Ist die Künstlererziehung aus einer sozialen zu einer staatspolitischen Aufgabe geworden, dann soll wenigstens das Eine gefordert werden: daß mit der bisherigen einseitigen künstlerischen Schulung sich die soziale verknüpfe. Der reifere Schüler muß die künstlerischen Anforderungen des Lebens, im praktischen und im idealen Sinne, erfassen lernen. Er darf keine Kunst nach der jeden weiteren Zweck verneinenden „L'art pour l'art"-Theorie pflegen, sondern er

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 149, S. 918 f.

2) Vgl. Dr. C. Lemcke, Populäre Ästhetik, 5. Aufl. Leipzig 1879, S. 269.



muß mit seiner Arbeit und mit seinen Werken die Verschönerung, den Schmuck des Lebens und der Umgebung erstreben. Er muß sich bewußt werden, daß die Kunst keine für sich bestehende, sondern eine dienende Macht ist und daß ihre Bedeutung wächst mit der Höhe und der idealen Größe des Reiches und des Gegenstandes, dem sie in freiwilliger Hingabe sich widmet.

R. F. X. Hoermann.

LXXII.

Karl Jentsch' Volkswirtschaftslehre.

Es ist ohne Zweifel eine der Hauptfragen der künftigen Gestaltung Deutschlands und, wenn er zustande kommen sollte, des von Wilson geplanten, von Erzberger aufgegriffenen Weltstaatenbundes, wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Welt ausnehmen werden. Und doch vermag niemand zur Stunde davon ein Bild zu entwerfen, das den Anspruch ziemlicher Wahrscheinlichkeit machen könnte. Wie vieles andere, so liegt auch dieser Teil unserer Zukunft noch in einem Dunkel, das nur hie und da von den Lichtern einer noch stark mit den Wolken kämpfenden Sonne erhellt wird.

Nun könnten allerdings die Leser einer Zeitschrift, die schon seit ihrem Bestehen in der Warnung vor dem materiellen Zeitgeiste einen wichtigen Teil ihrer Aufgabe sah, indem sie nie vergaß den Blick zu jenen Höhen zu lenken, die jenseits aller irdischen Daseinsbedürfnisse liegen, sich fragen, was denn gerade jetzt, nachdem der Zusammenbruch der materiellen Diesseitskultur überzeugend klar geworden sei, der Hinweis auf eine Volkswirtschaftslehre bedeuten soll. Und man wird diesen Fragern recht geben und mit ihnen anerkennen, daß von allen den Umständen, die dieses furchtbarste Blutbad der Weltgeschichte, diese ungeheure Fülle von irdischem Jammer und Elend, von seelischer Not und Entwertung aller sitt-



lichen Begriffe heraufbeschworen haben, keiner so offenbar zu Tage liegt wie der Kapitalismus mit allen seinen Anhängseln.

Und doch beweist die im Laufe dieses Krieges schon zum zweiten Male in einer beträchtlichen Auflagenzahl auf den Markt getretene und, wie ich höre, schon wieder neu geplante Auflage der „Volkswirtschaftslehre" von Karl Jentsch[1]), daß gerade nach populärer Aufklärung über die „Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft" ein weitgehendes Bedürfnis besteht. Es ist jetzt offenbar mehr denn je der Drang in dem Menschen vorhanden, in das Getriebe des volkswirtschaftlichen Räderwerks, das von seinen bewußten Leitern, wie sich zeigen wird, schon Jahrzehnte lang auf Krieg eingestellt war und nun unbedingt auf Frieden umgestellt werden muß, einen Einblick zu tun. Dabei will mich die Gefahr, als ob wir bei der ohnehin schon volkswirtschaftlich genug gerichteten Seele der Massen und Völker noch mehr vermaterialisieren könnten, nicht größer bedünken, als wenn von einer tieferen Kenntnis des Stoffwechsels und der physischen Bedingungen des Körpers ein größeres Umsichgreifen von Krankheiten befürchtet werden müßte. Im Gegenteil. Wie in den Zeiten epidemischer Krankheiten diejenigen, die wenigstens über die biologischen Grundlagen der Übertragbarkeit von Seuchen unterrichtet sind, am ehesten kaltes Blut und klaren Verstand behalten, vor allem aber geeignete Vorbeugungsmaßregeln treffen können, so wird auch aus einem volkswirtschaftlichen Zusammenbruch — und das ist dieser Krieg in mancher Hinsicht, wenn man nicht lieber glauben will, es sei das in unserm Falle zu weit geleerte Sicherheitsventil einer volkswirtschaftlichen Hochspannung — dasjenige Volk am gefahrlosesten hervorgehen,

1) Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft, populär dargestellt von K. Jentsch, 33. bis 38. Tausend, 4. verbesserte und vermehrte Aufl., besorgt von Dr. phil. Anton Heinrich Rose. Leipzig 1918. Verlag Fr. Wilh. Grunow XVI und 377 S.; geh. 4.80, geb. 6.50 ℳ.



welches allen üblen Gerüchten zum Trotz der volkswirtschaftlichen Tatsache sich klar bewußt bleibt, daß es kein größeres und sichereres Kapital gibt als friedliche und arbeitsame Menschen.

Die Verhältnisse scheinen mir in Deutschland nun so zu liegen, daß es fachwissenschaftliche Vertreter der Volkswirtschaftslehre und ihrer verschiedenen Systeme genug gibt, wie überhaupt ein Mangel an Kathederwissenschaft in Deutschland trotz mancher Opfer des Krieges wohl in keinem namhaften Fache vorhanden ist. Auch in den organisierten Arbeiterkreisen scheint die Kenntnis gewisser volkswirtschaftlicher Grundsätze ziemlich verbreitet zu sein, wenn auch stark beeinflußt und nirgends losgelöst vom parteipolitischen System der Sozialdemokratie. Aber zwischen den Arbeitern, diesen eigentlich produktiven Kräften der Volkswirtschaft, diesen Gütererzeugern, die Herren und Diener der Maschine zu gleicher Zeit sind, und den fachmäßigen Vertretern der Volkswirtschaft in Theorie und Praxis gibt es neben Bauern und Handwerkern eine große Schicht von Intellektuellen, meist Beamten, die sich um die Lehren der Volkswirtschaft bisher nicht sehr zu bekümmern brauchten, weil sie weder in die Verlegenheit kamen Kapitalwirtschaft zu treiben noch um ihr regelmäßiges Einkommen besorgt zu sein brauchten. Diesen ging meist jede auch nur oberflächliche Kenntnis volkswirtschaftlicher Grundbegriffe ab, weil gerade ihr wirtschaftliches Rad sich mit der größtmöglichen Selbstverständlichkeit an der Peripherie des großen Wirtschaftsgetriebes des Staates um eine für ihre eigenen Blicke verschwindend kleine Achse drehte. Aber schon die für unser gewöhnliches Empfinden ganz erschreckliche Entwertung des Geldes, die ungeheure Summe der Kriegsanleihen, die sich mit keiner geschichtlich gegebenen Zahl messen läßt, die Gerüchte von fabelhaften Arbeitereinkommen, all das regt jetzt auch diejenigen, denen volkswirtschaftliche Fragen bisher nicht nahe gingen, zum Nachdenken an.

Und hier kann das zu einem für die Gegenwart



geradezu billig zu nennenden Preise ausgegebene Buch von Carl Jentsch jedem zu Hilfe kommen, der nach gründlicher Belehrung strebt. Die Gefahr, daß Jentsch im Auftrage oder Sinne einer bestimmten volkswirtschaftlichen Partei oder Schule schriebe, liegt bei einem Manne von so ausgeprägter Eigenart, dem dennoch nichts über unbedingte Sachlichkeit ging und der gerade wegen dieser Sachlichkeit als Mitarbeiter der besten Zeitschriften bis an seinen Tod allgemein geschätzt war und als Achtzigjähriger von der Breslauer Universität zum Ehrendoktor promoviert wurde, nicht vor.[1]) Wohl keiner, der Jentsch gekannt hat, hat ihn für parteiisch wider besseres Wissen angesehen. Er war zwar subjektiv in höherem Grade als der Durchschnittsmensch, und doch besaß er ein rücksichtsloses Streben nach objektiver Erkenntnis wie kaum ein zweiter. Sehr richtig charakterisiert ihn der Vollstrecker seines schriftstellerischen Nachlasses, Dr. Rose, im Vorwort zur „Volkswirtschaftslehre" (S. IX):

„Keine der üblichen Charakterisierungsbezeichnungen will auf ihn passen, weder in politischer Hinsicht noch in irgendeiner anderen Beziehung: Carl Jentsch war konservativ und auch nicht konservativ, sozialistisch und auch nicht sozialistisch; er trat dem Zentrum entgegen (insoweit es sich ultramontan zeigte) und er lobte es; er kämpfte als liberaler Redakteur und übte zugleich Kritik am Liberalismus. Er saß mit seiner Meinung gewissermaßen immer zwischen zwei Stühlen und war nichts weniger, als einer, der den Mantel nach dem Winde hängt. Er hielt unentwegt fest an seiner eigenen Richtungslinie."

---

1) Wer sich über das hinaus, was ich jüngst in den Histor.-polit. Blättern (161. Bd. S. 237 ff.) unter dem Titel „Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll" über Carl Jentsch ausgeführt habe, noch genauer in den Lebensgang und das vielseitige Schaffen dieses eigentümlichen Mannes einführen lassen will, der sei hingewiesen auf das von Studienrat Dr. Alois Mühlan und Dr. phil. A. H. Rose herausgegebene Buch „Carl Jentsch, von ihm selbst, nach seinen Werken" (Leipzig 1918, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.) 272 S.).

So ist Jentsch in der Tat wie kaum ein anderer geeignet die objektiven Grundlagen der verschiedensten volkswirtschaftlichen Systeme aufzuzeigen.

Ohne Zweifel hätte Jentsch, wenn er, der Deutschland glühend liebte, die schicksalsschwersten Stunden dieses Krieges, ja wenn er den Friedensschluß noch erlebt hätte, manches anders gestaltet, als es jetzt dasteht. Und namentlich das vorletzte Kapitel, das von den volkswirtschaftlichen Lehren des Weltkrieges handelt, würde noch mancher Ergänzung bedürfen, wie auch der Herausgeber sich schon vor die Notwendigkeit gestellt sah, einiges zu kürzen, einiges durch Anmerkungen, besonders soweit psychologisch-pädagogische Dinge in Frage kommen, worin ich ihm allerdings nicht restlos zustimmen kann, zu ergänzen. Aber das ist ja der Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft: Jene ist immer fertig, wenn sie einmal fertig war, diese ist heute fertig und verlangt morgen schon nach einer Abänderung. Die fruchtbare Bedeutung einer wissenschaftlichen Leistung erkennen wir jedoch daran, daß zu Zeiten, da die Menge noch im Dunklen tappt, ein Licht von ihr entzündet wird, das sich bald als wegweisender Strahl, nicht als ein flackerndes Irrlicht herausstellt.

Jentsch war als Politiker, was sich aus seiner Volkswirtschaftslehre nur andeutungsweise ergibt, westlich orientiert und hätte mit manchen anderen unserer zeitgenössischen Staatsmänner, deren Warnungen leider nur zu wenig beachtet wurden, einen für unvermeidlich gehaltenen Krieg am liebsten auf die Bezwingung und organische Zergliederung des russischen Kolosses ohne gleichzeitige Verwicklung mit den Westmächten beschränkt gesehen. Wäre seine Auffassung allgemeiner beachtet worden, so hätte uns vielleicht manche traurige Schicksalsstunde erspart bleiben können.

Mit Recht sah Jentsch einen Keim des künftigen Krieges in dem Wettkampf der Schwerindustrien, wie aus folgenden, noch vor dem Kriege geschriebenen Worten hervorgeht:



„Und wie sieht die Industrie aus, die Arbeiter sucht? Produziert sie Nützliches und Notwendiges oder wenigstens Dinge, die einem edeln und anständigen Luxus dienen? Bei einem Teile der modernen Industrien, die früher nicht vorhanden waren, ist das ja der Fall. Seit sechzig Jahren sind jahraus jahrein über 300 000 Männer mit dem Bau von Eisenbahnen beschäftigt. Weniger erfreulich ist schon, daß die wichtigsten und mächtigsten Industrien dem Kriege dienen und der Vorbereitung auf ihn, besonders dem Wettringen zwischen Panzer und Kanone. Notwendig ist das ja vorläufig, aber gefährlich. Denn wenn geldmächtige Personen ein Lebensinteresse daran haben, daß Kriegsgefahr drohe, so werden sie dafür sorgen, daß die Kriegsgefahr niemals schwindet" (S. 339).

Bedeutungsvoll tritt Jentsch für die Landwirtschaft ein. Wenn er auch nicht alle ihre parteipolitischen Forderungen, namentlich hinsichtlich des Maßes der von den ostelbischen Großgrundbesitzern geforderten Einfuhrzölle, erfüllt sehen möchte, so ist er doch ein warmer Verfechter des kleineren und mittleren ländlichen Besitzes und seine erste volkswirtschaftliche Lehre des Weltkrieges heißt: „Die Landwirtschaft ist und bleibt die einzige natürliche und gesunde Grundlage der Volkswirtschaft." (S. 350).[1]) So liegt diese Erkenntnis ganz im Sinne, der in dieser Zeitschrift des öfteren von verschiedenen Verfassern vertretenen Forderungen. Und auch darin wird man Jentsch beistimmen, daß der Staat seine Pflichten, die Volkswirtschaft in gesunde Bahnen zu lenken, trotz aller rühmenswerten Fürsorge in sozialer Hinsicht, nicht immer ganz einwandfrei gelöst hat. Denn der Staat verletzt „seine Pflicht als oberster Leiter der Volkswirtschaft vielfach dadurch, daß er die unzweckmäßige Zentralisation der Bevölkerung, das Hin- und Herschleudern der Volksmassen, die Arbeitsstockungen und Krisen befördert und verschärft, anstatt ihnen entgegenzuwirken und sie zu mildern. Er tut dies durch die Anhäufung von Behörden und Be-

1) Vergl. auch S. 58, 194, 228.

amten in Großstädten, durch das Militärwesen, das die jungen Männer vom Lande in die Städte zieht, und durch große Unternehmungen wie Kanalbauten, durch große Militärlieferungen, die Tausende von Arbeitern anlocken und an einzelnen Orten anhäufen, worauf sie dann nach Vollendung des Werkes ihrem Schicksal, d. h. dem Elend überlassen werden, ohne daß sich jemand um sie kümmerte" (S. 332). Erfreulich ist, daß Jentsch im Gegensatz zu manchen andern, die alles Heil vom Staate erwarten, auch für die freie christliche Caritas (S. 333 f.) ein Feld offen läßt.

Fragt man nun, welche Forderungen „der Alte von Neiße" für die künftige Staatsentwicklung und Gesetzgebung in volkswirtschaftlicher Hinsicht aufstellt, so wird man sie zwar nicht alle restlos unterschreiben, aber man muß zugeben, daß sie *gesund* sind, selbst da, wo er, offenbar um für große, durch Schlagwörter berauschte Volksschichten die Reibungsflächen zu ebnen, wie bei Punkt 5, über das Ziel hinausschießt. Diese Forderungen (S. 255 f.) heißen:

„Wenn der Mensch Eigentum besitzen muß, um Mensch zu sein (was übrigens in solcher Allgemeinheit nicht wahr ist), dann muß eine Staats- und Gesellschaftsordnung, die die Mehrzahl des Volkes aus Besitzlosen oder so gut wie Besitzlosen bestehen läßt, als unsittlich verurteilt werden. (Nach Schmoller, Grundriß II 429, beziehen die 500000 Personen der obersten Vermögensklasse in Deutschland 2 Milliarden Einkommen *aus Vermögen*,[1]) jede *Person* also 4000 Mark; die 15200000 Arbeiter 250 Millionen aus Vermögen; das macht auf den Kopf etwa 16,5 Mark.) Demgemäß muß man fordern, 1. daß die Anhäufung großer Vermögen durch eine progressive Einkommen- und Erbschaftssteuer verlangsamt und über eine gewisse Grenze hinaus unmöglich gemacht; 2. der Börsen-, Grundstück- und Häuserschwindel nach Möglichkeit eingeschränkt; 3. der

1) Von mir gesperrt. Die Zustände haben sich im Kriege natürlich noch bei scheinbarer Besserstellung der unteren Volksschichten zugunsten des Großkapitalisten verschoben.



mittlere und kleinere Grundbesitz durch eine vernünftige Konkursordnung vor der Aufsaugung durch die großen Vermögen geschützt; 4. die Widerstandskraft des kleinen Besitzes sowohl der Bauern wie der Handwerker durch genossenschaftliche Organisation (die freilich von den Bedrohten selbst ausgehen muß, vom Staate aber gefördert werden kann und wenigstens nicht gehindert werden soll) gestärkt; 5. die Festlegung des Grund und Bodens durch Fideikommisse und Großgrundbesitz der Toten Hand (Kirche und Stiftungen) verhindert; 6. der Lohnarbeiter durch die Koalitionsfreiheit in den Stand gesetzt werde, sich den ihm gebührenden und ohne Vernichtung der Industrie und Landwirtschaft erreichbaren Anteil am Arbeitsertrage zu erkämpfen."

In zehn Jahren wird, das traurige Los alles Irdischen, ein großer Teil dessen, was Jentsch besonders für diejenigen, die die Entwicklung der Volkswirtschaft vor dem Kriege im Sinne haben, an dienlichen Beispielen beibringt, überholt sein. Der Herausgeber wird sich also, wenn es ihm mehr auf die praktische Verwendbarkeit des Buches als auf die pietätvolle Pflege einer einzigartigen Hinterlassenschaft zu tun sein sollte, bei jeder neuen Auflage entschließen müssen in noch höherem Maße als bisher die ergänzende Hand anzulegen, weil der Krieg mit allen seinen noch nicht abzusehenden Folgen zu tief in die Volkswirtschaft einschneiden wird. Dazu gehört allerdings ein ausgedehntes Wissen, wie es nur wenige neben Carl Jentsch, diesem Polyhistor im guten Sinne des Wortes, besessen haben und besitzen werden. Was das Buch für unsere Gegenwart ganz besonders auszeichnet, das ist Jentsch' große Fähigkeit abstrakte Gedanken in konkrete Beispiele zu fassen. Man darf das Zutrauen hegen, daß Dr. Rose bei künftigen Ausgaben sowohl im Sinne wie auch in der Art seines väterlichen Lehrmeisters Jentsch dessen Werk fortsetzen wird, das über alle größeren volkswirtschaftlichen Systeme, wie über Freihandelssystem und Merkantilismus, über Männer wie Adam Smith, Karl Marx, Friedrich List, Rodbertus, Werner Sombart durch



Rückgreifen auf die Quellen eingehend berichtet, indem es zuvor deren Gedankengang wiedergibt, ehe es, immer mit dem Nachdruck auf das Lebensvolle in den einzelnen Auffassungen, mit der Kritik einsetzt. Dr. Johannes Hönig.

LXXIII.

Wirtschaftspolitisches aus Großrußland.[1])

Von Fritz Zinnecke.

„Selten erlebte die Welt auf realem wie auf idealem Gebiete einen tiefern und raschern Umschwung. In nur wenigen Jahren fallen Jahrhunderte alte Einrichtungen und steigen allenthalben ungeahnte und ganz neue Ideen aus dem bisherigen Dunkel empor. Auf eine altgewordene Welt baut sich eine neue auf." Diese Worte, die Charles Richet in seiner den Haager Friedenskongressen gewidmeten „Allgemeinen Kulturgeschichte" der großen französischen Revolution widmet, gelten heute wieder auch für das russische Riesenreich. In dieser Fülle epochalen Geschehens ist es vor allem die Revolutionierung der Wirtschaft, die das mehr als platonische Interesse der Menschheit erweckt; bestimmt doch die Wirtschaftsart alle anderen Kulturprovinzen, bedingt doch sie in weitestem Maße Wohlstand und irdisches Glück des Einzelnen. Großrußlands Wirtschaftspolitik, ihre Erscheinungen, ihre Prinzipien und ihre ethische Wertung sei der Inhalt folgender Zeilen.

Anspruch auf Vollständigkeit und Irrtumslosigkeit können sie nicht erheben; dazu sind die Unterlagen, die uns aus dem Lande des Geheimnisses direkt oder über Neutralien zukommen, denn doch zu lückenhaft; dazu sind jene ferner gerade in diesem Falle zu abhängig von der Verschiedenheit der Weltauffassung, dem parteipolitischen Standpunkte, von letzten unbegründbaren Gefühlen ihrer Urheber.

1) Wir bringen diese Ausführungen, ohne uns im Einzelnen ihre Schlußfolgerungen anzueignen. Die Schriftleitung.



Bevor wir die Erscheinungen der neuen Wirtschaftsformen ins Auge fassen, wegen der obwaltenden Relationen und Parallelismen, ein Wort über die innen- und außenpolitische Lage. Chaotische Zustände denen gleich, die Raskolnikoff, der Raskolnikoff des großen Dostojewski, im Traume prophetisch geschaut, herrschen seit kurzem wieder im Innern. Bellum omnium contra omnes! Die soziale Basis der Sowjetregierung, die zur Zeit ihre schwerste und kritischste Periode durchmacht, ist bedeutend zusammengeschrumpft. Trotz ihrer gewaltigen organisatorischen Arbeit wächst die Mißstimmung gegen das System. Bewaffneter Widerstand ersteht ihr aller Orten. In der äußeren Politik befindet sie sich zwischen den beiden Mächtegruppen wie zwischen zwei Feuern, ohne in ihrer ehrlichen Neutralität an eine von beiden Anlehnung zu suchen. Was auch immer die kommenden Wochen dem unglücklichen Lande bringen, die Ökonomie des Bolschewismus kann nicht ohne weiteres annulliert werden; aus dem Buche der Weltgeschichte jedenfalls ist sie nicht mehr zu löschen.

Von jeher war Rußland ein Agrarstaat; vornehmstes Ziel einer jeden Regierung mußte daher die Hebung und Wohlfahrt der Bauern sein. Hing doch von der Zufriedenheit und staatsbejahenden Gesinnung dieser Millionen des Reiches innerer Friede und äußere Stärke in erster Linie ab. Wie die Regierung sich diese Aufgabe angelegen sein ließ, wie trostlos und elend die Lage der Landbevölkerung war, weiß jeder, der in ein Buch Tolstois auch nur hineingeblickt. Die ganze Unfähigkeit und Frivolität des ancien régime zeigt sich so recht in der Behandlung dieser vitalsten Frage. Zickzackkurs, Schaukelsystem, Lüge und Vergewaltigung sind die Stichworte seines Verfahrens. Auch die Revolution in ihrer ersten und zweiten Phase unter Miljukow und Kerenski wollte bezw. konnte hier nicht gründlich Wandel schaffen. Ihr ephemeres Dasein war die Folge.

Erst die Bolschewisten setzten kühn den Hebel an den archimedischen Punkt und — die russische Welt ging aus



den Angeln. Kaiserliche und fiskalische Domänen, Kirchen- und Klostergut, private Latifundien, kurz aller Landbesitz ward aufgehoben und Grund und Boden, Haus, Vieh und Gerät unter die Bauern verteilt. Die Idee dieser Agrarreform war etwa folgende:

Eigentümerin aller Immobilien ist und bleibt die Gemeinde. Wald, Wiese und Wasserläufe, bei denen kommunistische Bewirtschaftung auf weniger Schwierigkeiten stößt, unterliegen nach bestimmten Grundsätzen der allgemeinen Benutzung und Ausnutzung. Das Ackerland dagegen wird vom Bauernsowjet an die einzelnen Gemeindemitglieder zwecks Bearbeitung und Nutznießung verteilt, ohne deren Privateigentum zu werden, was wesentlich dadurch zum Ausdruck kommt, daß nach Verlauf einer bestimmten Zeit der Boden wiederum an die Gesamtheit zurückfällt, um vom Bauernsowjet aufs neue vergeben zu werden. Selbstverständlich konnte bei der Ausdehnung des ehemaligen Großgrundbesitzes nicht die ganze enteignete Fläche restlos aufgeteilt werden; beträchtliche Strecken blieben überall unbebaut. Wächst nun die Seelenzahl des Dorfes, so steht noch genügend Ackerboden zur Verfügung und sollte dereinst der gesamte Kommunalbesitz aufgeteilt sein, so bietet das russische Riesenreich derartige Kolonisationsmöglichkeiten, daß auf unabsehbare Zeit hin kein Landmangel zu befürchten ist. Mit den erzielten Bodenprodukten kann der Erzeuger nun nicht nach Belieben schalten und walten. Zu einem festgesetzten Preise ist der Ertrag den Organen der Zentralregierung zu überlassen.

Der Zweck der Idee ist klar. „Akkumulierung" des Bodens ist ausgeschlossen, ebenso jede Spekulation mit dessen Produkten, das Interesse an seiner möglichsten Ausnützung dagegen gewahrt. Freiheit und Gleichheit, die, unbeschränkt genommen, sich gegenseitig aufheben, sind in einen gewissen Einklang gebracht. Die Realisierung der Generalidée ist natürlich bei der Selbständigkeit der einzelnen oft durch ungeheure Entfernungen von einander getrennten lokalen



Sowjets, deren oft so verschiedene Ausführungen infolge Fehlens der nötigen zentralen Organisation nicht in Einklang zu bringen sind, nicht allerorts die gleiche. In etwa hängt diese ja auch von der Art des Bodens und der Bodenerzeugnisse ab. Daher rühren die abweichenden, oft widersprechenden Schilderungen der einzelnen Teile der Agrarreform her. Jedenfalls scheint die kommunistische Bewirtschaftung mit Teilung des Ertrages oder des Erlöses äußerst selten zu sein, die Nutznießung des zugewiesenen Anteils auf Lebenszeit dagegen vielfach gefordert zu werden.

Die neuerreichte wirtschaftliche Selbständigkeit der Bauern wäre nur halbe Sache und würde auf die Dauer unhaltbar sein, ginge nicht Hand in Hand damit die politische. Tatsächlich ist denn auch nach dem Ausdruck des fünften allgemeinen Sowjetkongresses „der Bauernsowjet die Basis des ganzen russischen Verwaltungssystems". Auf ihm bauen sich Bezirks-, Kreis- und Gouvernementssowjet auf, die hinwiederum aus ihrer Mitte die betr. Exekutivkomitees, die eigentlichen Verwaltungs- und Vollziehungsbehörden einsetzen.

So wäre das große Problem der russischen Agrarreform dann gelöst und es erscheint nur mehr selbstverständlich, daß die Sowjetregierung bei ihren Unternehmungen die nachdrücklichste Unterstützung seitens der Bauern findet. Während nun auch die Bauern anfänglich die Losungen der Bolschewisten mit Beifall begrüßten, hat sich jetzt auch hier ein nicht unbedeutender Umschwung vollzogen. Gleichgültigkeit, Opposition, ja bewaffneter Widerstand größerer Rotten gegen die Soldaten der Zentralregierung sind bedrohliche Zeichen. Abgesehen davon, daß die Landverteilung stellenweise ordnungslos und willkürlich vor sich ging und die gezahlten Getreidepreise in keinem Verhältnis zu der herrschenden Teuerung stehen, ist der Grund des Stimmungswechsels folgender. Infolge der ständigen innern und äußern Wirren mußte vielfach die Hälfte des zur Verteilung gelangten Bodens unbestellt bleiben, so daß trotz der ergiebigen Ernte nach den Ausführungen Lord Cecils für den kommenden



Winter eine Hungersnot in Aussicht steht, der an zwanzig Millionen Menschen zum Opfer fallen dürften.

Das zweite großartige, nationalökonomische Experiment der Bolschewisten ist die Nationalisierung und Sozialisierung der Industrie.

Bei Ausbruch der Revolution waren fast alle lukrativen gewerblichen Unternehmungen des russischen Reiches geradezu Monopole des Auslandes geworden. Schon vor dem Kriege hatte ja die starke Inanspruchnahme französischen Kapitals eine weitgehende wirtschaftliche Abhängigkeit zur Folge gehabt. Je länger nun der Krieg dauerte und je höher die Finanznöte des Landes stiegen, umso rücksichtsloser beuteten Frankreich, England und Amerika die Notlage des Verbündeten aus. Laut einer Enthüllung von „Aftenbladet" aus dem Juni vorigen Jahres hatten englische Finanzkreise es verstanden die gesamte Textilbranche, den Bergbau im Donezgebiete und einen großen Teil der Eisenindustrie unter ihre ausschließliche Kontrolle zu bringen. Die beherrschende Rolle bei der Naphtagewinnung spielten amerikanische Unternehmergruppen. Gutschkow sprach einmal von hundert Millionen Dollar, die das amerikanische Kapital zur wirtschaftlichen Durchdringung Rußlands bereitgestellt hätte.

Diese völlige Durchdringung seitens der Entente wäre nur noch eine Frage der Zeit gewesen, hätte nicht die maximalistische Gesetzgebung einen gründlichen Umsturz herbeigeführt. Die Verstaatlichung der russischen Industrie wurde proklamiert und energisch in Angriff genommen, alle Vorrechte auf Nutzbarmachung ihrer ungeheuren Möglichkeiten aufgehoben, selbst die Anleihen des Auslandes annulliert. Nur den Mittelmächten gelang es im Brester Frieden ihre Anteile vorerst zu retten.

Das alte Gebäude war somit niedergerissen und es galt neues Leben aus den Ruinen zu erwecken. Mit Aufbietung all ihrer Kraft und Intelligenz haben die Führer der Bolschewisten gerade das zu verwirklichen gesucht, was jahrzehntelang für den bewußten Teil des Proletariats das





höchste Ideal gebildet hat: die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die Worte, die einst Karl Marx den „Arbeitern aller Länder" zugerufen hatte: „Ihr habt nichts zu verlieren als nur Ketten, aber eine Welt zu gewinnen", galten im Gegensatz zur westeuropäischen für die russische Arbeiterschaft noch im vollsten Maße. Indem die zur Herrschaft gelangte Partei diese Ketten sprengte, schuf sie sich im vierten Stande die festeste soziale Stütze, die mit Enthusiasmus und Aufopferung sich der bolschewistischen Sache verschrieb. Aber trotz der unbestrittenen Vorherrschaft der Maximalisten in den Industriebezirken und der allseitig günstigen Wahlergebnisse steht heute die Arbeiterschaft nicht mehr geschlossen hinter ihren Führern. Viele sind schwankend geworden, manche abgefallen. Der Gründe sind viele. Die nationale Schmach des Brester Friedens mag dazu gehören; mehr aber noch die durch die Mängel der zentralen wirtschaftlichen Organisation hervorgerufene Teuerung sowie das Gebahren gewisser Elemente in Regierung und Verwaltung, die durch Mißbrauch der Amtsgewalt und durch Verfolgung persönlicher Ziele das System praktisch und moralisch diskreditieren. Der Hauptgrund aber ist der, daß der erträumte Zukunftsstaat sich nicht restlos verwirklichen ließ; einmal weil überhaupt gewisse seiner Forderungen lediglich utopischer Natur sind — wie wäre etwa die Staatsidee Lassalles adäquat zu verwirklichen? — andrerseits weil der russische Arbeiter weder Erkenntnis noch Selbstzucht genug besaß, seine persönlichen Interessen mit dem allgemeinen Wohl in den erforderlichen Einklang zu bringen.

Der politischen Auswirkung der Arbeitermassen ist jedenfalls freie Bahn geschaffen. Gemeinsam mit den bäuerischen Vertretern der früher erwähnten Gouvernementssowjets tagen die Abgeordneten der städtischen Arbeitersowjets im allrussischen Sowjet, wählen aus ihrer Mitte die „Regierung der Arbeiter und Bauern", nämlich das Zentralexekutivkomitee und die Volkskommissare, „Minister" würden wir sagen.

Aber mit der Realisierung des extremen politischen



Gedankens konnte, wie schon gesagt, die natürlicherweise dazu in Parallele stehende radikale Sozialisierung nicht Schritt halten. Nach der Expropriierung der Industrie durch die Oktoberrevolution sollten sogenannte Arbeiterausschüsse die Leitung der einzelnen Fabrikbetriebe übernehmen und deren Zusammenschluß zu konzentrierter Staatswirtschaft erfolgen. Der eingeschlagene Weg hätte infolge des oben berührten Grundes und des Fehlens anderer ökonomischer Vorbedingungen zum Bankrott der russischen Volkswirtschaft geführt, weshalb es also galt einzulenken und einen Kompromiß mit der alten Wirtschaftsform zu finden. Der status quo zeigt ungefähr folgendes Bild:

Die bisherigen Privatunternehmungen, zumal die der Textil-, Montan- und metallurgischen Industrie, sofern sie über ein bestimmtes Mindestkapital, durchweg eine Million Rubel, verfügen, sind verstaatlicht, in der Weise, daß die Republik Eigentümerin der Betriebe ist, deren Produktion, Geschäftsgang und Preisbildung kontrolliert, alle Angestellten vom Direktor bis zum Arbeiter als in ihrem Dienste befindlich ansieht. Der frühere Besitzer ist somit seines privaten Eigentumsrechtes verlustig gegangen, hat dafür jedoch die Verwaltung und unentgeldliche Pachtnutzung erhalten, Beamte und Arbeiter werden von ihm nach festgesetztem Tarife entlohnt, er ist für die Instandhaltung und Entwicklung der Fabrikation dem Zentralexekutivkomitee strafrechtlich verantwortlich. Das Wichtigste jedoch ist, daß er wie früher das Unternehmen zu finanzieren hat und dementsprechend auch wie ehedem die Gewinne erhält.

Das Privateigentum ist demnach bloß rechtlich, aber nicht wirtschaftlich aufgehoben, eine Halbheit, die weder zu den angestrebten Zielen, der Sanierung der russischen Industrie, führen wird noch von Dauer sein kann. Der Nutznießer wird sich bei der Unsicherheit der allgemeinen Lage und der voraussichtlich kurzen Lebensdauer des augenblicklichen Kompromisses wohl hüten, das Unternehmen derart zu finanzieren, wie es zu dessen Wiederbelebung und Auf-



schwung erforderlich wäre. Die Stagnation der russischen Industrie wird die Folge sein, eine Folge, die eben durch den eigenartigen wirtschaftlichen modus vivendi vermieden werden sollte. Daß dieser Modus nicht definitiven, sondern nur provisorischen Charakter trägt, ergibt sich schon aus grundsätzlichen Erwägungen. „Wer Revolutionen halb macht, gräbt sich selbst sein Grab" hat St. Just gesagt. Blieben die Bolschewisten, die nach Tschitscherins Äußerung ihre Existenzberechtigung aus der Durchführung der sozialen Revolution herleiten, auf halbem Wege stehen, ist es mit ihrer Ära zu Ende. Ein in sich unhaltbarer Zustand ist es ferner, daß der „Towaritschi", der Angehörige des vierten Standes, politisch das Heft in Händen hält, wirtschaftlich indes dem „Burschui", der „Bourgoisie", untersteht. So können wir wohl mit Recht die heutige Situation als eine Übergangsmaßnahme, als den ersten methodischen Schritt einer nationalökonomischen Evolution ansprechen, deren Endziel die völlige Verstaatlichung der Produktionsmittel im sozialistischen Sinne ist.

Noch einen dritten Zweig der großrussischen Nationalökonomie haben wir in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, den Handel, da gerade die kommerziellen Beziehungen unseres Nachbarreiches zumal für uns Deutsche bei unserer heutigen „isolation", die aber nichts weniger als „splendid" ist, von sehr begreiflichem Interesse sind. Wie bei allen kriegführenden Nationen kann auch bei der russischen von einer endgültigen und konsequenten Handelspolitik zur Zeit keine Rede sein. Dergleichen wirtschaftliche Parallelfragen zu dem politischen Problem der Wiederherstellung Europas wird erst der Friedensschluß lösen, von dem es abhängen wird, ob die Losung „freier Weltmarkt" oder „Wirtschaftskrieg" zu lauten hat.

Die sozialistische Republik, sonst ein Fremdkörper inmitten der kapitalistischen Staaten, kann trotzdem nicht umhin, sich dem bei letzteren zu Tage tretenden Zug zur Nationalisierung des Handels anzupassen. In den Vereinigten Staaten nimmt der Kapitaltrust unter der Flagge des Staates wie



die Industrie so auch den Handel langsam aber sicher in seine ausschließliche Gewalt. Selbst in England, der alten Hochburg des Freihandels, bekämpft Hughes, der australische Premier, das von dem Arbeiterminister Henderson hochgehaltene Prinzip der offenen Tür und fordert Schutz der nationalen Produktion durch Zusammenschluß nach innen und Abschluß nach außen.

So hat denn auch die Moskauer Regierung den Staat unter Ausschaltung des freien Wirtschafts- und Kapitalsverkehrs zum alleinigen Träger des auswärtigen Handels erklärt. Die Grundzüge des Systems gab jüngst die Petersburger Telegraphenagentur wieder: der gesamte Außenhandel wird verstaatlicht und dem Volkskommissariat für Handel und Gewerbe unterstellt, in welches die interessierten Behörden, sowie landwirtschaftliche, gewerbliche und Handelsorganisationen Vertreter entsenden. Ihm steht das Handelsmonopol und die Preisnormierung zu und „es sucht mit den Regierungen der beiden kriegführenden Lager ökonomische Abkommen zum Austausch erzeugter Waren und zur gegenseitigen Unterstützung des produktiven Lebens der Völker."

Dies Segeln der freiheitlichen und pazifistischen Republik im Fahrwasser des nationalistischen Neomerkantilismus, der mit seinen Schutzzöllen, Ausfuhrprämien, seiner Sucht nach aktiver Handelsbilanz jene ungesunde Wettbewerbsatmosphäre geschaffen hatte, aus der 1914 das Kriegsgewitter losbrach, hat bis jetzt nur klägliche Resultate gezeitigt. Ein Beweis für viele: Bis Juni 1918 belief sich die russische Gesamteinnahme auf zirka zwei Milliarden, die Ausgaben aber auf etwa siebzehn; das Defizit von fünfzehn Milliarden vermöchte kein Handelsertrag auch nur zu verringern. Der Ruf nach Abbau dieses Systems der wirtschaftlichen Bindung und der Rückkehr zu normalen Handelsverhältnissen ist stark. Möchte sich diesem Rufe: Zurück zur klassischen Nationalökonomie, nach dem Kriege ganz Europa anschließen! Die klassische Nationalökonomie, die auf dem Naturrecht beruht, internationalen Freihandel, freie Initiative des Kaufmanns,

Preisregulierung nach Angebot und Nachfrage fordert und dem Weltfrieden dient. Denn ein jedes Volk, lehrt Adam Smith im Gegensatz zur merkantilistischen Epoche, die Handelsgewinn des einen Volkes auf Kosten des andern erstrebte, — jedes Volk hat das größte Interesse an dem Wohlstand und dem Gedeihen des andern, da es ja nur dann an ihm einen zahlungsfähigen Abnehmer seiner Produkte findet. Krieg aber vernichtet jegliche Wohlhabenheit und bringt selbst dem siegreichen Lande kommerziellen Nachteil. Eine Wahrheit, an der beim Ende des Weltkrieges wohl nur noch wenige zweifeln werden.

Wir haben nun im Vorhergehenden die großrussische Wirtschaftspolitik in ihren verschiedenen Erscheinungen betrachtet und dabei versucht, deren Mannigfaltigkeit auf die Einheit eines Prinzips zurückzuführen, was umso mehr gestattet scheint, da die bolschewistischen Führer als ausgesprochene Doktrinäre bekannt sind und sich bekennen. Und wenn zwischen ihren Ideen und deren konkreten Formen häufig ein Widerspruch klafft, so gab schon der Abbé Sieyès dafür die Erklärung: „Die Prinzipien sind gut für die Schule, die Staaten werden gemäß ihren Interessen regiert.“ Man hat sich vielfach bemüht, für die ökonomischen Grundsätze des Bolschewismus geistige Väter zu finden: Tolstoi für die Agrarreform, Marx für die Sozialisierung der Industrie. Darüber noch ein Wort.

Freilich stimmen Tolstois Ideale auf den ersten oberflächlichen Blick mit denen der russischen Sozialisten in mancher Hinsicht überein. Machten diese sich den Satz ihres französischen Genossen Proudhon „Eigentum ist Diebstahl“ zu eigen, so spricht der russische Graf von „der entsittlichenden Wirkung des Eigentums“. Lenins Landverteilung sieht der des Fürsten Nechljudow, in dem der Dichter von „Auferstehung“ sich selbst zeichnet, aufs Haar ähnlich. Man erinnere sich anderseits der Lehre des „Propheten von Jasnaya Poljana“ über Wesen und Gebrauch der Gewalt: die Gewalt ist das Böse schlechthin, widerstehet nicht mit Gewalt

dem Übel, Dulden und Leiden sollen den Gegner entwaffnen und den Sieg der guten Sache herbeiführen, und vergleiche damit die Handlungsweise der Bolschewisten. Zur Errichtung ihres Regiments nahmen sie die Gewalt zu Hilfe, und die Taten der Gewalt entfesselten alle barbarischen und brutalen Instinkte des Pöbels, weckten in den Tiefen der slawischen Seele jene dämonischen Mächte, die uns bei Lermontoff, dem russischen Byron, entgegentreten. Mag der Gedanke des „Jünglings" in Dostojewskis gleichnamigem Roman „Habe ich aber einmal die Gewalt, so werde ich ihrer überhaupt nicht mehr bedürfen" auch der der Revolutionäre sein — eine Inanspruchnahme Tolstois für ihr Tun ist unberechtigt.

Es war ja schön, im Jahre der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Karl Marx auf die russische sozialistische Republik hinweisen zu können als ein nach den Richtlinien des berühmten Sozialtheoretikers aufgebautes Staatsgebilde; nur schade, daß die tatsächlichen Verhältnisse, die oben kurz geschildert wurden, so wenig zu den in seinem standard work „Kapital" niedergelegten Maximen passen! Ist doch dem marxistischen Zukunftsstaate wesentlich die gemeinschaftliche Erfassung und Verteilung des Ertrags der Unternehmen. Die Berufung auf Marx ist demnach auch nur in beschränktem Maße zuläßig.

„Nationalökonomie und Ethik sind Geschwister" (Prof. Adolf Wagner), und die geschwisterliche Eintracht beider bedingt den sittlichen Wert der ersteren. Geht man von diesem Standpunkt aus, so hat die Wertung der großrussischen Wirtschaftspolitik nicht danach zu erfolgen, daß ihre Grundsätze mehr oder weniger Leo Tolstoi oder Karl Marx entlehnt sind — beide Autoritäten sind keine feststehenden moralischen Größen, daß ihre Betätigung den Umsturz zur Voraussetzung hat — „Revolutionen sind" nach Friedrich Schlegel „ein Notwendiges"; das Notwendige aber ist nicht Objekt der Ethik.

Verdammend würde von ethischer Warte aus das Urteil



über die großrussische Wirtschaftspolitik lauten, falls ihr Ziel eine auf mechanischer Egalisierung und zügelloser Freiheit beruhende einseitige Diktatur des Proletariats wäre, die der Terrorisierung der übrigen Volksgenossen gleichkäme; falls sie sich hergäbe, der materialistischen Weltauffassung zur Herrschaft zu verhelfen. Die Ideale der Weltrevolution, der politischen sowohl wie der wirtschaftlichen, sind laut dem Programm ihrer Urheber und Führer: Freiheit und Gleichheit der Individuen, friedliches und schiedliches Nebeneinanderleben der Völker, allgemeiner Kulturfortschritt der Menschheit; Güter, die sich weitgehendster Sympathie erfreuen, deren sittlicher Wert aber abhängt von dem Endzweck, auf den sie eingestellt sind. Sollen sie einzig den Weg bilden zum Idol des Sozialismus, zum natürlichen höchstmöglichsten Diesseitsglück, so führt dieser Weg von der Erde zur Erde, und die russische Reform wird im Entwicklungsgange der Menschheit statt eines Aufstiegs nur eine Episode bedeuten. Nur dann ist dieser Weg, sind diese Mittel von unvergänglichem Werte, wenn sie aufwärts leiten vom Schattenspiel des im Raum und Zeit Bedingten zu transzendenten Höhen. Willkommen der Kampf gegen jegliche Knechtung des Menschen, gegen Krieg und bewaffneten Frieden, gegen Unwissenheit und Unbildung des Geistes — alles Hindernisse für die Entfaltung der Seelen und ihres Reiches, für die Vertiefung des Glaubens im Menschenherzen an absolute Wahrheit, für die Festigung des Willens zur Innehaltung ewiger Normen! In diesem Zeichen ist er ethisch hoch zu bewerten und wird sein Ausgang Sieg sein. Das Endziel dieses von materiellen Dingen handelnden Aufsatzes, das als sein Motto gelten mag, sei Walter Rathenaus etwas abgeänderter Schlußsatz in „Von kommenden Dingen“: **„Wir sind nicht da um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen, sondern wir sind da zur Verklärung des Menschlichen aus göttlichem Geiste!“**

LXXIV.

Ungarische Grafen.

Tisza, Apponyi, Andrássy, Károlyi, Batthyány, Zichy, alles ungarische Grafen, die miteinander und gegeneinander die ungarische Politik vergebens beeinflußt haben. Schon seit langem sieht es fast so aus, als ob in Ungarn rein gar nichts geschehen könne, ohne daß ein Graf an der Spitze stünde. Und wenn einer mal was zu sagen hatte und nicht Graf war, so empfanden das viele Ungarn als einen schwer erträglichen Verstoß gegen die geheiligte ungarische Grafenüberlieferung. Das sind völkische Idiosynkrasien, die man nicht erklären und noch weniger verstehen kann, die man aber als gegeben hinnehmen muß.

Herr von Burian, gewiß auch ein einflußreicher ungarischer Politiker, konnte dem Schicksale nicht entgehen! Auch er wurde schließlich Graf. Fast der Einzige unter den mächtigen Politikern Ungarns, der nicht in diese Klasse gehört, ist Dr. Wekerle. Seine „schwäbische" Abkunft ist in seinen Namen zu deutlich ausgeprägt, als daß er nicht selbst die Ironie empfunden hätte, wenn Jemand mit dem Ansinnen an ihn herangetreten wäre, ihn zu einem ungarischen Grafen von Wekerle machen zu lassen. Dem humorvollen Hohngelächter bei einer solchen Nominierung wird er wohl Zeit seines Lebens auszuweichen wissen.

Unter den ungarischen politischen Grafen sind eine Reihe von solchen gewesen, die in der ganzen Welt berühmt waren, sei es, daß sie in ihrem Heimatslande sich eine überragende Stellung zu sichern gewußt hatten, sei es daß sie in der Doppelmonarchie die diplomatischen Geschäfte als Außenminister zu führen hatten. Wir Deutsche erinnern uns gerne an den Grafen Julius Andrássy Vater, der 1879 als Leiter der Außenpolitik der Doppelmonarchie das Schutz- und Trutz-



bündnis mit dem Deutschen Reiche abschloß. Einige andere Namen hier noch aus der Vergangenheit zu nennen, ist wohl nicht nötig, da es sich bei unserer Betrachtung nur um die Männer von gestern und heute handelt.

Die Männer von gestern! Am 1. November wurde bei uns bekannt, daß Graf Stephan Tisza am Tage vorher in Budapest einem Meuchelmord zum Opfer gefallen sei. Trotz all der vielen Tinte, die darüber vergossen worden ist, hat niemand bisher die ungemein krassen Widersprüche aufgedeckt, die in dem sozusagen amtlichen Bericht über seine Ermordung klaffen. „Vor dem Hause des Grafen Tisza hielt eine Gendarmerieabteilung von acht Mann Wache. Wenige Minuten nach 5½ Uhr öffneten drei Soldaten, die mit aufgepflanzten Bajonetten vor dem Hause erschienen waren, das automatische Schloß des Tores und traten durch den Vorraum in den Salon."

Was in aller Welt, fragt man sich erstaunt und entsetzt, haben dann wohl die acht Gendarmen dort zu tun gehabt, wenn drei Soldaten in diesem Aufzug das Schloß des Einganges erbrechen und in das Haus eindringen können? Liegt hier nicht eine stillschweigende Mithilfe der „Schutz-" mannschaft vor? Hätten diese wiederum es gewagt alles das geschehen zu lassen, wenn ihnen nicht vorher ein Wink gegeben worden wäre?

Wer wird diese Fragen erschöpfend beantworten? Wer wird Licht in dieses grauenvolle Dunkel bringen?

Die „Kölnische Volkszeitung" beginnt ihre kurze Würdigung des Ermordeten mit den Worten: „Es wird nicht an Stimmen fehlen, welche der Vermutung Ausdruck geben werden, daß der Anschlag auf den Grafen Tisza (geboren am 22. April 1861) in ursächlichem Zusammenhang zu bringen sei mit der erbitterten und unversöhnlichen Feindschaft, die zwischen dem Ermordeten und dem jetzt zur Macht gelangten Grafen Michael Károlyi seit langen Jahren herrschte."

Aus Budapest kommt keinerlei Nachricht, daß man auf



der Suche nach den Meuchelmördern sei. Dieselben haben die Gewehre in der Wohnung Tiszas stehen lassen und sind, von niemand gestört und angehalten, ruhig wieder ihres Weges gegangen. Die acht Gendarmen hatten die Schüsse gehört, sahen die Soldaten ohne Gewehre das Haus wieder verlassen und rührten sich nicht.

Bis zum Beweise des Gegenteils ergibt sich aber doch wohl aus diesen Zusammeuhängen, daß hier den zweifellos gedungenen Meuchelmördern der Weg geebnet worden ist, daß sie gleich nach der Tat unbehelligt in der Großstadt wieder untertauchen konnten.

*

Im vergangenen Jahre habe ich an dieser Stelle allerlei vom Grafen Stephan Tisza erzählt. Seine Macht war in jenen Tagen am Verblassen, so weit die Führung des ungarischen Staatsschiffes in Betracht kam. Aber ungebrochen war seine beherrschende Stellung unter den Abgeordneten, selbst dann, als ein Anderer an seine Stelle als Ministerpräsident trat. Der rücksichtsloseste, der kraftvollste, der zielbewußteste Politiker des Ungarlandes, das war Graf Tisza. Seine eisenharte Faust haben seine politischen Gegner gefühlt, als er Präsident des Abgeordnetenhauses, als er Ministerpräsident war. Neben bitteren politischen zog er sich haßerfüllte Feindschaften persönlicher Natur zu, so daß der Abgeordnete Koráts in der Kammer einen Attentatsversuch auf ihn machte. Graf Michael Károlyi verfolgte ihn mit seinem persönlichen Hasse, wo er nur konnte. „Als am 1. Januar 1913 nach dem Neujahrsempfang bei Erzherzog Joseph Graf Tisza abends im Nationalkasino — dem adeligen Klub in Budapest — erschien, ließ ihn Graf Károlyi in verletzender Form seine Geringschätzung fühlen, in Verfolg einer gesellschaftlichen Boykottbewegung, welche die Oppositionsparteien gegen die Mitglieder der Tiszapartei verabredet hatten. Tisza forderte Károlyi zum Duell heraus, das am 2. Januar 1913 in einem fast zweistündigen Waffen-



gang ausgetragen wurde und bei dem Károlyi zahlreiche Verletzungen davontrug. Eine Aussöhnung erfolgte nicht."

Diese Erinnerung des vorgenannten Blattes muß man im Auge behalten, wenn man die entsetzliche Tat richtig einschätzen will.

Graf Stürgkh ist auch während des Krieges ermordet worden. Aber ein einsamer Fanatiker — der, jetzt begnadigt, gleich zu hohen Ehrenstellen in der österreichischen Sozialdemokratie befördert worden ist — war hier der Schuldige. Bei Graf Tisza liegt aber die auf die lange Hand vorbereitete Mache wohl offen zu Tage.

Gegenüber den „Unabhängigen" und allen anderen ungarischen Elementen, die im Trüben zu fischen gedachten, hielt der Ermordete mit seiner ganzen Unbeugsamkeit an der Festigung und dem Ansehen des dualistischen Verhältnisses von 1867 und an der absoluten Sicherung der madjarischen Vorherrschaft auf Kosten aller anderen Nationalitäten in brutaler Weise fest. Er bestand mit der gleichen Festigkeit auf der Einhaltung der übernommenen Bündnispflichten Deutschland gegenüber. Mit seiner an eine Art Hausmeiertum erinnernden Arbeitsmehrheit schlug er alle die erbitterten Angriffe seiner Gegner und Feinde nieder, so daß in der ungarischen Kammer neben ihm niemand aufkommen konnte.

Die ungarische Außenpolitik Serbien gegenüber war im Grafen Tisza verkörpert. „Het Vaderland" sprach es jüngst offen aus, daß diese Politik gewissermaßen den Krieg heraufbeschworen habe. Daß infolgedessen der einzige starke Mann, den die Donaumonarchie überhaupt aufzuweisen hatte, dem Deutschen Reiche für seine Nibelungentreue von Herzen dankbar war, braucht nicht besonders betont zu werden.

Über seinem Starrsinn, der keinerlei andere Meinung gelten lassen wollte, der namentlich mit allem Nachdruck gegen eine Verschiebung der politischen Machtverhältnisse durch Erweiterung des Wahlrechtes Widerstand leistete, ist



er auch gefallen. Der Grundadel, der bisher in Ungarn alles zu sagen hatte, sollte von seinem Platze nicht verdrängt werden. Graf Tisza hat recht eigentlich für die „ungarischen Grafen" gekämpft. Aber auch als er nicht mehr Ministerpräsident war, fürchteten ihn seine Gegner noch immer sehr und mit Recht.

Daß Graf Stephan Tisza stets aus innerster Überzeugung gehandelt hat, darf man wohl annehmen. Daß ein in sich so gefestigter und geschlossener Mann, dessen politischer Scharfblick von niemandem geleugnet werden kann, diese Zeichen der Zeit so wenig zu deuten verstand, so daß er seit 1905 mit dieser verhaltenen Wut gegen die Erweiterung des Wahlrechtes und gegen eine anständige, politisch kluge Behandlung der Nichtmadjaren ankämpfte, kann nur unter dem Gesichtswinkel eines maßlosen Willens zur Macht verstanden werden. Hier hat vaterländische Besorgnis keinen Platz mehr.

„Drei Schüsse krachten", so heißt es in dem Berichte über den Meuchelmord Tiszas, „und Graf Tisza sank zwischen seiner Frau und der Gräfin Almány nieder. ‚Ich bin getroffen, ich sterbe. Das mußte so geschehen.' Das waren seine letzten Worte." Um es ehrlich herauszusagen: Ich glaube nicht an diese Darstellung. Das entspricht nicht dem Charakter des Gemeuchelten. Ein Mann wie Graf Stephan Tisza wird sich und sein Werk nie und nimmer, auch in der Stunde des Todes, in dieser ungemein platten und farblosen und dabei doch wieder vielsagenden Weise verurteilen. Wenn einmal die Gräfin Tisza und die Gräfin Almány frei werden reden dürfen, wenn einmal die Drohungen eines Grafen Michael Károlyi nicht mehr verfangen werden, dann erst dürften wir erfahren, was an diesem ganzen phantastisch aufgeputzten, wohlredigierten Bericht Wahres ist und was die Schuldigen zur Selbstentlastung frei erfunden haben.

Die erste Nachricht, die über den Mord durch das amt-



liche Ungarische Korrespondenz-Büro verbreitet wurde, besagte, daß der Graf auf einem Spaziergang mit einer Verwandten in der Herminenstraße von Soldaten durch Revolverschüsse getötet worden sei. Als man dann später merkte, daß man diese wesentlich bequemere Darstellung nicht aufrecht erhalten konnte, erfand man die zweite. Die acht Gendarmen werden wahrscheinlich sagen, wie es in der Heiligen Schrift heißt: Während wir schliefen, kamen die Soldaten und brachten den Mann um. Die Polizei erschien erst eine halbe Stunde später am Orte der Tat!!!

Die letzte politische Kundgebung Tiszas erfolgte am 24. Oktober im ungarischen Abgeordnetenhause über die Vorgeschichte des Krieges. Darüber wird berichtet: Der Text des Ultimatums wurde in einer gemeinsamen Ministerkonferenz am 19. Juli festgestellt. An dieser Konferenz nahm kein einziger Vertreter Deutschlands teil. Der Abgeordnete Balla rief dazwischen: In Wien nicht, aber in Potsdam! Graf Tisza fuhr fort: Weder in Potsdam noch anderwärts. Wir haben das Ultimatum in Wien beschlossen und den Text des Ultimatums in Wien in der gemeinsamen Ministerkonferenz festgestellt. Abgeordneter Balla ruft wiederum: Nicht das Ultimatum, sondern die Einleitung des Krieges ist in Potsdam beschlossen worden. Tisza antwortete darauf: Weder auf den Beschluß ein Ultimatum abzuschicken, noch auf den Text des Ultimatums haben andere Faktoren als die dazu berufenen österreichischen, ungarischen und gemeinsamen Faktoren einen entscheidenden Einfluß ausgeübt.

*

Innerhalb weniger Tage hatte der Ministerpräsident Dr. Wekerle am 23. Oktober zum zweiten Male dem Könige sein Rücktrittsgesuch unterbreitet. Die Lage war drohend geworden. Die Ereignisse überstürzten sich. Graf Andrássy war an Stelle des Grafen Burian getreten. Mit seinem Schwiegersohne, dem Grafen Michael Károlyi, dessen Macht



von Stunde zu Stunde wuchs, traf er ein Abkommen, über das verschieden berichtet wird. Das Eine ist sicher, daß der Schwiegervater vor dem Schwiegersohne die Waffen gestreckt hat. Am 28. Oktober verursachte Graf Károlyi das erste Blutvergießen zu Budapest, als seine Anhänger auf die Ofener Burg hinaufziehen wollten, um beim Erzherzog Joseph die Ernennung Károlyis zum Ministerpräsidenten zu erzwingen. Gleichzeitig erging die Note Andrássys an Wilson, die einen Trennungsstrich zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland zog. Graf Andrássy hatte sich eben verpflichten müssen, in Wien eine ungarische Politik im Sinne seines Schwiegersohnes zu machen. Dieser Verrat Andrássy's an Deutschland kam so unerwartet, daß die Deutschen in Österreich zunächst garnicht daran glauben wollten.

„Die Bündnispolitik“, so schrieb ein großes rheinisches Blatt bei der Ernennung Andrássys zum Außenminister, „wird durch den jetzigen Wechsel in der alten k. u. k. Staatskanzlei am Wiener Ballplatz keinerlei Änderung oder Erschütterung ausgesetzt sein. Dafür bürgt schon die Person des neuen k. u. k. Außenministers. Graf Julius Andrássy von Csik Szent Kirelyi und Kreszna-Marka . . . hat sich jederzeit aus politischer Überzeugung wie aus Herzensneigung als grundsatzfester Anhänger des Bündnisgedankens ebenso rückhaltlos bekannt, wie sein Vorgänger Graf Burian. Das Deutsche Reich tritt dem neuen Leiter der auswärtigen Angelegenheiten des verbündeten Nachbarreiches . . . mit uneingeschränktem Vertrauen gegenüber. . . . Und vornehmlich ein so erfahrener und weitblickender ungarischer Staatsmann wie Graf Julius Andrássy ist wohl am besten von der Überzeugung durchdrungen, daß das eherne Schicksal, das uns zu Waffenbrüdern bestimmt hat, gerade in der Zukunft Ungartum und Deutschtum mehr als je aufeinander angewiesen sein läßt.“

Wer noch an politische Ehrlichkeit, an Folgerichtigkeit im Wirken eines bedeutenden Politikers, an Erkenntlichkeit für völlig unbezahlbare Dienste, die Deutschland gerade den Ungarn geleistet hatte, glaubte, mußte genau so denken.



Graf Julius Andrássy hat mit einer leichten Handbewegung alles das unter den Tisch geschoben, sich und seine ganze Vergangenheit in herostratischer Weise verleugnet, um beim Verteilen der Beute in Ungarn nicht zu kurz zu kommen. Er ist durch seinen Schritt zum Beutepolitiker degradiert worden und er mußte sich von den empörten Deutschen Österreichs sagen lassen, als er am Amte klebte und nicht weichen wollte, man werde ihn schließlich als lästigen Ausländer per Schub über die Grenze bringen müssen.

Das nennt man einen politischen Selbstmord. Ja es ist sogar ein Schulbeispiel dafür, wie man es nicht besser ausdenken könnte.

*

„Het Vaderland", das bekannte holländische Blatt, schrieb am 26. Oktober:

„Was in Ungarn geschehen wird, ist noch immer zweifelhaft. Daß es sich unter Károlyi an die Seite der Entente stellen wird, können wir auch nicht annehmen. Die Ungarn sind als stolzes Volk bekannt und man muß es erst sehen, um von einem solchen Volke glauben zu können, daß es die Bundestreue gegen Deutschland brechen kann. Denn man weiß, es ist vor allem Ungarn gewesen, das durch seine Handelspolitik Serbien zum erbitterten Feind der Donaumonarchie machte, und vor allem Ungarn, das die Regierung der Monarchie nach dem Morde von Serajewo nötigte, jetzt und ein für allemal mit Serbien abzurechnen. Deutschland ging in den Krieg, weil es sein Wort halten wollte. Es blieb Österreich-Ungarn ebenso treu wie Frankreich Rußland. In dem Krieg war es Deutschland, das Ungarn vor den Russen rettete und nun sollte Ungarn Deutschland in seiner Not im Stiche lassen?"

Das Blatt meint zum Schlusse, daß von dem vielen Verächtlichen, das man im Kriege gesehen habe, ein solcher Schritt doch das Verächtlichste wäre.

Ein grelles Streiflicht wirft eine Rede des Abgeordneten Ludwig Szilagyi in der Sitzung vom 23. Oktober auf die



eigentlichen Urheber dieser verächtlichen Handlungsweise der ungarischen Deutschenfeinde. Unter anderem sagte er:

„Die Mitglieder der Károlyipartei gebärden sich offen als Freunde des Vielverbandes. Sie tun so, als ob Wilson noch einen 15. Punkt mit ihnen vereinbart hätte, laut welchem er mit sonst Niemandem als mit Michael Károlyi verhandeln wolle ... Nicht die deutsche Freundschaft war diesen Herren zu viel, sondern die Obergespannsstellen waren zu wenig. Und erst seitdem es dem Vielverband besser geht, und erst seitdem für die Vielverbandsmitläufer bei einem Abkommen mit unseren Gegnern etwas herausschaut, haben die Károlyi und Batthyány, Lorássy, Hock, Lähne, Balla und Abraham ihr Herz für den Vielverband entdeckt. Als Michael Károlyi aus der französischen Gefangenschaft heimkehrte, kaufte er sich sofort eine fesche Husarenuniform und äußerte die Absicht, in der Eigenschaft eines Tigers an der rumänischen Grenze zu erscheinen. Also Michael Károlyi wollte nicht gegen Deutschland zu Felde ziehen, sondern gegen den Vielverbandsstaat Rumänien."

Am 27. Oktober schrieb das Budapester christliche deutsch-ungarische Blatt „Neue Post" in seiner Nummer 250:

Graf Károlyi und seine Gesellen haben mit den Sozialdemokraten und den Freimaurern einen Bund geschlossen, um alle öffentliche Ordnung umzustürzen. Diese drei Parteien erlassen einen Aufruf nach dem andern. Sie wollen es nicht dulden, daß sich eine Regierung bilde, welche die Ordnung aufrecht erhält und das bedrohte Vaterland schützt. ... Die Károlyipartei zählt nur zwei Dutzend Abgeordnete. Die unter der Führung von Oskar Jaszi stehende radikale Partei hat keinen Abgeordneten und ihre Mitglieder sind fast ausnahmslos jüdische Advokaten, Ärzte, Kaufleute und Unternehmer. Die sozialdemokratische Partei hat nur in Budapest größeren Anhang, aber auch hier bildet sie eine verschwindende Minderheit .... Eine beutegierige Minderheit will sich auf das Genick des Landes setzen. Sie will das Land ins Verderben stürzen und dem Feinde ausliefern."

Nicht ohne Befremden mußte man lesen, daß das „Berliner Tageblatt“ am 31. Oktober eine ihm zugegangene Drahtnachricht des wüsten Deutschenfressers Graf Michael Károlyi wirklich abdruckte. Der rote Graf entblödete sich nicht einem in der Reichshauptstadt erscheinenden Blatte die Früchte seines Deutschenhasses in den folgenden jubelnden und triumphierenden Worten mitzuteilen: „In Budapest ist Revolution. Der Nationalrat hat die Regierung übernommen. Garnison und Polizei erkennen vollständig den Nationalrat an. Die Bevölkerung jubelt. Károlyi, Präsident des Nationalrates.“ Man beneidet das Mosseblatt um seine Feinfühligkeit in politischer und nationaler Beziehung wahrhaftig nicht, wenn man so etwas liest. Im Lichte dessen, was ich oben angeführt habe, wird die Sache aber einigermaßen verständlich und begreiflich.

Die Vossische Zeitung spricht sehr salbungsvoll und voller Bewunderung davon, daß die ungarische Revolution, „diese gewaltige Volksbewegung sich in einer geradezu mustergültigen Ordnung“ vollzogen habe (2. November). Als ob mit den Dingen, die sich bis jetzt dort abgespielt haben, die ungarische Frage endgiltig erledigt wäre! Die Zusammenhänge zwischen Zeitungen von der Art, wie die Vossische Zeitung ist, und dem ungarischen Radikalismus überbrücken ja manches. Daß man aber unter dem Vorschieben von politischen Interessen eine Berichterstattung so gestaltet, wie es die Vossische Zeitung tut, entspricht der Bedeutung des Deutschenhasses, der in Budapest Orgien feiert, doch wohl in keiner Weise.

Es steht dahin, ob die Herrlichkeit des roten Grafen, des Ministerpräsidenten der neuen Republik, nicht doch noch auf sehr starke Widerstände in dem agrarischen Lande und bei der Gentry oder auf ganz radikaler Seite stoßen wird. Sollte für ihn der Tag der Abrechnung kommen, dann wird er fürchterlich sein.

LXXV.

Was die Stunde fordert.

24. November 1819.

In den ernsten Tagen der Allerseelenwoche, welche die trübe Zeit des Novembermonats einleiten, sang die Kirche auch in diesem Jahre wieder ihr erschütterndes „Dies irae, dies illa“: die Mahnung, des eigenen Endes und des Endes der Völker, der kommenden Gerichte Gottes zu gedenken. Eine fast eben so ernste und furchtbare Mahnung richteten die politischen Geschehnisse der ersten Novembertage an uns; Ereignisse, deren Sprache sich als ein dreifaches schneidendes Weh für unser Volk und unser Vaterland darstellte: Ein nach den größten materiellen und blutigen Opfern verlorener Krieg, Waffenstillstandsbedingungen von ungewöhnlicher, vernichtender Härte, dazu die mit blutroter Fahne durch die Heimat ziehende, die alte Ordnung in Trümmer werfende Revolution. Der Tag des Gerichtes, das Ende der Zeiten schien gekommen. Das Ende unserer in einem halben Jahrhundert entwickelten wirtschaftlichen Blüte, das Ende von tausend Plänen und Hoffnungen, das Ende von Staaten und politischen Institutionen, Dynastien und Geschlechtern.

Die alte Ordnung liegt in Trümmern. Die Throne sind verlassen, auf den Ministerstühlen sitzen die Vertreter der radikalen und der gemäßigten Sozialdemokratie. Das Reich und die Bundesstaaten sind nach russischem Vorbilde demokratisiert, wenn man die Herrschaft einer Minorität eine Demokratisierung nennen kann. Das alte militärische System ist tot, dafür hat eine andere aus dem Militarismus hervorgegangene Einrichtung das Regiment an sich gerissen: das Institut der Soldatenräte. Der radikale Geist des Proletariats und der in den Ruhestellungen und Etappen herangereifte, zur Auflehnung drängende Geist einer modernen



Soldatenherrschaft haben sich verbunden um dem Volke neue Gesetze, neue Einrichtungen, neue Männer und neue Ideen aufzuzwingen.

Das neue Regiment ist aufgerichtet und besteht für einige Dauer. Beamte und Bedienstete haben sich zur freiwilligen Mitarbeit verpflichtet, die Ordnung wird im ganzen aufrecht erhalten, es heißt mit dem augenblicklichen Stande der Dinge, ohne feige seine Überzeugung und seine alten Ideale preiszugeben, sich abzufinden. Es gilt das Schlimmste zu verhindern: ein allgemeines Chaos im finanziell-wirtschaftlichen und im staatlich-politischen Leben, eine weitere Disziplinlosigkeit und Verwilderung der verwilderten Jugend, eine sich mehrende sittliche Dekadenz unseres Geschlechtes. Nicht lethargisch oder grollend wollen wir von ferne die Entwicklung der Dinge verfolgen, sondern alle unsere Kraft einsetzen zur Rettung versinkender alter Werte, zum Neuaufbau der erschütterten Ordnung und zur Neufundamentierung der unterwühlten Pfeiler und des schützenden Daches des staatlichen und gesellschaftlichen Gebäudes.

Auf den bestimmenden Bewohnern dieses Gebäudes: auf den heutigen Leitern des Reiches und der Einzelstaaten lastet eine Aufgabe und eine Verantwortung, die in ihrer Riesengröße und in ihrer erdrückenden Wucht in der Geschichte kein Beispiel findet. Wir hoffen, daß sie sich dieser Verantwortung und der persönlichen Fähigkeit und Erfahrung bewußt waren, als ihnen die Macht der Straße und die Sprache der Maschinengewehre die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übertrug. Wir hoffen, daß ihnen heute klarer als vordem bewußt geworden ist, daß nicht die Unterstützung der herrschenden Partei, sondern die Mithilfe aller Volkskreise und Berufsschichten die Riesenaufgabe, welche heute Deutschland gestellt ist, bewältigen kann. Wir hoffen aber zugleich, daß diese Aufgabe nicht in phrasenhaften Proklamationen und in flüchtig entworfenen radikalen Programmen, sondern in wirklicher und geordneter

Arbeit, im selbstlosen, dem gefährdeten Vaterlande geweihten Dienste erblickt werde.

Für einschneidende und für sich überstürzende Reformwerke ist jetzt keine Zeit. Insbesondere darf die Schule und das große Gebiet des Agrarwesens nicht den Experimenten unreifer Theoretiker ausgeliefert werden. Dies und anderes muß mit aller Entschiedenheit den führenden Geistern gegenüber hervorgehoben werden. In der Gefahr des Augenblickes gilt nur eines: alle Volkskräfte zusammenzufassen und auf allen Gebieten zu wirken, Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten, mit eiserner Faust allen Störern der Ordnung zu begegnen und die aus Krieg und Niederlage erwachsenen finanziellen Lasten gerecht zu verteilen. Der Blick muß sich von der Vergangenheit und ihren bitteren Lehren auf die Zukunft richten, damit den Söhnen und Enkeln einst wieder eine Wohlfahrt und ein Glück erblühe, das die Väter verloren und das eine verfehlte Politik verscherzt hat. Nicht die einzelnen und tieferen Ursachen des militärischen und revolutionären Zusammenbruches wollen wir in der gegenwärtigen Stunde der Not und des Leides erforschen — so nahe auch die Versuchung läge; das wird einer späteren und objektiver denkenden Zeit vorbehalten sein. Die Hauptursache bedarf ja bei uns keiner Erforschung: Man hat Sieg und Hilfe in rein irdischen Machtmitteln, in Kanonen und Bajonetten und nicht in überirdischen Waffen, nicht in demjenigen gesucht, der heute wie einst das Schicksal der Völker, Sieg und Niederlage in seinen allmächtigen Händen hält.

Organisation bis in die kleinsten Berufsschichten, Arbeit mit allen verfügbaren Kräften! Das sind die beiden ersten und am nächsten glänzenden Rettungssterne. Das dritte und wichtigste, das alles überstrahlende Hoffnungsgestirn ist das beharrliche Gebet. Millionen von Streitern haben mit irdischen Waffen den Sturm auf die Feinde begonnen und sind, trotz hundert Siegen, am Ende unterlegen. Millionen von Betern müssen mit der übernatürlichen Waffe des Gebetes den Himmel bestürmen, Buße und Selbsteinkehr



müssen sich mit dem Flehen der niedergedrückten Nation verbinden und der Herr wird Erbarmen mit seinem zu ihm sich wieder wendenden Volke haben, wie er sich stets Israels erbarmte, wenn es reuig von den verkehrten Wegen zu ihm wieder zurückkehrte und statt den irdischen Götzen der Macht und des Mammons dem ewigen und gerechten Gotte seine Opfer darbrachte.

Was ein geistvoller Mitarbeiter dieser Blätter[1]) im Revolutionsjahre 1848/49 am Schlusse eines Aufsatzes „Über Völkerglück“ schrieb, gilt auch heute: „Keine Seligkeit für irgend ein Volk, wenn nicht der Herr sein Gott ist, wenn es sich nicht ihm beugt, dem die Himmel dienen, und der als der Allselige und Alleinbeseligende allein die Völker erquicken kann an der Quelle des Lebens, die von seinem Throne ausgeht und an deren Borde der Baum ewiger Seligkeit blühend steht.“

LXXVI.

Der Geist des Codex juris canonici.

In dem Codex juris canonici, der im Auftrage Papst Pius X. abgefaßt und von Papst Benedikt XV. am Pfingsttage 1917 promulgiert wurde, hat die katholische Kirche ein neues Gesetzbuch erhalten, das anders als alle bisherigen amtlichen Rechtssammlungen das ganze innere Kirchenrecht umfaßt. Das ist ein Ereignis, das für die Kirche und alle, die mit ihr in Berührung kommen, auf Jahrhunderte wirksam sein wird und in seiner vollen Tragweite gegenwärtig noch nicht gewürdigt werden kann. Deshalb will auch die reiche Literatur, die bisher schon zu dem neuen kirchlichen Gesetzbuch erschienen ist, keineswegs eine erschöpfende Würdi-

1) Bd. 24, S. 535.

gung desselben bieten; sie dient der wissenschaftlichen und praktischen Einführung, wobei sie sich zum Teil allerdings nicht auf die bloße Zusammenstellung der wichtigsten Neuerungen beschränkt, sondern auch in den Geist des Gesetzbuches einzudringen versucht. Aus dieser Literatur ragt durch die Person des Verfassers und seinen Inhalt in besonderer Weise hervor das Werk des Berliner Kanonisten Ulrich Stutz.[1])

Stutz ist in erster Linie Rechtshistoriker; er zählt zu den führenden Vertretern der kirchlichen Rechtsgeschichte und hat sich insbesondere auch eingehend mit der neueren und neuesten Kirchenrechtsentwicklung befaßt, aus der das neue kirchliche Gesetzbuch herausgewachsen ist. Deshalb tritt er auch in dem vorliegenden Buche zunächst als Rechtshistoriker an den Kodex heran. Im ersten Aufsatze schildert er hauptsächlich auf Grund der neuen, wertvollen Aufschlüsse, welche die Vorrede des Kardinals Gasparri bietet, die Entstehung des Gesetzbuches, wobei er bis auf die Anregungen des Vatikanischen Konzils zurückgeht, eingehender aber von der sorgfältigen, wohlüberlegten Arbeit der Kodifikationskommission berichtet, die unter Heranziehung aller berufenen Stellen, namentlich des Gesamtepiskopates, in zwölf Jahren das gewaltige, vielen unmöglich scheinende Werk zum Abschlusse gebracht hat. Er gibt dabei ohne auf Einzelheiten einzugehen bereits ein allgemeines Urteil über den Kodex ab: „Das Ganze ist eine wohlüberlegte, ausgereifte Arbeit." (S. 47.) Über das Verhältnis zum bisherigen Recht betont er ganz richtig, daß das Gesetzbuch keineswegs von Grund aus Neues ins Leben rufen wollte. Das ist schon dadurch ausgeschlossen, daß die Grundlagen der Kirchenverfassung

1) Der Geist des Codex juris canonici. Eine Einführung in das auf Geheiß Papst Pius' X. verfaßte und von Papst Benedikt XV. erlassene Gesetzbuch der katholischen Kirche. 8°, XII und 366 S. Stuttgart, F. Enke 1918. (Auch als 92. u. 93. Heft der „Kirchenrechtlichen Abhandlungen" von U. Stutz erschienen.) ℳ 18.—

auf göttlichem Recht beruhen, also unabänderlich sind. Aber auch in den Kirchengesetzen, die nicht göttliches Recht enthalten, ist die Kirche, wie es ihrem Wesen entspricht, in der Weise konservativ, daß sie das Alte, im Dienste der Kirche Bewährte beibehielt und nur die Änderungen trifft, die durch die Zeitverhältnisse notwendig geworden sind. „Was wir vor uns haben, ist also mehr nur ein Um- und Neuguß des überlieferten Stoffes. Aber auch schon das nötigt uns Achtung ab und schließt ein erhebliches Verdienst in sich. Um nur eines hervorzuheben, so ist die Tatsache, daß jetzt das Ordens-, das kirchliche Prozeß- und Strafrecht eingehend geregelt sind, wahrlich nicht gering anzuschlagen. Selbst in Friedenszeiten wäre die Bewältigung eines solchen Stoffes eine Riesenleistung, ohne die Arbeit von mehr als zehn Friedensjahren wäre sie gar nicht möglich gewesen" (S. 51). Rechtsgeschichtlichen Inhalts ist ferner der fünfte Aufsatz, der zeigt, in wie weitem Maße die anläßlich des Vatikanischen Konzils von den verschiedenen Bischöfen geäußerten Wünsche und in den Generalkongregationen gemachten Vorschläge im neuen Gesetzbuch berücksichtigt werden; es zeigt sich, daß die damaligen Anträge die Anregung nicht nur zur Kodifikation als solcher, sondern auch zu den meisten einzelnen Änderungen gegeben haben, das Gesetzbuch inhaltlich ganz im Zeichen des Vatikanums steht. Der sechste Aufsatz „Der Kodex und die kirchliche Rechtsgeschichte" beleuchtet in anderer Weise sein Verhältnis zum bisherigen Recht: Das neue Gesetzbuch ist in weit höherem Maße als jedes bisherige kirchliche Rechtsbuch ein umfassendes und ausschließliches: es ist für das ganze innere Kirchenrecht nunmehr die einzige authentische Rechtsquelle, alle früheren Rechtsquellen, auch die Reformdekrete des Konzils von Trient und die Gesetze Pius X., sind durch den Kodex formell außer Kraft gesetzt,[1])

1) Eine Ausnahme besteht nur für acht päpstliche Konstitutionen bezw. Teile von solchen, welche ausdrücklich aufrecht erhalten wurden und als „Dokumente" dem Kodex angefügt sind.

gehören der kirchlichen Rechtsgeschichte an; was der Kodex von ihnen inhaltlich übernommen hat, gilt nur, weil es im Kodex enthalten ist und in der Form, wie es in ihm enthalten ist. Durch diese Ausschließlichkeit nimmt der Kodex in der kirchlichen Rechtsgeschichte eine ganz einzigartige Stellung ein.

Stutz ist nicht Katholik, aber er hat stets gegenüber der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen strenge Sachlichkeit gezeigt. Es wäre deshalb für alle, welche ihn und seine Arbeiten kennen, nicht notwendig gewesen, daß er im Vorwort der neuen Schrift bemerkt, sie sei in ganz derselben Denkweise geschrieben, wie seine bisherigen kirchenrechtlichen Arbeiten, „niemandem zu Lieb oder zu Leid, in voller Unabhängigkeit nach allen Seiten hin, einzig und allein im Dienste der Wahrheit und ihrer wissenschaftlichen Erforschung". Diese Objektivität zeigt sich im ganzen Buche, insbesondere im dritten und vierten Aufsatze, worin Stutz als nichtkatholischer Christ die Stellung des Kodex zu den Andersgläubigen und zum Staate betrachtet. Hier ist wesentlich, daß sich das Gesetzbuch von vornherein auf das innere Kirchenrecht beschränkt, d. h. auf die Beziehungen, die zwischen der Kirche und ihren Mitgliedern, sowie zwischen den Mitgliedern untereinander auf Grund ihrer Zugehörigkeit zur Kirche bestehen. Deshalb handelt das Gesetzbuch weder von den Andersgläubigen noch vom Staate ex professo, sondern berührt beide nur ganz gelegentlich an verhältnismäßig sehr wenigen Stellen, wie Stutz richtig hervorhebt (S. 105, 109, 124). Gerade solche gelegentliche Berührungen sind aber um so leichter Mißverständnissen ausgesetzt, sobald man sich nicht stets den innerkirchlichen Zweck des Ganzen wie der einzelnen Bestimmung vor Augen hält. Indem Stutz dies tut, kann er mehrfach darauf hinweisen, daß eine Bestimmung, die dem Andersgläubigen im ersten Augenblick befremdlich erscheinen könnte, vom innerkirchlichen Standpunkte aus nichts Befremdliches an sich hat. Er erkennt ferner an, daß man von der Kirche nicht verlangen könne, sie solle ihre



unumstößlichen Grundsätze aufgeben, und stellt fest, daß der Kodex gegenüber den Andersgläubigen wie gegenüber dem Staate „größte Zurückhaltung“ bewahrt (S. 109) bezw. „keine agressiven Tendenzen“ verfolgt (S. 125). Diese Feststellung wird für alle jene, welche in beiden Beziehungen etwa Befürchtungen hegten, eine wertvolle Beruhigung sein; sie besagt aber in ihrer negativen Fassung doch etwas zu wenig, da es unter den in Betracht kommenden Bestimmungen nicht an solchen fehlt, welche ein positives Entgegenkommen enthalten. Dazu gehört z. B. im Eherecht, daß nicht nur die akatholischen Ehen von der kirchlichen Eheschließungsvorschrift sondern auch die getauften Akatholiken von dem Hindernis der Religionsverschiedenheit (cultus disparitas, c. 1070) ausgenommen sind, sowie daß sich nunmehr das kirchliche Hindernis der gesetzlichen Verwandtschaft in jedem Lande nach dem dort geltenden weltlichen Rechte bestimmt, weshalb es in Deutschland entsprechend unserem BGB. (§1311) nur noch ein Eheverbot bildet. Die Befürchtungen, die Stutz zu einigen Bestimmungen äußert, sind nicht begründet; so beruht z. B. die Ausnahme, daß in Deutschland Protestanten Patronatsrechte an katholischen Kirchen besitzen und ausüben können (S. 125), auf einer mehrhundertjährigen Gewohnheit, die nach c. 5 fortbestehen kann, da sie im Gesetzbuch nicht reprobiert ist; die Vorschrift des c. 1322 § 2, wonach alle Menschen durch göttliches Gebot verpflichtet sind sich über das Evangelium unterrichten zu lassen und der wahren Kirche anzuschließen, widerspricht nicht, wie Stutz (S. 118) annimmt, der vom Staate geschützten Glaubens- und Gewissensfreiheit, da diese nur besagt, daß niemand in Gegenständen des Glaubens und Gewissens einem Zwange unterworfen werden darf, und auch das kirchliche Gesetzbuch unbeschadet der moralischen Verpflichtung ausdrücklich (in c. 1351) jeden Zwang ausschließt. Der siebente Aufsatz behandelt die „bürgerrechtlichen Einschläge“, d. i. die Feststellung bestimmter Grundbegriffe, wie Heimat, Domizil, Verwandtschaft und die Aufstellung bestimmter Grundregeln

z. B. über die Fristenberechnung, Rechts- und Handlungsfähigkeit, Verjährung, Ersitzung usw. Stutz geht hier den Quellen nach, aus denen diese größtenteils ja nicht neuen Begriffe und Regeln geschöpft sind (Naturrecht, römisches Recht) und befaßt sich eingehend mit den Bestimmungen über die moralischen oder juristischen Personen (das Gesetzbuch gebraucht diese Ausdrücke gleichbedeutend nebeneinander).

Der zweite Aufsatz „Neues im Kodex“ gibt eine kurze Zusammenstellung der wichtigeren Neuerungen, welche das Gesetzbuch bringt. Im achten und neunten Aufsatz bietet Stutz eine systematische Darstellung des nunmehr geltenden Rechtes über Primat und Episkopat sowie über den Generalvikar. Namentlich letztere Studie ist sehr zu begrüßen, da das Gesetzbuch dieses wichtige Amt zum ersten Male gemeinrechtlich regelt. Auf die Fülle von Einzelheiten, welche die drei letztgenannten Aufsätze — wie alle übrigen — enthalten, kann hier nicht näher eingegangen werden.

Die Gesichtspunkte, nach denen Stutz den Kodex geprüft hat, liegen zum Teil an der Peripherie des Kirchenrechts, znm Teil sind sie dem kirchlichen Verfassungsrecht entnommen. Darin, daß er sich auf diese Gesichtspunkte beschränkt hat, liegt die Eigenart seines Buches, die es über den Kreis der Kanonisten hinaus den kirchenpolitisch und kirchlich interessierten Lesern beider Konfessionen wertvoll macht; insbesondere könnte es Nichtkatholiken veranlassen, sich eingehender mit dem Gesetzbuch zu befassen und aus ihm die Kenntnis vom Innenbau und Innenleben der katholischen Kirche zu schöpfen, die ihnen bis jetzt vielfach gefehlt hat: je mehr, sagt Stutz mit Recht (S. 79), „in Zukunft mit wirklicher Sachkenntnis über diese Dinge wird gesprochen werden können, um so fruchtbarer wird die Erörterung werden, die auch weiterhin nicht ausbleiben kann und soll“. Die oben erwähnte Beschränkung, die sich Stutz auferlegt hat, hat jedoch zur notwendigen Folge, daß er in seinem Buche den Geist des Codex juris canonici nicht erschöpfend darstellen konnte: Das, was das Gesetzbuch zum inner-

kirchlichen religiösen Leben bringt, ist nur da oder dort flüchtig gestreift und doch kommt gerade in diesen Bestimmungen der Geist des Kodex am reinsten zum Ausdruck: nach dem Plane Pius X. ist die Neukodifikation nur ein Teil des Programms „Instaurare omnia in Christo", nur ein Mittel um die inneren Kräfte der Kirche zusammenzufassen und zu gesteigerter Wirkung zu bringen; darum will das Gesetzbuch in erster Linie der Seelsorge und durch sie dem Seelenheil der Gläubigen dienen: „Salus populi suprema lex est."

LXXVII.

Kürzere Besprechungen.

Weltpolitik und Weltgewissen von Dr. Fr. W. Foerster, o. ö. Professor der Pädagogik an der Universität München. 218 S. Verlag für Kulturpolitik, München 1919. Pr. 7.50.

Das bedeutsamste und psychologisch tiefste Buch, welches zum Friedensproblem des Weltkrieges in deutscher Sprache erschienen ist, — so können wir Professor Foersters „Weltpolitik und Weltgewissen" ohne Übertreibung nennen. Wer die politische Entwicklung seit Mitte des vorigen Jahrhunderts objektiv und abseits von der Heerstraße der öffentlichen Meinung verfolgt hat, für den sind die tiefsten Ursachen und Triebkräfte und die welterschütternden Konsequenzen des heutigen Krieges, wie sie Foerster darlegt, nur eine hochtragische Bestätigung der eigenen Erfahrungen und Überzeugungen. Das Werk verlangt wie kaum ein anderes im In- und Auslande die eingehendste Beachtung, mag man sich auch mit manchem Satze oder manchem Abschnitte in begründetem Widerspruche befinden. Was man in Foersters Buch in erster Linie beanstanden kann, ist indeß nicht das, was er sagt, sondern, wie mehrfach in seinen päda-

gogischen Schriften, das, was er verschweigt. Zu diesem Verschweigen bezw. zu geringem Hervorheben rechnen wir u. a. die potenzierte kapitalistisch-materialistische Tendenz des amerikanischen Wesens und ihr imperialistisches Streben zur wirtschaftlichen Weltvertrustung; dazu rechnen wir insbesondere den tiefgehenden Einfluß der freimaurerischen Geheimbünde diesseits und jenseits des Ozeans.

Wie überall so zeigt sich Foerster auch in seinem neuesten Werke als der selbständige Denker und scharfe Beobachter und zugleich als der den tiefsten Gründen nachspürende, manchmal zu ideologische Politiker. Was er über die folgenschweren Fehler der neudeutschen Schwertpolitik, über das geradezu verhängnisvolle Verhalten und die Selbstisolierung Deutschlands auf der Haager Konferenz, über die preußische Politik gegenüber Elsässern und Polen, über die im Auslande wie Zündstoff wirkenden Publikationen der Alldeutschen, über den öden und blinden Nationalismus der „Intellektuellen", d. i. der Mittel- und Hochschullehrer, über die Lähmung des Einflusses des Christentums auf das staatliche Leben usw. sagt, entspricht leider voll der Wahrheit. Den Kern seines Buches verlegt der Verfasser selbst in das 13. Kapitel: „Die kommende deutsche Weltaufgabe." Der lange Abschnitt löst in kaum anfechtbarer Weise das Rätsel der Welt-Antipathie gegen Deutschland. Er führt eingehend aus, daß die deutsche Seele unter der politischen und geistigen Entwicklung der letzten Jahrzehnte sich nahezu vollständig in ihr Gegenteil verwandelt habe, nicht zuletzt durch die Übermacht des undeutschen, preußisch-hegelschen Staatsgedankens; er beleuchtet den tiefgehenden Einfluß, den Bismarck und Treitschke auf die herangewachsene Generation geübt haben, bis endlich das alte deutsche Seelenleben völlig durch bloße Staatsvergötterung und Machtpolitik verdrängt wurde. Damit verband sich eine unerträgliche, ostpreußische Methode der Menschenbehandlung, eine Übertreibung und Fälschung des nationalen Gedankens: die Umbildung aus einem weltbürgerlichen in ein nationalstolzes und überall anstoßendes Volk. Der Verfasser zitiert die Ausführungen des heute vergessenen süddeutschen



Philosophen K. Chr. Plank, der in seinem „Testament eines Deutschen (1881) „in wahrhaft prophetischer Weise voraussieht, daß die deutsche Nation durch ihre neuere nationalistisch-militärische Entwicklung in einen weltgeschichtlichen Riesenkampf mit dem Osten, Süden und Westen hineingezwungen werden würde". Wenn ein derartig universalistisches Volk wie das deutsche, sagt weiter Plank, wenn ein „schon seiner natürlichen Lage nach zentrales Volk im schärfsten Gegensatz zu seiner früheren Geschichte sich zum reinen Nationalstaat zusammenfaßt und für alle anderen zum Vorgang gesteigertster militärischer Rüstung wird, was anderes kann in einer Zeit erhöhtesten Nationalstrebens die Folge sein, als schließlich der umfassendste Zusammenstoß".

Die wachsenden Erschwernisse unserer Weltstellung verdanken wir, um auch die näheren Ursachen zu berühren, der unseligen Politik mit der raschen Hand und dem kurzen Blick, die insbesondere seit der Ära Bülow eingesetzt hat. Eine Kette von Mißgriffen und Mißverständnissen hat uns in unsere heutige Lage hineingedrängt. Diese Mißverständnisse und das Mißtrauen im Ausland zu beheben, muß die erste aller Friedensarbeiten sein. Wir müssen in der höheren und in der auswärtigen Politik die „Korpsstudentenallüren" ablegen, wir dürfen es in dieser Politik nicht ausschließlich den Gegnern überlassen, universelle Lösungen vorzuschlagen. Eine der Hauptheṁmungen des Friedensschlusses liegt in der falschen Methode der Entente, „das zu bekämpfen, was sie den preußischen Militarismus nennt. Sie glaubt dem Gewaltglauben nur durch eine . . überlegene Gewaltleistung beizukommen. Sie vergißt dabei, daß der Körper dieses Militarismus doch das in Uniform steckende deutsche Volk ist". Man muß, wenn man den Militarismus zerschmettern will, vorher das deutsche Volk totschlagen.

Foersters optimistische Auffassungen über die Wilsonsche Politik haben durch die Ereignisse der letzten Wochen eine einschneidende und für Deutschland und Österreich tiefschmerzliche Korrektur erfahren. Möge sich wenigstens die Hoffnung erfüllen,



welcher der Verfasser am Schlusse seiner Ausführungen Ausdruck verleiht: daß in der furchtbaren Not der heutigen Welt in der Menschheit endlich die Ahnung reift, daß sie nicht durch den Haß, sondern durch den Geist und die übermenschliche Liebe Christi allein leben kann, „und daß diese von oben kommende Kraft nicht weltfremd ist, sondern höchste Weltkenntnis, Weltweisheit und Weltpolitik bedeutet“. H.

Der Winterkönig.[1]) Im Jahre 1608 gründeten die protestantischen Fürsten Deutschlands die Union, deren Seele der Statthalter der seit 1329 mit der Kurpfalz verbundenen oberen Pfalz, Christian von Anhalt, war, welcher von Amberg aus seine Blicke auf das benachbarte Böhmen lenkte, das durch Uneinigkeit und Parteiwesen arg zerklüftet war. Um mit den Führern der Gegner der habsburgischen Herrschaft zu verhandeln, wurde der pfälzische Großhofmeister Graf Albrecht von Solms nach Prag geschickt, denn Friedrich V. von der Pfalz, welcher sich 1613 mit Elisabeth, des Königs Jakob I. von England Tochter, vermählt hatte, wollte gar gerne König von Böhmen werden, um seiner Gemahlin mehr Kurzweil zu verschaffen. Aber auch der Herzog Emanuel von Savoyen, ein geschworener Feind des Hauses Habsburg, wollte die böhmischen Unruhen für sich ausnützen und zwei Kronen: die deutsche Kaiser- und die böhmische Königskrone auf seinem Haupte vereinigen. Am 20. März 1619 starb Kaiser Matthias; jetzt trat Friedrich V. offen mit seinen Plänen hervor und am 26. August 1619 — seinem Geburtstage — wurde er vom böhmischen Landtage mit 144 gegen 7 Stimmen zum Könige gewählt. Zwei Tage darauf wurde in Frankfurt Ferdinand II. zum deutschen Kaiser gewählt — am 19. August hatten ihm die aufständischen Böhmen den Gehorsam aufgekündet. Der Herzog Maximilian von Bayern, der Führer der Liga, hatte seinem pfälzischen Vetter von der

1) Das Ende der kurpfälzischen Herrschaft in der oberen Pfalz 1618—1621. Von Generalmajor a. D. Dollacker. 1918, Jos. Fenzl in Amberg. VIII, 90 S.



Annahme der Königswürde abgeraten, auch der Kurfürst von Sachsen, allein Friedrich V. hielt schon am 31. Oktober 1619 feierlichen Einzug in Prag und ließ sich am 4. November die Königskrone der tiefverschuldeten Böhmen aufs Haupt setzen. Der Krieg war unausbleiblich. Die Liga warb 25000 Mann an; dem Führer derselben stellte der Kaiser Ferdinand II. die Kurwürde in Aussicht. Der tatkräftige Bayernfürst Maximilian bändigte im Mai 1620 Oberösterreich und wendete sich von Linz aus gegen Böhmen, wo am Weißen Berg am 8. November 1620 der Traum des Winterkönigs zusammenbrach; Friedrich V. wurde am 22. Januar 1621 in die Reichsacht erklärt, die Union aufgelöst und die obere Pfalz huldigte dem Kaiser: 29. Oktober 1621.

Das ist in kurzen Zügen der Ausschnitt aus einem tief-ergreifenden Geschichtsbilde deutscher Vergangenheit. Wir können nur bedauern, daß der Verfasser sich so enge Grenzen gezogen hat.

Greding. Hirschmann.

LXXVIII.

Zur Geschichte des Anarchismus.

Momentbilder aus der französischen Revolution.

ἀναρχίας δὲ μεῖζον οὐκ ἔστιν κακόν.
Sophokles, Antigone.

Kardinal Pacca erzählt in seinen historischen Denkwürdigkeiten während seines Aufenthaltes in Deutschland 1786—94 (Anhang über die Nuntien S. 156): „Wenn ich irgend eine wichtige Begebenheit erfuhr, so las ich die Geschichte der Epoche, wo eine oder mehrere Nationen sich in ähnlicher Lage befunden hatten, und da die Welt ein Theater ist, auf welchem dieselben Darstellungen wiederkehren und nur die Schauspieler andere sind, so mutmaßte ich aus dem, was damals geschehen, was geschehen wird, und nur selten betrog ich mich."

Es ist die alte Lehre: Historia magistra vitae. Ebenso alt ist aber die Erfahrung, daß diese Lebenslehrerin wenig beachtet und noch weniger ihren Weisungen nachgelebt wird. Das darf uns jedoch nicht abhalten immer wieder auf dieselbe hinzuweisen, zumal wenn die Not der Zeit dies gebieterisch zu verlangen scheint.

Die Not der Zeit, die größte Not ist der Bolschewismus, der uns mit seinen Greueln zu überfallen und zu erwürgen droht. Ein Gegenstück zum Bolschewismus finden wir im Terreur der ersten französischen Revolution: Plaçons la terreur à l'ordre du jour!

Einige Erinnerungen an diese Schreckensperiode und was ihr vorausging, dürften heute besonders lehrreich sein.

Die **Ursachen** der französischen Revolution liegen politisch und wirtschaftlich in den Ausschreitungen des schranken-

losen Absolutismus (l'état c'est moi), religiös-sittlich in der Unterdrückung der kirchlichen Freiheit und in der Freigabe der Gottesleugnung und Entsittlichung. „Nie ist eine solche Sündflut schändlicher Bücher über die Welt ausgegossen worden, wie in Frankreich seit den letzten Zeiten Ludwigs XIV. bis zum Ausbruch der Revolution". (Niebuhr.) Der liederliche Unglaube der Regentschaft, der spottende Unglaube Voltaires, der philosophierende Unglaube Rousseaus zeitigten den blutrünstigen Unglauben der Revolution. Selbst dann, als der Angriff gegen das Königtum im Gange war, zeigten sich Choiseul, Necker und Turgot als entschiedene Gegner des Klerus. Die Literatur hatte einen Freibrief gegen Religion und Sitte zu wüten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts — so Buckle — „hatten die großen französischen Schriftsteller es dahin gebracht, den Grund der Kirche zu untergraben."

Was d'Alembert und seine Genossen sich in der unwürdigsten Bekämpfung von Glauben und Sitte erlauben durften, spottet aller Beschreibung. Das alles duldeten die Höfe und der Adel oder machten es sogar mit. „Die Verblendung der damaligen Zeit an den Höfen — so schreibt Leo — ist unglaublich, wie man, um nur von diesen französischen Schriftstellern geachtet und gepriesen zu sein, gar keinen Anstoß daran nahm, daß Raynal drucken lassen konnte: er kenne kein Verbrechen, als die christliche Religion zu bekennen und den König in Ehren zu halten. Diderots ekelhaft fanatischer Wunsch: er möchte den letzten König mit den Gedärmen des letzten Priesters erdrosselt sehen, ist bekannt genug. Diese Leute waren es, welchen Könige den Hof machten." Eine gräßliche Illustration dazu liefern die Ermordung des Königs und der Königin und die Massakrierung der Geistlichen.

Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 eröffnet den blutigen Reigen. Hätte man bei dem vorhergehenden Einbruch in das Hôtel des invalides nur eine Batterie aufgefahren, meint Niebuhr, so hätte man damals die Aufrührer noch sprengen können. Aber der Anführer



der bewaffneten Macht, die in Schußweite aufgestellt war, Herr von Besonval, sah zu und ließ alles geschehen. Er hatte keine Befehle. Jetzt war die Revolution gemacht. Der Aufruhr wurde gleich mörderisch; gleich bei der ersten Aufregung kam die Hefe zur Macht, welche den Aufstand als eine Gelegenheit zu Mord und Raub betrachtete. Man sprengte aus, die Deutschen und Schweizer wollten die Stadt plündern. Den größten Unsinn nahmen selbst die gescheitesten Männer als bare Münze hin. Am 14. Juli 1789 zog „das Volk" gegen die Bastille. Sie war von 120 Schweizern und Invaliden besetzt. Es befanden sich 4—5 Gefangene darin. Der Pöbel pflanzte ein paar elende Kanonen gegen die Bastille auf; die Festung war ebenfalls mit Geschütz versehen und hätte der Kommandant Launay einige Besonnenheit gehabt, so hätte er den Pöbel durch einige Schüsse über die Köpfe zerstreuen können. Die Schweizer wollten sich auch verteidigen und ihr Befehlshaber v. d. Flue bestand darauf mit Nachdruck. Aber die französischen Invaliden wollten nicht feuern und Launay konnte sich nicht zum Widerstand entschließen. So kletterte das Volk ohne Widerstand auf die erste Mauer, ließ die Zugbrücke nieder und kam in den ersten Hof. Noch war es eine Kleinigkeit sie hinauszutreiben; aber Launay blieb in seiner Verblendung und wollte kapitulieren. Jetzt öffneten die Invaliden die Tore und nun mußten auch die Schweizer sich ergeben. Gleich darauf schleppte der Pöbel alles heraus, die meisten Schweizer wurden gemordet, Launay auf dem Greveplatz aufgeknüpft. Man fand in seiner Tasche einen Brief von dem Prévot Flesselles, der ihn zur Verteidigung aufforderte; folglich drang man in das Hôtel de ville und ermordete den Prévot auf das Grausamste. (Vgl. Niebuhr Geschichte des Zeitalters der Revolution 1, 190 ff.) Lafayette, der Kommandant der Pariser Nationalgarde, war ein braver Mann, aber er besaß sehr wenig Einsicht und noch weniger Tatkraft, er mußte den Torheiten der Revolution die Farbe geben und wurde zum „Betörtesten aller Toren."



Die Indolenz des Bürgertums, das nach wie vor seinen Vergnügungen nachging, und die Emigration des Adels lähmten die Widerstandskraft gegen die Anarchie. Nach dem Tod Mirabeaus (2. April 1791), der den Folgen seiner Ausschweifungen erlag, setzte die Auswanderung des Adels, die anfangs nur geschehen um das Leben zu retten, in einem unglaublichen Umfange ein. Die großen Herrn vom Hofe, die vornehmsten Offiziere, die Gardes du Corps, ganze Offizierskorps mancher Regimenter gingen fort. Wer zurückblieb, galt den Aristokraten für einen Demokraten und Jacobiner. Diese Flucht gab der Revolution neue Kraft, die Offiziere wurden ersetzt durch revolutionäre Unteroffiziere. Die Gutsbesitzer betrachteten es als eine Ehrensache nach Koblenz zu gehen. So verschwanden auf allen Punkten des Landes diejenigen, die einen Kern zum Widerstande hätten bilden können (Vgl. Niebuhr 2, 239). So verlor auch der König den Schutz und die Stütze, auf die er in erster Linie hätte rechnen dürfen.

Der König Ludwig XVI., der reine Enkel des unreinen Ludwig XV., war edel veranlagt; sein Unglück war seine zu große Güte und Mangel an Selbstvertrauen und Entschiedenheit. In schwerer Schicksalsstunde ist der Schwache und Mutlose von vornherein dem Verderben geweiht. Schritt für Schritt weicht der König zurück. Seine Flucht in der Nacht des 21. Juni 1791 wird in Varennes vereitelt. Am 10. August 1792 erfolgte die Einnahme der Tuilerien, weil der König den siegreich vordringenden Schweizern befahl das Feuer einzustellen. Er wollte seinetwegen kein Blut fließen sehen. Ströme von Blut und zwar der besten und treuesten Männer und Frauen waren die Folge. Die Schweizer Gardisten wurden abgeschlachtet, der König in den Turm des Temple eingesperrt, Tausende von Unschuldigen im September auf Anstiften des Pariser Gemeinderates und des Justizministers Danton in den Gefängnissen in mehrtägigem Blutbad ermordet. Am 21. September 1792 wird das Königtum abgeschafft und die

Republik erklärt, der König von dem Nationalkonvent (Girondisten und Berg) am 16. Januar 1793 zum Tode verurteilt mit 361 von 721 Stimmen, 360 Stimmen waren für Gefängnis, Verbannung oder Tod mit Aufschub. Fünf Tage später folgte die Hinrichtung des Königs. „Es ist grauenvoll, königliches Geschlecht zu töten", sagt der alte Homer. Selbst vor der Hinrichtung der Königin schreckten die Blutmenschen nicht zurück. Die anfangs etwas leichtsinnige und unvorsichtige, dann aber in der Stunde der Not treue und heldenhafte Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia wurde am 16. Oktober desselben Jahres öffentlich enthauptet. Später (1794) erlitt die Schwester Ludwigs XVI., die Prinzessin Elisabeth, „diese ganz fleckenlose Jungfrau" (Niebuhr), denselben Tod auf dem Blutgerüst.

Der Klerus, von dem ein Teil besonders anfangs der Revolution zugejubelt, wurde völlig entrechtet, massakriert oder deportiert. Während die Juden im Januar 1790 die Emanzipation und September 1791 das volle Bürgerrecht erhielten, dann bei der Verschleuderung der Kirchengüter und Kirchengeräte die glänzendsten Geschäfte machten, wurde die Gewissensfreiheit der Katholiken vernichtet, die Kirchen geschlossen und entweiht.

Die Werkzeuge der Schreckenszeit waren der raublustige Pöbel, meuternde Soldaten, arbeitsscheue Bürger, hungernde Literaten usw. — alles zusammen eine Minorität, die in den „Clubs" ihre Organisation hatte.

Taine betont an verschiedenen Stellen seiner großen Geschichte der Revolution, daß die Minorität die Revolution macht und weiterführt, während die Majorität aus egoistischen Gründen, Feigheit und Trägheit sich zurückhält. Die Minorität ist entschlossen, tätig, überall auf dem Platze, die Majorität unentschlossen, untätig, abwesend (La révolution[3], 1, 270). Dies zeigte sich auch bei den Wahlen. In Paris enthielten sich August 1790 von 81 200 Wählern ganze 67 200 Wähler der Wahl, und drei Monate später betrug die Zahl der Abwesenden 71 408. Also auf einen Wähler,

der wählt, gibt es 4—6, die der Wahl fernbleiben. Dasselbe Schauspiel bei der Wahl der Deputierten 1791; beim ersten Aufruf fehlen von 81 200 Eingeschriebenen mehr als 74 000 (Taine 2, 42). Bei den Wahlen für Maire und Munizipalität in Paris erschienen Oktober, November, Dezember 1792 von 160,000 Eingeschriebenen nur 14 000, 10,000 und schließlich nur 7000. Wie in Paris so auch in andern Städten (2, 373 f.). Gewiß gehörte für einen ruhigen Bürger Mut dazu bei solchen Wahlen zu erscheinen. Dieser Mut, der hier Pflicht war, fehlte. Die Folge war Auslieferung an eine kleine despotische Oligarchie, die für sich allein das souveräne Volk bildet (2, 398). Also auch das vielgepriesene allgemeine Wahlrecht ist kein Schutz gegen Anarchie, wenn es nicht durch strenge Wahlpflicht für die Gesamtheit gestützt und geschützt wird.

Die Führer des Terrors waren meist Advokaten und Literaten ohne sittliche und religiöse Grundsätze. Sie rufen das hungrige Volk zur Rache auf, während sie in allen Tafelgenüssen mit ihren Dirnen schwelgen. Bei der Hungersnot im Jahre 1794 wurden alle Ernten der Bauern für Nationaleigentum erklärt und die sich gegen die Ablieferung sträubenden Bauern scharenweise in die Gefängnisse geworfen (Taine 3, 508). Kolbenstöße für die Bauern um ihnen Patriotismus beizubringen, Kolbenstöße für die Bürger, die vor Hunger bettelten, um sie Geduld zu lehren — so sagt Taine —, physischer Zwang für alle im Namen von allen. Das ist das einzige Mittel des zur Herrschaft gelangten Sozialismus um die Lebensmittel zu verteilen, den Hunger in Zucht zu halten (3, 531). Taine hat an der Hand bester Quellen ein wenig schmeichelhaftes Bild von den Volksführern entworfen, Desmoulins, Danton, Marat usw. (1, 119 f.). Danton ließ sich vom Hofe Geld geben um die Emeute zu ersticken und gebrauchte es um sie zu stärken (2, 258). In einem späteren Kapitel (3, 159 ff.) zergliedert Taine ausführlich die Charaktereigenschaften von



Marat, Danton und Robespierre, ihre Mordgier, Barbarei und sittliche Verkommenheit.

Der Advokat Danton hatte ein wüstes Leben geführt, er war nicht bloß Mörder, sondern auch Räuber. Zu seinen Ausschweifungen mußte er verschwenden und so raubte er die Güter seiner Schlachtopfer. Chaumette war eine ganz gemeine Mörderseele, ein Mensch wie Robespierre, aber ohne dessen Fähigkeiten. Robespierre wird charakterisiert als „un tigre altéré de sang". Die Jacobiner (an der Spitze Danton) forderten die Köpfe der Girondisten mit derselben Erbitterung wie früher die der Aristokraten. Die Revolutionsausschüsse, die August 1793 gebildet wurden, waren die wahren Höhlen des Verbrechens; entehrte Wüstlinge, der schändlichste, verwildertste Pöbel, verbrecherisches Gesindel sammelte sich in ihnen und übte die Herrschaft über die höheren Stände aus. Lebon und Carrier sind Ungeheuer, gegen die Robespierre menschlich ist. Sie trieben die Morde wie Nero und bemühten sich mit dem Morde alle mögliche Schändung ihrer Schlachtopfer zu verbinden. Der eigentliche Angriff auf Robespierre ging aus von zweien der nichtswürdigsten Mitgliedern der Commune, Panis und Sergent, die Juwelen gestohlen hatten und sich jetzt auch von Robespierre bedroht sahen, da er Rechnung von ihnen forderte (Niebuhr 1, 294, 2, 12).

Die Mittel, denen sich die Terroristen bedienen, spotten aller Beschreibung: Lüge, Raub- und Mordtaten ohne Ende; alle Leidenschaften erhalten einen Freibrief; alle so laut gepriesenen, von der Revolution zu Dogmen erhobenen Freiheiten, Preßfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit, Stimmfreiheit werden vernichtet, sie haben nur Geltung für die blutdürstige Clique der Jacobiner. Auch die Freiheit der Gerichte wurde unterdrückt. Das berüchtigte von Robespierre verfaßte Gesetz vom 22. Prairial 1793 nahm den Angeklagten die Verteidiger, unterdrückte die Zeugen, setzte an Stelle von materiellen moralische Beweise. Es gab nur

eine Strafe, den Tod, und man ergänzte die Geschworenenbank durch Hinzuziehung fanatischer Terroristen (Aulard 363). Kein Parlament hilft, es ist nur Werkzeug der Tyrannei des souveränen Volkes, die tausendfach größer ist als die Tyrannei der so verfluchten Alleinherrscher. Die großen Titel der Revolution Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit werden wesentlich gestützt durch den Massenraub alles Eigentums, nicht nur in der Stadt sondern im ganzen Lande. Kein Recht, mag es noch so heilig, noch so legal, noch so legitim sein, mag es öffentliches oder privates Eigentum sein, nichts hat mehr Geltung. Dabei gab es kein Hindernis. Die Beraubung des Eigentums wurde dann vollendet, so sagt Taine, durch die Proskription der Eigentümer (1, 387).

Von dem Spiel mit dem Leben des „Bruders“ nur ein Bild. Der Exkommödiant Collot d'Herbois hat eines Tages in Lyon dem Revolutionstribunal den Auftrag gegeben einen verdächtigen jungen Mann zu verhaften, zu verhören und zu verurteilen und zwar vor Abend. Gegen 6 Uhr — so erzählt Mallet-Dupon — saß Collot bei einem schwelgerischen Mahl mit Dirnen, Tänzern und Henkern, schmausend und trinkend bei rauschender Musik. Ein Richter des Tribunals tritt ein und meldet, daß der junge Mann verhaftet und verhört worden, aber die genauesten Untersuchungen hätten seine völlige Unschuld ergeben, das Tribunal stimme für Freilassung. Ohne den Richter anzusehen, sagt ihm Collot mit lauter Stimme: Ich habe Ihnen befohlen, diesen Menschen zu bestrafen, ich will, daß er vor Abend hingerichtet wird. Wenn man die Unschuldigen schonte, würden zuviele Schuldigen entwischen. Allez! Die Musik beginnt wieder und die nächste Stunde lebt der junge Mann nicht mehr (Taine 3, 284).

Die gegenseitige Abschlachtung krönt das Werk der Anarchie, eine blutige Mahnung nicht allein für die Mitläufer sondern auch für die Führer. Von denen, die für den Königsmord gestimmt, sind nur wenige der Guillotine



entgangen; eines der Opfer war auch der Königsmörder aus königlichem Geblüte, der tief verkommene Herzog von Orleans (Egalité), der soviel Geld für die Förderung der Meute gegeben, der Name und Ehre geschändet im Dienste der Revolution. Die Revolution hat ihn wie so viele ihrer Kinder verschlungen. Marat wird Juli 1793 ermordet, die Girondisten, die den Jacobinern auf die Leiter geholfen, müssen November 1793 teils sofort, teils nach der schmählichsten und grausamsten Hinhaltung im Kerker das Schaffott besteigen (Taine, 3, 55 ff.; vgl. 2, 219, 428 ff.). Robespierre läßt dann März 1794 die Ultrarevolutionäre Chaumettes, Hebert, Cloots usw., im April die „Gemäßigten" und „Verderbten", Danton, Desmoulins usw. das Blutgerüst besteigen. Einige Monate später wird Robespierre selbst am 27. Juli 1794 mit 92 seiner Anhänger, fast der ganzen Commune, hingerichtet: Brüderlichkeit und Gleichheit.

Aulard untersucht in seiner Histoire politique de la révolution française (1. Aufl. 1901) eingehend die Frage, worin denn der wesentliche Streitpunkt zwischen der Gironde und dem Berg bestand. Er kommt zum Resultat, daß der Berg für Paris allein die Diktatur beanspruchte, während die Gironde auch die Teilnahme der Provinzen verlangte: Faire la guerre à Paris, lui ôter son rôle de capitale dirigeante: voilà la politique propre à la Gironde, voilà en quoi la Gironde se distingue de la Montagne (Aulard 403). Dafür haben sie sich gegenseitig die Hälse abgeschnitten. Die Folge des törichten Festhaltens an der alleinigen Pariser Diktatur war die Wegebereitung für die Reaktion.

Bei der großen Hungersnot in Paris im Jahre 1795 schrieb Fréron am 12. Januar in seinem Blatte L'orateur du peuple: „Seid Ihr nur gut dazu dem Vergnügen zu leben, über Schauspieler, Köche und Schneider zu disputieren? Sind denn die Waffen zu schwer für Eure Arme? Das Wohl des Vaterlandes verlangt von Euch Uner-



schrockenheit und jene stürmische Kühnheit, die sich durch keine Gefahr einschüchtern läßt. Werdet Ihr Euch noch weiter wie Lämmer schlachten, werdet Ihr noch weiter Eure Väter, Eure Frauen und Kinder umbringen lassen? Ihr dürft nicht dulden, daß eine Schreckenspartei triumphiert." Die jungen Bürger von Paris, an die diese Worte gerichtet waren, antworteten mit begeisterter Zusage und zwar in einem öffentlichen Anschlag. Fréron dankte ihnen am 29. Januar für ihren Mut, für ihre Vaterlandsliebe und Hochherzigkeit. Die jungen Leute bewiesen sich bald durch die Tat dieses Lobes würdig. Sie fanden bald den Mut auf den Gallerien des Konvents sich einzufinden und den Ruf „Nieder mit den Schreckensmännern" erschallen zu lassen. Ils portaient — sagt Aulard (525) — de gros bâtons avec lesquels ils frappaient les Jacobins au théâtre, dans les cafés, dans la rue. Ihr Schlachtruf war nicht Vive le roi! sondern A bas les anarchistes! Ihr Organ, l'Accusateur public geißelte die Jacobiner nicht als Republikaner, sondern als „massacreurs". 5—6000 dieser sogen. „Goldjungen" eilten bei dem Aufruhr herbei, fielen mit ihren Stöcken über die Jacobiner her und jagten sie auseinander. Und als am 22. März 1795 die wilden Weiber, die „Furien der Guillotine", sich zu den Gallerien drängen wollten, waren die Goldjungen schon früher da und ließen die Weiber nicht herein, die Gallerien aber trugen viel zur Entscheidung der nächsten Tage bei.

Trotz des Sturzes ihrer Führer suchten die Jacobiner 1795 durch einen Aufstand wieder Oberwasser zu bekommen, aber die besseren Bürger hatten sich schon bewaffnet und Pichegru zerstreute mit ihnen die Meuterer (2. April 1795). Wiederum am 20. Mai brachen pikenbewaffnete Jacobiner in die Tuilerien ein, mordeten einen Deputierten und bildeten eine provisorische Regierung. Aber die Nationalgarde warf den Pöbel aus dem Versammlungssaal. Die angesehensten Männer scheuten sich nicht mehr ihr Leben zu wagen, mit eigenem Leibe einzutreten und die Waffen zu nehmen, um



die Jacobiner nieder zu halten (August 1795). Sie waren durch die Erfahrung gewitzigt worden, daß wo die Polizei und die Ordnung versagt, der Augenblick gekommen ist, wo jeder einzelne die Pflicht hat Gendarm zu sein, wie Taine (2, 397) sich ausdrückt.

Die Zuckungen der Jacobiner dauerten noch eine Zeit lang an, aber schon naht Bonaparte. Die Diktatur der Anarchie wird abgelöst durch die Militärdiktatur des ersten Konsuls und Imperators.

LXXIX.

Der Geist des Lebens.

Essay von Prof. Dr. Johannes Chrys. Gspann.

„Der auf Taubenflügeln schwebend,
Als die Welt ihr Sein empfing,
Allbefruchtend, allbelebend
Über den Gewässern hing: —

Liebend sinkst du jetzt hernieder
Auf die bräutlich schöne Flur;
Deinem Hauche schlagen wider
Alle Pulse der Natur!

Wogend durch der Schöpfung Räume,
Warm durchdringend Stein und Erz,
Weckend alle Lebenskeime
Senkst du dich ins Menschenherz."

Henriette Gottschalk.

Den geistigen Erkenntnisprozeß der philosophia perennis, das ideogenetische Problem, wie sich der Führer der Neuscholastik Desiré Merciėr ausdrückt, hat Aristoteles im Lapidarsatz ausgesprochen: „*Οὐδέποτε νοεῖ ἄνευ φαντάσματος ἡ ψυχή*" (De anima III, 7), die Seele denkt nicht ohne Vorstellungsbild. Der Satz gilt auch für übersinnliche Realitäten und gilt auch für den Glauben. „Das Übersinnliche wird vom Verstande nur mittelbar erkannt durch



Anwendung der Verneinung und der Analogie" [1]), Wahrheiten des Glaubens- und Sittenlebens stellt uns die Kirche vor Augen unter der Gestalt von Natursymbolen: Wasser, Wein, Öl, Brot, Salz, Asche, Wachs, Balsam, Licht, Chrisam sind umwoben von überirdischen Wahrheiten, sind eindringliche, wenn auch stumme Prediger transzendentaler Ideen. Und wie wir immaterielle Wesen wie z. B. unsere Seele, das göttliche Wesen erkennen (indem wir uns einen Begriff machen auf dem Wege der Negation oder Analogie), so ist auch der Inhalt eines Glaubensaktes begleitet von einem Vorstellungsbild. Unsere Seele ist einmal kein reiner Geist, sondern geistige Wesensform eines Körpers, mit dem sie naturgesetzlich eine Natur ausmacht. Darum geht das denkende Ich vom Körperlichen, vom Sinnenfälligen aus und steigt im geistigen Erkenntnisprozeß zum Wort, Begriff, zur Idee auf. Darf es uns da wundern, daß sogar die erhabensten Wahrheiten unserer Religion in sinnliches Gewand gekleidet werden, daß die Offenbarung uns Menschen gegenüber auf menschliche Weise spricht?

Da ist es nun bemerkenswert, daß auch dem gebildeten Katholiken fast jegliches Verstehen abgeht für die dritte Person der Dreieinigkeit, dieses Zentraldogmas nicht nur des katholischen Glaubens, sondern aller christlichen Religionen. Denn durch den Glaubenssatz vom dreieinigen Gott unterscheidet sich das Christentum von jeder Naturreligion, vom Judaismus und vom Islam. Vielleicht gibt es im gesamten Glaubensbereich keine Wahrheit, die von einem unzutreffenderen Vorstellungsbild begleitet wäre als die vom heiligen Geiste. Wenn aber — dann ist das Geheimnis selber wohl nicht für den Glauben, aber für das Wissen des Glaubens zerrissen. Das ist ein unberechenbarer Schaden! Denn die Dreieinigkeit ist unbeschadet ihres Geheimnischarakters von solcher Schönheit und Harmonie, von solch wundervoller

---

1) Mercièr Desiré, Psychologie II. (Nach dem Französischen übersetzt von L. Habrich.) Kempten u. München 1907, 7.



Geschlossenheit und exemplarischer Bedeutung für Makrokosmos und Mikrokosmos, daß der sich in diese geheimnisvolle Wunderwelt versenkende Geist aus dem freudigen Staunen nicht mehr herauskommt.

I.

Die erste Person wird von der Offenbarung **Vater** genannt, die zweite **Sohn**, die dritte **Geist**. Vater und Sohn sind Korrelatbegriffe, d. h. es gibt keinen Vater, der nicht einem Kinde durch Zeugung das Sein gegeben, und es gibt keinen Sohn ohne Vater. Das sind Binsenwahrheiten. Die Liebe zwischen Vater und Sohn ist der Geist und weil bei Gott, dem unendlich vollkommenen Wesen, diese Liebe nicht wie bei uns Menschen ein Accidenz ist, sondern die höchste Stufe des Seins haben muß, so ist nach dieser aposterioristischen Beweisführung diese Liebe Persönlichkeit. Also drei Personen und doch nur eine Wesenheit. Warum? Weil bei Gott, dem unendlich einfachen Wesen,[1]) die ewige Zeugung nicht gedacht werden darf als eine Teilung des väterlichen Wesens, sondern als Mitteilung der gesamten göttlichen Substanz. Analogien folgen weiter unten. Vorerst sei gleich hier auf die oben behauptete „wundervolle Geschlossenheit und exemplarische[2]) Bedeutung für Mikrokosmos und Makrokosmos“ und dann auf den ungemein zutreffenden Namen Geist aufmerksam gemacht.

Die Tätigkeit eines Geistes, so lehrt die Psychologie der philosophia perennis, erschöpft sich im Erkennen und Wollen.[3]) Im (geistig) von Ewigkeit her erzeugten Sohn erkennt sich der Vater selber, hat ja sowohl die Zeugung auf organischem Gebiet wie das Erkennen seiner selbst

---

1) Einfach und vollkommen sind gleichfalls Korrelatbegriffe, wie auch zusammengesetzt und unvollkommen. So muß das vollkommenste Wesen auch das einfachste Wesen sein.

2) Vom lateinischen Wort exemplar = das Vorbild, Muster.

3) Zur Widerlegung der Dreitheorie (Verstand, Wille, Gemüt) vgl. **Merciér** Desiré a. a. O. 165 ff.



auf geistigem Gebiet die ganz gleiche [1]) immanente Tendenz: Ein Bild seiner selbst hervorzubringen. Die Liebe des Vaters zum Sohne und umgekehrt ist eine naturgemäße, wie auch auf geistigem Gebiet aus der Selbsterkenntnis spontan die Selbstliebe erblüht. Wie wundervoll ist demnach diese Geschlossenheit im ersten Geheimnis unserer Religion und schon ohne tiefere theologische Spekulation ahnt man das Wort: „Gott wäre nicht Gott, wenn er nicht dreipersönlich wäre."

Die vorbildliche Bedeutung der Dreieinigkeit ist eine dreifache. Einmal symbolisiert die Erschaffung des Menschen das Urdogma des Christentums. Eva wurde nach dem Berichte der Offenbarung aus der Herzensrippe des schlafenden Adam gebildet, so haben Adam und Eva die gleiche (freiliche nicht ungeteilte) Wesenheit und weil das Kind, das Produkt der gegenseitigen Liebe, vermöge der Zeugung väterliche und mütterliche Substanz in sich vereinigt, so haben Vater, Mutter, Kind = die Zelle von Staat, Nation und Kirche, die gleiche Natur und sind doch drei Personen.

Im Kinde treffen sich die liebenden Gefühle der parentes, im heiligen Geiste, dem persönlichen Produkt der unendlichen, ewigen Liebe zwischen Vater und Sohn, schließt sich das Vorbild der Familie. Die Dreifaltigkeit in ihrer Harmonie und Vollendung predigt Einheit, Liebe, Sinn für Zusammengehörigkeit . . ., in der Erschaffung des Menschen ist „die sogenannte Frauenfrage . . . für alle Zeit beantwortet. Das Weib stellt mit dem Mann in gleicher persönlicher Würde vereint . . . die Menschheitsfamilie dar, die durch das Kind, als die Frucht der Vereinigung beider, ergänzt wird. Die ursprüngliche Verwandtschaft aller Men-

1) Erzeugen und Erkennen laufen parallel bis in die kleinsten Linien. Ganz das Gleiche ist und wirkt das Erzeugen auf dem organischen Gebiet, was das Erkennen ist und wirkt auf geistigem Gebiet. Im Sanskrit gehen beide Wörter *γεννάω* und *γιγνώσκω*, gigno und cognosco, auf die gleiche Wurzel zurück.

schen gibt auch den Grund für das Gebot der allgemeinen Gottes- und Menschenliebe" (Rösler).

Weil Gott reinster Geist ist, so wird die heilige Trias noch weit klarer gespiegelt durch unsere geistige Seele. Der Leser betrachte: Im Denken und Wollen erschöpft sich die Tätigkeit einer geistigen Substanz. Der erste Akt des vollen Denkens betrifft die Selbsterkenntnis, ein ganz wundersames: „Cogito, ergo sum!" Aus der Selbsterkenntnis entspringt sofort die Selbstliebe (= Selbstwollen. Amare est velle, Lieben ist Wollen, sagt der hl. Thomas). Die Seele ist vom Verstand und Wille und diese beiden herrlichen Fakultäten der Seele wiederum von einander real unterschieden.

Nun sinnen die Leser weiter: Die denkende Seele erkennt sich selber und zwischen dem erkannten Ich und dem denkenden Ich entspringt die Selbstliebe. Selbsterkenntnis und Selbstliebe und denkende Seele sind drei und doch nur eine Wesenheit, die denkende und wollende Seele! Bei Gott, dem unendlich vollkommenen Wesen sind Selbsterkenntnis und Selbstliebe Personen-Trinität, bei uns sind Selbsterkenntnis und Selbstliebe Accidentien-Ternität.

Dieses Analogon stammt vom spekulativsten Geist der Zeit nach Christus, dem hl. Augustin. (De Trinitate IX, 12, 18.)

Vorbildlich ist endlich die Dreifaltigkeit noch für Großwelt und Kleinwelt wegen des Ursprunges und Endzieles alles Geschaffenen. Doch das im einzelnen aufzuzeigen, gehört nicht hieher. Ich erwähne nur, daß das reifste Werk katholischer Gottesgelehrsamkeit diese grandiose Idee genial zur Darstellung bringt. Die Summa theologia des hl. Thomas baut sich auf dem triadischen Bauplan auf: Von Gott — zu Gott zurück: — durch Jesum Christum. „In großartigem Gedankenflug schildert der Lehrer, nachdem er das Wesen Gottes als Zentrum aller Dinge betrachtet,



wie nach der Analogie der trinitarischen Ausgänge[1]) die Dinge von Gott ausgehen und in einer Art Kreisbewegung durch eigene freie Betätigung wieder zu ihm zurückkehren sollen." [2])

II.

So haben wir eine gute Grundlage geschaffen zur Erforschung des Namens Geist für die dritte Person der Trinität. Im Lateinischen heißt die dritte Person spiritus = spiratus, auf deutsch: der Gehauchte. Der Name kommt eben von seinem ewigen Ausgang durch Liebe. Wir sagen ja auch in unserer Sprache: Liebe atmen, Liebe hauchen zu einer heißgeliebten Person, wie auch umgekehrt: Haß schnauben. Was im Reiche der vernunftlosen Natur Bewegungskraft hat wie Wind, Atem, Hauch, das wird bei seiner Bedeutung für das Geistige zum Wollen, zum Willensmotiv. Ambrosius, Augustin, Hieronymus und Bernhard von Clairvaux nennen den Geist gerne „Kuß des Vaters und des Sohnes", weil eben das Ausströmen des Atems aus dem Herzen „namentlich im Kuß dem Streben der Liebe nach innigster, idealer Lebensgemeinschaft und der Ausgießung einer Seele in die andere in möglichst realer Weise Ausdruck gibt". [3])

So verstehen wir auch das Wort Geist in relativem[4]) Sinn von der dritten Person. Das Wort ist verwandt mit Gischt, also gleich Bewegung, Wallung.[5]) Am reinsten klingt die Urbedeutung von Geist-Spiritus durch im tausendmal

---

1) Durch Verstand und Willen.

2) Portmann A., Das System der theologischen Summe des hl. Thomas von Aquin ([2]Luzern 1903) 10.

3) Scheeben M. J., Handbuch der katholischen Dogmatik I Freiburg 1873) 875.

4) Im absoluten Sinn (geistige Substanz) sind auch Vater und Sohn Geist.

5) Wir sagen auch: In überquellender Liebe, in überwallender Zuneigung, in überströmender Zärtlichkeit.

gehörten Wort Begeisterung, für eine Sache lebhaft fühlen, für ein Ideal ganz eingenommen, entflammt sein. Wir verstehen im Deutschen alles Interesse und die ganze Liebe eines Menschen, wenn wir sagen: Dafür ist er ganz begeistert.

So ist das Wort Geist als Eigenname der dritten Person in der hochheiligen Trias aufzufassen und nicht anders. Und von diesem Wort aus lassen sich alle Benennungen[1]) des Geistes erklären, kinderleicht erklären, die in der göttlichen Offenbarung, in der Patristik, in der Scholastik und in den liturgischen Gebeten und Hymnen der Kirche vom Geiste zu lesen sind.

Nehmen wir aufs Geratewohl etliche heraus! Heiliger Geist — sind denn nicht Vater und Sohn ebenso heilig? Gewiß! Aber weil das Wesen der geschaffenen Heiligkeit in der Harmonie unseres Willens (und Wollen ist Lieben) mit dem göttlichen Willen besteht und der Geist die Liebe zwischen Vater und Wort, das personale Selbstwollen Gottes ist, heißt er heiliger Geist. — Donum=Geschenk nennt ihn die Offenbarung. Warum? Ist uns nicht auch der Sohn geschenkt worden: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn für sie hingab" (Jo. 3, 16)? Ja, aber schon die altchristliche Philosophie hatte den Satz geprägt: „Bonum est diffusivum sui."[2]) Das Gute will sich mitteilen. Es ist der Liebe eigen sich mitzuteilen und zu schenken. — *Παράκλητος* = Tröster, so nennt ihn Christus gerne. Wie nahe liegt die Erklärung! Wie gut und am allerbesten verstehen die Liebe das lieberfüllte Leid zu trösten!

III.

In der uns sinnlichen Menschen umgebenden Natur erblühen Leben und Fruchtbarkeit aus Liebe. Das Kind ist die Frucht der Liebesvereinigung zwischen Mann und

---

1) Das nennt die Schule: Per appropriationem.

2) Dionysii, De divinis nominibus cap. 4 p. 1 et 4.

Frauin der Ehe — so ist es von Gott gewollte Ordnung. Dürfen wir uns jetzt noch darüber verwundern, wenn alles Leben, in Natur und Übernatur, dem Geist zugeschrieben wird, dem Geist, der durch die Liebe seinen ewigen Ausgang hat, dem personalen Produkt der Liebesvereinigung zwischen dem ewigen Vater und dem ewigen Wort? In der heiligsten Dreifaltigkeit ist der Geist die unendlich beseligende Vollendung des göttlichen Lebens. Alles Wollen, Streben, Verlangen, alle Sehnsuchtstriebe finden bei uns ihre Ruhe und ihre Vollendung im stärksten, süßesten Gefühl: in der Liebe. Darum ist das unveränderliche[1]) Sein Gottes, der sich selbst von Ewigkeit her erkennt (Wort) und sich von Ewigkeit her liebt (Geist), ein so unendlich glückliches, ruhiges, heiliges Leben. Das Vorhandensein des Geistes im Schoß der Dreifaltigkeit ist ferner ein Beweis für die absolute Geistigkeit Gottes, also für das höchste Leben, ja die Gottesgelehrten bringen Beweise dafür, daß der Geist in Gott, im unendlich fruchtbaren Schoß Gottes, dessen unendliche Geistigkeit zur Voraussetzung habe; nur im absoluten Geist sei eine reale Dreiheit von Personen möglich.[2])

Das höchste Leben in unserer Seele, die Grundbedingung für die Erlangung unseres einzigen übernatürlichen Zieles, ist die Übernatur durch die heiligmachende Gnade. „Das, was in Gott wesenhaft ist, wird accidentiell in der Seele desjenigen, der an der göttlichen Güte teilnimmt."[3]) Der Urheber dieses übernatürlichen Lebens in uns ist Jesus Christus. „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen." (Jo. 1, 4.) Wer die wissenschaftliche Glaubenslehre näher kennt, der weiß auch, daß man den Zweck der Menschwerdung Gottes am besten mit den Worten gibt: Um die durch das erste Menschenpaar, das das ganze Menschengeschlecht repräsentierte, ver-

1) Veränderung setzt Unvollkommenheit voraus.

2) Vgl. Uhlmann J., Die Persönlichkeit Gottes und ihre modernen Gegner (Freiburg 1906) 34 ff.

3) S. Thomae, S, th. 1, 2, qu 119 a 2 ad 2.

lorene Übernatur, das übernatürliche Leben in unserer Seele wiederherzustellen. Von diesem Urheber betet die wahre Christenheit: „Empfangen vom heiligen Geiste."

Für das übernatürliche Leben sind von Christus die Sakramente eingesetzt worden. Für den Empfang dieses unendlich wichtigen Lebens ist das Sakrament der Wiedergeburt bestimmt. Die Linien von Natur und Übernatur laufen ja im wahren Christentum durchwegs parallel, weil alles Geschaffene nichts anderes ist als sinnenfällige Nachahmung der göttlichen Vollkommenheiten. Also müssen wir für das übernatürliche Leben und damit für das übernatürliche Ziel genau so erzeugt und geboren werden wie für das natürliche Leben. Das geschieht eben im „Sakrament der Wiedergeburt", da bekommen wir ein „neues Leben", werden „neue Geschöpfe". Dieses neue Leben hat als Allbefruchtenden wiederum den heiligen Geist. Christus sagte zu Nikodemus: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, kann nicht ins Himmelreich eingehen." (Jo. 3, 5.) Die Sakramente sind sinnenfällige Zeichen, weil für uns Sinnenwesen bestimmt, und symbolische Zeichen, weil wir unserer Natur nach vom Sinnenfälligen zum Übersinnlichen aufsteigen. Darum spiegelt bei allen sieben Sakramenten das äußere Zeichen sonnenklar und wunderschön nach außen, was es bewirkt an der Geistseele.[1]) Übernatürliches Leben aus dem Wasser und dem heiligen Geiste. Das Wasser ist das Grundelement unseres Planeten und alles Werden vollzieht sich auf flüssigem Wege. Aus der chaotischen, sei es tropfbar-, sei es gasförmigflüssige Materie hat sich im Lauf von Jahrtausenden unsere feste Erde, das Ird gebildet. Die Grundbildungen unseres Planeten sind neptunisch, sie geschehen auf nassem Wege. Die Kristallisation der Mineralien sowohl als auch die organische Entwicklung des Pflanzenlebens

1) Vgl. meine Schrift Mensch und Übermensch. (³ Einsiedeln 1914) S. 52—101.

ist Übergang vom Flüssigen zum Festen. Der animalische Fötus, also auch der menschliche Embryo, gestaltet sich im Mutterschoß aus wässeriger lymphatischer Masse als dem materiellen oder weiblichen Prinzip. So verstehen wir das Wort an Nikodemus: Aus dem Wasser und dem heiligen Geiste. Der allbelebende heilige Geist, der durch die Liebe seinen ewigen Ausgang hat, vereinigt sich im Sakramente der Wiedererzeugung mit dem Elemente des Wassers, befruchtet dasselbe mit geistig göttlichem Samen und aus dem mit göttlicher Kraft fökundierten Wasser der Taufe erzeugt sich der geistige Embryo, die „nova creatura", die neue (übernatürliche) Kreatur des hl. Paulus (2 Kr. 5,17).[1])

Beim Beginn der Weltschöpfung heißt es: „Und der Geist Gottes schwebte über den Gewässern" (Gen. 1, 2). Nach dem hebräischen Urtext: „Der Geist Gottes saß auf den Gewässern" (wie ein Vogel auf seinen Jungen); also um die chaotische Masse auszubrüten.

Damit sind wir am Ende unserer Studie und zugleich wieder am Anfang unserer Gedankenreihe angekommen, der Studie vom Geist des gesamten Lebens in Natur und Übernatur, vom Geist, der schon auf Taubenflügeln schwebte, als die Welt ihr Sein empfing!

LXXX.

Liturgie und Baustil und noch einiges Andere.

Von Gewerbeschulleiter Friedrich Dücker, Limburg (Lahn).

„Wesentliche und zugleich die schönste Aufgabe des gesamten Priesterstandes, der kirchlichen Hierarchie ist es, das blutige Kreuzesopfer Christi im unblutigen eucharistischen Opfer zu erneuern, die von Christus einmal verdienten Gnaden fortwährend in den hl. Sakramenten und Sakra-

1) Vgl. zum Absatz Oswald, J. H., Die dogmatische Lehre von den heiligen Sakramenten der katholischen Kirche I (4 Münster 1877) 144.



mentalien an alle auszuteilen, welche Glieder der Kirche sind oder es werden, und in Vereinigung mit allen Gliedern der Kirche, im Namen und Auftrag der Kirche, nicht der Laien allein, Gott im feierlichen Gebete zu loben, ihm zu danken, ihm die Bitten der ganzen Kirche vorzutragen und Verzeihung für die begangenen Sünden zu erflehen."[1])

Unser Gottesdienst ist ein Gemeinschaftsakt. Zur Vollziehung dieses Aktes bedarf die Kirchengemeinde eines Raumes. Dieser wurde und wird auch jetzt nicht selten dort, wo die Kirche eine neue Gemeinde gründet, in einem vorhandenen Gebäude gesucht, welches ganz dem Kulturkreise der jeweiligen Völker, Stämme und Zeiten entspricht. Allmählich erhielt und erhält der Raum bezw. das Gebäude eine seinem Zwecke entsprechende Ausstattung. Der Raum, das Gebäude wird aus den profanen Gebäuden herausgehoben, unterliegt aber in seiner Entwicklung den zeitgeschichtlichen Eigentümlichkeiten, welche beeinflußt von Material, Umwelt und anderen Zufälligkeiten in stetem Flusse sind. Während sich also auf der einen Seite gewisse von der Liturgie bestimmte Formen herausbilden, so daß man hier von einem liturgischen Baustil sprechen kann, sehen wir auf der anderen Seite, durch die Kunstgeschichte immer wieder vor Augen geführt, das Kultusgebäude in stetig wechselnden Formen stilisiert.

Durch die Tatsache, daß die Liturgie die Gestaltung und Ausstattung des Raumes beeinflußt hat und ständig beeinflußt, haben sich manche verführen lassen, den einen Zeitstil als mehr liturgisch zu bezeichnen als einen anderen. Doch das mit Unrecht! Das Kultusgebäude muß seinem Zweck entsprechend gestaltet sein; es ist ein Zweckbau. Wenn es diesem Zwecke entspricht, ist die Formgebung an sich gleichgültig.

Wie verschieden tatsächlich die Werturteile sind, welche bei Aufstellung des Prinzips von einem liturgischen Stil

---

1) Otto Drinkwelder, Grundlinien der Liturgie in Sammlung: Kirchenmusik 8, Regensburg 1912, 1.



selbst von solchen gefällt, die an erster Stelle die berufenen Beurteiler sein können und sein sollen, mögen folgende Beispiele zeigen.

Neuere Liturgiker und Theologen wollen von einer Brandmarkung gewisser Stile als unkirchlich nichts wissen.

Thalhofer-Eisenhofer schreibt:[1]) „Die Kirche hat niemals für die Zwecke der Liturgie einen bestimmten Kunststil vorgeschrieben, hat vielmehr die verschiedensten Kunstrichtungen, die im Laufe der Jahrhunderte sich entwickelten, zugelassen und gepflegt." Graus,[2]) der auf demselben Standpunkt steht, bezeichnet als „besonderes Verdienst der Periode der Renaissance die konsequente Fortentwickelung der Kirchenanlagen zu einem dem katholischen Kult vorzüglich entsprechenden Planschema."

Andere finden nur den gotischen Stil als dem Zwecke des katholischen Gotteshauses wirklich entsprechend.

So lesen wir z. B. im Handbuch der katholischen Liturgik, dessen weitherzige Ausführungen wir eben angeführt haben, 200 Seiten später über den gotischen Stil in seiner Beziehung zum christlichen Kult:

„Der gotische Stil erscheint als besonders geeignet für die Wohnstätte Gottes. Durch den Reichtum, durch die Symmetrie und Harmonie seiner Formen ist das gotische Kirchengebäude schon an sich ein sprechendes Symbol des Göttlichen, eine plastische Predigt von Gott. Charakteristisch ist ferner am gotischen Kirchenbaustile, daß alle Bauglieder vom kleinsten bis zum größten, soweit nur immer möglich in die Höhe streben und dadurch die Kirche als Wohnung desjenigen kennzeichnen, der seine Wohnung im Himmel hat. Daß Gott ein Geist sei, darauf deutet die größtmögliche Vergeistigung der Materie (an Mauern, Fenstern, Türmen usw.) hin, wie sie der Gotik eigen ist. Als Stätte des höheren Lebens, das vom Kreuze stammt,

1) Handbuch der kathol. Liturgik I². Freiburg i. Br. 1912, 222.

2) Die Renaissance und die kath. Kirche. Jetzt in: Vom Gebiet der kirchl. Kunst. Graz 1904, 157.



das im Kulte durch Opfer und Sakramente vermittelt wird, charakterisieren den gotischen Tempelbau die zahllosen Ornamente aus dem Bereiche des Pflanzenlebens (an den Säulenkapitälen, dann an den Schrägen als Bossen und Krabben angebracht) ganz besonders die Kreuzblume, welche nicht bloß zu oberst auf den Türmen mit ihren durchbrochnen, fein gegliederten Helmen prangt, sondern auch all die zahlreichen Fialen (über den Strebepfeilern, an den Strebebogen usw.) und Wimperge (über den prachtvollen Portalen, Fenstern usw. — Was den subjektiven Zweck der Kunst im Kult betrifft, so ist es anerkannte Tatsache, daß der reine gotische Baustil sowohl wegen Symmetrie und Harmonie seiner zahllosen Bauglieder und Bauformen, als auch insbesondere wegen seines durchgängigen Strebens in die Höhe für jeden unbefangenen Menschen und insbesondere für den gläubigen Katholiken etwas unwillkürlich und außerordentlich Erhebendes hat; darum ist er für den subjektiven Kult, der in erster Reihe als Anbetung sich vollzieht ganz besonders geeignet und förderlich."

Dieser Anschauung schnurstracks entgegen sind die Darlegungen Heimanns, der sein Urteil über die Gotik vom kunstgeschichtlichen Standpunkt, das auch ihre liturgische Bewertung herabsetzen muß, dahin zusammenfaßt:

„Die Gotik ist ein getreues Spiegelbild fränkischen Wesens, das mehr auf äußeren Schein wie auf Wahrheit sieht." Der gotische Stil neigt zur Unehrlichkeit und Veräußerlichung ... Die Gotik besitzt sogar in ihren Prinzipien destruktive Tendenzen. Sie hat damit angefangen die gerade Linie aufzulösen und die Grundformen ... zu zerstören ..., sie hat die Fläche zerstört und einen Raum daraus gemacht. Die späteren Stile haben nur logisch fortgesetzt, was die Gotik begonnen hat. Der jetzige gotische Stil ist „nichts anders wie Imitation. Jede Imitation ist aber eine innere Unwahrheit."[1])

Über Renaissance und Barockstil äußert sich Drink-

1) Gotik oder moderner Stil? in: Theologie und Glaube 6 (1914) 635, 637, 639.



walder[1]) dahin: „Renaissance und Barokstil muß als ganz passend bezeichnet werden für die Art und Weise, wie man zur Zeit seiner Herrschaft die Liturgie auffaßte und ausführte; für die Predigt eigneten sich die neugeschaffenen Räume weit besser, als die meisten, früheren Stilperioden angehörenden Kirchen."

Haben wir also hier eine Anerkennung der beiden Stile, so werden sie von anderen wieder ganz verworfen. Es kann das nicht wundern. Lesen wir doch in einem beliebten Abriß der Kunstgeschichte vom Barok- und Rokokostil: „Ist das Prinzip auch konsequent und geschickt durchgeführt, so ist es doch ein falsches Prinzip. Es widerspricht der Natur der Künste und würdigt selbst die Malerei, der es entnommen ist, herab." [2]) Diese Worte sollen nur ein künstlerisches Werturteil ausdrücken, aber nichts über die kirchlich-liturgische Qualität aussagen. Gleichwohl werden sie das Urteil auch nach dieser Seite hin nur zu leicht beeinflussen. Ja es muß als sicher angenommen werden, daß die absprechende ästhetische Beurteilung von Renaissance, Barok und namentlich Rokoko gar oft auf die Aburteilung dieser Stile in liturgischer Hinsicht abfärbte.

Den Renaissancestil hat ausdrücklich als unkirchlich Jakob verworfen, indem er erklärt:[3]) „Sein Wesen besteht in der Abkehr von der kirchlichen Bautradition und in der willkürlichen Aufnahme und Nachahmung heidnisch-römischer Bauformen" . . . Kirchliche Baustile, d. h. aus dem Geiste der Liturgie konsequent sich entwickelnde Stile, sind nur der altchristliche, romanische und gotische; „der Renaissancestil — Jakob rechnet dazu seine Fortentwicklung in Barok und Rokoko — ist in diesem Sinne kein kirchlicher Stil". Ganz entgegen steht dem nun wieder folgendes Urteil, das die

---

1) A. a. O. 76.
2) Sebastian Huber, Freising 1901, 141.
3) Kirchenlexikon II² 83 f.; vgl. Die Kunst im Dienste der Kirche⁵. Regensburg 1901, 7. 8. Anm. 2, 95 f.

künstlerische Seite vorzüglich ins Auge faßt: „So entstanden unter Benutzung des Barockstils als einer Kunst des Raumes Gebäude und Plätze, die zu den geschmackvollsten gehören, was bildende Kunst überhaupt geschaffen hat und was an Schönheit und Großartigkeit in nichts den wunderbaren Werken der gotischen und romanischen Periode nachsteht.“ [1]) Ein durchschlagendes Moment für die Anwendung des Barockstiles bei kirchlichen Bauten führt Dr. Weingartner in den Worten an: „Wenn also eine der blühendsten Perioden des Katholizismus, die Zeit nach dem Trientiner Konzil, die Periode der Gegenreformation, zugleich auch die klassische Zeit der Baroke war und in ihr nicht nur nichts Unkirchliches fand, sondern sie geradezu zum Träger ihrer kirchlichen Begeisterung auserkor, ja wenn sogar die erste Kirche der Christenheit, die Kirche der Päpste, der Petersdom in diesem Stile erbaut und ausgeschmückt ist, so klingt die Anklage auf Unkirchlichkeit schon von vorneherein wenig überzeugend.“ [2])

In diesem Streit der Meinungen ist es für jeden Diener des Heiligtums, für den für kirchliche Zwecke schaffenden Künstler und überhaupt für jeden, der irgendwie Einfluß auf die kirchliche Kunstschöpfung und Interesse für dieselbe hat, heilige Pflicht, sich über das Verhältnis von Liturgie und Kunststil klar zu werden bezw. sich die Frage vorzulegen und eine Antwort zu finden. Gibt es überhaupt einen ausgesprochenen liturgischen Stil?

Um in dieser Frage Klarheit zu erlangen, müssen wir uns Sicherheit verschaffen darüber, was man unter Stil versteht, und ob die Kirche sich über gewisse Stile als allein kirchlich zulässig, über andere als kirchlich unzulässig ausgesprochen hat.

Stil kann verschieden gefaßt werden. Man redet vom

1) Töwe, Geschmack und Ungeschmack in der kath. Kunst, in: Theologie und Glaube 8 (1916) 308.

2) Kirchliche Kunst- und Stilfragen. Innsbruck.

Stil eines Künstlers, vom Materialstil, vom Zweckstil, vom nationalen Stil, vom Zeitstil, vom Stil verschiedener Kunstzweige,[1]) vom Stil im allgemeinen und vom Stil im engeren Sinne.[2]) Für unsere Zwecke ist die Begriffsbestimmung am passendsten, die P. Alb. Kuhn, O. S. B., knapp und klar in die Worte gekleidet hat: „Stil ist die in einer Zeit und bei den Völkern, welche die Träger ihrer Geisteskultur sind, übliche einheitliche Art zu konstruieren, einen Raum abzuschließen und zu dekorieren." [3]) Stile dieser Art gibt es gar mannigfaltige.[4]) Wie stellt sich nun die Kirche zu der liturgischen Zulässigkeit bezw. Unzulässigkeit dieser verschiedenen Stile?

Die obersten kirchlichen Behörden in Rom, die in Frage kommen, die Päpste, die Ritenkongregation und die Propaganda haben sich weder für noch gegen einen Stil als kirchlich bzw. unkirchlich ausgesprochen. Ähnlich haben es die maßgebenden untergeordneten Behörden gehalten, obschon es hier wohl vorkommen kann, daß sie den einen vor dem andern bevorzugen. Was sie allgemein betonen, ist, daß z. B. die Darstellungen nichts gegen das Dogma und die ehrwürdigen Überlieferungen der Kirche enthalten.[5]) Viele Provinzialsynoden gehen ähnlich dem Tridentinum scharf gegen die Nuditäten vor. So verlangt z. B. das Provinzialkonzil von Lermo 1726: „Jede Laszivität und übermäßige Liebeständelei soll vermieden werden, auch sollen jene Körper-

1) Emil Utitz, Was ist Stil? Stuttgart 1911, 8—35.

2) Romano Guardini, Vom Geiste der Liturgie. Freiburg i. Br. 1918, 35—38.

3) Albert Kuhn, O. S. B., Die Kirche. Ihr Bau, ihre Ausstattung, ihre Renovation. Einsiedeln 1916, 6. Vgl. auch Allgemeine Geschichte der Baukunst I. Einsiedeln 1909, LXVII, Otto Doering, Pflege der kirchlichen Kunst. Regensburg 1914, 91.

4) Kuhn, a. a. O. 8.

5) Thalhofer-Eisenhofer, a. a. O. I. 220.

teile nicht offen liegen, die wohlanständige Zucht bedeckt."[1]) In ähnlicher Weise äußern sich über diesen Gegenstand das Provinzialkonzil von Bourges 1850 und das von Ravenna 1855.[2]) Diese Bestimmungen schließen die Nacktheitdarstellungen nicht schlechthin aus, noch reden sie einer falschen Prüderie das Wort. „Wie dann", um Worte Thalhofers zu gebrauchen, „die christliche Kunst in der besten Zeit, sofern es durch die Geschichte erfordert schien . . . die Nacktheit zuließ, aber . . . in einer Weise, durch welche das christliche Zartgefühl nicht verletzt werden konnte."[3])

Worauf die kirchlichen Behörden bei Herstellung eines Kunstwerkes zu sehen haben, hat das Pronvinzialkonzil in die Formel gekleidet: „Alles sei den Rubriken und kirchlichen Gesetzen entsprechend, und die ganze Anlage des Gebäudes soll mit dazu beitragen können, die Andacht der Gläubigen zu heben."[4]) Bei Ersatz alter, schadhaft gewordener Stücke soll nach Anordnung des Wiener Provinzialkonzils nur nach weiser Überlegung vorgegangen werden, „damit es nicht geschehe, daß durch Kunst und Technik hervorragende Werke durch andere ersetzt werden, die keine andere Empfehlung als die Neuheit haben".[5])

In Bezug auf die Auswahl des Künstlers — zunächst freilich bei Restaurationen, doch gilt das auch bei Neuschöpfungen — schreibt das Provinzialkonzil von Prag 1860 vor: „Das Werk soll Männern von frommem Gemüt und

---

1) Collectio Lacensis I 604: „Lascivia omnis et procax venustas . . . vitetur, nec illae corporis partes, quas verecundus pudor tegere consuevit, nudatae umquam appareant."

2) Vgl. Thalhofer-Eisenhofer, a. a. O.

3) Thalhofer-Eisenhofer, a. a. O. 223: vgl. Doering, a. a. O. 90 f.

4) Collectio Lacensis III 946. 4: „Omnia rubricis et ecclesiae legibus sint conformia et etiam . . . ad fidelium pietatem fovendam aedificii ratio possit conducere."

5) a. a. O. V 179: „Ne contingat, ut rebus arte et industria potioribus substituantur aliae, quae nullam quam novitatis commendationem habent."

mit geschickten Händen anvertraut werden." [1]) Trefflich kann man die Anordnung, fromme Künstler zu wählen, mit den Worten des hl. Borromäus begründen, der schreibt: „Weil mit Lastern befleckte Menschen die göttlichen Gegenstände nicht berühren sollen und eines solchen Dienstes unwürdig sind, und weil man mit Recht annehmen muß, daß sie durchaus nicht den Bildwerken Frömmigkeit und Religion einflößen können, die sie selbst nicht besitzen." [2])

Machen wir die praktische Anwendung. „Künstler von Gottesgnaden konnten sich mit noch so getreuen Nachbildungen nicht begnügen, sondern sie gingen auf allerlei Weiterbildungen . . . und Neubildungen . . . aus." [3]) Wir müssen sogar noch weiter gehen: Künstler von Gottes Gnaden dürfen sich mit bloßen Nachbildungen nicht zufrieden geben, sonst sind sie eben nicht Künstler von Gottes Gnaden, nicht schöpferisch, also überhaupt keine wahren Künstler. Übrigens ist zu diesem freien Neuschaffen auch ein gewisser Zwang vorhanden: der Zeitgeist — nicht im schlechten Sinne — mit allem, was damit zusammenhängt! Der Künstler ist Kind seiner Zeit, von den Zeitumständen und den Zeitströmungen kann er sich nicht einfach losmachen; er ist abhängig vom Material, von den technischen Fortschritten, Erfindungen und vielen kleinen und großen Dingen. Wenn er also schafft, ist er mehr oder minder befangen von diesen, zum großen Teil einem kaum zum Bewußtsein kommenden Bedingungen und wird schaffen im Geiste seiner Zeit. Wollte er bei Neuschöpfungen „genau und schulgerecht" im Sinne einer anderen Zeitperiode schaffen, so

---

1) a. a. O. V 475: „Opus piis mentibus manibusque gnaris credatur."

2) Angeführt bei Thalhofer-Eisenhofer, a. a. O. 223: „Vel quia contaminati homines non deberent contrectare res divinas indignique tali ministerio essent vel quia operti vitiis et inquinati sordibus nullo modo posse viderentur, imaginibus adiungere pietatem et religionem, quam ipsi non haberent."

3) Kuhn, Die Kirche usw. 11.

kann nur ein innerlich unwahres Werk entstehen ohne Lebenswärme, unwürdig der Trägerin der Wahrheit, welche die Kirche ist.

Da also keine kirchlichen Bestimmungen entgegenstehen, so müssen, wollen wir nicht natürlicher Entwicklung entgegenarbeitend, unnatürliche und damit in sich ersterbende Werke veranlassen, auch die modernen guten Bestrebungen und Ergebnisse des Kunstschaffens für die liturgischen Zwecke benutzt werden. Eine ganze Reihe von Kunstkritikern aus dem Priesterstande verfechten dieselben Gedanken. Ohne einzelne Äußerungen anzuführen, sei besonders nur erinnert an P. Alb. Kuhn, O. S. B., Die Kirche. und sein Buch Moderne Kunst- und Stilfragen. und an P. Steph. Beissel, S. J., Moderne Kunst in katholischen Kirchen, in: Stimmen aus Maria Laach 74 (1908) 19—29, 139—150.

Für den Priesterstand und die kirchlichen Behörden mögen zwei Folgerungen, die sich namentlich aus der Befolgung der Richtlinien der Konzilien ergeben, eigens hervorgehoben werden: Zunächst die Forderung, daß der kirchliche Kunstgegenstand den Rubriken entsprechend sei, ist unweigerlich zu erfüllen.

Dieser Forderung wird sich jeder Künstler willig und gern unterwerfen. Ja, nicht nur das, der gute katholische Künstler wird ohne Empfindung eines Zwanges aus dem Bewußtsein des pflichtmäßigen Gehorsams gegen seine heilige Mutter, die Kirche, deren Bestimmungen beobachten. Da er sich dem Schaffen kirchlicher Kunstgegenstände hingeben will, so erarbeitet er sich, genau wie er Kunststudien trieb, die Kenntnis der einschlägigen liturgischen Vorschriften, ehe ihm eine bestimmte Aufgabe gestellt wird, er steht in reger innerer und äußerer Fühlung mit Liturgikern und Theologen und ist, was Bischof von Henle in seinem Hirtenbrief vom 7. November 1913 ausdrücklich hervorhebt, für jeden Wink dieser dankbar. [1])

1) Vgl. Oberhirtliches Verordnungsblatt für die Diözese Regensburg 1913, 163 f.



Die zweite Forderung lautet: Nicht Fabriken, sondern wirkliche katholische Künstler sollten mit der Ausführung kirchlicher Kunstgegenstände beauftragt und entsprechend entlohnt werden. Nur zu leicht verfällt man aber auf Fabriken. Einschlägige „Firmen“ nämlich, die nach Dr. Fritz Witte[1]) ihre Sachen oft von Reisenden vertreiben lassen, „die aus irgend einer anderen Branche heraus einzig wegen ihrer Redegewandtheit eingestellt wurden“, können sich diese Kenntnis auch verschaffen und beobachten sie sogar peinlicher als der freischaffende Künstler. Was diese „Figurenbäckereien“, um mit einem Künstler im Franziskanerkleide zu reden,[2]) nicht haben, das ist das künstlerische Begnadetsein. Darum nur tüchtige, katholische Künstler mit Aufgaben betrauen, wie es das Provinzialkonzil von Prag sogar vorschreibt.[3])

„Der Geistliche“ darf für eine Kirche nicht „aus dem Musterkoffer kaufen.“[4]) Es darf nicht mehr weiter heißen: „Eine absolute Besinnungslosigkeit beherrscht hier auf der ganzen Linie Klerus und Paramentenhändler.“[5]) Kitsch darf in keiner Form in in einen liturgischen Raum hinein! Gewähr leistet aber da niemals eine unpersönliche Firma vertreten durch einen oben geschilderten „Fachmann“, sondern nur eine Künstlerpersönlichkeit, die zugleich ein treues Kind der Kirche ist und diese Eigenschaft zu geschäftsmäßiger Propaganda für seine Portemonnaiinteressen nicht mißbraucht, wie es leider vorkommt. Mir ist ein Fall bekannt, daß ein Architekt sich von seinen auftraggebenden Pfarrern Empfehlungen schreiben ließ, in denen über Kindererziehung im

---

1) Unsere Aufgaben, in: Zeitschrift f. christl. Kunst 1913, 49 f.

2) Cajetan Schmitz, O. F. M., Bruder Hugo Linderath, O. F. M. Separatabzug aus: Jahrbuch der sächs. Franziskaner-Ordensprovinz 1906. Düsseldorf 1907, 26 f.

3) Vgl. oben S. 13 und Anm. 21.

4) Witte, Unsere Aufgaben, 47.

5) a. a. O. 46.



Hause des Architekten gesprochen wurde und ähnliches. Diese Empfehlungen, in Buchform gedruckt, wurden an Pfarrer und Kirchenbehörden versandt. Wenn nun der geeignete Künstler gefunden ist, tritt die schwerste Aufgabe an den Priester und Auftraggeber heran: die restlose Hingabe an den Künstler und wirkliches Vertrauen auf ihn, was die künstlerische Ausführung betrifft. Der Pfarrer oder sonstige Auftraggeber soll sich mit dem Künstler, dem er auf Grund von Empfehlungen bekannter Persönlichkeiten, denen er nach Vorbildung und Vorleben trauen kann, beraten, aber in Kunstfragen sollte er sich verpflichtet fühlen, schließlich seine Meinung der des Künstlers unterzuordnen und ihm beim Schaffen freie Hand lassen. Die Forderung ist etwas hart, sehr hart mit Rücksicht darauf, daß wir Menschen nur zu leicht unserer Meinung etwas von Unfehlbarkeit geben. Aber trotz der Härte muß die Forderung gestellt und befolgt werden nach dem alten Sprüchwort: „Schuster bleib bei deinem Leisten.“ Der Pfarrer mag und muß peinlichste und gewissenhafteste Auswahl treffen, ehe er eine Aufgabe überträgt. Hat er aber einmal den Künstler gewählt, so hat er dadurch dessen Überlegenheit auf dem Gebiete der Kunst anerkannt und muß folgerichtig, was die künstlerische Seite des Werkes betrifft, möglichst zurücktreten.

Mancher fürchtet freilich, es möchte eine Arbeit, beauftragt er einen wirklichen Künstler mit ihrer Ausführung, sich verteuern. Doch ist diese Befürchtung grundlos. Ein sehr lehrreiches Beispiel hierfür gibt Dr. Witte bekannt. Er führt aus: „Glaube doch kein Geistlicher, er erhalte in der Fabrik billigere und ebenso gute Arbeiten als in der soliden Kunstwerkstatt. Vor mir liegt eine Offerte einer Goldschmiedewarenfabrik zu einem romanischen Kelche mit genauen Angaben des Gewichts, der Höhe, des Materials. Wer sollte denken, daß die von mir um den Preis der Ausführung dieses Kelches befragten drei Goldschmiede einmütig sich bereit erklärten, den Kelch um 700—750 ℳ in peinlicher Handarbeit auszuführen, während die Fabrikofferte



auf 1000 ℳ lautet."[1]) Eine ganze Reihe derartiger Fälle sind mir aus meiner eigenen Tätigkeit bekannt.

Was Voranschläge und sonstige Vorarbeiten betrifft, so bleibt wohl zu beherzigen, daß wenn wohl auch jeder, namentlich jüngerer Künstler gern bereit ist, Skizzen und Entwürfe umsonst zu machen, so doch „schon eine völlige Unkenntnis der Arbeitsleistung, die ein künstlerischer Entwurf für einen Altar oder irgend einen anderen Gegenstand erfordert", dazu gehört, um „kaltblütig von Bewerbern zu verlangen, ihre Vorschläge in sauberen Skizzen usf. vorzulegen, ohne daß ihnen dafür ein Entgelt gegeben wird."[2]) Wie schrecklich diese Tatsache auf den Künstler wirkt, zeigt eine Briefstelle eines unter ähnlichen Verhältnissen lebenden, jüngst verstorbenen Künstlers: „Du glaubst nicht, was es Schreckliches ist, nach Brot schaffen zu müssen, wie dies das Nervenleben zu Grunde richtet; ich habe es genugsam gekostet ... Nur wenn der Künstler sorgenlos in die Zukunft schauen kann, vermag er, frei von drückenden Fesseln, ideal zu schaffen. Es gehört ein Charakter dazu, in der Not dem Höchsten zu dienen."[3]) Das Schrecklichste aber ist, daß viele in einer weniger edlen Betätigung einen viel lohnenderen Preis finden als in der schlecht bezahlten kirchlichen Kunst.

Es ist auch noch zu bedenken, daß der Fabrikant dauernd Entwürfe „am Lager" hat und deshalb „postwendend" einsenden kann, während der Künstler, obgleich die Werke in ihm entstehen, mit ihnen ringt und fleißig schaffen muß, bis sie dem nicht so hochstehenden Sterblichen auch nur einigermaßen ein Bild von dem Glanz und der Herrlichkeit bieten, wie sie dem Geiste des Künstlers vorschweben.

Will nun besonders der Priester der hohen Aufgabe gerecht werden, Liturgie und Baustil richtig miteinander in Einklang zu bringen und in dieser Vereinigung zu fördern,

1) A. a. O. 43.

2) A. a. O. 53.

3) Jos. **Schlecht**, Ein Leben im Dienste der Kunst. In: Histor.-polit. Blätter (161) 1918, 604.

so ist es seine Pflicht, neben den liturgischen Vorschriften sich auch mit Fragen der Kunst und Ästhetik zu beschäftigen, wie es die Kirche vom Priester ja verlangt. Dieses Verlangen ist um so mehr zu erfüllen, als wir in einer Zeit der Gährung auch auf künstlerischem Gebiete leben, und die Kirche Hüterin der schönen Künste war und bleiben muß.[1])

Dieser Aufsatz maßt sich durchaus nicht an, für die Stellung des Klerus zu modernen Kunstbestrebungen und zur modernen Kunstbetätigung Leiter zu sein, er möchte nur auf die kirchliche Erlaubtheit und Notwendigkeit hingewiesen haben, sich der modernen Kunst mit Sorge anzunehmen. Wer sich eingehender mit dem Gegenstand befassen will, der sei hingewiesen auf die angeführten Werke P. Alb. Kuhns, O. S. B., von denen „Moderne Kunst- und Stilfragen" besonders geeignet ist, sich in die neuen Gedanken einzufühlen. Das beste Werk, das sich mit dieser Frage auseinandersetzt, dürfte wohl Dr. O. Doering,[2]) die Pflege der kirchlichen Kunst sein. Dieses vorzüglich geschriebene Büchlein bietet namentlich in praktischen Fragen Geistlichen, Kunstübenden und Kunstfreunden wertvolle Winke. Besonderen Wert erhält es durch ein von Bischof von Henle (Regensburg) geschriebenes Vorwort, das den Satz enthält: „Erfreulich ist es auch, wie bestimmt und doch maßvoll der Herr Verfasser für die Selbständigkeit der neueren Kunstschöpfungen eintritt, ohne die organische Verbundenheit mit den großen Traditionen der Vergangenheit gänzlich zu verleugnen. Damit stehen wir wieder auf gemeinsamem Boden." Mich persönlich hat es besonders gefreut, daß die hier vertretenen Gedanken und Bestrebungen ganz und gar mit dem Inhalt meines im Pastor bonus (Trier) 1915 erschienenen Aufsatzes: „Kirchliche Kunst" übereinstimmen. Doerings Buch verdient weiteste Verbreitung. Es sei darum nachdrücklich empfohlen, „Aus der Praxis für die Praxis" kann man von

1) Vgl. Bischof v. Henle, Hirtenbrief a. a. O

2) O. Doering, Kirchliche Kunstpflege, 101.

ihm sagen. Auf jeder Seite erkennt man, daß hier ein Mann schreibt, der aus eigenem Erlebnis darstellt, welch unzureichende Aufmerksamkeit der kirchlichen Kunst auch heute noch geschenkt wird, eine Tatsache, die jeden Künstler und Kunstgewerbler recht schmerzlich berührt.

Fassen wir die erkannten Tatsachen zusammen, so ergibt sich: Nirgends besteht eine kirchliche Verfügung, welche einen bestimmten Stil, also „eine bestimmte Ausdrucksform der Kunst“ verwirft, noch eine kirchliche Anordnung, die für einen bestimmten Stil spricht. Da Stil nur eine Ausdrucksform der Kunst ist, so kann und darf beim jeweiligen Kunstwerk auch eine andere als die hergebrachte in Anwendung kommen. Weil die Kirche allgemein ist, muß und wird sie auch den modernen Lebens- und Ausdrucksformen ihre Aufmerksamkeit und Pflege zuwenden. „Wäre es nicht in Wirklichkeit im Geiste unserer Zeit gelegen und nicht minder im Geiste der Kirche, die berufen ist, den Zeitgeist zu leiten, zu heben, daß sie gerade diesen vertrauensvoll und erzieherisch in den Dienst ihrer Aufgabe stellte?“ Und sollten nicht durch Aufträge diejenigen unterstützt werden, die sich als Lebensberuf erwählten, den erhabenen Inhalt der kirchlichen Kunst in die jeweils passenden Formen zu kleiden?

LXXXI.

Volk und Staat.

Längst ist der Krieg als Sündenfrucht des Nationalismus, der Haßgesinnung zwischen den Völkern entlarvt. Die instinktive Ahnung der einen, daß nämlich die chauvinistische Verhetzung der Völker Hauptursache des Weltenbrandes gewesen, suchen die anderen wissenschaftlich-philosophisch zu erhärten, um so kommenden Geschlechtern stahlharte Panzer zu schmieden in der Glutenesse eigenen Er-

lebens. Von allen Seiten wurde der Nationalismus bereits beleuchtet und seine Genesis in die Gegenwart reprojiziert, als Naturalismus wurde er gebrandmarkt, als triebhafter Sinnenkult, als Götzentanz um das in der eigenen Nation verkörperte, zur Weltbedeutung angeschwollene Ich, soweit als Egoismus, Individualismus, Subjektivismus, doch stets nur in jener plumpen Form, die auf das Wägbare und Sichtbare allein hinstarrt, als Brutalismus, der den Kampf ums Dasein feiert und die Selektion der Faustkühnsten fordert, kurz stets als sprichwörtliche Diesseitsgesinnung, was am klarsten in der Nationalisierung der Religion, in der Beraubung ihres übernationalen, überweltlichen Charakters zum Ausdruck kommt. Historisch aber erkannte man seine Wurzel im Übermenschentum der falschen Renaissance, der Wiedergeburt eines längst vermoderten Paganismus und verfolgte sein Wachstum über Reformation und Revolution, über Staatskirchentum und Nationalitätenprinzip bis zum Weltkrieg.

Hier soll nunmehr ein anderer Gedankengang entwickelt werden, wie ihn eine aufmerksame Kriegsteilnahme bei den Völkerheeren Mitteleuropas auf allen Kriegsschauplätzen zum Reifen gebracht hat. Die bisherigen Charakterisierungen des Nationalismus berühren kaum seine tiefste psychologische und philosophische Wurzel und kranken daher auch an der Unfähigkeit ihm das rechtgeschliffene Schwert entgegenzustemmen, das nur dann in die geharnischte Faust paßt und treffsicher niedersaust, wenn wir der Irrlehre des Nationalismus von der Nation die rechte Volkskunde und das rechte Wissen vom Wesen des Volkes entgegenstellen.

Nationalismus ist Intellektualismus. Das Verständnis für diesen Satz erschließt die vielverschlungene Kette aller modernen politischen Utopien, erhellt das dunkle Wesen des heftigsten aller Weltkriegsimpulse bis auf den Grund. Intellektualismus und Voluntarismus sind polare Gegensätze. Der eine behauptet den Primat des Intellekts bei Leugnung des Willens, der andere den Primat des Willens unter



Mißachtung des Intellekts. Echte Psychologie aber lehrt schon seit Aristoteles, daß beide seelische Prinzipe in organischem Verbande harmonisch miteinander nach Vollkommenheit streben müssen, wobei allerdings der stolze herrische, unbändige Intellekt der Willenszügel nicht entbehren kann, ohne dadurch in seiner Strebefreudigkeit, in seinem Erkenntnisdurst beeinträchtigt werden zu dürfen. Der Wille als Prinzip, der Intellekt als Kronprinzip, beide ihrer Eigenart entsprechend, keiner auf Kosten des anderen den Bruder übervorteilend!

Als Intellektualismus nun findet der Nationalismus das Kriterium der Nation in der Sprache, im Wort. Das Wort ist der trefflichste Ausdruck des Intellekts, ist zugleich von Lippe, Kehle, Zahn und Gaumen geformter Laut als höchste sinnliche Fähigkeit und zugleich wieder Inkarnation innerer geistiger Vorgänge, also konzentrierter Verstand. Das Wort von der Grenzscheide zweier Welten, der sensitiven und der intellektiven ist so recht die Verleiblichung, die Personifikation, die Inkarnation des Intellekts. Intellektualismus ist also nicht nur Geistreichelei, sondern auch sophistischer Wortkult, ist krankhaft-liebevolle Mikrophilologie, Voluntarismus aber wäre das cholerische Gegenteil, bloßes, weltfliehendes „Reden im Schweigen", das alles Kulturblut gerinnen läßt, alle kulturelle Regsamkeit zu buddhistischem Schweigen bringt, nicht in christlicher Entsagung, sondern in stoischer, sportsgemäßer Blasiertheit.

Wenn wir nun den Nationalismus als Intellektualismus kennzeichnen, ohne von ihm zu verlangen, er möge als konträrer Voluntarismus der Stagnation verfallen, so tadeln wir an ihm vor allem, daß unter seiner Willkürherrschaft zuerst in bewußter Lüge, später in unbewußt ererbter Tradition das Kriterium der Nation einseitig verschoben, die Idee das Volk in den engen Begriff der Sprachgemeinschaft hineingepreßt wurde. In Wahrheit umfaßt das Volk viel weitere Gebiete als bloß sprachliche. Ein Volk zu erkennen als geschlossenes Ganze, den Einzelnen als Volksgenossen

anzusprechen bedarf es tieferer psychologischer Einsicht. Nicht die Sprache, der fleischgewordene Intellekt, sondern der ihn inspirierende Wille, das rein Geistige im Menschen gibt den entscheidenden Ausschlag, wenn auch noch oft die Sprache als kongenialer Ausdruck des Willens Kennzeichen bleiben wird. Die Sprache kann unter gewissen psychologischen Bedingungen, die wieder historisch beeinflußt sind, Kriterium der Nation sein; sie muß es aber nicht sein, wenn diese psychologischen Voraussetzungen, nämlich die Mitwissenschaft, das Einverständnis des Willens fehlen, was wieder historischen Weges sich entwickelt hat. Das festeste Gemeinschaftsband einer Nation ist der im Willen verankerte Charakter, wie ihn die mannigfaltigsten Umstände formen helfen, andere in der Vorzeit, andere in der Antike, andere unter der Ägide des den Himmel erschließenden Christentums und andere endlich in der Moderne, da eine trotzige Menschheit das Christentum ausschalten möchte.

Damals, als die Menschheit aus dem Paradiese getrieben, irr an allem und jedem, eine Beute des elementaren Zufalls ihrem innersten Wesen nach Gemeinschaften bildete, Familien, Sippen, Völker, Rassen, Staaten und sich unter dem zerstörenden, auseinanderreißenden Einfluß des Erbsündesubjektivismus die Katastrophe des Turmbaus von Babel an den Sündenfall der Stammeltern anreihte, damals standen die sich bildenden Volkscharaktere fast ganz unter dem Einfluß der polaren Naturgesetze, damals differenzierten sich die Sprachen nach dem Willen von Zone, Klima und Milieu, da der Menschenwille erbsündebefangen in seiner Gestaltungskraft verwundet war; damals aber bildeten sich auch Volk, Rasse, Staat und Sprache zu einem völlig identischen Ganzen aus. Je mehr die Entwicklung fortschritt, je weiter sich die Menschheit von der Uroffenbarung entfernte, diese aus der Erinnerung verlor, sie, statt traditionell fortzupflanzen, im Sündensand versickern ließ, desto fester wurde der Charakter der Völker an die Natur geschmiedet, desto unmittelbarer unterlag er der Einwirkung aller polaren Antipoden. Je mehr aber gleichzeitig die Erde bevölkert



wurde, in je innigeren Wechselverkehr die Völker traten, je glänzender die Errungenschaften wurden, welche die Modernen Kultur nennen, desto mehr mischten sich die Völker, desto mehr verschoben sich aber auch die ehedem identischen Begriffe Volk, Rasse, Staat und Sprache, so daß in steter Befruchtung und Verschmelzung immer wieder neue Völker, Rassen, Staaten und Sprachen entstanden. Dabei übernahmen die Erben die Sprache ihrer Ahnen, bildeten sie zwar ihrem Charakter entsprechend weiter, lebten aber dennoch nicht mehr in so engem Kontakte mit ihrer Sprache, daß diese völlig ihrem Charakter entsprochen hätte. Die Sprache kann nur dem Charakter ihrer Schöpfer ganz entsprechen, nie doch jenem ihrer sie traditionell übernehmenden Weiterbildner. Aber auch Rasse und Volk verschoben sich immer mehr, nur Staat und Volk blieben einander treu, da der nunmehr immer deutlicher Kriterium des Volkes werdende Charakter am gleichmäßigsten unter den verwandten Bedingungen ein und derselben Heimat, derselben Landschaft, desselben Staates zur Entwicklung kommt.

Das Christentum hat den so entstandenen Separatismus nur insofern überwunden, als es das Völkermosaik mit einem einigenden Goldreif umklammerte, die verschiedenen Volkscharaktere im Aufblick zu einer gemeinsamen Autorität ausglich und versöhnte. Landschaftlich berechtigte, historisch begründete Verschiedenheiten hat es nie angetastet, da es keinen nivellierenden, atomisierenden, schematisierenden Internationalismus vertritt. Das Christentum zerstörte nicht die einzelnen Charaktere, sondern imprägnierte sie vielmehr mit einem geistigen Fluidum, das alle bunte Schönheit bestehen läßt und doch alle Völker als ein Volk Gottes aneinander kettet. Am trefflichsten kommt dies zum Ausdruck, wenn das Christentum die antiken Sprachen durchgeistigt, so daß etwa der griechisch-heidnische Wortsinn demselben Wortlaut Demut schmählich-hündische Unterwürfigkeit beilegt, das christliche Griechisch aber darin die vorzüglichste Pflicht der Nachfolge Christi sieht, die Kunst des „Herrschens im Dienen", das Geheimnis, das die Himmelspforten öffnet.



Nicht die Sprache ist das Kriterium der Nation, sondern der Charakter des Volkes, wie er auch im Charakter, im Ethos der Sprache deutlich wird, im innersten Wortgeist, aber auch in Akzentuierung und Tonkolorit, in Klangfarbe und Klangfülle, ganz entsprechend dem Charakter der Landschaft, der Heimat, der gemeinsamen Geschichte, der gemeinsamen Lebensbedingungen. Das Ethos der Sprache aber kann sehr wohl in mehreren Grammatiken, in mehr als einer Syntax wehen, wenn die historische Entwicklung zwei Sprachen zwang sich aneinander in einer Landschaft zu gewöhnen. In diesem Falle ist eben das Volk mehrsprachig und auch der Staat, der das Volk bindet, wenn es sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließt.

Es gibt keinen größeren Widerspruch, als alle Sprachgleichen als Volksgenossen anzusprechen und von ihnen zu verlangen, sie sollen ihren Charakter national einheitlich in engherzige Formen zwängen. Das Volk ist seinem Wesen nach ein ganz kleiner Körper im Bereich einer Landschaft. Erst dort, wo viele einander ähnliche Völker sich zu höherer staatlicher Form zusammenschließen, ermöglicht die Geschichte den Kulturstaat, gibt ihm aber zugleich die Pflicht mit auf seinen Kulturweg, den Individualitäten, die er umfaßt, föderalistisch-schonend zu begegnen, alle zentralistische Verflachung zu vermeiden, um so erst den gemeinsamen Kulturwillen und die angespannteste Kulturkraft aller Stile zu erreichen. Denn jeder gibt nur dann sein Bestes, wenn er es eigenartig, seinem innersten Wesen entsprechend geben darf. Der Föderalismus ist die Staatsform der Zukunft, nicht nur in Mitteleuropa, wo er teils ideell bestehend, real noch auf halbem Weg steckt, wie in Österreich, oder real bestehend, ideell aufgehoben wird, wie in Deutschland, sondern auch im gesamten übrigen Europa, das sich nur unter dem Druck des revolutionären Nationalitätenprinzips: „Jeder Sprachgemeinschaft ihren engherzig nationalen Staat" unnatürlich verknöchert und zum Weltkrieg gerüstet hat.

LXXXII.

Zur Würdigung Luthers.

Dr. Friedrich Heiler, dessen Buch über das Gebet im zweiten Juniheft 1918 besprochen wurde, hat in rascher Folge zwei weitere Schriften erscheinen lassen: „Die buddhistische Versenkung, eine religionsgeschichtliche Untersuchung" als Habilitationsschrift und dann den Abdruck seiner aufsehenerregenden Probevorlesung vom 12. Oktober über „Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung". Beide Schriften bedeuten leider eine Linksentwicklung des jungen viel versprechenden Gelehrten und nötigen zum Bedauern, daß die erwähnte Rezension über manche Entgleisung in dem dicken Bande über das Gebet mit Stillschweigen hinwegging. Doch konnte man sich noch beruhigen mit der von Dr. Hörmann in der Augsburger Postzeitung festgestellten Tatsache, daß das Buch nicht vom Standpunkte einer bestimmten Konfession aus geschrieben sei. Leider zerstören die beiden neuen Veröffentlichungen diese beruhigende Annahme, sie vertreten ungescheut modernistische und protestantische Ideen. Rein wissenschaftliche Gründe scheinen es aber allein nicht gewesen zu sein, die zu dieser Stellungnahme führten, sondern zum großen Teil persönliche Erfahrungen und Neigungen, jedenfalls aber die Beschränkung und Fesselung des Denkens und Forschens durch vorgefaßte Kategorien. Schon in dem Buche über das Gebet treten die beiden Kategorien „Mystik" und „Prophetismus" allzuschwach in den Vordergrund, doch kommen auch andere Gesichtspunkte zur Geltung. Jetzt aber wird alles einseitig danach beurteilt und zurechtgerichtet, vor allem die beiden christlichen Hauptkonfessionen. Mystisch, behauptet Heiler immer zuversichtlicher, sei die katholische

Frömmigkeit und Gebetsstimmung, biblisch die protestantische. Nun hätten aber schon vorchristliche Weltanschauungen die Mystik gekannt und besonders Indier und Neuplatoniker sie ausgebildet. Durch Dionysius den Areopagiten sei die platonische Mystik ins Christentum eingeströmt. Dies habe schon Luther klar erkannt, wie er denn in der Tat aus seiner Abneigung gegen Dionysius kein Hehl machte; er habe das Ungesunde dieses Gefühlslebens wohl durchschaut und es durch die biblische Religion überwunden. Mit diesen Sätzen tritt Heiler in einen schroffen Gegensatz zu den jetzt herrschenden Anschauungen protestantischer Theologen, die Mystik atme reformatorischen Geist, sie sei eine Auflehnung gegen die verknöcherte Scholastik, gegen den Dogmatismus und das veräußerlichte Kirchentum gewesen. In diesem Sinne hat Preger sein bekanntes Werk über die Mystik geschrieben, und nicht vor langer Zeit hat noch Pfleiderer diese These vertreten, obwohl inzwischen Denifle auf den Plan getreten war und die Zusammenhänge der Mystik mit der Scholastik nachgewiesen hatte. Scholastik und Mystik stehen in der Tat nahe. Wenn die Mystiker nach einer theoretischen Grundlage ihrer Bestrebungen suchen und ihre Betrachtungen rechtfertigen, greifen sie zu philosophischen Begriffen, die teils Plato, teils Aristoteles entnommen sind. In der Lehre vom innern Licht verschmelzen sich beide Anschauungen. Sie machen es nicht anders als die Kirchenväter und Apostel, die mit griechischen Begriffen arbeiteten (Logos, Pneuma u. s. f.). Es sind einfache Formen und Formeln, die einen ganz andern Inhalt aufnahmen, als wofür sie ursprünglich geprägt waren. So ist die christliche und die vorchristliche Mystik trotz äußerer Ähnlichkeiten doch wesentlich verschieden, verschieden im Ursprung, im Wesenskern und in ihren Wirkungen. Oder hat etwa die indische und neuplatonische Mystik ähnliche zarte Blüten der Frömmigkeit hervorgetrieben wie die mittelalterliche? Waren ihre Einflüsse auch so erhebender, beseligender, erbaulicher Art? Sind auf diesem Boden so wunderbare Erscheinungen gediehen wie die hl.



Theresia, Katharina von Siena oder ein Seuse und Tauler? Die Reformation hat wie ein Mehltau gewirkt, sie brachte eine große Ernüchterung; ob auch eine Verbesserung des religiösen und sittlichen Lebens, das ist nun eben die Frage, von der alles abhängt. Die größten Geister haben sich mit dieser Frage abgequält und sie nach allen Seiten gedreht. Heiler verbaut sich eine allseitige Würdigung durch die einseitigen Maßstäbe, die er heranträgt. Die beiden Konfessionen lassen sich nicht einfach in gewisse Typen (mystisch-biblisch-prophetisch) einzwängen, und selbst wenn es gelänge, würde das Werturteil verschieden ausfallen. Der Mystiker, hören wir, ertötet den Willen zum Leben, er strebt nach Vereinigung mit Gott, der prophetisch gerichtete Geist aber steht Gott selbstbewußter, selbständiger, freier gegenüber, er ringt mit Gott, vertraut auf ihn und geht in Spuren der Vorsehung in allem Weltgeschehen nach. Eine solche Haltung, meint Heiler, habe Christus eingenommen, wie das glänzend geschriebene Schlußkapitel in der Schrift „Die buddhistische Versenkung" darzutun sucht. Diesem Vorbild haben die Apostel nachgeeifert und an diesem Vorbilde habe sich Luther orientiert, dem die höchsten Lobsprüche erteilt werden. Das beigebrachte Material rechtfertigt diese Lobsprüche keineswegs, die angeführten Aussprüche Luthers machen auf den, der nicht voreingenommen ist, keinen besonderen Eindruck und beweisen jedenfalls nicht, daß er eine so einzigartige schöpferische Persönlichkeit war, der erst nach Jahrhunderten die Bibel verstand, ihre Wahrheit selbständig erlebte oder gar eine Art Offenbarung empfing. So kühn, dies letztere zu behaupten, war er im allgemeinen selbst nicht, sondern er hat nur den Anspruch erhoben, Gottes Wort wieder richtig ausgelegt zu haben. Aber wie verhält es sich mit dieser Auslegung? Die neuere Forschung hat doch bewiesen, daß sie weit zurückreicht und im Mittelalter wurzelt! Selbst protestantische Gelehrte geben zu, daß er ein Kind seiner Zeit und seiner Kirche war, daß er die Eierschalen der Scholastik nicht abgestreift hat, sie haben selbst immer wieder

auf Duns Scotus und Occam hingewiesen und die Forschungen und Entdeckungen Denifles in dieser Richtung anerkannt. Damit ist es also nichts, und so bleibt als Gesamtergebnis nur eine neue Beleuchtung Luthers übrig, eine freilich mehr künstliche als natürliche Beleuchtung. Die Schrift ist glänzend geschrieben, aber um so gefährlicher, wenigstens für unreife Leser. Wer sich einigermaßen auskennt, fühlt leicht die subjektive Stimmung heraus und weiß wahre und künstliche Farben wohl zu unterscheiden.

Dr. G. Grupp.

LXXXIII.

Neues zur assyrisch-babylonischen Chronologie und Geschichte.[1])

Während das in den letzten Jahren veröffentlichte keilinschriftliche Material ausschließlich die Chronologie der älteren und ältesten Geschichte Babyloniens betraf, teilt Weidner in dieser Arbeit zum ersten Male sieben Fragmente von Königslisten mit, welche die Chronologie der mittleren Geschichte Babyloniens und der gesamten Geschichte Assyriens von den ältesten Zeiten ab betreffen. Darunter befinden sich die ersten bisher bekannt gewordenen Bruchstücke von synchronistischen assyrisch-babylonischen Königslisten. Ohne weitere Bruchstücke solcher Listen, die in der noch ungesichteten Hauptmasse der Funde aus den Grabungen der deutschen Orientgesellschaft vielleicht noch gefunden werden, abzuwarten, macht uns W. zunächst im 1. Kapitel mit den neuen Texten bekannt und würdigt ihre Bedeutung für die assyrisch-babylonische Chronologie. (S. 1—10). Leider enthält

1) Weidner, Ernst F., Studien zur assyrisch-babylonischen Chronologie und Geschichte auf Grund neuer Funde. (MVAG = Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. 20. Jahrgang 1915. 4. Heft) Leipzig, Hinrichs 1917. VIII + 110 S. ℳ 6.

nur ein Fragment einer Königsliste (D) die beiden zugehörigen Spalten, die assyrische und die babylonische, während auf den anderen Fragmenten immer nur eine von beiden vorliegt, die zweite zugehörige aber weggebrochen ist. Dieses Hauptfragment läßt auch die sinnreiche Anlage dieser Listen erkennen, indem die Wiederholung eines Königsnamens vermieden wird und doch Mißverständnisse darüber ausgeschlossen sind, welche Herrscher gleichzeitig in Babylonien und Assyrien regiert haben. (S. 8). Wichtig sind, obwohl nur Bruchstücke vorliegen, die Ergebnisse für die Chronologie. Die Reihe der assyrischen Herrscher liegt nunmehr in nahezu lückenloser Vollständigkeit vom 14. Jahrhundert an bis zum Ende des Reiches vor. Für die babylonische Chronologie bietet das Fragment E die Königsreihe vom letzten Herrscher der VI. Dynastie an, nämlich nach diesem die VII. (den Elamiter) und die ersten acht Namen der VIII. Dynastie. Die beiden Nachfolger des 8. Königs sind uns anderweitig bekannt. Da ferner Fragment F die Namen des 16.—19. Königs dieser Dynastie enthält und in der Königsliste A die Namen des 19. bis 22. Herrschers erhalten sind, so sind nunmehr 17 Glieder dieser Dynastie bekannt.

Um so reiches Material richtig zu bewerten, bespricht W. im 2. Kapitel die Grundlagen der assyrischen Chronologie, für die im Gegensatze zur babylonischen die Zahlenangaben fehlen, wenn auch die Namen der Herrscher bekannt sind. Nunmehr aber läßt sich aus den babylonischen Königslisten, die auch die Zahl der Regierungsjahre angeben, unter Zuziehung der nenen Fragmente über die Gleichzeitigkeit babylonischer und assyrischer Herrscher ziemliche Sicherheit gewinnen. — Vom Baviandatum (= 689 v. Chr.) ausgehend berechnet W. daß das 1. Jahr Tiglatpilesers I. von Assyrien das Jahr 1118 (rund 1120) sein muß (S. 13) und stellt dann als Regierungszeit der assyrischen Könige während des 12. Jahrhunderts folgende Reihe fest: Asurdan 1180—ca. 1155, Ninib-tukulti-Asur ca. 1155—ca. 1144, Mutakkil-Nusku ea. 1144—ca. 1132, Asur-res-isi ca. 1132—1120, Tiglatpileser I. 1120—ca. 1100. Gleichzeitig regieren in Babylonien folgende Herrscher: Zamama-sum-

iddin 1180, Enlil-nadin-ahe 1179—1176, Marduk- (—) 1176—1158, Ninib-nadin-sumi 1158—1152, Nebukadnezar I. 1152—ca. 1124, Enlil-nadin-apli ca. 1124—ca. 1117 (S. 15). Schnabel MVAG 1908, 1, S. 96 war fast zu den gleichen Resultaten gekommen.

Weiter findet W. als die Regierungszeiten früherer Könige von Assyrien noch folgende Zahlen: Ilu-suma ca. 2070—ca. 2055, Irisum ca. 2055—ca. 2039, Bel-kabi ca. 1985—ca. 1963, Samsi-Adad I. ca. 1963—ca. 1950, Samsi-Adad II. ca. 1880—ca. 1860, Isme-Dagan II. ca. 1860—ca. 1840, Samsi-Adad III. ca. 1840—ca. 1821, Samsi-Adad IV. ca. 1730—ca. 1715, Salmanassar I. ca. 1280—ca. 1260, Tukulti-Ninib I. ca. 1260—ca. 1238. (S. 22).

In Anhang I zu diesem Kapitel behandelt W. (S. 23—27) das schon viel erörterte Problem der Zeit der ersten Dynastie von Babylon, für die er die Jahre 2057—1771 (?) ansetzt. In Anhang II benutzt er eine Notiz in der armenischen Version der Chronik des Eusebius um festzustellen, daß die Herrscherreihe des Eusebius mit dem Zeitalter Hammurapi's als des bedeutendsten altakkadischen Königs begann.

Im 3. Kapitel stellt W. eine kurze Geschichte der assyrischen Könige von der ältesten Zeit bis auf Asir-mirari II. zusammen. (S. 29—45). Die beiden ersten Herrscher Adasi und Bel-ibni sind wohl die sagenhaften Stammväter des Geschlechtes der assyrischen Könige. Ebenso ist Enlil-kapkapu, der nach Hommel als ein Zeitgenosse Sumula-ilu's von Babylon (2043—2007) anzusehen ist, vielleicht keine geschichtliche Persönlichkeit. Die beiden ältesten assyrischen Herrscher, die als geschichtlich anzusehen sind, sind Uspia und Kikia. Ersterer war der Erbauer eines Asurtempels, letzterer umgab zuerst die Stadt Assur mit einer festen Mauer. Ihrem Namen nach gehören sie sicher der vorsemitischen Bevölkerung aus dem Stamme der Mitanni an.

Der älteste bekannte assyrische Herrscher, der einen semitischen Namen trägt und von dem eine eigene Inschrift erhalten blieb, ist Zariku, ein Lehensmann des Bursin aus der 3. Dynastie von Ur (ca. 2221—2212). Um diese Zeit also hatten die se-



mitischen Einwanderer endgültig im Lande die Oberhand gewonnen und einem der Ihrigen zum Throne verholfen. Die Namen der beiden Nachfolger Zariku's sind nur verstümmelt erhalten. Dann setzt eine fortlaufende Reihe von 6 Herrschern ein, die eine Dynastie bilden: Kate-Asir I., Salim-Ahum, Ilisuma, Irisum, Ikunum, Sarrukin. Von diesen ist Irisum der älteste Herrscher, von dem wir eine Reihe von Inschriften besitzen, die über die rege Bautätigkeit dieses Königs berichten. Die Zeit dieser Dynastie reicht von etwa 2100—2010. Es folgt Kate-Asir II. (oder noch mehrere Herrscher, um die Lücke bis Belkabi auszufüllen). Dann Belkabi, Samsi-Adad I., Isme-Dagan I., Asir-nirari I., K(su)A-sasir von etwa 1985—1905, vielleicht aber auch endigte ihre Zeit eher, da bis zum Jahre 1880 nach Fragment B 5 ff. eine Lücke folgt, die Raum bietet für mindestens 5 Herrscher. Ihre Namen sind verstümmelt, nur die Lesung des zweiten Rimus ist wohl sicher. Ihnen folgt Samsi-Adad II., ein bedeutender Herrscher, bekannt nicht nur als der Erbauer mehrerer Tempel, z. B. des Asur und des Enlil zu Asur (S. 40 f.; vgl. S. 42), sondern auch als Eroberer. Er empfing den Tribut des Königs von Tukris und des Königs des oberen Landes, d. h. der Länder am Van- und Umriasee, und setzte seine Inschrift im Lande Laban am Ufer des großen Meeres, d. h. wohl am Ufer des mittelländischen Meeres. So war er der älteste Herrscher, der Assyrien zum Range einer Großmacht zu erheben suchte. Dauernde Eroberungen werden ihm allerdings im Westlande nicht beschieden gewesen sein. Von seinem Sohne und Nachfolger Isme-Dagan II. ist nichts bekannt. Er hat die Eroberungen seines Vaters jedenfalls nicht behaupten können. Er wird nur erwähnt als Vater seines Nachfolgers Samsi-Adad III., der als der erste Erbauer des großen Anu-Adadtempels zu Assur und anderer Bauten bekannt ist. Auf ihn folgt eine Lücke von 300 Jahren. In dieselbe gehört Samsi-Adad IV., der ca. 1730—1715 regierte (S. 43), ferner Tukulti-Mer, welcher, wie sein großer Vorfahr Samsi-Adad II., zu Tirka im Lande Hana, das am Euphrat südlich der Chaboramündung gelegen war, geherrscht hat. Seine



Zeit ist vielleicht um 1650 anzusetzen. Wir könnten die Lücke von 300 Jahren jedenfalls besser ausfüllen, wenn Fragment B besser erhalten wäre, das die Reste von fünf Königsnamen bietet, die W., so weit möglich, herzustellen versucht.

Über die assyrischen Könige, die nach dieser Zeit geherrscht haben, von Asir-nirari II. bis Adabnirari II. handelt das vierte Kapitel. Über sie sind wieder genaue historische Nachrichten erhalten, besonders auch aus den Amarna-Briefen, und gehen von da an nicht mehr verloren. Die Namen der Könige sind folgende: Asir-nirari II. und sein Sohn Puzur-Asir, dann zehn, die im Fragment C enthalten sind: Enlil-nasir, Asir-rabi I., Asir-nirari III., Asir-bel-nise-su, Asir-rim-nise-su, Asur-nadin-ahe, Eriba-Adad, Asur-uballit, Enlil-nirari, Arik-den-ilu, außerdem noch Adad-nirari I. Von diesen ist Puzur-Asir bekannt als großer Bauherr, besonders als Erbauer einer mächtigen Stadtbefestigung, der „Neustadt" d. h. des südlichen Teiles der Stadt Assur nebst anschließender Kaimauer am Tigris, die dann seine Nachfolger immer sorgfältig ausgebessert haben. Nach der synchronistischen Geschichte hat er mit seinem Zeitgenossen Burnaburias von Babylon einen Vertrag geschlossen, und zwar mit dem ersten Könige dieses Namens, da er nicht Zeitgenosse des zweiten aus der Amarnazeit sein konnte (S. 47). Als Sohn auf den Vater folgen Enlil-nirari, Asir-rabi I. und Asir-nirari III., dann dessen Söhne, die Brüder Asir-bel-nise-su und Asir-rim-nise-su. Beide waren Bauherren, ersterer schloß Vertrag und Bündnis mit Karaindas von Babylon (S. 50) Asur-nadin-ahe hat nach den Amarnabriefen mit seinem ägyptischen Zeitgenossen Amenhotep III. in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Der Briefwechsel beider ist uns leider nicht mehr erhalten. Erwähnt wird dieser Herrscher noch in drei Inschriften späterer Könige. Von seinem Sohne und Nachfolger Eriba-Adad werden in zwei uns erhaltenen Inschriften Bauten erwähnt. Sein Sohn Asur-uballit war einer der bedeutendsten Herrscher Assyriens. Er warf das Land Musri in Kleinasien nieder und vernichtete die Streitmacht des weiten Subari-Landes, womit nur Mitanni gemeint sein kann. Auch muß er Gebiet von



Mitanni erworben haben. Während nämlich zur Zeit Amenhoteps III. noch Tusratta, König von Mitanni, Herr von Ninive war, baute Asur-uballit schon wieder am Istartempel dortselbst. Nach jedenfalls langer Fremdherrschaft hat er die Stadt, die spätere Hauptstadt Assyriens, wieder mit dem Reiche Asurs vereinigt (S. 52). In Babylonien herrschte Barnaburias II., der Asur-uballit noch als seinen Lehensmann bezeichnet; doch gab er seinem Sohne eine Tochter des letzteren zur Frau, die Muballit-Erua, deren Sohn Kadasman-harbe I. den Thron seines Großvaters bestieg. Als er jedoch nach kurzer Regierung ermordet wurde, setzte der König von Assyrien seinen unmündigen Urenkel Kurigalzu auf den Thron seines ermordeten Vaters (S. 53) und übte wohl, so lange er lebte, eine Oberherrschaft über ihn aus. An Amenhotep IV. schrieb Asur-uballit zwei im Amarnafunde erhaltene Briefe, in denen er ihn als Bruder anredet, sich ihm also als ebenbürtig fühlt (S. 55). Von seinen Inschriften sind bisher noch keine veröffentlicht. Sein Sohn Enlil-nirari I. besiegte nach der Angabe seines Enkels Adad-nirari I. die Kassiten, die damals Babylonien beherrschten, unter Kurigalzu bei Sugagi am Tigris, während die babylonischen Quellen letzterem den Sieg zuschreibrn. Dieser Feldzug wird anscheinend auch auf dem Fragment C 5 f. erwähnt. In Folge seiner Niederlage mußte Babylonien wohl ein nicht unerhebliches Gebiet abtreten (S. 57 f.) Der Sohn Enlil-nirari's Arik-den-ilu besiegte unter anderen die kriegerischen Bergvölker des Nordens und die Beduinen der Steppe im Westen, die Suti, und die Ahlame, aramäische Beduinen, die hier zum erstenmale erwähnt werden. Mit Babylonien scheint er in Frieden gelebt zu haben. Eine Inschrift von ihm erwähnt die Erbauung eines Samastempels durch ihn, wahrscheinlich zu Assur. Sein Sohn Adad-nirari I. hat die Eroberungen seiner Väter nach allen Richtungen ausgebaut und vollendet, wie er in seinen zahlreich uns erhaltenen Inschriften berichtet. Nach Westen hin eroberte er das Land Mitanni und vereinigte es bis auf einen geringen Rest mit seinem Reiche, so daß Assyrien jetzt bis zum Euphratübergang bei Karchenis reichte, also fast ganz Meso-



potamien umfaßte, wodurch der König das Recht erhielt, sich šar kiššati (= Herr der Welt) zu nennen. In seinem Feldzuge gegen Babylonien besiegte Adad-nirari den König Nazimaruttas bei Kar-Istar-Akarsallu, erweiterte sein Gebiet nach Süden hin und zwang den Babylonier zu einem Vertrage, dessen Einzelheiten bis jetzt noch unbekannt sind. Auch die Gebirgsvölker im Norden und Nordosten besiegte er. In seiner Stadt Assur baute er an dem großen Befestigungswerke des Eriba-Adad, an der Kaimauer am Tigris, an dem Muslalu, einer mächtigen halbmondförmigen Befestigungsanlage im Norden der Stadt, am Tempel der Istar und an dem Palaste des Asur-nadin-ahe.

Weiter sucht W. die Reihenfolge der mit dieser assyrischen Dynastie gleichzeitigen babylonischen Herrscher festzustellen, die leider immer noch zweifelhaft ist, während nach den Angaben des Fragments C über die Reihe der assyrischen Könige bis auf Adad-nirari I. kein Zweifel mehr sein kann. W. ergänzt also die linke Kolumne des Fragments C, die die babylonischen Könige enthielt. Ich übergehe aber die Einzelheiten (S. 62—66), ebenso die versuchte Festlegung der Regierungszeiten sowohl der babylonischen, wie drr assyrischen Herrscher, da W. diese Berechnungen selbst als vorläufig problematisch bezeichnet, weil sie mit den Ansätzen der Ägyptologen für die Regierungsjahre der gleichzeitigen Pharaonen nicht übereinstimmen. Nur merke ich hier die Gesamtzeit an, die er für die assyrischen Könige von Asir-nirari II. bis Adad-nirari I. in Ansatz bringt, nämlich von ca. 1490—1280 (S. 66—68).

Das folgende 5. Kapitel enthält die Geschichte der assyrischen Könige von Salmanassar I. bis Samsi-Adad VI., die teilweise schon länger bekannt ist. So haben wir von Salmanassar I. besonders die große Steintafelinschrift, die eingehend über die Kriegstaten dieses Fürsten in der ersten Hälfte seiner Regierung unterrichtet. Seinen ersten Feldzug machte er gegen Uratri, womit wohl das spätere Ueartu (Hocharmenien) gemeint ist. Er unterwirft das ganze Land und legt ihm einen schweren Tribut auf. Während er dann das kleinasiatische Land Musri (Kappadocien) unterwirft, sammelt Sattuara, König von Hali-



galbat, zu seinem Heere noch die Truppen der Hethiter und der aramäischen Ahlame und droht durch seine Übermacht das assyrische Meer in eine wasserlose Wüste zu drängen. Doch Salmanassar schlug das Heer der Alliierten, die aus Mesopotamien nach Norden in wilder Flucht abziehen mußten. Darauf bekriegte er die in den nordöstlichen und nördlichen Hochländern wohnenden Kuti und ihre Stammesgenossen, schlägt sie und nimmt ihnen reiche Beute ab.

Was wir sonst noch von diesem Herrscher wissen, steht in der dritten Kolumne des sogenannten zerbrochenen Obelisken. Es wird darin besonders von Zügen in das Gebiet des Arimi am Kasciarigebirge und der angrenzenden Völker berichtet, ferner von einem Streifzuge nach Babylonien bis in die Gegend von Dur-Kurigal zu. Dagegen ist der Salmanassar betreffende Abschniit der synchronistischen Geschichte verloren gegangen. Ebenso bedeutend, wie als Kriegsherr, war Salanassar als Bauherr. Besonders in seiner Residenzstadt Assur hat er eifrig gebaut. Wichtig war auch die Gründung der Stadt Kalhi. Sein Nachfolger Tukulti-Ninib I. besiegte, würdig des großen Vaters, in den ersten Jahren seiner Regierung die streitbaren Völker in den nördlichen Gebirgsländern, darnach in gewaltiger Feldschlacht die Babylonier im Süden. Er nimmt den König Kastilias gefangen und vereinigt sein Gebiet mit seinem Reiche. Gegen den von ihm eingesetzten Statthalter. Enlil-nadin-sum erhebt sich nach $1^1/_2$ Jahren ein Aufstand, den Tukulti-Ninib blutig niederschlägt. Als Siegeszeichen schleppt er nach diesem Siege die Statue des Gottes Marduk aus Babylon nach Assyrien fort und herrscht noch 7 Jahre über die vereinigten Reiche. In einer neuen Revolution, die von den Großen beider Reiche angezettelt wurde, fiel der große König, von der Hand des eigenen Sohnes ermordet. Als Bauherr hat er namentlich die große Mauer von Assyr von Grund auf neugebaut, sich einen großen Palast angelegt und die Stadt Kartukulti-Ninib als neue Residenz im Norden von Assur gegründet.

Unter seinem Nachfolger Asur-na-sir-apli, von dem wir außer dem an seinem Vater begangenen Morde nichts wissen,



hat sich Babylonien von Assyrien wieder losgerissen, wie wir als sicher annehmen können, und sein Übergewicht über das nördliche Reich wiedererlangt. Als nächsten König von Assyrien kennen wir Asur-nirari IV., der nach Fragment A Rs. = (Rückseite) 6 Jahre lang regierte, zugleich mit einem zweiten Könige Nabu-dan, als Vasall des Babyloniers Ramman-sum-nasir, der ein geharnischtes Sendschreiben an beide gerichtet hat. Unter Enlil-kudur-usur beginnen dann die Rivalitätskämpfe mit Babylonien von neuem. Aus der synchronistischen Geschichte ist mit einiger Sicherheit zu entnehmen, daß die Könige beider Länder Enlil-kudur-usur von Assyrien und Ramman-sum-nasir von Babylonien im Zweikampfe während der Schlacht gefallen sind. Der Assyrer hatte, wie die Rs. des Fragments A lehrt, 6 Jahre regiert. Ninib-apal-ekur I., der aus einem anderen Geschlecht stammte, leitete, wie es scheint, den Rückzug des assyrischen Heeres und wurde als Nachfolger Enlil-kudur-usur's der Ahnherr einer Dynastie, die mehrere Jahrhunderte fast ohne Unterbrechung den Thron Assyriens innegehabt hat. Sein Sohn und Nachfolger Asur-dan I. hat ein hohes Alter erreicht und also wohl lange Zeit regiert. Zur Zeit des babylonischen Königs Zamama-sum-iddin, der nur ein Jahr lang regierte, eroberte Asur-dan nach der synchronistischen Geschichte eine Reihe von Städten Babyloniens und kehrte mit großer Beute in sein Land zurück, ohne jedoch nachhaltigen Einfluß in Babylonien zu gewinnen. In seiner Hauptstadt Assur begann er den Wiederaufbau des großen Anu-Adadtempels, den sein Urenkel Tiglatpileser I. 60 Jahre später vollendete.

Der Nachfolger Asur-dan's I., Ninib-tukulti-asur scheint ein Usurpator gewesen zu sein, da ihn Tiglatpileser I. in der Genealogie seiner großen Prismainschrift nicht nennt. Er scheint durch den Einfluß des babylonischen Königs Ninib-nadin-sum zur Herrschaft gelangt zu sein und zu ihm wie auch zu seinem Sohne, dem mächtigen Nebukadnezar I., in einem Schutzverhältnis gestanden zu sein. Er hat die von Tukulti-Ninib I. nach Assyrien verschleppte Mardukstatue an Babylonien zurückgegeben. Auf diesen schwachen Herrscher folgte wieder einer



aus dem Geschlechte Ninib-apal-ekur's I., Mutakkil-Nusku; er hatte nur kurze Zeit die Herrschaft inne und scheint ziemlich unbedeutend gewesen zu sein. Erst sein Nachfolger Asur-res-isi I. ist wieder bekannt geworden als mächtiger Kriegsherr, der die Gebirgsvölker im Osten und Nordosten Assyriens seinem Scepter unterwarf, im Südwesten die Ahlame, Beduinen aramäischen Stammes, vernichtend schlug und auch die Angriffe des mächtigen Nebukadnezar I. von Babylonien abwehrte. Dieser mußte nicht nur die Belagerung der assyrischen Festung Zanki aufgeben, sondern wurde auch auf einem zweiten Feldzuge von Asur-ras-isi I. geschlagen, so daß er sich eilends nach Babylon zurückziehen mußte. Beide Herrscher starben bald darauf. Über die Bautätigkeit Asur-ras-isi's in Assur berichten mehrere weniger gut erhaltene Inschriften. Noch während der kurzen Regierung Enlil-nadin-sum's, der in Babylon auf Nebukad-nezar I. folgte, kam Tiglatpileser I. in Assyrien zur Herrschaft. Die sechs ersten Jahre dieses großen Eroberers sind ausgefüllt mit Kämpfen gegen die Völker im Norden, Osten und Westen Assyriens. Er stieß sogar bis nach Arvad in Syrien vor, wo er vom Könige von Aegypten Geschenke empfing und somit seine Eroberungen als zu recht bestehend anerkannt sah. In späterer Zeit besiegte er den babylonischen König Marduk-nadin-nahe, den Nachfolger Enlil-nasir-apli's zweimal und konnte in Sippar, Babylon und anderen Städten Babyloniens seinen Einzug halten. Im Friedensschlusse wurden die Grenzen Assyriens nach Süden beträchtlich abgerundet; was vom Reiche Babylonien übrig blieb, mußte, wie es scheint, die Schutzherrschaft Assyriens anerkennen. Doch gelang es später Marduk-nadin-ahe das assyrische Joch von sich abzuschütteln. Ein Bericht über diesen zweiten Kampf der beiden Staaten ist zwar bisher nicht gefunden worden, doch schließen wir diesen für Babylonien glücklichen Ausgang des Streites aus dem Berichte Sanherib's über die Zurückbringung der Bildsäulen des Adad und der Sala, die 418 Jahre vor ihm Marduk-nadin-ahe aus Assyrien fortgeschleppt habe. Ferner datiert dieser selbst auf einem Grenzsteine eine Landschenkung nach einem Siege, den er über Assyrien davontrug.



Auf Tiglat-pileser I., dessen große Bautätigkeit schon früher erwähnt ist, folgte Ninib-apal-ekur II. nur kurze Zeit. Ob er, wie seine beiden Nachfolger Asur-bel-kala und Samsi-Adad V., ein Sohn Tiglatpileser's I. war, läßt sich nicht feststellen. Asur-bel-kala lebte mit den Königen von Babylonien, Marduk-sapik-zer-mati und (dem Usurpator) Ramman-appal-iddin in Frieden, durch ein Schutz- und Trutzbündnis mit ihnen verbunden. Er baute einen Palast zu Ninive, das er als Residenz bevorzugt zu haben scheint. Von Samsi-Adad V. und seinem Nachfolger gleichen Namens ist nichts weiter als ihr Name bekannt. Sicher ist, daß Samsi-Adad VI. der Vater Asur-nasir-apli's II. war, von dem an sich die Reihe der assyrischen Könige nahezu lückenlos bis zum Untergange Ninive's rekonstruieren läßt. Doch behandelt W. diese Zeit in seiner Arbeit nicht mehr. Von den zeitlichen Ansätzen für die assyrischen Könige, von Salmanassar I. an, die W. (S. 86 f.) aufstellt, bemerke ich nur, daß nach Tiglatpileser I. regieren Ninib-apal-ekur II. ca. 1100 bis ca. 1095, Asur-bel-kala ca. 1095 bis ca. 1080, die beiden folgenden Samsi-Adad V. und VI. aber zeitlich nicht bestimmt werden können.

Das letzte 6. Kapitel ist der 8. Dynastie von Babylon gewidmet. Babylonien war zur Zeit dieser Dynastie meist politisch zur Ohnmacht verurteilt, bald von den Assyrern unterworfen, bald von den vom Süden her eindringenden Chaldäern besetzt. Die Einheimischen konnten sich gegen die Eindringlinge nur schwer behaupten, bis endlich beim Beginne des neubabylonischen Reiches unter Nabopolassar die Chaldäer endgültig die Oberhand gewinnen und sich von da an bis zum Ende des Reiches 538 auf dem Throne behaupten. Auf die Geschichte der einzelnen Könige kann ich hier nicht eingehen. Nur möchte ich darauf hinweisen, daß der Name des einzigen Herrschers der siebenten Dynastie, eines Elamiters, nunmehr zweifelsfrei auf Fragment E Kol. II gelesen werden kann als Mar-biti-apal-usur. Wie es kommt, daß es ein assyrischer ist, nicht ein elamitischer, hat W. nicht zu erklären versucht.



LXXXIV.

In entscheidungsvollen Tagen.

Noch ist der Hergang beim tragischen Tod des Königs Ludwig von Bayern im Gedächtnis der Welt. Als er dem Fürsten Bismarck berichtet wurde, hat derselbe dazu bemerkt: „Jeder Zoll ein König!“ In diesen Worten liegt zweifellos eine Verleugnung der christlichen Auffassung, die man dem Eindruck des Augenblicks zuschreiben mag. Aber — und deßhalb wird sie hier angeführt — sie leitet zu der Frage hinüber, wie würde Bismarck die Fahrt Wilhelms II. nach Holland beurteilt haben, da, nach Ansicht vieler, sein Erscheinen in Berlin dem Lauf der Dinge eine Wendung gegeben hätte? So sieht manches der Flucht Ludwig XVI. aus den Tuilerien und seiner Umkehr in Varennes ähnlich. Wäre der König, wie geplant war, nach Metz entkommen und hätte er darauf nicht im Feld gesiegt, so würde die Republik seine Auslieferung verlangt haben; ihr zu entgehen, wäre ihm schließlich nur der Weg nach England übriggeblieben. Dasselbe hätte das Asylrecht zur Geltung gebracht. Die Analogie zu der Angelegenheit Wilhelms II. ist leicht herzustellen. Die Meldungen aus Paris und London besagen, daß die Entente die Auslieferung verlangen wird, und amerikanische Stimmen unterstützen diese Absicht. Lloyd George's Rede ist von demselben Geiste. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß Clemenceau den Wunsch hegt, dem Sensationsbedürfnis gewisser Franzosen entgegenzukommen und daß Lloyd George gewissen brutalen Instinkten eines Teils des englischen Volkes nicht widerstehen mag, wäre es nur um durch Nachgiebigkeit seine Volkstümlichkeit bei den kommenden Wahlen zu steigern. Den Leuten, welche die Auslieferungsforderung an Holland stellen wollen, schwebt die

gewaltige Sensation eines Theaterstückes vor, das sich in Paris vollziehen soll, das die Reklame für Advokaten gewaltig fördern, den Zeitungsverkauf enorm steigern und gewissen Politikern die „Folie der Notorietät“ verleihen würde. Auch die Geschäftsleute, die Hotel- und Restaurantbesitzer, die Hausvermieter sind an der Sache beteiligt, denn Paris würde einen unbeschreiblichen Zulauf aus der ganzen Welt erleben, größer als bei einer Weltausstellung. Und die Leute, welche das grandiose Spektakelstück gespendet hätten, würden als „die großen Männer der großen Epoche Frankreichs“ eingeführt werden. — So niedrig und verächtlich Beweggründe dieser Art sind — die alten Schulen der Staatsmänner und Regenten haben solche Beweggründe nicht gekannt; sie handelten aus politischer Überlegung oder aus Affektion —, aber deshalb soll man diese treibenden Kräfte nicht überschätzen. „Über das Niederträchtige Niemand sich beklage. — Es ist das Mächtige, was man auch sage.“ — Die materiellen Interessen in der niedrigsten Auffassung spielen in Zeiten des Niedergangs der Staaten eine sehr große Rolle und wer möchte leugnen, daß die Staaten und Völker sich — und natürlich nicht erst seit dem Krieg oder seit dem Ende des Krieges — in einer Periode des Niedergangs befinden? Pater Pesch hat in den Tagen des Kulturkampfes vorhergesagt, daß das Bestreben in vielen Kreisen dahin gehe „eine Generation intelligenter Schurken zu schaffen“. Das war damals hypothetisch gedacht. Aber man sehe sich die Menschen und die Dinge im Gang der letzten dreißig Jahre an und richte den Blick auf die Erlebnisse in die Gegenwart. — Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß, falls die Entente die Auslieferung Wilhelms II. verlangte und falls Holland sie gewährte, die Welt einem Drama finsterer Art entgegensehen würde. Gewiß, ein Drama für die zunächst Betroffenen, eine Maske, aber für die Welt und die Geschichte ein Theaterkoup, eine Sensation verwerflichster Art, wie sie jedoch in den Rahmen unserer Zeit passen würde. Wessen Clemenceau fähig ist, hat er unter

anderem bei der Ausweisung des Geschäftsträgers der Nuntiatur aus Paris (1905) und der Inszenierung der darauf folgenden Komödie gezeigt. Komödiant, Tragödiant soll Papst Pius VII. zu einem Größeren, zu Napoleon I. in Fontainebleau gesagt haben. Man mag die Worte auf Clemenceau anwenden. Ist es denn wirklich ernst mit dem Plan der Auslieferung? Ohne Zweifel. Clemenceau erwägt nur, ob die Verkündigung der Absicht seinen Zwecken genügt oder ob diese Zwecke es notwendig machen, die Forderung an Holland zu stellen. Französische und englische Juristen, um ihre Begutachtungen befragt, sollen Holland als zur Auslieferung verpflichtet erklärt haben. Holländische und deutsche Juristen nehmen den entgegengesetzten Standpunkt ein. Wichtiger ist, daß die holländische Regierung entschlossen scheint, eine Forderung auf Auslieferung abzulehnen. Diese Haltung gereicht ihr zur hohen Ehre.

Es ist in den Tatsachen und in der Psychologie der heutigen Menschen begründet, daß diese Angelegenheit in Deutschland beinahe wie eine Doktorfrage angesehen wird. Im Süden Deutschlands mag das verständlicher sein als im Norden, denn der König von Preußen geht zunächst den Norden an. So könnte man wenigstens dozieren. Aber der deutsche Kaiser? Gewiß, er ist aus eigenem Entschluß, nach Seelenkämpfen, die zu einer unbeschreiblichen Depression geführt haben, nach Holland gereist, anstatt nach Berlin zu eilen, um dort seine Krone zu retten oder zu fallen. Die Rettung wäre gelungen. Dennoch! Versetzt man sich in die französische und englische Volkspsyche, so wird man zugeben, daß diese Völker niemals zugeben würden, daß der, der durch Jahrzehnte ihr Führer war, auch wenn er sich von der Nation getrennt hätte, in ähnlicher Lage wie Wilhelm II. den Feinden Frankreichs oder Englands überliefert würde, gar auf Gnade und Ungnade. Für eine solche Auslieferung gäbe es, so scheint es, in der Geschichte nur ein hervorragendes Beispiel: die Auslieferung des Vercingetorix an Cäsar bei der Einnahme von Alesia. Cäsar

ließ den Führer der Gallier im Mamertinischen Kerker sterben. Heute ragt sein vergoldetes, mächtiges Standbild auf der Höhe von Alesia, in Sens und in anderen Städten. Man stelle sich indessen die gewaltige Bedeutung der gallischen Niederlage bei Alesia vor. Von jenem Tag an beginnt die Geschichte des römischen Weltreichs, Frankreichs, Deutschlands. Ohne Alesia wäre die Entwicklung Europas eine andere geworden. Gallien, Land und Volk, wäre ein anderes. Sind wir nun heute in Deutschland so weit oder annähernd so weit wie Gallien nach Alesia? Soll das alte Staat, Reich und Volk, untergehen? Sollen wir uns dem Gebot und dem Geist jener unterwerfen, die heute in Mainz, Coblenz und Cöln befehlen? Gallien ging bei Alesia unter, gestaltete sich neu, ganz anders als zuvor. Soll diese Entwicklung auch mit uns beginnen?

Wer die Psychologie der Amerikaner kennt, mag annehmen, daß Wilson das französische Sensationsbedürfnis in Bezug auf Wilhelm II. nicht bis zum Drama der Weltgeschichte ausreifen lassen wird; er mag bestrebt sein, dem Asylrecht Achtung zu verschaffen: Eine Aufgabe, die natürlich in allererster Reihe Deutschland, ohne Unterschied der Partei, gebührt. Aber die Amerikaner werden nichts tun, was einer gründlichen, absoluten Änderung des Geistes, der Einrichtungen, der Ziele Deutschlands im Wege stünde. Auch hier tritt das Bild Alesias auf oder sollte man, verzagt, an das Schicksal der Gothen denken? Ruhm, Glanz, Macht, Reichtum des Reiches Theodorichs des Großen sind schnell versunken und Nacht wurde es allenthalben um die Gothen. Von ihrer Höhe und von der Tiefe ihres Sturzes kundet noch heute manche Stätte im Süden Frankreichs, in den Pyrenäen, in Italien und Spanien. Die Gothen sind völlig untergegangen, während aus der bei Alesia geschaffenen Vernichtung Galliens ein neues Volk, ein neues Land hervorging.

Weshalb die Parallele? Wer in den Köpfen und in den Herzen der französischen Staatsmänner und selbst der Gene-



räte lesen könnte, der würde, was immer er an Kaiser und Reich, an Menschen und Dingen auszusetzen hätte, erbeben bei den drohenden Plänen, die dort sich zeigen oder sich verbergen. Und dieser Sinnesart kommt die Rechnung der Engländer und Amerikaner zu statten, welche ihre handelspolitische Vorherrschaft in der Welt festbegründen wollen.

Es ist heute nicht angebracht von den Absichten der Franzosen in Elsaß-Lothringen, jedenfalls nicht von denen im Rheinland und in Süddeutschland zu reden, auch nicht von den Plänen der Entente zur Heranziehung des wirtschaftlichen Lebens in Deutschland im Dienste der geplanten Entschädigungs- und Ersatzforderungen. Viele englische Autoren und unter den Franzosen Chervin und Vidal de la Blache lassen über diese Absichten keinen Zweifel.

Im Angesichte so furchtbarer Drohungen erfordert das Gebot der Stunde, daß das deutsche Volk in allen seinen Teilen sich sagt, daß die Vorsehung die Zukunft Deutschlands in die Hände der Deutschen gelegt hat. Waren wir uns des Ernstes dieser Tage stets bewußt? Niemand, kein ehrlicher Mann wird diese Frage bejahen. Wäre man dem Rat des Reichskanzlers v. Hertling gefolgt, hätte man gewartet, so wären uns aller Wahrscheinlichkeit nach die harten Waffenstillstands-Bedingungen erspart worden; die Lage wäre in jeder Hinsicht eine ganz andere. Heute muß man sich erinnern:

„Gibt's etwas Mächtigeres als das Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt."

Vor allen Dingen tut Selbstbesinnung not, Würde und Nationalgefühl. Die Leiden der Kriegsjahre erklären viel, aber sie entschuldigen nicht alles. In wessen Händen ist Deutschland? Die Männer, die heute an der Spitze sind, Ebert u. a., haben ohne Zweifel guten Willen. Man soll sie gegen ihre Gegner von links schützen und vor allem muß man für den baldigen Zusammentritt der Nationalversammlung wirken. Das ist in Ermanglung der legalen Vertretung des deutschen Volkes, des Reichstags, der Weg zur Ordnung.



LXXXV.

Deutschlands Zusammenbruch.

Es war der 31. Juli 1914. Um halb 6 Uhr abends hatte sich vor dem Berliner Kaiserschloß eine gewaltige Menschenmenge angesammelt. Kaiser Wilhelm II. trat umjubelt vom Volke, die Kaiserin an seiner Seite, auf den Balkon des Schlosses und hielt mit weithin schallender Stimme folgende Ansprache:

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, wenn es nicht in letzter Stuude meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zur Einsicht zu bringen und den Frieden zu erhalten, daß wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können.

Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volke erfordern. Dem Gegner aber würde er zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen.

Nun empfehle ich Euch Gott. Geht in die Kirche, knieet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.“

Am 1. August 1914 abends 8 Uhr war der Lustgarten zu Berlin mit einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge angefüllt, die bis dicht an das Schloß heran standen. Die Menge sang patriotische Lieder und rief immer wieder: „Wir wollen unsern Kaiser sehen.“ Endlich erschien Kaiser Wilhelm am großen Fenster der ersten Etage, an seiner Seite wieder die Kaiserin, und hielt folgende Ansprache:

„Aus tiefsten Herzen danke ich Euch für den Ausbruch Eurer Liebe, Eurer Treue. In dem jetzt bevorstehenden Kampf



kenne ich keine Parteien mehr. Es gibt für uns nur noch Deutsche! (Brausender Jubel.) Und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen mich gewandt haben sollten, ich verzeih ihnen alles. Es handelt sich jetzt nur darum, daß wir alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird Gott dem deutschen Volke zum Siege verhelfen."

Diese Worte des Kaisers versetzten die Zuhörer in eine ungeheure Bewegung. Schließlich brach die Menge in nicht endenwollende Zurufe aus. Dann sang sie die Wacht am Rhein mit entblößtem Haupt. Der Kaiser verabschiedete sich durch Händewinken von der Menge, die in erneute stürmische Hochrufe ausbrach und hierauf in vollster Ordnung sich zerstreute.

In der ersten Ansprache sprach der Kaiser noch die von Zuhörern berichteten, in der Presse nicht wiedergegebenen Worte: „Den Frieden aber diktiere ich." Der Gedankengang stimmt überein mit dem Wort, das der Kaiser am 4. August zu dem Abgeordneten van Calker nach der Thronrede an den Reichstag äußerte: „Und nun wollen wir sie dreschen!" Es war der Ausdruck der unbesieglichen Stärke des deutschen Volkes, die im Bewußtsein des dem deutschen Vaterlande zugefügten Unrechts der Feinde Ansturm zu brechen vermeinte.

Heute ist Deutschland eine Beute der Feinde und muß sich willenlos dem Diktat derselben fügen.

Alle Monarchien in Deutschland sind in den Staub gesunken. Die Kaiserthrone der Hohenzollern und Habsburger sind zerschellt, selbst die alte Dynastie der Wittelsbacher in Bayern, die mit dem Volke unzertrennlich verwachsen zu sein schien, aus dem sie vor Tausend Jahren hervorgegangen, ist nicht mehr. Und wie die Verhältnisse liegen, ist eine monarchische Restauration selbst in der Form der repräsentativen Monarchie zunächst nicht denkbar.

Nach den gewaltigen Erfolgen auf allen Kriegsschauplätzen, nach den überwältigenden Siegen im Osten und Süden stand das deutsche Heer unbesiegt und in furchtbarer



Rüstung in Frankreich und Belgien bereit, zum letzten Schlage auszuholen. Da kam die große Krise vom 21. März 1918. Jüngst am 8. Dezember sagte der englische Premierminister Lloyd George in einer zu Leeds gehaltenen Rede: Ich schickte damals an Wilson ein Kabeltelegramm des Inhalts, daß uns Hilfe von seitens Amerikas unentbehrlich sei. Am anderen Tage telegraphierte Wilson: Schickt uns Schiffe, wir werden euch 120,000 Mann senden. Das bedeutete für England große Gefahren hinsichtlich der Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen. Trotzdem sandte England alle verfügbaren Schiffe. Die Amerikaner schickten nach und nach 1,900,000 Mann, von denen 1,100,000 durch die britische Flotte transportiert wurden. Hier tritt die Ursache der militärischen Niederlage Deutschlands prägnant in die Erscheinung. Deutschland wurde besiegt durch die Organisationskraft Englands und die Hilfe Amerikas. England war durch den Unterseebootskrieg an seinem Lebensnerv getroffen. Lloyd George erklärte in Leeds, der Krieg wäre unvermeidlich für England verloren gegangen, wenn es nicht gelungen wäre, den U-Bootskrieg zu beseitigen. Frankreich wäre abgeschnitten worden und Amerika hätte keine Hilfe senden können. Die Zusammenfassung aller englischen Transportmittel in der Hand des Staates hat im Verein mit den Methoden der maritimen Gegenwirkung gegen die deutschen U-Boote die knappe Lebensmittelversorgung und die ausgedehnten Truppensendungen Englands und Amerikas nach Frankreich ermöglicht. Und daß die deutsche Oberste Heeresleitung sich dieser Gefahren nicht rechtzeitig und nicht in vollem Umfang bewußt geworden ist, hat den militärischen Zusammenbruch herbeigeführt. Es ist im neutralen Ausland im Sommer 1918 bekannt gewesen, daß 600,000 Amerikaner in Frankreich stehen. Als dies gelegentlich dem Chef des Nachrichtenwesens im deutschen Großen Hauptquartier mitgeteilt wurde, soll er gesagt haben, für solche „Ammenmärchen" habe er keine Zeit; und er kehrte dem erstaunten Gelehrten, der die Nachricht gebracht hatte, stolz den Rücken.



Im Großen Generalstab ist nach den Erfahrungen mit England der feindliche Kräftezuwachs durch Amerika nicht unterschätzt worden. Aber man war der Meinung, er komme für die Entscheidung auf den französischen Schlachtfeldern zu spät. Hier steckt der verhängnisvolle Fehler, aus dem sich alles Weitere entwickelte.

Die am 21. März 1918 aufgenommene deutsche Offensive hätte, soweit man jetzt nach dem Abschluß der militärischen Ereignisse urteilen kann, nicht unternommen werden dürfen. Der demokratische württembergische Politiker Konrad Haußmann teilte in einer Rede zu Rottweil am 12. Dezember 1918 mit, der bekannte schweizerische Militärschriftsteller Stegemann habe ihm (Haußmann) geschrieben, die deutsche Offensive käme höchstens bis Amiens und Reims. Er hat damit Recht behalten. Die Märzoffensive erreichte nicht die gewollten Ziele und es ging nur langsam in großen vielwöchentlichen Pausen vorwärts. Ihre Fortsetzung brachte dann den erzwungenen Rückzug der deutschen Armeen. Vor dem 21. März waren die amerikanischen Truppen noch nicht in Vollzahl zur Stelle. Die englisch-französische Armeeführung fürchtete darum die Offensive der in furchtbarer Macht dastehenden deutschen Streitkräfte, die noch nicht einmal vollzählig waren, denn es sollen 20 Divisionen noch im Osten sich befunden haben. Haußmann sagt, es wäre damals die beste Gelegenheit zum Frieden gewesen. Nach den Erfahrungen der Vorzeit wird man das bezweifeln müssen. Für neue Friedensangebote sind die Erfahrungen doch zu schlechte gewesen. Ein neues Friedensangebot mit der sicheren Zusage der Räumung Belgiens, hätte schwer fallen können, es würde jedoch wahrscheinlich nichts genützt haben; ohne den Verzicht auf Elsaß-Lothringen würde kaum etwas erreicht worden sein. War man im deutschen Volke bereit, dieses Opfer zu bringen? Wer möchte diese Frage bejahen! Dagegen muß für die künftige Untersuchung festgehalten werden, ob nicht die Unterlassung der Märzoffensive und das Fest-

halten der Defensive Deutschlands Stellung gegenüber den Millionenheeren der Feinde unüberwindlich gemacht hätte.

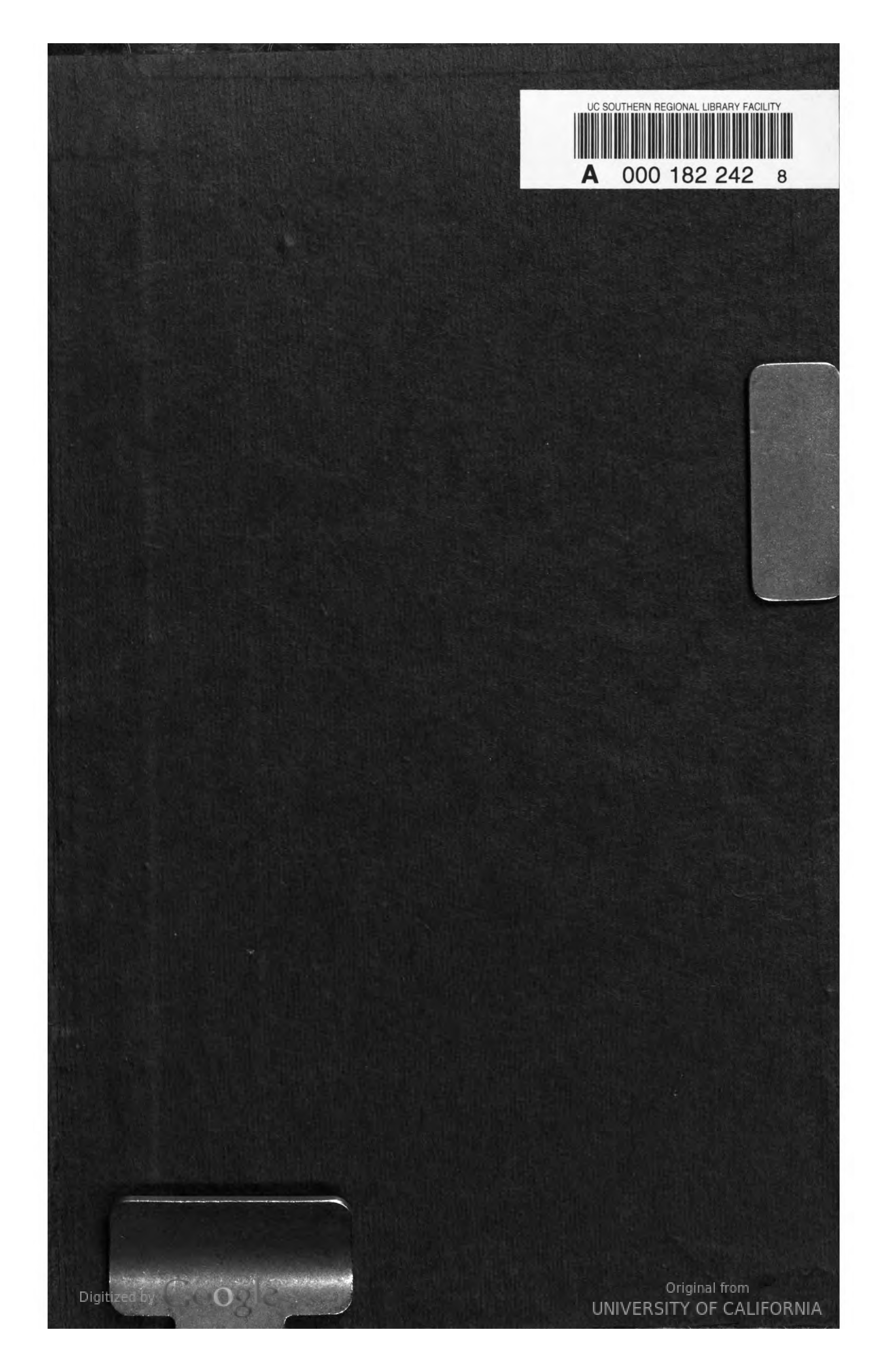
Es wäre die Betrachtung einseitig, würde man nicht die innerpolitische Lage in Deutschland und Österreich-Ungarn heranziehen, die brüchig geworden war. Inwieweit die Rücksicht auf die inneren Verhältnisse die militärpolitischen Entschließungen direkt beeinflußt haben mag, ist noch in Dunkel gehüllt. Der Sozialdemokratie ist es nach ihrer Heranziehung zu den Geschäften durch den Reichskanzler von Bethmann Hollweg gelungen, in die anderen Parteien einzudringen und die Entschlußkraft, welche England trotz aller Fehlschläge sich zu bewahren wußte, weithin im deutschen Volke zu zerstören. Die diplomatische Führung mit ihrer unklaren und unbeständigen Zielsetzung und Technik, die alldeutsche Kriegspolitik mit ihren überspannten unerreichbaren Zielen, die Agitation der Sozialdemokratie in den Massen, welcher von den anderen Parteien kein Widerstand entgegengesetzt wurde, hatten in die weitesten Schichten des Volkes die unbezwingliche Meinung hineingetragen, Deutschland führe einen Eroberungskrieg, es brauche bloß guten Willen zu zeigen, dann werde der Friede rasch herbeigeführt werden. Dadurch ist auch die deutsche Armee in Mitleidenschaft gezogen worden. Der bayerische Politiker Dr. Heim bemerkte am 25. November in einer zu München gehaltenen Rede, die deutsche Front sei von hinten eingestoßen worden. Das Wort eines Volkskenners sei der Beachtung empfohlen. Bei der Kriegführung mit Millionenheere ist die Trennung der inneren von der äußeren Front nicht möglich. Während in England und Frankreich allen Niederlagen zum Trotz die Auflösung der inneren Front mit diktatorischer Gewalt ferngehalten wurde, hat man in Deutschland der sozialistischen Bearbeitung des Volkes keine Hindernisse in den Weg gelegt. Unter diesen Umständen war die deutsche Kriegführung aussichtslos geworden.

Den Rest gab die drohende Aussicht auf nationale Verteidigung, vor der auch in diesen Blättern gewarnt worden



ist. Diese ist unmittelbar schuld am revolutionären Umsturz in Deutschland. Mit der Revolution wollte man die fernere Kriegführung im Stande der nationalen Notwehr unmöglich machen. Sie sollte auch Brot und Friede bringen. Wie aber vorauszusehen war, hat die Revolution bisher weder das eine noch das andere gebracht. Weder liefert die Entente Deutschland Brot, noch schließt sie mit ihm Frieden, solange die Arbeiter- und Soldatenräte die Basis der Revolutionsregierung bilden. Sie erkennt auch die Regierung Ebert-Haase nicht als verhandlungsfähig an. Es gibt keinen Frieden, solange diese unrechtmäßige Regierung am Ruder ist. Deutschland ist in voller Auflösung begriffen, die einzelnen Bundesstaaten, ja selbst einzelne Provinzen Preußens machen sich selbständig und erklären, nur einem deutschen Föderativstaat angehören zu wollen. Das hat die Revolution hervorgerufen. Sie hat eine Geldvergeudung mit sich gebracht, die nicht mehr gut zu machen ist. Daß der Friede für das gescheiterte Deutsche Reich ein harter sein werde, wußte man im voraus. Das ist allen den Faktoren zu danken, welche ihm diese Zustände bereitet haben. Daß dieser Friede noch härter ausfällt, als der schlimmste Pessimismus ahnte, das steht auf dem Konto der deutschen Revolution.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 182 242 8



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA